



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

830.6
294

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

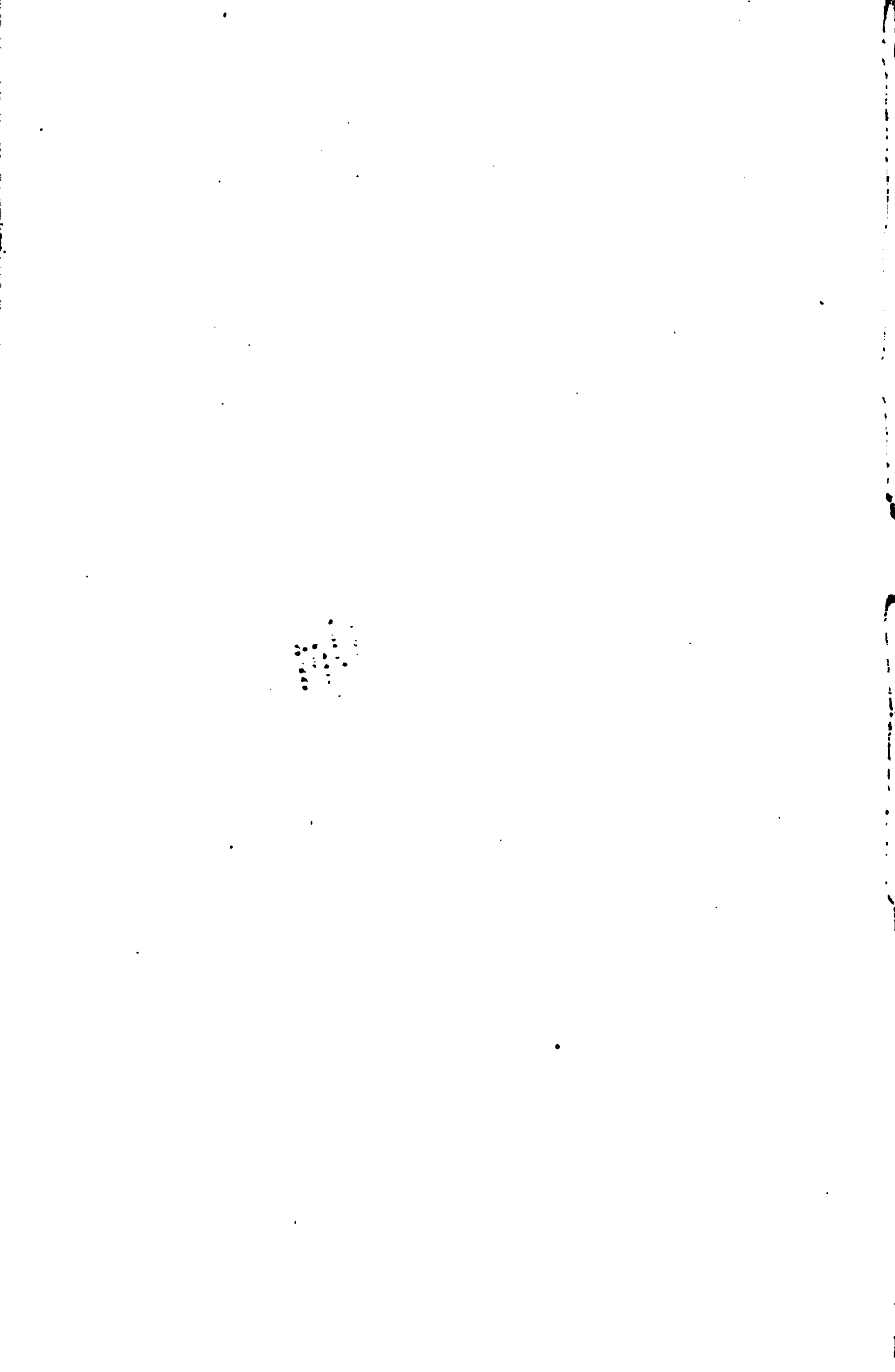


Vierundsechzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1908.



1000 f. 1/2
 1000
 1000
 1000

Inhalt.

<p> Abd ul Hamid 289 Alla turca 195 Allgemeines öffentliches Wahlrecht. 97 Asiatenhygiene 301 Ausstellung, frankfurter f. Heim- arbeit. Balzac 53, 100 Bankenhalbjahr 72 Bannerschwinger, die 141 Berlin f. Schönheit, die, der großen Stadt. Berliner Börse 37 Beseffenheit 173 Bismard Erinnerungen 179 Bismards Todestag 139 Börse f. Berliner. Briefe, vier 76 Briefe, vier 266 Buch, das, der Liebe 480 Buffy-Rabutin 142 Capriccio misterioso 361 Chaos der Kindheit 250 Defraudanten 383 Deutsche Literatur in Amerika . . . 345 Dividende, die, der Reichsbank. . . 490 Dohna-Schlobitten, Fürst f. Pro- zeß Eulenburg. Doktorexamen des Prinzen August Wilhelm f. Briefe 270. Donnersmard f. Stinnes. Eisenbahnpolitik 156 Emanzipirten, die 41 </p>	<p> Energetiker f. Weltanschauung. Eulenburg f. Prozeß. Ex libris 115 Ferien, für die 1 Finanzreform 220 Fontainebleau 334 Französisches Nationalfest f. Reichsgrenze. Frühling in Wien 252 Galerie, die 378 Gelegenheit, die verpaßte 256 Glücksspiel im Mittelalter 462 Handel f. Internationaler. Heimarbeit 201 Hille, Peter 298 Hochherrschastliche, die 30 Internationaler Handel 330 Jubeljahr 13 Juristen f. Normalarbeitstag. Kaiser Franz Joseph f. Jubel- jahr. Kartelle f. Gelegenheit, die verpaßte. Kindererziehung f. Mütter. Kindheit f. Chaos. Kriegsstimmung im Berliner Börsen- saal 40 Kriminalliteratur 15 Krisis 309 Kruppstandale f. Prozeß Eulen- burg. Kunst f. Lübecker. </p>
--	--

Ärm f. Verein.		Schlafkrankheit f. Briefe 81.	
Liszt f. Briefe 271.		Schönheit, die, der großen Stadt.	413
Literatur in Amerika f. Deutsche.		Schöppenstedt.	429
Lübeder Kunst	92	Schreibtisch, der	12
Luftbilanz	387	Schülerelbstmord	27
Marokko f. Krisis f. a. Luftbilanz f. a. Briefe 269.		Schulverdrossenheit f. Ferien.	
Mexiko f. Briefe 77.		Selbstanzeigen 63, 111, 217, 375, 450.	
Morgengang, des Unmoralischen	476	Stanin	443
Morten Synbo	47	Städtischer Boden	6
Münchener Geschäfte	451	Stahlwerke f. Gelegenheit, die verpaßte.	
Musik im Volkshaushalt	431	Stinnes und Donnersmard	417
Mütter, die	83	Syndow f. Reichsfinanzreform.	
Nationalitäten, die, in Ungarn	352	Tauschprozeß f. Prozeß Eulenburg.	
Naturheilverfahren f. Asiatenhygiene.		Türkei f. Orientalia. f. a. Krisis.	
Niezsche f. Briefe 76, 226.		Türkische Verfassung f. Allaturca.	
Normalarbeitstag der Juristen, der	113	Ungarn f. Nationalitäten.	
Orientalia	273	Weilchen	297
Paulsen	404	Verachtung, die, der Masse	467
Pierson f. Prozeß Eulenburg.		Verein, der, gegen Ärm	437
Politifizierung, die der Frau	455	Vergessene Augen	176
Prozeß Eulenburg	125	Verse	140
" " II.	159	Versicherungsgesellschaften f. Reichsversicherungsmopol.	
" " III.	223	Wagner, Richard und Minna	362
Prudhomme, Gully	471	Wagner und Liszt f. Briefe 271.	
Raskolnikow	116	Wahlrecht f. Allgemeines.	
Rathenau, Dr. Emil f. Beppelin.		Wehrmachtbegrenzung f. Krisis.	
Reichsbank f. Dividende.		Weltanschauung, die, der Energetiker	322
Reichsfinanzreform	421	Wien f. Frühling.	
Reichsgrenze, an der	397	Wilderhaltung in Afrika f. Briefe 81.	
Reichsversicherungsmopol	305	Zanga	212
Reklame f. Brief 80.		Beppelin	237
Roheisenverbände f. Stinnes.			
Roosevelt, Brief an f. Briefe 77.			
Schauspielerin, die	150		

Berlin, den 4. Juli 1908.

Für die Ferien.

Mit sehr gemischten Gefühlen las ich die Schrift „Mehr Freude an der Schule!“ von Gerhard Budde, Professor am Lyzeum in Hannover. In dieser Schrift wird nämlich, um es gleich klar zu sagen, nachgewiesen, daß viele Beschwerden, wie ich (und nicht etwa ich allein) sie schon früher gegen die höheren deutschen Schulen erhoben hatten, berechtigt sind. Das ist natürlich eine Freude für mich. Denn wen freut es nicht, wenn er seine Ueberzeugungen von Anderen bestätigt findet? Was mich aber ärgern muß, ist die Thatsache, daß man mich Jahre lang eben wegen dieser richtigen Beobachtungen und wahren Bekenntnisse gequält und verfolgt hat, bis ich darüber krank und müde wurde und aus dem Dienst gehen mußte. Ferner verdrießt mich, daß mir von dem Verfasser, der im Wesentlichen mit matterer Stimme das Selbe vorträgt, was ich laut sagte, nur flau und zögernd zugestanden wird, ich sei im Recht gewesen.

Ich hatte behauptet, daß im Publikum und bei den Schülern eine große Schulverdrossenheit herrsche. Deshalb wurden mir von Oberlehrern beleidigende Briefe ins Haus geschickt, wurde ich wie ein Verräther an der Schule behandelt, denn nun glaube man allgemein, weil es ein Fachmann zugebe, daß in dem Verede der Schulnörgler ein Kern von Wahrheit sei, und die Schule verdiene diesen Tadel nicht; deshalb mußte ich mich dienstlich in einer ganz empörenden Weise von Berufenen und Unberufenen überwachen lassen, die den Nachweis führen wollten, daß nur ich selbst schuld sei an eigener und fremder Unzufriedenheit; deshalb mußte ich mich von Männern wie Friedrich Paulsen als einen Phantasten höhnen lassen, dem das Augenmaß für die Realitäten verloren gegangen sei. Jetzt aber bekennt auch ein „Maßvoller“: „Ja, es herrscht an vielen Stellen Schulverdrossenheit; Das ist eine nicht abzuleugnende Thatsache und um so bedauerlicher, weil (wie auch ich stets offen bekannt habe) die jetzige Schulverwaltung (ich sagte: ‚Das Ministerium‘) sich die erdenklichste Mühe

gibt, diese Verdrossenheit zu heben.“ Und dieses Zugeständniß heute noch, selbst nach den mannichfachen anerkennenswerthen Reformen gerade der letzten Jahre am inneren Schulbetrieb und am gesammten Schulgeist. Um wie viel berechtigter noch war es vor fünf Jahren!

Die Schuld an dem betrübenden Zustand der Schulverdrossenheit wird von Budde fälschlich bei den Eltern gesucht, die sich von Unberufenen ein falsches Bild von den höheren Schulen aufdrängen ließen. Das ist deshalb falsch, weil sich die Eltern ihr Urtheil selbst bilden. Sie waren ja auch auf den Schulen und erleben sie noch täglich an und mit ihren Kindern. Um zu erfahren, wie es auf den Schulen zugeht, die ihre Kinder besuchen, brauchen sie sich wahrhaftig nicht erst pädagogische Reformschriften zu kaufen. Mir haben Hunderte von Vätern und Müttern aus allen Theilen Deutschlands geschrieben: „Ja, so ist es! Sie haben die Schulen genau gezeichnet. Da ist nichts übertrieben, nichts verschwiegen. So erleben wir es immer und immer wieder an unseren armen Kindern.“ Und Das sind nicht etwa die bekannten Portiers und Tischler mit dem falschen Bildungsehrgeiz: Das sind hochstehende Beamte, Gelehrte und Künstler, die mir so schreiben, sind Offiziere, Lehrer, Volksschul- und Gymnasiallehrer, sind sogar vereinzelt Gymnasialdirektoren und Universitätsprofessoren cis und trans von den deutsch-österreichischen Grenzpfählen. Unter vier Augen giebt mir auch wohl ein Ministerialbeamter aus dem „Kultus“ Recht, schreibt aber die Schuld an dem Uebel auf das Konto (nicht der Eltern, sondern) der Lehrer, die auch unser neuester Gewährsmann ermahnt (wie ich gethan hatte), „etwas fortschrittlicher gefinnt zu werden und sich leichter von veralteten Erziehungs- und Unterrichtsmethoden frei zu machen“.

Eine Unterbrechung! Der Briefträger mit einem Eingeschriebenen Brief. Auch die Anfrage eines Schriftstellers, der meinen Rath hören möchte; warum gerade meinen? Ich kenne den Mann nicht. Nun, er schreibt den Grund selbst: „Ich wende mich mit diesem Anliegen gerade an Sie, weil Ihre ganze seitherige literarische Thätigkeit mir ein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen eingeflößt hat.“ Das dürfte ich wohl nicht bekannt machen? Unbescheidenheit, Eitelkeit, Mangel an Selbstkritik, wie ihn mir Paulsen ja schon öffentlich bescheinigt hat. Sei drum: ein Zeugniß für viele!

Budde möchte nicht mit den pädagogischen Fanatikern und Unberufenen verwechselt werden, die mit ihren Uebertreibungen Schaden stiften, freilich auch nicht mit den Vertretern einer unbelehrbaren Schulorthodoxie mit ihren erstarrten Doktrinen. Medio tutissimus ibis. Ob ich im Stillen von ihm zu den Fanatikern und Unberufenen gezählt werde, ist nicht ersichtlich. Wohl aber gehört zu ihnen der jüngst verstorbene Professor V. Bräutigam in Bremen, dessen Tod seine Freunde mit Worten tiefempfunderer Trauer beklagen. Er muß nach Allem, was ich von ihm und über ihn gelesen habe, eine prächtige,

hingebend treue Lehrpersönlichkeit gewesen sein, ein Mann aus einem Guß, ein Lehrer, der mit unerschrockenem Wahrheitsmuth das Gemüth eines Kindes verband. Er hat einen Aufsatz hinterlassen, „Die Regierungform in den höheren Lehranstalten“, und darin durch folgende Sätze Budde's Zorn erregt:

„Die moderne deutsche Schule, insbesondere die höhere Schule hat in Wahrheit heutzutage in einzelnen ihrer Lebensregungen eine große Aehnlichkeit mit dem Zuchthaus.“ (In einzelnen ihrer Lebensregungen? Einige Aehnlichkeit? Ich finde den Ausdruck gemäßig. Ein Anderer, ein moderner Dichter, hatte sich, wie ich mich erinnere, schärfer, etwa so geäußert:

„Ein Zuchthaus ist die Schule,
Kein Haus gesunder Zucht:
Kein Wunder, wenn der Jüngling
Das Schinderhaus verflucht.“)

„Die der Schule fern Stehenden, die am Lautesten aufschreien werden über diesen Ausspruch, möchten sich doch einmal ein Jahr oder noch etwas länger in diese Schule als Lehrer verdingen. Wenn sie freie, überzeugungstreue Männer, auf Selbstständigkeit des Denkens, des Willens haltende Individuen waren und dann noch nicht einsehen gelernt haben, daß diese moderne höhere Schule für den Lehrer alle Freiheit unterbindet, daß er auf Tritt und Schritt kontrolirt, inspizirt, durch tausenderlei Vorschriften eingeengt wird, dann müssen sie in sehr glückliche Ausnahmen gerathen sein. Sie werden finden, daß der Direktor der Anstalt, der sie zuertheilt wurden, mit einer Machtfülle ausgerüstet ist, wie sie der absolute Herrscher eines Staates besitzt. Der Lehrer hat zu gehorchen, zu gehorchen, zu gehorchen: Das sind seine drei ersten Pflichten.“

Diese und andere Worte Bräutigams werden von Budde zum Beweis dafür angeführt, bis zu welchen Verstiegenheiten pädagogische Fanatiker sich verirren können. „Wo in aller Welt“, ruft er entsetzt aus, „hat Bräutigam eine solche Schule und einen solchen Direktor kennen gelernt? Ich glaube, eine entsprechende Umfrage würde ergeben, daß sie innerhalb der deutschen Grenzpfähle jedenfalls nicht aufzufinden sei.“ Den Herrn Professor Budde hat offenbar ein günstiges Schicksal an eine der Schulen getragen, wo ein humaner Direktor ihn als gleichberechtigte Persönlichkeit achtet; er hat aber nicht gelesen, was, zum Beispiel, Dr. Ernst Wachler, ein unantastbarer Zeuge, unter Berufung auf hundert Mitschüler in den „Blättern für deutsche Erziehung“ (1907) über das „System Nötel“ geschrieben hat. Da hätte er die gesuchten Schulen gefunden. Auch ich könnte ihm mit eigenen Erfahrungen dienen. Ich habe von Natur eine reiche Portion Lebensfreudigkeit und Lebensmuth mitbekommen, habe Liebe zur Jugend und ein Bedürfniß, mich mitzuthemen, hatte auch die Zuneigung meiner Schüler, wofür ich bis heute stets neue Beweise erhalte, hatte Einsicht und Erfahrung genug und in Jahrzehnte langem Dienste auch bewiesen, daß ich mich dem nothwendigen Zwang eines gesunden Organismus willig einfüge; denn ohne Unterordnung des Einzelnen unter die Idee des Ganzen ist

keine menschliche Gesellschaft zu irgend ersprießlicher Arbeit fähig. Was ich aber im Schuldienst als Schüler und fast mehr noch als Lehrer an Ueberwuchungeifer, an Druck und Zwang, an Demüthigungen und Verfolgungen zu erleiden hatte, Das hätte mich schließlich vielleicht noch zu einem Akt der Verzweiflung getrieben. Hätte ich nicht Rückhalt in meiner eigenen Natur und in meiner Familie gefunden, hätte die Noth mich gezwungen, in unwürdiger Stellung auszuhalten, so wären körperlicher und seelischer Zusammenbruch, Wahnsinn oder Selbstmord das Ende gewesen. Und was hatte ich verbrochen? Was lag gegen mich vor? Weßhalb mußte ich mich, als Gelehrter von einigem Ruf, als bekannter pädagogischer Schriftsteller, als Gymnasialprofessor und fast schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, wie den Zögling einer Besserungsanstalt quälen lassen? Weil ich mir erlaubt hatte, die Dinge so darzustellen, wie sie sind (man weise mir nach, daß ich damit die Unwahrheit behauptete!); weil ich, wie es im französischen Sprichwort heißt, eine Raze eine Raze, einen Lumpen einen Lumpen genannt hatte.

Jetzt also lese ich, daß mein Kampf gegen ein überhitztes Pflichtgefühl (ich nannte es „Pflichtbanausenthum“), diese Uebertreibung eines an sich richtigen Prinzips, berechtigt war, daß die starre Auffassung der Schulpflicht „wie ein Stück Mittelalter für unsere Zeit nicht mehr passe“; jetzt lese ich, daß keine „übermäßig starke Uebertreibung“ darin liege, wenn ich sagte: „Die lateinischen Extemporalien lasten auf den Gymnasiasten und ihren Familien wie ein Alb“; jetzt lese ich, „daß Gurlitt nicht so Unrecht hatte, wenn er als Wurzel alles Uebels die geistige Ueberfütterung unserer Jugend bezeichnete“, und daß sich „hier und da die Schule der Ueberbürdung thatsächlich schuldig macht“; jetzt lese ich, daß man „meine Anklage nicht entschieden zurückweisen könne“, wenn ich schrieb: „Eine Abiturientenprüfung macht noch immer den Eindruck eines hochnothpeinlichen Galegerichtes, wobei das Wissen der bleichen, überanstrengten Jünglinge, die in schwarzem Rock und weißer Binde vor Gericht sitzen, ins Verhör genommen wird und der düstere Ernst selbst den Unbefangenen einschüchtern muß.“ Jetzt höre ich von einem Gymnasialprofessor, daß meine Klagen zum größeren Theil berechtigt waren. Und dieser Mann ist wirklich ernst, ruhig, sachlich und erfahren; auch belegt er seine Urtheile stets mit den Zeugnissen von Männern, deren Name anerkanntes Gewicht hat.

Es ist mir eine tiefe Befriedigung, daß ich diese Entwicklung mit erleben darf. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß meine pädagogischen Kezereien schon nach wenigen Jahren die Zustimmung „ruhiger Schulmänner“ finden würden. Nur frage ich mich immer wieder mit Bewunderung: „Weßhalb diese bittere Anfeindung von meinen Berufsgenossen, wenn die Wahrheiten, die ich mittheilte, wirklich so nah am Wege lagen und so leicht zu greifen waren?“

Ich empfehle Buddes Schrift allen für die Erziehung Interessirten. Nicht

extra, weil ich darin ziemlich gut wegkomme. Budde drückt sich vorsichtig aus: „Gurlitt, dem man ohne Frage manche richtige Beobachtung nicht abstreiten kann, sagt: ‚Auf ein Lob in unseren Schulen kommen fünfzig Tadel und die Mehrzahl der Schüler bringt es in ihren Leistungen beim besten Willen kaum je über ein Genügend hinaus. Auch dieses Kargen mit der Anerkennung wirkt entmuthigend, ersticht alle Freudigkeit an der Arbeit und verleidet unseren Jungen den Aufenthalt in der Schule.‘ Daß Gurlitt in diesem Punkt nicht sehr überreibt, wird uns auch durch entsprechende Urtheile aus Büchern und Aufsätzen von Männern wie Matthias und Münch bestätigt.“ Also amtliche Beglaubigung. Da darf man ja wagen. Im Uebrigen aber tritt die Absicht deutlich hervor, von dem bösen Gurlitt abzurücken. Also in diesem Punkt habe ich „nicht sehr übertrieben“? Nein, mein Verehrtester, ich habe mit keinem Wort übertrieben, habe die schlichte Wahrheit vorgetragen. Das könnte ich noch aus allerjüngsten Erlebnissen urkundlich belegen. Das wissen unsere Eltern in Deutschland von Haus zu Haus. Das weiß auch Professor Budde; weiß freilich auch, daß man mir nicht ohne Gefahr auch nur den Schein des Rechtes und der Wahrheit zuerkennt, weil ich nun doch einmal für amtlich geächtet gelte. Ohne Grund freilich. Die Behörde würde nicht zugeben, daß sie gegen mich feindlich gesinnt sei. Aber immerhin . . . Man kann nicht wissen. Nun: mir ist genug, daß ich in der Sache Recht behalte und daß zumal die junge Lehrerschaft und die Studenten schon vielfach auf die von mir zuerst unter allen Lehrern mit aller Entschiedenheit geforderte Erziehungsreform eingeschworen sind. Erst in diesen Tagen noch schrieb mir ein Student: „Wir (Reformstudenten) werden mit Ihnen gehen, und ginge es durchs Feuer.“ Da wollen wir hart bleiben wie die Diamanten. Ich selbst habe alle Brücken hinter mir abgebrochen. Nun giebt's nur noch ein Vorwärts.“ Das Oberlehrer-Interdikt lastet also nicht zu schwer auf mir. Wird ihnen nicht helfen. Ich setze mich dennoch durch.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



Jeder Knabe soll und will ein Mann werden. Ihm dazu behilflich zu sein, ist nicht nur erlaubt, sondern ist Pflicht des Erziehers. Damit greift er der Natur nicht vor, sondern leistet ihr nur nützlichen Dienst . . . Wer dem Deutschen, ohne ihn vorlaut, dreist, frech zu machen, sein Selbstbewußtsein belebt, thut etwas Nützliches, Nothwendiges . . . Mit den bekannten Redensarten von den Geistern des Umsturzes, mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen komme man uns nicht; was wir stürzen wollen, ist schon längst morsch und faul und muß fallen, damit ein neues Leben möglich werde.

(Gurlitt: „Erziehung zur Mannhaftigkeit.“)



Städtischer Boden.

Adam Smith lehrt: Der Versuch, das wirthschaftliche Leben eines ganzen Volkes von einer Centralstelle aus zu regeln, geht über das Vermögen menschlicher Einsicht. Die Regirungen, die es versuchen, machen nur Dummheiten. Man soll diese Aufgabe Gott überlassen, der sie von Anfang an gelöst hat, da er die Welt so einrichtete, daß fürs allgemeine Wohl dann am Besten gesorgt ist, wenn Jeder aus allen Kräften für sein eigenes Wohl sorgt, woraus die Forderung entspringt, daß jedem Einzelnen möglichst unbeschränkte Bewegungsfreiheit eingeräumt werde. Smith hat Recht; und es ist nützlich, den allzu pflichteifrigen Regirungen wie den menschenfreundlichen Weltverbesserern gegenüber von Zeit zu Zeit daran zu erinnern. Doch giebt es bekanntlich keine absolute Wahrheit auf dieser relativistisch angelegten Erde; auch die Wahrheit, die Smith predigt, gilt nur unter zwei Voraussetzungen. Die erste ist, daß man das Gemeinwohl sehr, sehr weit faßt: als das Wohl der ganzen Kulturwelt im Durchschnitt eines langen Zeitalters. Denn daß der Stärkere, Klügere, Rücksichtlosere, indem er den eigenen Vortheil sucht, seinen für den Kampf ums Dasein weniger gut ausgerüsteten Nebenmenschen schädigt, sehen wir ja alle Tage. Das allgemeine Wohl bedeutet also in diesem Zusammenhang keineswegs das Wohl aller Einzelnen, sondern nur das Wohl einer großen Anzahl, das zulezt den durchschnittlichen Wohlstand und Komfort in einem solchen Grade heben kann, daß davon auch für die untersten Schichten Etwas abfällt. Die glänzende industrielle und kommerzielle Blüthe Englands ist mit unsäglichen Qualen von Millionen Fabrik- und Grubenarbeitern, darunter von Kindern bis zu fünf Jahren hinab, erkauft worden. Hätte die damalige Regierung für das Wohl der Schwachen so eifrig gesorgt, wie sie zu Smiths Verdruß für das Wohl der Starken sorgte, so hätte sie das Elend lindern können, ohne den Fortschritt aufzuhalten. Dieser Fortschritt hat nicht nur England, seit fünfzig Jahren auch seine Lohnarbeiter, sondern die ganze Menschheit vorwärts gebracht, denn er hat die moderne Technik erzeugt, deren wichtigste Wirkung darin besteht, daß sie einer viel größeren Anzahl von Menschen das Leben ermöglicht, als ohne sie leben könnten. Aber erst die Zukunft wird lehren, ob nicht das englische Volk den Dienst, den es, seinen Nutzen erstrebend, der ganzen Menschheit erwiesen hat, mit dem Opfer seiner Existenz büßen muß, da Industrialisirung die Individuen physisch schwächt, England aber fast sein ganzes Volk industrialisirt hat. Die zweite Voraussetzung besteht darin, daß, wie ja Smith auch forderte, dem Einzelnen die Freiheit gewährt werde, seinen Vortheil zu suchen, was nur dann möglich ist, wenn den Schwachen gestattet wird, sich gegen die Starken zu vereinen. Smith hat selbst recht drastisch dargestellt, wie die Fabrikanten in einer ständigen Verschwörung gegen

Die Arbeiter und gegen das Publikum lebten, wie sie darin durch kein Gesetz, durch keine Behörde gestört würden und wie darum die Arbeiter, denen Koalitionen verboten waren, bei jeder Lohnstreitigkeit den Kürzeren zögen. Soll die Fesselung der Arbeiter beseitigt werden, so muß die Gesetzgebung einschreiten. Dieser fällt also allermindestens die Aufgabe zu, für das freie Ringen der Individuen die Kampffelder abzustechen, Regeln aufzustellen, die das Spiel fair machen, und bei Verletzung dieser Regeln müssen die Behörden einschreiten, wenn die Gesetze wirksam werden sollen. Benachtheiligungen der Schwächeren durch die Stärkeren im Konkurrenzkampf, die auf Fesselung der Schwächeren beruhen, kommen aber nicht nur bei der Abschließung des Lohnvertrages, sondern auch in unzähligen anderen Beziehungen unseres verwickelten Gesellschaftsgewebes und Betriebes vor. Deshalb hat sich auch die englische Regierung, obwohl sie im Prinzip der Lehre Smiths treu bleibt (zu der sie sich übrigens gerade auf dem vom Smith hauptsächlich gepflegten Gebiet, auf dem der Zollpolitik, erst 1846 bekehrt hat, nachdem England sein Industrie- und Handelsmonopol schon errungen hatte), mit einer stetig wachsenden Menge sozialer und Verwaltungsaufgaben belasten müssen. Jedes solches Eingreifen der Regierung mag sich im Enderfolg zweckwidrig und schädlich erweisen, aber in dem Augenblick, wo die Noth eines unerträglich gewordenen Uebels drängt, hilft kein Zittern vorm Frost oder vorm Feuer: da muß zugegriffen werden.

Eine Gruppe solcher Uebel, die seit Jahrzehnten ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und legislatorischer Experimente ist, entspringt aus dem Zuge zur Stadt, zur Großstadt, der mächtig geworden war, sobald die Fortschritte der Technik ihn ermöglicht hatten. Um nur Eins zu erwähnen: wie würden ohne strenge und wohlorganiſirte Reinlichkeitspolizei Seuchen unsere Großstadtbevölkerung dezimiren! Als Grundübel aber, dem die vielen einzelnen Uebel entspringen, wird ziemlich allgemein die Vertheuerung des städtischen Bodens angesehen. Nun hat Dr. Karl von Mangoldt ein Werk herausgegeben (Die städtische Bodenfrage, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1907), das man eine Encyclopädie der den Gegenstand betreffenden Forschungsergebnisse nennen kann, das aber nicht etwa nur eine sehr fleißige Kompilation ist. Denn der Verfasser hat selbständig geforscht, unabhängig von Anderen Material gesammelt und den weitſchichtigen Stoff mit orizinellem Auffassung und eigenem Urtheil von einem Centralgedanken aus systematisch gestaltet. Der Centralgedanke ist: daß die vielbeklagten Uebel aus der bis jetzt üblichen Methode der Stadterweiterung entspringen, daß diese nicht länger dem Zufall und dem Privatunternehmerthum überlassen werden darf, sondern als Aufgabe des öffentlichen Rechtes behandelt werden muß. Von diesem Leitgedanken aus gliedert sich ihm der Stoff in vier Abschnitte. Im ersten wird gezeigt, wie der städtische Bodenwerth und die städtische Grundrente entstehen, im zweiten wird die

herrschende Methode der Stadterweiterung beschrieben, im dritten bewiesen, daß diese Methode oder dieses System die bekannten Mißstände verschuldet, im vierten der Reformplan entwickelt. Das Ziel der Reform ist natürlich die Gartenstadt (die Gartenstadtbewegung, die das Ziel auf dem Wege der Selbsthilfe erreichen will, begrüßt er zwar als wichtige Förderung der Reform, erwartet aber von ihr allein keinen durchschlagenden Erfolg); Jedermann soll im Grünen wohnen, soll seine Villa oder wenigstens seine Cottage haben, soll in seinem Garten sein Gemüse bauen können. Wer möchte Das nicht wünschen? Natürlich wird uns das Ideal nicht in Gestalt einer Phantasie à la William Morris vorgeführt; wie bei der Darstellung der Geschichte der Stadterweiterung alle in Betracht kommenden technischen, finanziellen, juristischen und Verwaltungsfragen gründlich erörtert worden sind, so geschieht es auch bei der Darlegung des Reformplanes; und dessen einzelne Forderungen knüpfen sich an schon vorhandene Vorgänge und Verhältnisse, die als Anfänge der Reform gedeutet werden können und ihr die Richtung weisen. Sehr sorgsam werden die Prozesse der Centralisirung und Decentralisirung untersucht. Auch der zweite ist ja schon im Gange und es wird gezeigt, daß Centralisirung der Industrie nicht die Anhäufung der Bevölkerung in der Großstadt zu bewirken braucht, ferner, daß für den Kulturfortschritt Riesenzstädte nicht unbedingt nothwendig sind. (Der Schwede Gustav F. Steffen, der von der Häßlichkeit der englischen Industriestädte das abschreckendste Bild entwirft, sagt ganz richtig, eine Stadt von hunderttausend Einwohnern vermöge alle berechtigten Kulturbedürfnisse zu befriedigen). Mangoldt beschränkt sich nicht auf den Gegensatz von Stadt und Land, sondern erörtert auch den zwischen dem dünn bevölkerten Nordosten und dem dicht besiedelten Südwesten und die Aussichten auf industrielle innere Kolonisation der industriearmen Landschaften.

Diese Untersuchungen behalten ihren theoretischen und praktischen Werth auch dann, wenn man Mangoldts Grundgedanken ablehnt. Daß sich gegen diesen eine starke Opposition erheben wird, verhehlt er sich nicht. Die Gemeinden und die (zum größten Theil erst zu schaffenden) Gemeindeverbände, denen er das Amt von Trägern der Stadterweiterungthätigkeit zuweist, werden die ungeheure Verantwortung scheuen, nicht zu reden von dem Interesse der im Stadtreichthum mächtigen Hausbesitzer, dem durch eine demokratische Reform des Kommunalwahlrechtes entgegengearbeitet werden soll. Den zur Stadterweiterung erforderlichen Boden können die Kommunalbehörden wohlfeiler als heute nur mit Hilfe eines weitgehenden Enteignungsrechtes bekommen; und gegen dieses nun wie gegen seine Rechtfertigung bei Mangoldt erheben sich schwere Bedenken. Die Wenigen, meint er, die zu enteignen wären, müßten den bleibenden Vielen weichen; das Recht der Ungeborenen müsse gewahrt werden. Als ich Kaplan war, kam eines Tages zum Pfarrer eine Frau und

meldete ihm freudestrahlenden Antlitzes: „Denken Sie, Herr Propst, was meine Marie für ein Glück gehabt hat! Sie hat von ihrem Herrn ein Kind getriegt und er hat ihr hundert Thaler geschenkt! Da will ich nur gleich auch die Anna nach Berlin schicken“ Ich stehe dem Recht solcher Ungeborenen sehr skeptisch gegenüber. Nun gehören ja natürlich nur die wenigsten der Personen, die nach Berlin ziehen, in diese Kategorie. Mich, zum Beispiel, wird Mancher für einen Narren halten, weil ich in einer kleinen Mittelstadt hocken geblieben bin, wo ich viele Arbeiten, die ich in der Großstadt machen könnte, gar nicht unternehmen, andere nur unter Hindernissen und unvollkommen leisten kann. Aber zwischen den Töchtern jenes dummen Weibes und den Männern, denen ihr Beruf die Großstadt als Wohnort anweist oder die nur in der Großstadt Aussicht haben, Arbeit zu finden, liegen sehr viele Kategorien, von denen vielleicht die Hälfte keinen stichhaltigen Grund hat. Der Bauernknecht, der nicht mehr Dünger laden will, nachdem er „des Königs Rock“ getragen hat, der Bauernsohn, den die Uniform eines Straßenbahnschaffners vornehmer dünkt als die Fackel, die er daheim beim Pflügen trägt, die Magd, die dem Schatz in die Stadt nachzieht oder die wie Leporello nicht länger Diener sein will und darum eine Stelle in der Fabrik, im Laden oder in der Kneipe sucht: sie Alle verdienen nicht, daß sich ihretwegen die Stadtväter eine ungeheure Verantwortung aufladen. Aber Industrie und Gewerbe; aber die Unmöglichkeit, unseren Bevölkerungüberschuß in der Landwirthschaft und sonstigen Urproduktion unterzubringen! Wichtig ist, daß wir einer blühenden Industrie bedürfen, um unsere wachsende Bevölkerung zu versorgen, und daß damit die Nothwendigkeit eines gewissen Grades städtischer Konzentration gegeben ist. Aber vorläufig brauchen unsere Landwirthe noch einige hunderttausend russisch-polnische und galizische Arbeiter und unsere Bauern und Bauerfrauen müssen sich halb tot radern, weil sie keine Dienstboten bekommen. Die Abwanderung vom Lande wird also nicht durch Arbeitsmangel erzwungen und dieser ungesunde und unberechtigte Zug nach der Stadt, nach der Großstadt darf nicht dadurch noch verstärkt werden, daß man allen Anziehenden ein behagliches Nest bereitet. Und was die Industrie betrifft: in einem Romane (von Zobelitz, wenn ich mich recht erinnere) tritt ein Amerikaner auf, der als Schuhwichsefabrikant Bankrott gemacht, seine Schuhwichse in Blutreinigungswillen umgearbeitet hat und mit denen binnen kürzester Frist Millionär geworden ist. Ein Bißchen stark aufgetragen, aber es charakterisirt einen großen Theil unserer Industrie ganz zutreffend. Ich will nicht noch einmal alle die Thatsachen aufzählen, die meine auch durch die letzte Hochkonjunktur nicht erschütterte Ueberzeugung rechtfertigen, daß es (selbst bei Deckung des Mankos der Landwirthschaft) unmöglich ist, innerhalb unserer Reichsgrenzen sechzig Millionen Menschen nützlich und anständig zu beschäftigen. Ich erinnere nur an zwei Industrien, die zu den an-

ständigen gehören. Was kann überflüssiger sein als die Kraftwagen (die nämlich, die wir jetzt haben; ihr Prinzip kann sich ja künftig einmal nützlich erweisen); und so lange die Automobilsportsmen das Feld ihrer Uebungen nicht in eine afrikanische oder australische Wüste verlegen, sind die Wagen sogar gemeingefährlich und gemeinschädlich. Und die Kriegsschiffe! Wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo man über unser heutiges Geschlecht lachen wird, das Milliarden Mark und Millionen Menschenkräfte an die Herstellung von Panzerschiffen vergeudet, von denen kaum der hundertste Theil Verwendung findet, noch dazu eine Verwendung, für die (Züchtigung von unbotmäßigen Regern!) ein paar in einem alten Holzlasten beförderte Kanonen genügen würden.

Bei der bisherigen Anwendung des Enteignungsrechtes liegt die Sache doch etwas anders. Die Anlage von Eisenbahnen, Kanälen und anderen Verkehrswegen und Verkehrsmitteln ist ein unzweifelhaftes öffentliches Interesse, dem das Recht des Einzelnen zu weichen hat. Dagegen ist zweifelhaft, ob das Gemeinwohl die städtische Besiedelung gerade nach dem von Mangoldt vorgeschlagenen System fordert. Und bei Enteignungen im Interesse des Verkehrs handelt es sich gewöhnlich nur um einzelne Streifen Landes; die um sich greifende Stadt aber frißt ganze Bauergüter, mit der Zeit wohl auch Rittergüter. Und bei dem System der Weiträumigkeit, das nicht nur für die Riesen- und Großstädte, sondern auch für die Mittel- und Kleinstädte erstrebt wird, würde die Stadterweiterung noch ganz andere Flächen verschlingen als bisher, so daß damit der Nahrungsmittelerzeugung in nicht unerheblichem Umfang Abbruch geschähe. Dazu kommt eine ideelle Erwägung. Mangoldt geht nicht so weit, die zu enteignenden landwirthschaftlichen Grundstücke als Kartoffel- und Weizenacker taxiren zu wollen; er schlägt eine Taxe vor, die dem Zukunftwerth des Bodens einigermaßen Rechnung trägt, aber nicht bis zu dem Preis geht, den die Nachfrage voraussichtlich binnen Kurzem erzeugen wird. Möglich, sogar wahrscheinlich ist, daß die meisten Grundbesitzer im Bannkreis der Stadt oder im „schmalen Rande“, wie Mangoldt den zunächst in Betracht kommenden Gürtel nennt, nur darum das erste Kaufangebot zurückweisen, weil sie wissen, daß bald ein zweites, höheres an sie ergehen wird. Doch ist auch der Fall denkbar (er kommt manchmal vor), daß der Bauer nicht verlaufen will, weil ihm das Erbe seiner Väter, seine Heimstätte, ans Herz gewachsen ist. Mir ist sehr zweifelhaft, ob der Staat gut daran thun würde, durch weitgreifende und rücksichtslose Anwendung des Enteignungsrechtes dieser Gefinnung seine Nichtachtung zu bezeugen, sie, wo sie in unserer mammonistischen Zeit noch vorhanden ist, zu erschüttern und auszurotten. (Hier wäre über die konservative Partei und das Enteignungsgesetz für die polnischen Landestheile Mancherlei zu sagen; aber die Leser der „Zukunft“ kennen ja meinen Standpunkt.)

Jedenfalls geht es zu weit, wenn Mangoldt das Wohnungelend der

Großstadt als „eine Folge unserer verkehrten Rechts-, Verwaltung- und Wirtschaftseinrichtungen“ hinstellt. Er fragt, wie die hohen Bodenpreise zu erklären seien, beantwortet diese Frage und bemerkt dann: „Das Räthsel ist also gelöst.“ Die Antwort ist vortrefflich; nur ist sie nicht eigentlich eine Antwort auf die gestellte Frage, sondern die Beschreibung des Verlaufes der Preiserhöhung. Die Preiserhöhung selbst ist das Natürlichste von der Welt. In der Saturday Review las ich einmal: All unser Wohnungelend kommt daher, daß sich Millionen Menschen in den Kopf setzen, auf einer Fläche wohnen zu wollen, auf der hunderttausend bequem Platz haben. Wohnraum ist gleich dem Brot unentbehrlich, und wenn ihn Tausende von Menschen auf dem Wege der Konkurrenz einander streitig machen, so muß sein Preis enorm steigen. Darin steckt gar nichts Räthselhaftes. Daß Mangoldt die einzelnen Stadien der Preiserhöhung genau beschreibt, ist allerdings verdienstlich, denn Unternehmer wie Behörden haben ein Interesse daran, über den Vorgang genau unterrichtet zu sein. Aber daß der Vorgang eintreten muß, ist gar keine Frage; ihn abzuwenden: Das könnte nur die öffentliche Gewalt, die hier eben zu Hilfe gerufen wird. Mir scheint nun aber, daß, abgesehen von den Gefahren und dem zweifelhaften Recht dieser Hilfe, die natürliche Entwicklung ihren Nutzen hat, da die Unerforschlichkeit der städtischen Bodenpreise und die daraus entspringenden Uebel zuletzt doch den Zudrang hemmen und daran erinnern müssen, daß die Erde außerhalb der deutschen Grenzen noch Raum für Ansiedlungen hat und daß die Befiedelung der ganzen Erdoberfläche der Wille der Vorsehung ist. „Wachset und mehret Euch und erfüllet die Erde und macht sie Euch unterthan“, hat Gott dem ersten Menschen geboten.

Ferner ist zu erwägen, daß die private Stadterweiterung außer den Uebeln, die sie nicht verschuldet hat, sondern nur eben nicht zu verhüten vermag, doch auch recht Erfreuliches leistet. Viel tausend Menschen wohnen heute schöner und bequemer, als ihre Vorfahren in den von Festungswällen oder Ringmauern eingeschlossenen Städten gewohnt haben. Der erwachte starke Trieb zum Naturgenuß, der sich in der Gartenstadtbewegung, in der Anlage von Laubenkolonien und Schrebergärten, in der Verdrängung des Kneipenlebens durch Sport und Bewegungsspiele, in der Reiselust und Bergfexerei offenbart, wird dafür sorgen, daß die begonnenen Verbesserungen weiter gedeihen, wobei allerdings zu wünschen ist, daß die Behörden diesen Besserungsprozeß mehr als bisher fördern durch Antreiben, Leiten und Vorbeugen. Nur darf man nicht glauben, daß die eben erwähnte Art Liebe zur Natur für unser Volk im Ganzen das Wichtigste wäre. Viel wichtiger als die Freude an schönen Gartenanlagen und geräumigen Tennisplätzen ist die Liebe des Bauern und des Rittergutsbesizers alten Schlages zu seiner so vielseitigen landwirthschaftlichen Thätigkeit, die Bereitwilligkeit des Bauern, bei harter Arbeit trotz be-

scheidenem und unsicherem Ertrag geduldig auszuharren, die Anhänglichkeit an die ererbte Scholle, die Freude am Gedeihen der sorglich gepflegten Nutzthiere und Nutzpflanzen, das stolze Bewußtsein, daß man die nothwendigste und nützlichste aller Berufsthätigkeiten ausübt, die man mit keiner anderen vertauschen möchte. Wenn diese Gesinnung verschwindet, dann schützen alle städtischen Paradiese unser Volk nicht vor dem Verfall.

Der Werth von Mangoldts Buch ist ganz unabhängig von seinem Grundgedanken; als reichliche Quelle der Information ist es unentbehrlich für alle bei der Stadterweiterung Thätigen. Ich vermisse nichts als eine etwas ausführlichere Berücksichtigung des Buches „Kleinhaus und Miethkaserne“ von Andreas Voigt und Paul Geldner. (Darin wird bewiesen, daß die Zusammendrängung vieler Menschen auf einen engen Raum als vorläufig nicht zu beseitigende Thatsache hingenommen werden muß, die Miethkaserne gewisse Vorzüge vor dem Kleinhaus voraus hat). Auch ist zu loben, daß Mangoldt den die neuen Terrains anschließenden Privatunternehmer nicht als Bodenwucherer brandmarkt, sondern als eine Persönlichkeit charakterisirt, die eine bisher unentbehrliche Funktion ausübt und selten übermäßigen Gewinn erzielt.

Reisse.

Karl Zentsch.



Der Schreibtisch.

Eine Einsamkeit ist Traum.
Denn zum unbestellten Feste
hab' ich oftmals Gast und Gäste,
athmend füllen sie den Raum.

Wenn der Abendschein sich bricht
mit Gewölk in meinen Scheiben:
einsam in dem Dämmertreiben
schwebt mein Tisch mit seinem Licht.

Glühe, Licht, ins Thal hinein!
Aller Menschen stille Heere,
alle Sterne, alle Meere
lagern sich in Deinem Schein.

München.

Leo Greiner.



Jubeljahr. *)

Wenn unser Kaiser könnte, wie er wollte,
 Wenn er nicht seine stillen, schlichten Wünsche
 Den Wünschen seines Volks zum Opfer brächte,
 Dann würd' er dieses Jubeljahr gar still
 Und schlicht begeh'n Kein Dichter dürfte feiernd
 Des Kaisers Lob verkündigen. Der Kunst
 Wär' es verboten, ihren Farbenfrühling,
 Dem sinnensfrohen Wien zu heitrer Schan,
 An Thronestufen festlich auszubreiten,
 Und Lieb' und Treue seiner Völker müßte
 Mit schweigender Empfindung sich begnügen
 Wer sechzig schwere Herrscherjahre lang
 Tief in das Treiben dieser Welt geschaut,
 Den blendet Erdenglanz nicht mehr. Wer tausend
 Und abertausend Worte angehört,
 In jeder Tonart und in jeder Zunge,
 Von Weisen, Choren, Creuen, falschen, Den
 Kann Menschenrede, kling' sie noch so schön,
 Nicht mehr berücken; und ein Herz, das Gott
 So bis ins Mark geprüft hat und geläutert,
 Verlernt es, an dem eitlen Ruhm der Welt
 Sich stolz zu freuen. Ewiges nur und Wahres
 Kann noch ein solches Herz berühren. Drum,
 Wenn unser Kaiser könnte, wie er wollte,
 Dann würd' er so zu seinen Völkern sprechen:
 „Wenn Ihr mich feiern wollt nach meinem Sinn,
 Dann schmücket Eure Häuser nicht mit Kränzen
 Und Fahnen aus noch überbietet Euch
 In hohen Worten treuer Huldigung.
 Nein, Jeder nehme ernst und still sich vor,
 Nach seinen Kräften, ohne Wenn und Aber,
 Dies eine Jahr lang seine Pflicht zu thun,
 Sie so zu thun, wie ich sie sechzig Jahre

*) Diese Verse sind unter dem Eindruck des wiener Festzuges und der anderen
Brandspektakel entstanden, mit denen das Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph
 in Oesterreich gefeiert wird. Ihr Dichter, als Sohn des Bürger-Ministers der Träger
 eines der historischen Namen Oesterreichs, ist als Aesthetiker und als Begründer des direkt
 vom Burgtheater abstammenden und dessen Ruhm verjüngenden hamburger Deutschen
 Schauspielhauses auch im Norden bekannt geworden. Da hat man sich oft darüber ge-
 wundert, daß diesem Manne nicht die Leitung des Burgtheaters anvertraut ward, für die
 er prädestinirt schien. Da weiß man aber nicht, daß er vorher zwei lezenswerthe Gedicht-
 bände, die Tragoedie „Denone“, das Märchenspiel „Habsburg“ und Gelegenheitsgedichte
 veröffentlicht hatte. Auch der Poet Alfred von Berger verdient aber, gehört zu werden.

Zu thun versucht. Ein Jeder schwöre sich
 Und halte seinen Schwur: sein Selbst verleugnend
 Und jede schlimme Regung unterdrückend,
 Kein Wort zu sprechen, keinen Satz zu schreiben
 Und keine That zu thun dies eine Jahr,
 Die nicht dem Vaterlande frommt und dient.
 Das gäb' ein Jubelfest, das Wahrheit wäre,
 Nicht ein vergänglich gleißend schöner Schein,
 Der, wie ein prachtvoll-goldgestickter Teppich,
 Nur Haß und Zwietracht, die sich drunter regen,
 Zudecken soll. Wenn Jeder also thäte
 Dies eine Jahr nur, — dann stünd' an dem Tag,
 Der mir vor sechzig kampferfüllten Jahren
 Die Krone auf das junge Haupt gedrückt,
 Ein neues Oestreich da, ein blühendes,
 Das all der unerschöpflich reichen Kräfte,
 Die Gottes Huld ihm in sein Herz gelegt,
 Froh wäre, statt sie hadernd zu vergeuden!“

Und wenn der Kaiser so gesprochen hätte,
 Dann würd' er, wenn er könnte, wie er wollte,
 Am Liebsten seinen Ehrentag verleben
 In einem stillen, grünen Alpenthal,
 Von seinen Allernächsten nur begleitet
 Und von Erinnerungen . . . Und vielleicht
 Würd' er das Herz sich mehr erhoben fühlen
 Als durch das feierlichste Hochamt, könnt' er,
 Allein und unerkannt, ein Mensch mit Menschen,
 In einem schlichten, alten Dorfkirchlein
 Hinknien und beten, mitten unter Bauern,
 Die fromm die schwieligen Hände falten, Gott
 Zu danken für die eingebrachte Ernte,
 Die ihre schwere Arbeit knapp belohnt.
 Und wenn er nun ins Freie träte, möglich,
 Daß er dann einen kleinen Oesterreicher
 Anredete, ein stämmig Bauernkind.
 Das gar nicht ahnt, daß es der Kaiser ist,
 Der freundlich ihm den Flachskopf streichelt.
 Sinnend blickt der Monarch dem Kind des Volks in seine
 Treuherzigen Augen: und aus ihrer Bläue
 Winfts ihm wie stille Ahnung hellerer Zukunft . . .
 So, mein' ich, säh' sein Jubelfest wohl aus,
 Wenn unser Kaiser könnte, wie er wollte!

Wien.

Alfred Freiherr von Berger.



Kriminalliteratur.

Der magische Reiz des Bösen.

Lucien Morisset, ein junger Mann, der 1881 vom Schwurgericht zu Tours wegen Mordes zum Tode verurtheilt wurde, hatte während der Haft seine Erinnerungen niedergeschrieben, die, was Stil und Rhythmus anbelangt, mit Lacenaires bekannten Aufzeichnungen wetteifern können. Gleich auf der ersten Seite finden wir die ironische Bemerkung: „Die Folgen des Verbrechens reichen der Gesellschaft zum Heil. Die meisten Leute kaufen Zeitungen nur, um die Chronik der Verbrechen zu lesen; wenn die Blätter aus dieser Sphäre nichts brächten, würden sie kaum noch gekauft und könnten eingehen.“ Das klingt paradox und erinnert an das Wort, die Krankheiten seien unentbehrlich, weil sonst die Aerzte nichts zu leben hätten. In den Sätzen, die der junge französische Mörder vor einem Vierteljahrhundert schrieb, ist Etwas wahr: daß das Publikum die Beschreibung der Verbrechen und ihrer Einzelheiten liebt, sie bespricht und mit Leidenschaft verfolgt. Was heutzutage am Meisten gelesen wird, sind die Prozeßberichte. Die Dramen des Lebens, die vor dem Schwurgericht enden, werden interessanter gefunden als die der Bühne. Wir verfolgen sie in der Presse oder im ernsteren Buch mit einer Intensität, die an die krankhaft grausame Neugier der Cirkuszuschauer alter Jahrhunderte erinnert, denen die Qualen armer Opfer zum Genuß wurden. Nur weil wir uns einreden, civilisierter zu sein (intellektueller sind wir gewiß), verzichten wir auf das bewundernde Begaffen physischen Schmerzes und begnügen uns mit der Erörterung moralischer Qualen. Heute, zum Beispiel, wären wir nicht im Stande, zuckende, im Schmerz der Agonie sich windende Körper anzusehen, wie es lächelnd und mit Vergnügen die römischen Matronen thaten; dafür reizt uns die Betrachtung der psychologischen Verzerrungen, der Qualen und Martern, der Hilflosigkeiten, der Heuchelei und Falschheit einer Verbrecherseele und wir entblöden uns nicht, aus Zeitungberichten und Büchern, die wie mit einem Bistouri kalt und gefühllos in die verborgensten Tiefen des Verbrecherlebens eindringen, nicht nur unsere Neugier zu befriedigen, sondern auch eine ganz besondere, lagenartige Gemüthsbewegung daraus zu schöpfen.

Wir sind, um es kurz zu sagen, nicht mehr so bestialisch wild, wie wir ehemals waren, wohl aber noch grausam in unserem Denken. Alle gemeinen Wünsche, alle niederen Wollüste, die ehemals nur unserem thierischen Instinkt bekannt waren, hat die Entwicklung in unser Gehirn verpflanzt und darin isolirt.

Es giebt Menschen, die sich über diesen tief gesunkenen Geschmack der Leute wundern und Vergerniß daran nehmen, daß unser Gewissen so herabgekommen ist. Das sind aber nur Optimisten und oberflächliche Menschen; dem ernstesten und wahrheitliebenden Beobachter ist es nur zu gut bekannt, daß

die menschliche Seele seit je her sich dem Unblich des Bösen willig hingeeben hat und daß auf unsere Phantasie seit je her das Verderbte und Scheußliche mehr wirkte als das Gute und das Schöne. Auch in der Gesellschaft erzählen wir und hören wir ja immer mit besonderer Freude das Skandalöse und Unmoralische erzählen und sind heute sogar so weit, daß die Konversation sofort ins Stocken geräth, sobald von anständigeren Sachen gesprochen wird. Die Frauen — ich bitte um Verzeihung, wenn ich ihnen eine Wahrheit sagen muß, die, wie die meisten Wahrheiten, nicht angenehm klingt — werden zugeben, daß sie bei ihren Besuchen zwar das Gift der Verleumdung gern durch ihre Grazie und durch die Anmuth ihres Geistes verschönern, nur ungern aber über die tugendhafte, zurückgezogen und glücklich lebende Freundin sprechen; es wäre zu dumm, davon zu reden; sehr viel interessanter ist ja die durch die große Welt Rauschende, deren wildes Leben den Verdacht galanter Abenteuer erlaubt und ihr den scharfen Geruch zweifelhafter Moralität erworben hat.

Wir Männer sind übrigens nicht besser als die Frauen. Es soll sich Jemand einfallen lassen, in einem Salon, in einem Klub oder in irgendeinem Verein über Jemand gut zu sprechen! Er wird wenig Zustimmung und viel Schweigen, das kaum begonnene Gespräch wird ein rasches Ende finden. Nun aber soll Jemand versuchen, über Andere schlecht zu sprechen. Im Chor werden Alle einstimmen; Jeder wird der üblen Nachrede Etwas beizufügen wissen und das Gespräch ist in gutem Gang. Die biblische Legende ist leider psychologisch sehr richtig: die Früchte vom Baume des Bösen sind für uns viel schmackhafter als die vom Baume des Guten.

Es ist mir allerdings nicht bekannt, ob das Sprichwort auf Wahrheit beruht, daß die glücklichen Völker keine Geschichte haben; gewiß kann ich aber mit Bestimmtheit behaupten, daß über Leute, die in Zurückgezogenheit glücklich und ruhig leben, uns nur eine lärgliche Chronik überliefert wird. Man bewundert sie vielleicht im Stillen, thut es aber auch nur mit jener leisen Ironie, mit der man in unserer Welt Alles bezieht, was einfach, gesund und normal ist. Diese Gestalten sind für unsere Einbildung zu leichtfarbig, zu sehr nach einem Reisten geschlagen, sind zu eintönig für unseren Blick, der sich lieber an hervorragendere und kühnere Profile hält, die aus dem gewöhnlichen Rahmen der Menschheit mehr herausfallen und wegen ihres Rufes, ihrer Kühnheit oder Verderbtheit unseren Neid erwecken. Es besteht somit in uns, vielleicht unbewußt, eine Sympathie, eine Anziehungskraft für Alles, was von der simplen Richtung der Normalität abweicht, was die lebhafteste Farbe des Skandals und der Sünde trägt. In der Luft, die wir einathmen, in der Gesellschaft, in der wir leben, liegt jene verderbliche Macht, die die italienische Schriftstellerin Dora Melegari treffend den „magischen Reiz des Bösen“ nannte.

Nun frage ich: Warum soll es uns überraschen, daß das Verbrechen ganze

Spalten unserer Zeitungen und so viele Seiten unserer Bücher einnimmt, wenn wir uns Stunden lang damit unterhalten können? Es ist leider menschlich und verhängnißvoll, daß es so ist: wir können es bedauern, aber wir dürfen es nicht verkennen und dürfen uns nicht darüber wundern.

Uebrigens müssen wir, bevor wir es bedauern, gestehen, daß in diesem unbewußten magischen Reiz des Bösen eine unbekante, nicht gewöhnliche und nicht unnütze Ursache liegt. Wir studiren die Verbrechen, um uns selbst zu studiren; denn die Verbrechen einer gewissen Zeit bilden in der Geschichte der Seele dieser Zeit ein Kapitel von außerordentlicher Wichtigkeit. In dem Verbrechen sehen wir nichts Anderes als einen Abglanz unseres eigenen Lebens, das Bild unserer eigenen Sitten, das ins Pathologische verzerrte Sinnbild alles Dessen, was sich in der Tiefe unseres Herzens bewegt und in den Zellen unseres Gehirnes zittert. Richtig ist, daß es zuweilen gefährlich ist, einen Körper nach dem Schatten zu beurtheilen; daß dieser aber immer doch die Hauptlinien des Profiles wiedergiebt, ist eben so richtig. Ein Vergleich der Verbrechen älterer Zeiten mit denen von heute, ein Blick in die ältesten Zeiten oder ins Mittelalter genügt, um davon zu überzeugen, daß die großen Verbrecher, wie wir Alle, unter dem Einfluß ihrer Zeit standen und daß diese Einwirkungen sich auch in der Niederträchtigkeit ihrer Verbrechen verrathen.

Wenn wir daher betrachten, wie und warum jene großen Verbrecher geirrt haben, müssen wir berücksichtigen, was in ihren Jahrhunderten fehlte, was vorherrschte, welcher moralische Gedanke momentan lähmend wirkte, welches Vorurtheil, endlich noch, welches soziale Prinzip am Verbreitetsten war. Am Anfang der Civilisation, als der politische und der wirthschaftliche Kampf ums Dasein hauptsächlich mit Gewalt geführt wurden, beging man auch die Verbrechen fast ausschließlich mit Gewalt und Gewaltthätigkeit, waren Mord, Raubmord und Bergewaltigung seine häufigsten Spielarten. Als dagegen die Civilisation auf der Grundlage des Betruges entstand und sich mit der vorhergehenden vermengte, als sich in den Kampf ums Dasein die Schlaueit und der Betrug als Mittel mengten und die Macht nicht mehr mit Eisen, sondern mit Gold erreicht wurde, nahm auch das Verbrechen eine minder grausame Richtung an, wurde aber dafür um so schlauer und strebte mit listigen Mitteln auf dunklen Wegen, mit unrechtmäßiger Aneignung, Fälschung, Betrug ans Ziel.

Aber nicht nur die materiellen Mittel, mit denen das Verbrechen ausgeführt wird, ändern sich nach der Art der Civilisation, sondern auch die moralische Richtung, die ich die „Richtung des Verbrechens“ nennen möchte, ändert sich. Als, zum Beispiel, im Mittelalter die Religion und der Aberglaube unter der Furcht vor dem Jenseits vorherrschten, nahmen die mehr oder wenigen blutigen Delirien der Degenerirten immer einen religiösen Anstrich an. In unserer Zeit dagegen, in der die wissenschaftlichen Theorien vorherrschen, beeinflussen

sie nicht selten die verrückten Tendenzen der Wahnsinnigen und der Verbrecher. Es wäre aber unbillig, die Wissenschaft von heute für gewisse Verbrechen verantwortlich zu machen, wie es kurzichtigen Sektirern mitunter beliebt. Wir haben nur festzustellen, daß das Verbrechen — in Folge einer natürlichen und allgemeinen Erscheinung von Mimetismus — dem Einfluß des historischen Milieu unterworfen ist. Auf der Welt giebt es zwei recht traurige Stätten, das Irrenhaus und den Kerker, in denen die pathologisch verschästen Tendenzen der Zeit ihre Zuflucht finden; sie sind Museen der Lebenden, die dem Wißbegierigen in kurzen, aber tragischen Worten von den Herrlichkeiten und vom Elend des Lebens erzählen. Die Irrenhäuser berichten uns von den vorherrschenden Ideen unserer Zeit, indem sie uns in den Irren die traurige Karikatur und die krankhafte Uebertreibung genialer Forschungen und die Abrege unseres Gehirnes vorführen; der Kerker erzählt uns von den Affekten, die das menschliche Gemüth leiten, indem sie uns in den Verbrechern Diejenigen zeigen, die eine Leidenschaft zu Missethaten trieb oder die das Opfer eines zu blinder Wildheit gesteigerten Lasters wurden.

Die Aerzte wissen, daß diese traurigen Stätten der Psychopathologie der Menschheit die normale Psychologie der gesunden Menschen zu bereichern vermögen; und die Philosophen beweisen uns, daß man, wie den Einzelnen, auch Völker und die Zeiten besser versteht, wenn man neben ihrem normalen Leben ihre Thorheiten und Verbrechen studirt. Sucht nicht auch das Publikum, die große Menge, die für ihre Launen keinen Grund anzugeben weiß, vielleicht unbewußt, in dem Verbrechen, in der Literatur der Prozesse etwas mehr und Besseres als die Befriedigung einer gemeinen und gewöhnlichen Neugier?

Wir leben eben in einer Zeit, der die Autopsychologie, die Selbsterkenntniß, zum Bedürfniß geworden ist; und eine leise Regung erinnert uns, daß wir gerade in der Analyse des Bösen das Mittel finden werden, uns zu bessern und zu befehren.

Wenn das Gleichniß nicht zu gewagt erschiene, möchte ich sagen, daß wir uns in dem Verbrechen manchmal wie in jenen konkaven oder konvexen Spiegeln betrachten, die unser Gesicht verändern und verzerren. Oft ist Neugier das Molio; doch oft ist es mehr, ist es das Bedürfniß, in den entstellten Zügen unsere charakteristischen Fehler klarer, unser Ich besser erkennen zu können.

Was die Justiz sein sollte.

Die Literatur der Prozesse, sowohl vor als während und nach dem Schauspiel in foro, ist ein userloser Strom geworden: die unbedeutlichsten Einzelheiten werden gierig gelesen. Die zügelloseste Einbildung gefällt sich darin, sie noch mehr zu übertreiben und den ohnedies verdorbenen Geschmack mit geschickten Anspielungen und mit versteckten Andeutungen zu reizen. Nicht

nur; daß bei einem Aufsehen erregenden Prozeß Alles bekannt wird (was unter Umständen ja nützlich wirken könnte): man erfährt und, was das Schlimmste ist, glaubt willig auch allen falschen Nachrichten, die um den Baum des Verbrechens wie die Pilze im feuchten Schatten der Eichen hervorschießen. Und daraus entsteht zunächst nun eine sonderbare Folge. Während heute jedwede Form der Thätigkeit sich zu spezialisiren strebt, weiß der Mensch in seinem Leben kaum in einem einzigen Zweig des Wissens Hervorragendes zu erreichen; vermag, strebt dagegen die schwierigste und heiligste aller Formen der Thätigkeit, die Gerechtigkeit, sich zu verallgemeinern. Wer auch nur einen einzigen Zeitungartikel gelesen hat, maßt sich das Recht an, über diesen oder jenen Prozeß sein Urtheil (Vorurtheil) zu fällen, mit jenem Selbstvertrauen, das den Oberflächlichen und Unwissenden eigen ist. Man muß eins dieser wirklich geschehenen Dramen eingehend studirt haben, ihm Schritt vor Schritt gefolgt sein, von jedem Dokument Einsicht genommen und jeder Verhandlung beigewohnt haben; man muß getrachtet haben, die verborgensten Tiefen im Gesichtsausdruck der Angeklagten oder die versteckte Bedeutung ihrer Aussagen zu ergründen; man muß wissen, wie viel peinliche Gewissenhaftigkeit dazu gehört, um zu einer sicheren, ruhigen, unumstößlichen Ueberzeugung zu gelangen; um auch nur annähernd zu begreifen, wie dumm der Eigendünkel jener Leute ist, die von der Apotheke oder vom Kaffeehause aus nach unrichtigen Berichten und der veränderlichen Laune des eigenen Temperamentes urtheilen. Und dennoch ist, es leider wahr, daß die Justiz, mit ihrer größten Feindin, der Politik, das gleiche Schicksal theilt; denn über Beide glaubt Jedermann sprechen zu können. Wer trachtet überhaupt noch einer genauen Kenntniß der Thatsachen? Wem fällt es ein, sich mit den Vorarbeiten und Studien zu belasten, die dem Urtheil zu Grunde liegen sollten? Dies Alles wird als unnöthig angesehen, mit größter Unverfrorenheit und blinder Ueberzeugung das angemaste Recht ausgeübt.

Und Dies kommt nicht nur daher, daß Politik und Justiz Jeden von uns sehr nah angehen, die zartesten Fasern unseres sozialen Lebens berühren und auch dem Unwissendsten das Recht freier Rede sichern. Bei der Justiz namentlich hängt es damit zusammen, daß diese Göttin, die wir mehr mit Worten als mit Thaten ehren, von ihrem Piedestal herabgestiegen ist und zugelassen hat, daß zu Viele sich ihrer zu ihrem Vortheil bedienen, daß sie Ehrsucht und Habsucht unter ihren Schutz genommen hat. Der Traum einer wirklich gebildeten und civilisirten Gesellschaft wäre der, daß über jedes, sei es von kleinen oder von großen Leuten, von Armen oder von Reichen begangene Verbrechen in den über jeden Zweifel erhabenen Gerichtssälen von maßgebenden und tüchtigen Männern verhandelt werden sollte, deren Augenmerk einzig und allein darauf gerichtet sein müßte, die Gesellschaft vor Denjenigen in Schutz zu nehmen, die sie untergraben wollen, und — wenn es möglich

ist — Die zur Vernunft zu bringen, die sie angegriffen haben. In den Gerichtssälen müßte Alles dafür bürgen, daß wirkliche Gerechtigkeit geübt werde; kein Ruf, weder der Rachsucht noch des Mitgeföhles, sollte in diese Säle bringen, weil die Menge dadurch, ohne es zu wollen, ein unparteiisches und gerechtes Urtheil beeinflussen könnte. Die Erfüllung dieses Traumes liegt jedoch bei uns leider in weiter, sehr weiter Ferne; und ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß wir einen Weg gehen, der uns diesem Traum immer mehr entrückt, statt uns ihm näher zu bringen. Stellen wir, zum Beispiel, einen Vergleich mit der Medizin an. Diese Wissenschaft, die weder von sozialen noch von politischen Anfechtungen berührt wird und nur den wissenschaftlichen Gedanken verfolgt, daß man die Krankheiten zu isoliren suchen müsse, um ihrer Verbreitung vorzubeugen, hat in der Hygiene, in der Antisepsis, in der peinlichsten Reinhaltung der Kranken und ihrer Umgebung das unfehlbare Mittel gefunden, der Krankheit Einhalt thun und zu verhindern, daß sie auf Andere übergehe. Die Justiz dagegen, die doch eine soziale Arznei sein sollte, scheint ein Vergnügen daran zu finden, aller Welt ihre Gerichtssäle offen zu lassen, in denen man den Schwerkranken, den Verbrecher, behandelt, um dem Strom der menschlichen Neugier Gelegenheit zu geben, das Licht darin zu trüben. Damit alle Leidenschaften Gelegenheit finden, die Justiz irzuleiten! Damit alle Mitroben des Verbrechens die Gesellschaft infiziren und die Presse die Giftstoffe in alle Richtungen zerstreue, wie es der Wind mit dem Blüthenstaub thut! Heißt Das nicht, weitere Verbrechen in die Welt schaffen?

Wie die Literatur der Prozesse entsteht.

Die Presse, die heute diese Literatur verbreitet, und das Publikum, das sie verschlingt, trifft nur eine relativ geringe Verantwortlichkeit. Die wirkliche Verantwortlichkeit liegt in dem Mechanismus unserer Justiz, der eigens dazu geschaffen scheint, jede krankhafte Neugier auf sich zu lenken, die widersprechendsten Meinungen und nicht selten den Abscheu der Unbetheiligten zu wecken.

Schmerzlich ist es, sagen zu müssen (aber ich denke: es ist besser und auch vernünftiger, unsere eigenen Fehler zu gestehen, ehe sie uns von Anderen vorgeworfen werden), daß in keinem civilisirten Lande die Voruntersuchungen so lange dauern wie bei uns; und daß in keinem civilisirten Lande die öffentlichen Verhandlungen so in die Länge gezogen werden, bevor das Urtheil gefällt wird. Frankreich, von dem wir die Gerichtsprozedur übernommen, mit dem wir, als Folge von Blutsverwandtschaft und Temperament, die gleichen Justizvorschriften haben, zeigte uns noch nie das traurige Schauspiel Jahre langer Voruntersuchungen, bot dem Blick nie Verhandlungen, die, wie in Italien, sechs, acht, ja, elf Monate dauern. Und man muß zugeben, daß das französische Volk, obwohl es eine lateinische Nation ist, eine rasch arbeitende Justizverwaltung

besitzt und daß dort weder von den Untersuchungsrichtern noch von den Vorsetzenden der Schwurgerichte noch von den Advokaten Zeit verloren wird.

Diese Langsamkeit in der Prozedur ist also ein spezifisch italienischer Fehler, der eine der wirksamsten Sanktionirungen des gesellschaftlichen Schutzes aus den Augen läßt: die sofortige Ahndung des Verbrechens.

Schiebt sich zwischen Verbrechen und Urtheil so viel Zeit, so leidet naturgemäß die Bestimmtheit der Zeugenaussagen und damit die genaue Ermittlung der Wahrheit. Das ist aber nicht Alles: denn bei uns wird die Voruntersuchung noch in einen tiefen Schleier gehüllt (und es hat wahrhaftig nicht den Anschein, als ob unsere Gesetzgeber für unser künftiges Strafrecht besondere Neuerungen vorzuschlagen gesonnen seien). Dazu kommt das Mysteriöse, daß, ein schwacher Abglanz der Inquisitionssysteme, die Arbeit des Richters umgiebt und unsere Neugier erhöht, kommt unser Mißtrauen, das Uebertreibungen und Erdichtungen neuen Nährstoff zuführt. Denn es ist ein altes Gesetz gewöhnlicher Psychologie: Neugier hält sich dadurch schadlos, daß sie kleine Episoden und Vermuthungen, die sie hörte, als Wahrheiten weitergiebt. Und daraus entsteht jene erste embryonale Form der Prozeßliteratur, die die journalistische Darstellung oder die Indiskretion bildet.

Wer kümmert sich heute noch darum, ob das Gesetz vorschreibt, die Voruntersuchung geheim zu halten? Die Zeitungen nehmen es auf sich, sie bekannt zu machen. Und so entsteht zwischen Presse und Untersuchungsbehörde eine Art Wettstreit, eine Art Herausforderung an Diejenigen, die im Stande sind, die sensationellsten Nachrichten ans Licht zu zerren, denen es am Besten gelingen wird, dem Schuldigen auf die Spur zu kommen oder den psychologischen Schlüssel des Dramas zu finden. Es ist so weit gekommen, daß ein berühmter Prozeß zu einem intellektuellen Sport wird, bei welchem Jeder sich bemüht, den Rekord an Geschwindigkeit und Neuigkeiten zu schlagen. Man sieht: wenn der sensationelle Prozeß endlich vor das Schwurgericht kommt, ist er gerade so vorbereitet wie das Theaterstück eines berühmten Autors, dessen Premiere lange vor dem Aufführungabend zum „Ereigniß“ wurde. Die Reklame hat vorgesorgt, die Oeffentlichkeit wurde tüchtig bearbeitet und das Interesse des Publikums eifrig gekitzelt. Und es versteht sich von selbst, daß die Aufführung der Vorbereitung würdig ist. Vom Untersuchungsrichter sind ja ganze Bände von Akten aufgehäuft worden, da eine Unzahl von Zeugen vernommen werden mußte. Das Vorleben der wirklich oder angeblich Schuldigen ist eifrig aufgewühlt, für die Grundlage des Verbrechens sind zahllose unnütze oder gleichgültige Dinge gesammelt worden und während der Schlußverhandlung werden bei der Besprechung des Hauptgegenstandes so viele zeitraubende Parenthesen eingeschoben, um unwissende und werthlose Zeugen zu vernehmen, daß sogar die tüchtigsten Bertheidiger sich genöthigt sehen, dieses riesige, fast unüberwindliche

Material zu lichten. Man wundere sich da doch ja nicht und spare den Tadel, wenn ein Prozeß, der so viele Bände enthält, daß man damit eine Bibliothek anfüllen könnte, sich vor dem Schwurgericht schließlich nur in Ströme der Eloquenz verliert, die ein Meer von nichtsagenden Worten bilden könnten.

Wenn nun unter solchen Umständen jedes gesetzliche Hemmnis entfernt, jeder Zugang der Öffentlichkeit frei gegeben wird und die Prozeßliteratur der nie zu befriedigenden Neugier der Menge zu genügen sucht: dann belastet die Schuld (wenn überhaupt von Schuld die Rede sein kann) meiner Meinung nach Diejenigen, die den krankhaften Geschmack des Publikums mißbrauchen und es zu diesem sonderbaren Bankett geladen haben, schwerer als das Publikum selbst, daß dieses Bankett in eine Orgie gewandelt hat.

Die Apotheose des Verbrechens.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Presse diese Orgie, meist wohl, ohne es zu beabsichtigen, noch durch genaue Beschreibungen fördert und dadurch zur unbewußten Urheberin anderer Verbrechen wird, die, ich möchte sagen, in Folge der journalistischen Suggestion verübt werden.

Maudsley, der berühmte englische Psychiater, sagte schon vor vielen Jahren in seinem klassischen Buche „Verbrechen und Wahnsinn“ (und es ist nun ein in der Psychologie gewöhnliches Axiom geworden): „Jede Schilderung irgendeines Verbrechens reizt zur Nachahmung. Das Beispiel ist ansteckend: die Idee bemächtigt sich des schwachen Gemüthes und wird zu einer Art Verhängniß, gegen das zu kämpfen unmöglich ist.“ Mit anderen Worten: die Verbrechensschilderungen der Zeitungen werden auch zur Verbrechenslehre. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die durch die Beschreibung aller genauen und brutalen Einzelheiten hervorgerufene Aufregung bei der Mehrheit der Menschen nach dem ersten Schrecken wieder den Sorgen der täglichen Arbeit weicht; aber bei einer Minderheit bleibt dennoch ein tiefer Eindruck zurück. Bei einigen, besonders bei den zum Verbrechen Veranlagten und Degenerirten, hält dieser Eindruck lange an. Das so eingehend beschriebene Verbrechen hat auf sie einen tiefen Eindruck gemacht, hält ihr Gehirn in Spannung und schließlich werden sie ein Opfer ihrer Erregtheit, wie der Mörder Lemaires, der den Mord eines Kindes durch unzählige Dolchstöße dem Polizeiagenten mit den Worten erklärte: „Ich habe in einer Zeitung die Beschreibung eines Mordes gelesen, wie ich ihn später begangen habe; und ich wollte es nachmachen.“

1814 wurde in Frankreich der Prozeß Mercier verhandelt; damals war ein Greis ermordet und die Leiche dann in einen Brunnen geworfen worden. Im Zimmer der Euphrosine Mercier, der Hauptschuldigen, fand man eine Nummer des „Figaro“, der, in einer Nachricht aus Imola, das in den Justizannalen der Romagna berühmt gewordene Verbrechen jenes Faello schilderte.

der den Priester Costa getödet und in dem Brunnen einß seiner Aeder die Leiche verborgen hatte. Die Familie Mercier hatte also in einem französischen Dorf einen Menschen genau auf die selbe Art getödet wie der Faello in einem Dorf der Romagna den von ihm gefaßten Geistlichen. Troß der großen Entfernung der Stätten des Verbrechens und der Verschiedenheit der Menschen hatte die Zeitung, wenn auch nicht die Idee der Missethat, doch das bestimmende Beispiel der Ausführung geliefert. Und so traf auch die Tagesblätter die Hauptschuld an all den in den Jahren 1888 bis 1890 in Paris epidemisch gewordenen, von Frauenzimmern begangenen Revolver- und Vitriolverbrechen, durch die eifersüchtige Gattinnen und betrogene Geliebte sich an den Gatten und ungetreuen Liebhaber rächten. Das Beispiel zu dieser grausamen „Liebe zum Vitriol“ gab Klothilde Andrae, eine Künstlerin, die sich durch ihre Schönheit auszeichnende Marie Bière wiederum das der „Liebe zum Revolver“; und durch die Zeitungen, die diese reizenden Mörderinnen mit den schönsten Worten beschrieben und sie fast als Heldinnen darstellten, wurde das der Leidenschaft entspringende, aber grausame Verbrechen zur Mode, die nicht nur die leichtsinnigen Köpfschen eleganter Welt Damen verwirrte, sondern auch den stolzen Sinn der Frau des Abgeordneten und Schriftstellers Clovis Hugues.

Biel gefährlicher wird aber die Verbreitung der Prozeßliteratur noch dadurch, daß sie die moralische Gefinnung des Publikums trübt und oft auch verderbt, indem sie das Verbrechen so darstellt, daß es auch für die Mehrzahl der anständigen Menschen einen sympathischen und idealistischen Beigeschmack bekommt. Diese Entartung der moralischen Gefinnung beginnt damit, daß in allerlei Zeitungen und Büchern den Gestalten großer Verbrecher eine übertriebene Bedeutung beigelegt wird. Man beschränkt sich nicht darauf — wie es sein muß/e —, einfach und nüchtern die That zu erzählen und die wichtigsten Angaben über das Leben des Verbrechers zu bringen; nein: man tischt uns seine ganze Lebensgeschichte auf, in der neben den wissenschaftlich nützlichen Thatsachen unnütze und alberne stehen. Vom Mörder Branzini, der allen Pariserinnen den Kopf verdreht hatte, wurden seine literarischen Lieblingbeschäftigungen und Kleider beschrieben und sein Schneider genannt. Man bewundert die von einem Galgenstrick in der Gerichtsverhandlung vorgebrachten „Pointen“ und veröffentlicht Tag vor Tag das Menu seiner Mahlzeiten. Das will heißen, daß dem berühmten Verbrecher die selben Ehren erzeigt werden wie dem großen Talent, dem für die Allgemeinheit nützlichen Genie. Jede sich auf ihn beziehende Einzelheit wird der gemeinen Menge bekannt gemacht, als ob er ein Halbgott wäre. Jeder, dem gestattet wurde, sich ihm zu nähern, ihm ein paar Worte abzulauschen, ihm ein Lächeln, eine vertrauliche Mitteilung abzugewinnen, rühmt sich Dessen, als ob ihm eine ganz besondere Ehre zu Theil geworden wäre.

Ein sehr bekannter französischer Journalist, der mit Gabriele Compard

(die in Gesellschaft des Geliebten ihres Herzens den anderen Geliebten, der bezahlte, in eine Falle gelockt und getötet hatte) von Paris nach Lyon gereist war, berichtete in seiner Zeitung mit sehr pathetischen Worten den rührenden Eindruck, den ein Händedruck der kleinen, höchst launenhaften Mörderin ihm hinterlassen hatte. Daß durch die Publizität erzeugte Gift arbeitet langsam; aber auch der ehrlicher Mensch unterliegt nach und nach dem Zauber dieser Reklame. Er vergißt das Verbrechen und die Opfer, da von ihnen wenig gesprochen wird; und wenn man von ihnen spricht, so geschieht es mit ein paar kalten Worten herzlosen Bedauerns, die jede Mitleidsregung unterdrücken. Der Ermordete ist tot und es ist nicht besonders amüsant, sich weiter um ihn zu kümmern. Was unser Interesse erregt, ist der Verbrecher, der die „schöne That“ vollbracht hat. Genügt die Wirklichkeit nicht, so hilft oft genug ein Legendengebilde nach, das von seinen Liebesabenteuern und besonderen Geistesgaben zu erzählen weiß. Dann kommen die von Frauenhand geschriebenen Briefe, Briefe von unbelannten, platonischen Verehrerinnen, die als neuen Genuß ein Liebesverhältniß mit einem Mörder durchkosten möchten; Briefe, die in die einsame Zelle eines Branzini, eines Prado oder eines Musolino glühende Worte nie vorher gekannter Sympathien bringen und den Schurken in leidenschaftliche Aufregung versetzen. Und gleich finden sich Verleger für die von intelligenten Verbrechern niedergeschriebenen Aufzeichnungen und polemischen Erinnerungen. Der Schatten von Albert Olivo drängt sich auf, der seine Frau tötete, sie zerstückelte, den verflümmelten Leichnam in einen Koffer packte, ihn von Mailand nach Genua trug, um ihn dort ins Meer zu werfen; der für alles Dies vom italienischen Schwurgericht zweimal freigesprochen wurde und die ersten freien Wochen flink dazu benutzte, in einem Buch mit unserem Cesare Lombroso zu polemisieren, der in seinem Prozeß als Sachverständiger erschienen war. Das ist doch das Höchste, was die Prozeßliteratur zu bieten vermag.

Das Publikum aber läßt diese Albernheiten mit wahrhaft evangelischer Gleichgiltigkeit über sich ergehen. Auf diese Weise bestärkt man in den Verbrechern doch nur den aberwitzigen Wahn, Uebermenschen zu sein, denen Alles leicht, Alles gestattet sei. Sie wissen ganz gut, daß jedes ihrer Worte und sogar ihr Bild in den Zeitungen und Büchern wiedergegeben wird. Lacenaire wird sich also danach erkundigen, ob auf den Boulevards seine Photographie große Abnahme findet, und Gabriele Bompart wird ihren Rechtsanwalt fragen, ob ihre Toiletten von der Presse günstig beurtheilt worden sind. Die von dieser neuen Verbrecheraristokratie in Verwirrung und Bestürzung gebrachten Redlichen beugen das Haupt, mehr aus Schwäche als aus Ueberzeugung. Sie hatten begonnen, sich für die Verbrechen zu interessiren, sie genauer zu betrachten und zu besprechen: und nach und nach sind sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr Gewissen schon die selbe bedauernswerthe Richtung wie ihre Neugier eingeschlagen

hat. Und zu dieser Literatur niedrigster Sorte, die, um die entartete Phantasie des Publikums zu befriedigen, die Schandthaten der großen Verbrecher zu den Ehren der Geschichte, der Poesie und der Legende erhebt,*) findet sich mancher berühmte Romancier bereit (Maurice Barrès zum Beispiel), der für das nützliche Wirken der Masse keinen Sinn hat, aber für die Noheiten der Bewegenen schwärmt. Aus dieser literarischen Atmosphäre fast krankhaften Interesses und intellektueller Sympathie steigt die Gestalt der großen, vom Nimbus der Berühmtheit umgebenen Delinquenten. Die Berühmtheit im Verbrechen entschuldigt, genau wie jeder Erfolg in der Welt. Einer, dem das Glück Millionen in den Schoß warf, der die Welt mit seinem Gold und Luxus blendet, braucht die Frage nach dem „Woher?“ seines Reichthums nicht zu fürchten; der Schlaue, der zur Macht gelangte und mit Gunstbezeugungen um sich wirft, nicht zu sorgen, daß der Ehrenhaftigkeit seiner Mittel lange nachgeforscht werde. So hört man auch nach einer verübten Mordthat kaum mehr den letzten Schrei der Opfer; unsere Phantasie bleibt von dem Zauber des interessanten Mörders gefangen.

Schluß.

Einzelne geistreiche, aber naive Leute haben den Vorschlag gemacht, der Presse Fesseln anzulegen, dieser Suggestion des Verbrechens eine Schranke zu setzen. Der französische Soziologe Aubry träumte davon, dem Uebel durch ein Gesetz zu steuern, daß die Zeitungen zwänge, nur den einfachen Bericht über den Ausgang der Prozesse zu bringen. Aber abgesehen davon, daß diese einschränkenden Maßregeln nicht geeignet wären, alle anderen Verbreitungarten zu treffen, die neben den Zeitungen sich mit Verbrechen und Verbrechern beschäftigen: der einfache gesunde Menschenverstand sagt uns, daß diese Maßregeln entweder unmöglich oder wirkungslos wären.

Ich erinnere hier daran, daß Sir Edward Matcliff, der Chefredakteur des „Morning Herald“, vor vielen Jahren in einem momentanen Anfall von Altruismus und beunruhigt von dem schädlichen Einfluß der gerichtlichen Verhandlungberichte, in die Spalten seiner Zeitung keine Nachrichten mehr aufnahm, die von Verbrechen handelten. Nach kurzer Zeit jedoch mußte er, um dem Fallissement zu entgehen, seine Zeitung diesen Nachrichten wieder öffnen. Der Strom der Oeffentlichen Meinung zerschmettert leider Jeden, der sich ihm entgegenstellen will. Und wer glaubt, daß es möglich sei, den Geschmack des

*) Neben den nur wegen des Blutvergießens und der Pornographie geschriebenen schlechten Romanen, die von einem verübten Verbrechen ausgehen und dessen Erzählung übertreiben und entstellen, giebt es Gedichte, Lieder und Balladen, die das Leben der berühmtesten Missethäter wie das eines Helden verherrlichen. Ueber diese Art „Literatur“, die vielleicht ein Ausdruck der latenten kriminellen Tendenzen des Volkes ist, siehe Lombrosos Buch: „Der Mensch als Verbrecher“.

Publikums zu ändern, indem man durch ein Gesetz oder durch einen freiwilligen Entschluß die Art ändert, wie die Zeitungen redigirt werden, Der könnte sich eben so gut der Täuschung hingeben, die fliehende Zeit dadurch aufzuhalten, daß er die Uhr zum Stehen bringt. Ahmen wir also nicht jenen mittelmäßigen Politikern nach, die vor einem schwer zu lösenden Problem nichts Besseres zu thun wissen, als einschränkende Gesetze vorzuschlagen.

Die Abhilfe liegt nicht darin, daß man der Presse einen Knebel anlegt; sie schafft den Geschmack des Publikums nicht, sie sucht ihn nur zu befriedigen; und wenn sie unbewußt Schaden anrichtet, so entschädigt sie daneben doch wiederum überreichlich mit den ungeheuren Vortheilen der freien Diskussion. Die Abhilfe liegt bei uns: wir müssen mit allen Kräften gegen die Apotheose des sich immer mehr verbreitenden Uebels kämpfen; wir müssen trachten, ein stärkeres, edleres und gesunderes Gewissen zu bilden, das größere Genugthuung in der Erzählung guter Werke als in der Beschreibung grausamer und feiger Thaten findet; wir müssen trachten, uns so zu läutern, daß unser Sinn sich für die bescheidene Arbeit, für die stillen Leiden der die große Menge bildenden Namenlosen mehr interessirt als für die gewalthätigen und verderbten Handlungen einer Verbrecheraristokratie, die zum Glück nur die kleine Minderheit ist. Und es ist wahrhaftig sehr traurig, daß heutzutage die Verbrechen aller Vergünstigungen moderner Verbreitungsmöglichkeiten und peinlich genauer Beschreibungen theilhaftig werden, während die höchsten Tugenden, die größten, nie erlahmenden Opfer, die härtesten Entbehrungen dem großen Publikum vorenthalten und von der Tagespresse kaum flüchtig beachtet werden. Und beachtet meist auch dann nur, wenn — Enrico Ferri hat es in einem der prächtigen, hinreißenden Ausbrüche seiner Beredsamkeit gesagt — als letzter Protest der Selbstmord oder der Hungertod in den Straßen der Großstädte die herzlose Verderbtheit einer sogenannten menschlichen Civilisation ohrfeigt.

Turin.

Professor Scipio Sighele.



Man findet in dem Pitaval eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltesten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen und deren Auflösung der divinatorischen Gabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenschaften entfaltet sich hier vor unseren Augen und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiel steht, sichtbar hervor. (Schiller.)



Schülerelbstmord.

Ich war immer ein „schwieriger Schieler“. Das behauptete wenigstens, im reinsten Auktardeutsch, mein letzter Direktor. Er hatte sicher Recht; aber war ich, war ich allein daran schuld, daß ich meinen Lehrern mehr Kummer als Freude machte? Ich entsinne mich „aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen“ zunächst des Lehrers S., der uns immer mit dem Rohrstock auf die Pulsadern schlug (ich nehme jedes Wort auf meinen Eid). Ich entsinne mich des Lehrers G., der schwerhörig war und mit geballter Faust und gräßlichem Geberdenspiel vor dem Sextaner stand und brüllte: „Lauter! Lauter!“ Ich entsinne mich des Lehrers H. (er wurde später Direktor), eines frischen, jungen Herrn, der während der ganzen Stunde schrie, daß er kirschroth im Gesicht war, und der, wenn er uns Quartaner überlegte, dazu die sakralen Worte sprach: „Liebe Seele, bucke Dich!“ und uns so viele Hiebe aufzählte, wie unser Name Buchstaben enthielt. (Fränkel, der eigentlich Alexander hieß, gab immer an, er heiße Max.) Ich entsinne mich des Ordinarius der Tertia, Dr. M., der jede Bank mit einem Buchstaben, jeden Schüler mit einer Zahl bezeichnete und ein raffiniertes Hauschlüsselklopfsystem erfunden hatte, in dessen Geheimnisse ich niemals einzudringen vermochte. Wenn er dreimal auf die Katheder klopfte, so hieß Das: „Grammatik auf!“, und wenn er viermal klopfte: „Federhalter nehmen!“ Noch jetzt sehe ich den hageren Schematiker nachts manchmal auf der Katheder stehen, höre ihn manchmal noch klopfen. Ich entsinne mich des Professors H., eines scheußlich häßlichen, zwerghaften Juden, der mich mit elementarem Haß verfolgte, weil er einmal gehört hatte, ich „sei Antisemit“. So rassenhaft benommen war dieser alte Mann, daß er das jugendliche Brausen wie eine Todsünde ahnden wollte. Ich entsinne mich endlich des gefürchteten Schulrathes, der während der Reifeprüfung mit so zäher Emfigkeit seine Nasenlöcher durchforschte, als handle es sich um die Ausbeutung einer Goldmine, und unseres schon erwähnten Direktors, der sich die Montanindustrie des allverehrten Mannes zum Muster genommen hatte und auch in dieser Bethätigung excellirte. Natürlich habe ich auch bessere Lehrer kennen gelernt; aber die Zahl der körperlich und seelisch ungepflegten überwog. Und ich habe von zwei berliner Gymnasien, nicht etwa von Provinzanstalten gerochen. Hier war doch veruthlich schon eine Garde, eine Auslese thätig.

Diese Erinnerungen tauchten in mir auf, als ich vom Selbstmord des ztzehnjährigen Primaners Günther Stender las. Wie kam, daß dieser jungelisch, vor dem das Leben noch lockend und leuchtend lag, vorzog, durch die mitle Pforte zu schreiten?

Eines Tages war, in der Pause vielleicht, ein Kamerad an ihn herantreten. „Du, Günther, ich werde mit der verdammten Mathematikaufgabe

nicht fertig. Pump' mir doch mal Dein Heft bis morgen; ich will mirs bloß mal ansehen." Und Günther gab das Heft. Hätte er's nicht gegeben, so hätten wir Alle, die wir jetzt lächelnd oder bitter lächelnd auf unsere Schuljahre zurückblicken, ihn einen ungefälligen, unjungen pedantischen Streber gescholten.

Günther gab das Heft und der Kamerad schrieb die Arbeit einfach ab. Die Kongruenz der Arbeiten entging dem scharfen Auge des Mathematiklehrers nicht und nach einigen Tagen erhielt Günthers Vaters den folgenden Brief: „Berlin, den ersten Juni 1908. Geehrter Herr! Ich halte es für nöthig (falls es Ihnen noch nicht bekannt sein sollte), mitzutheilen, daß Ihr Sohn sich scharfen Tadel dadurch zugezogen hat, daß er einem Mitschüler seine mathematische Arbeit zum Abschreiben geliehen hat. Dieser Mangel an sittlicher Reife ist bei einem Abiturienten nicht ohne Einfluß auf die Reifeprüfung. Dies zur gefälligen Kenntnißnahme. Ich bitte, mir den Empfang dieser Zeilen durch Postkarte baldigst mitzutheilen. Hochachtungsvoll ergebenst Dr. Marcuse, Direktor.

Ich finde diesen Brief sehr pausbäckig. Ich vermisse in ihm jedes pädagogische Augenmaß, jedes Verständniß für die jugendliche Psyche. „Und Alles ohne Liebe.“ Einer Lappalie wegen tritt eine Lehrerkonferenz zusammen; einem Schüler, dessen Betragen bis dahin in den Zeugnissen stets als „lobenswerth“ bezeichnet wurde, wird mit der Zurückstellung vom Abiturientenexamen gedroht und der Mathematiklehrer schleudert ihm die Worte zu, der Fehler sei so schlimm wie der Stehler. Dies populär-juristische Sprichwort paßt nicht im Geringsten auf den Fall, denn der Fehler verwahrt, meist aus egoistischen Motiven, ein einem Dritten entwendetes Gut, während der junge Günther ein uneigennütziger Geber war, als er gegen die Schulordnung verstieß. Ließ sich die Sache nicht weniger bombastisch, ließ sie sich nicht menschlicher erledigen? Der Fachlehrer konnte einfach sagen: „Sie versichern, daß Sie nicht geglaubt haben, daß Ihr Kamerad die Arbeit abschreiben würde. Da Ihre Führung bisher stets lobenswerth war, darf ich natürlich nicht annehmen, daß Sie Ihre Ehre durch eine Lüge beflecken, um einer Strafe zu entgehen. Trotzdem bleibt Ihre Handlungsweise ein Verstoß gegen die Schulordnung und ich ertheile Ihnen hiermit einen Verweis“. Das, glaube ich, hätte genügt. Hier aber wurde die Sache im schlechtesten Polizeistil behandelt. Der junge Mensch hat zwar bisher nicht gelogen, ist aber der Lüge dringend verdächtig, zum Mindesten hat er die Coeventualität, daß sein Kamerad die Arbeit glatt abschreiben würde, in sein Bewußtsein aufgenommen: und nun beginnt ein inquisitorisches Verfahren. Es gilt, die verletzte Autorität der Schule wieder herzustellen. So schreibt denn auch der erzürnte Schulmann dem Vater in einem Ton, der jede innere Theilnahme vermischen läßt. Auch der Vater, der einen solchen Sohn hat, ist schon bemakelt. Man sollte meinen, die unangenehme Mittheilung könnte durch ein freundlich bedauerndes Wort, durch ein Wenig humanitas und caritas gemildert werden. Unmöglich! Wo bliebe da die Autorität?

Günther Stender soll dadurch, daß er einem Kameraden eine Arbeit „zum Abschreiben“ (der junge Mensch hats bis zum Tod und durch den Tod geleugnet) geliehen hat, einen Mangel an sittlicher Reife bekundet haben, der nach der Ansicht des Direktors das Resultat der Schlußprüfung gefährden müßte. Sonderbar, daß sich in der Lehrerkonferenz Niemand erhob und sagte: „Meine Herren, machen wir uns nicht lächerlich! Die stupende Wichtigkeit, mit der wir diesen Fall behandeln, kann nur grotesk oder widrig wirken.“ Aber Wedekind hat eben gar nicht so arg übertrieben: als vor Kurzem ein anderer Gymnasiast sich das Leben nahm, fiel in der Lehrerkonferenz das Wort, er habe sich „durch diese frivole Handlung nur an seinem Lehrer rächen wollen“. Ein Wunder war's, daß der Verstorbene nicht noch zwei Stunden Karzer erhielt.

Es ist kein Zufall, daß in den letzten Jahren Romane über Romane erschienen sind, die die Schule den Prozeß machen und die Zerrüttung der Jugend durch die Schule schildern. Alle Gebildeten, alle Empfindende, fühlen, daß hier unschätzbare Werthe zerstört werden. Vor Allem aber müssen die Erzieher Menschliches menschlich sehen lernen und das Büttelthum ablegen. Eine sorgfältigere Prüfung des „vorliegenden Falles“ hätte sicher zu etwas mehr Vorsicht und Nachsicht geführt. Ein achtzehnjähriger Jüngling, in der dumpfen Zeit wühlender Triebe, überreizt durch die Vorbereitung zum Examen, unter der Aufsicht eines herzkranken Vaters, den er schonen möchte, wird der Lüge geziehen, „Esel“ gescholten, mit Ausschließung von der Prüfung bedroht. Sehr verwunderlich ist das traurige Ereigniß nicht. Die individuelle Empfindlichkeit hat sich in den letzten Jahrzehnten ungemein gesteigert; und mit dieser Thatsache müssen alle Vorgesetzten rechnen, wenn sie gedeihlich wirken wollen. Geschieht es? Nein.

Wohlmeinende Männer aber erheben ihre Stimme und eifern gegen die Verweichlichung. Ich thue es auch, aber ich sage: Fort mit der Tradition des Bakels und fort mit dem Moralprogenthum! Bewegung, frische Luft und kaltes Wasser sind die besten Erziehungsmittel. Neulich hat ein Gymnasiast Erpreßbriefe an sich selbst geschrieben. Auch dieser Vorgang wurde „moralisch“ behandelt, auch dies Vergehen fand seine „Sühne“. Und doch gehörte es vor den Hausarzt oder den Schularzt, nicht vor den „Richter“. So muß man wohl sagen, denn der Fall Stender beweist ja, wie gern Pädagogen sich in die toga praetoria hüllen; sie sehen nur das Verbrechen, nicht den Verbrechen und können sich nicht entschließen, ins Land der Jugend zu gehen.

Auf all Das kann man freilich sehr pathetisch und effektiv antworten. Ich will das Cliché gleich geben: Bellagenswerther Einzelfall . . . Voreilige Generalisirung . . . Laienstandpunkt . . . Mangel an großen Gesichtspunkten . . . Ein ganzer ehrenwerther Beruf . . . frivole (nein, lieber nicht!), gehässige Angriffe . . . Idealismus . . . Fahne der Wissenschaft . . . Königgrätz.

Eduard Goldbeck.

Die Hochherrschaftliche.

Die Hochherrschaftliche gehört zu den liebsten Illusionen der Hausfrauen; besonders der Hausfrauen, die keine sind. Wenn so ein armes, von allem Kochtalent entblößtes Hascherl ein Inserat liest: „Hochherrschaftliche Köchin sucht Stellung; Küchenmädchen Bedingung“, so seufzt sie wohl voll Sehnsucht und Neid: „Ach, wenn man sich so Eine leisten könnte!“ Und ihre Blicke, gewohnt, über speckige Bädereien zu gleiten oder sich in verpfuschten Saucen zu spiegeln, träumen von einer Wunderküche, in der Orgien, Verkürungen und Schwarze Messen gelocht werden, in der eine strenge Künstlerin den eigensinnigsten Blätterteig in die Höhe jagt und der rabbiatesten Mayonnaise verbietet, zu gerinnen. Allerdings kommt das Mittelstandshascherl nicht oft dazu, über solche Inserate nachzusinnen; denn die Hochherrschaftliche hält es im Allgemeinen unter ihrer Würde, durch die Presse für sich Reklame machen zu lassen. Sie vertritt die Ansicht, daß „wirkliche“ Herrschaften ihre Dienstboten nicht durch die Zeitung suchen, sondern daß der Inseratentheil nur von Arbeit gebender und Arbeit nehmender Plebs besucht wird, hauptsächlich vom „Mädchen, das gut kochen kann“, und von der „Tüchtigen Köchin“. Von Beiden ist die Hochherrschaftliche durch einen Abgrund getrennt und außerdem noch durch den Chimborasso ihrer Verachtung, auf den sie jedesmal klettert, sobald solches mindere Küchengewürm ihr wirklich oder auch nur als Gesprächsthema naht. Napoleon und seine Brüder mögen sich zu einander in ähnlichen Distanzverhältnissen befunden haben.

Bridzessinnen werden auf dem Vermittlungsweg vermählt. Das heißt: durch Rath- und Vorschläge alter Damen beiderlei Geschlechtes. Bei der Hochherrschaftlichen geht es kaum anders. Portiers, Waschfrauen, Hausmeister und ähnliche Leute vermählen sie der Herrschaft, die ihnen passend erscheint, wenn auch nicht zum ewigen Bunde, so doch für einige Zeit. Nur wenn die privaten Kuppler gar nichts finden, sucht sie, sehr malgré elle, eine Berufsvermieterin auf.

Ich brauchte vorhin, im Zusammenhang mit der Hochherrschaftlichen, das Wort „Dienstbote“. Ich beeile mich, es zurückzunehmen; denn die Hochherrschaftliche ist niemals ein Dienstbote, sondern immer ein „Fräulein“. Weh dem Fleischer, der Grünkrämerin, der Eierfrau, dem Portier, die sich einfallen ließen, sie bei ihrem Rufnamen zu nennen! Die Lieferanten würden zur Strafe für diese lede Vertraulichkeit jedenfalls die Kundschaft verlieren und des Hauses redlicher Hüter hätte keine frohe Minute mehr. Denn die Hochherrschaftliche läßt sich nicht nur nach höfischer Art verkuppeln, sondern liebt auch das höfische Spiel der Intriguen; der erfolgreichen, versteht sich. Ihr Weisheit dünkt ja meist (besonders am Anfang!) so köstlich, daß man ihr willig Alles und Alle opfert, damit nur sie bleibt.

Die deutsche Nation, die leider so viele ihrer Anschauungen und Vorstellungen allzu lange aus der „Gartenlaube“ bezog, hat sich, an der Hand optimistischer Erzähler, Humoristen und Lustspielichreiber, ein ganz falsches Bild von der Hochherrschaftlichen und ihrer Psychologie gemacht. Im epischen wie im dramatischen Familienblatt spazirte sie stets mit einer großen weißen Schürze und einer Haube herum, wurde von Generation zu Generation vererbt, nannte daher ihre Dame auch dann noch „unser gnädigstes Konuleßchen“, wenn diese Dame schon an beginnendem Greisenbrand laborirte. Außerdem konnte sie die Kammerjungfer nicht

Leiden, sprach vom Diener mit sanftem Spott als von „Musjeh Jean“ und war im Uebrigen die Anhänglichkeit, Treue und Biederkeit in Person.

Ueber ihre Erscheinung und ihr Verhältniß zu „Musjeh Jean“ werde ich etwas später noch zu reden haben. Vorläufig möchte ich mich mit ihrem Ursprung und ihrem Aufstieg beschäftigen und ihre Vererbungs-fähigkeit als groben Irrthum hinstellen. Kronjuwelen, Alkoholismus, Millionen, Schwindsucht und Paranoia mögen vererbt werden: die Hochherrschaftliche nicht. Wie das Genie, so tritt auch sie sprunghaft in einer Generation auf und entschwindet. Andere mögen ihr folgen, aber immer folgt sie Anderen; die Fälle, wo eine Hochherrschaftliche von der Mutter zur Tochter schreitet, sind selten wie Drillingsgeburten. Das mag, ganz ernsthaft gesprochen, zum Theil in physischen Ursachen begründet sein: der Dienst in einer großen Küche ist ungemein anstrengend und verbraucht die Menschen sehr schnell. Wie den Major in seinen kräftigsten Jahren der Blaue Brief, so fällt die Hochherrschaftliche, oft noch vor der Matronenzeit, der gefürchtete „Röchinnensuß“ (Das heißt: ein geschwollenes, offenes oder versulztes Bein) an, das ihr nicht mehr erlaubt, längere Zeit am Feuer zu stehen.

Noch aber soll nicht von ihrem ruhmlosen Ende die Rede sein, sondern von ihrer Geburt; natürlich nicht von ihrer wirklichen, sondern von ihrer künstlerischen. Es wäre rührend, wenn ich von ihr melden dürfte, daß sie die ersten Schritte in einer Armeleutküche lernte, zwischen Kohl, Kartoffel und Mehlsuppe; aber ihre Göttlichkeit lag in keiner kulinarischen Krippe. Gleich Lohengrin darf sie von sich sagen, daß sie nicht aus Nacht und Leiden, sondern aus Glanz und Sonne herkommt. Fast immer empfängt sie ja ihre ersten Weihen in einer Prinzenküche, wo sie zuerst als Herd- und dann als Küchenmädchen herumgestoßen wird. Disziplinär lernt sie dort: sie macht für die prinzliche Hochherrschaftliche alle unangenehmen Vorbereitungsarbeiten und darf ungesehen zugucken, wenn die Meisterwerke mit dem Kochsöffel gedichtet werden. Ungesehen. Keine Köchin lehrt gern oder gar gut; ein altes Küchen-sprichwort behauptet: „Kochen kann man nicht lernen; man muß es stehlen.“ Die werdende Hochherrschaftliche stiehlt also das geistige Eigenthum der Anderen so gut sie kann und wird dafür nach mehrjähriger Dienstzeit mit einem glänzenden Zeugniß, auf dem das prinzliche Wappen prunkt, entlassen. Sie absolviert nun möglichst schnell ein paar bescheidene Stellen, um Routine zu kriegen, genau so, wie sich die jungen Schauspielerinnen in der Provinz einspielen, ehe sie an die Hauptstadt-bühnen kommen. Hat sie ihre Stadttheater (einfachere Millionäre oder großer Adel mit kleinem Einkommen) hinter sich, so beginnt, von heute auf morgen, ihr Adlerflug. Manchmal trägt er sie in ihre Prinzenküche zurück, wo sie nun als Dichterin erlesener Werke waltet und Andere herumstößt. Dester aber bleibt die Prinzenküche die große, nimmer erreichte Erinnerung ihres Daseins, eine Erinnerung, die vor sich selbst so hoch hebt, daß ihr Erscheinen in unprinzlichen Küchen fast wie Gnadenakt aufzufassen ist. Weshalb sie auch, wie ich schon erwähnte, nie ein Dienstmädchen, sondern immer ein „Fräulein“ ist.

Wie das Fräulein aussieht? Ich glaube nicht, daß sie sich für eine „Galriederer Frauen“ besonders eignen würde. Bis sie zu Ansehen und Ruf einer echten Hochherrschaftlichen gelangt, liegt ja die erste, wohl auch die zweite Jugend hinter ihr und sie hat schon angefangen, ihre Gesundheit zu verwüsten. Die „Hochherrschaftlichen“ sind ja bekannt dafür, daß sie fast nichts essen (sie behaupten, die Dige-

nehme ihnen den Appetit), dafür aber um so mehr trinken. Natürlich nicht Wasser. In Süddeutschland besonders ist die Trinkfestigkeit der Küchenfürstinnen berühmt; sechs bis acht Liter Bier täglich gehören nicht zu den Seltenheiten. So sieht denn das hochherrschaftliche Fräulein nervöser, streitbarer, wohl auch etwas gedunsener aus als das Erbstück der „Gartenlaube“. Sie trägt auch nur in der Küche die weißen Anzeichen ihrer Macht, Schürze und mächtige Haube; gleicht im Civil einer bethulichen Bürgerfrau mit schwarzem Kleid, Capotehut und goldener Uhrkette. Oft vervollständigt sie diesen würdigen Anzug durch eine Perlenreihe falscher Zähne, von einem ersten Zahnarzt (womöglich Amerikaner) angefertigt. Für Fräulein spielt Geld keine Rolle und ein Kassenarzt schon gar nicht; ihre regelmäßigen und erst recht ihre unregelmäßigen Bezüge erlauben ihr solchen kleinen Luxus.

In ihrem Verhältniß zum Hausgesinde bekennet sie sich zu Dr. Stockmanns Grundsatz: „Der stärkste Mann ist der Mann, der allein steht.“ Nie und unter keinen Umständen wird sie sich mit einem Nebendienstboten vertragen; nur Schwankdichter können sich einbilden, daß sie mit den Bedienten liebelt, nur das Familienblatt hält sie für gütig genug, in dem sanftspöttischen „Musjeh Jean“ all ihren Groll zu erschöpfen. Haß ist gesät, wo die Hochherrschaftliche austritt: das ganze Personal haßt sie und sie haßt das ganze Personal. Sie versteht, die ihr unterstellten Herd-, Haus- und Küchenmädchen bis aufs Blut zu pladen, zu schinden, sie von früh bis spät zur Arbeit einzuspannen, ohne ihnen je ein gutes Wort zu gönnen. Sie verabscheut die Kammerjungfer, die nach ihrer Ansicht „den ganzen Tag faulenzet“; der Kutscher ist „ein gewöhnlicher Kerl, der in den Stall gehört“, und der Diener . . . Für sie und den Diener scheint der Herr das Wort gesprochen zu haben: „Ich will Feindschaft setzen zwischen Dich und das Weib!“ Der Diener ist der geschworene Feind der Hochherrschaftlichen; und ich wundere mich nur, daß Strindberg sich diese Nuance des Geschlechtshasses immer noch hat entgehen lassen, daß er nie das Drama der Küche schrieb, in dem der Bediente und die Köchin Krieg gegen einander führen, Krieg bis aufs Messer. Er haßt in ihr zunächst das selbständige, dann das anmaßende Weib, das ihn stündlich fühlen läßt, wie sie seiner Herrschaft entwachsen ist und mehr vorstellt als er. Sie haßt in ihm zunächst „den Faulenzer“ (nach ihrer Idee faulenzten nämlich alle Diensteleute) und (im Unterbewußtsein) den Escamoteur, der sie täglich um den persönlichen Erfolg ihrer Kunst betrügt. Sie haßt ihn da genau so, wie eigentlich der Dramatiker den Schauspieler hassen muß, der, obgleich nur Mittler, immer von Angesicht zu Angesicht steht und fühlt, wie der Andere wirkt, und den Dank einleimt, der Jenem gebührt. Der Diener erlebt unmittelbar, wie das Diner gefällt, das er servirt. Die Hochherrschaftliche aber, die es schuf, sitzt in der Küche und ist auf seinen Bericht angewiesen. Ihre Verachtung für ihn, ihr latenter Zorn kennt daher keine Grenzen; es giebt keine Infamie, die sie ihm nicht andichtet, keine Niederträchtigkeit, die sie nicht für ihn aussinnt. Und erst wenn sie ihn toll und blind gemacht hat vor Wuth (siehe Strindbergs „Water“), führt Zufriedenheit in ihre Brust ein und läßt sie auflachen, wie Hegen lachen. Dann kommen Thänen und sie eilt zur Herrschaft oder zur Haushälterin: „Keine Stund' Lieb' ich mehr in dem Haus! Da wär' man ja seines Lebens nicht sicher! Und für den M. nichen hab' ich gesorgt wie eine Mutter!“ Und wenn sie ihm Gift in den Kaffee geschüttet hätte (was übrigens auch vorkommt): immer wird sie behaupten, daß sie ihn wie eine Mutter betrent und gehätschelt habe.

Für sie giebt es nur zwei Männer, die sie respektirt; ihr Brotherr gehört nicht zu ihnen. Der eine ist der Koch an sich (nicht etwa irgend ein spezieller); vor der ruhmreichen Tradition des kochenden Mannes neigt sich ihr Hochmuth, der keinen weiblichen Rivalen duldet. Wenn aber die ruhmreiche Tradition sich einfallen ließe, ihr dreinzureden, sie nicht als ganz ebenbürtig zu betrachten, gäbe es auch hier Mord und Totschlag. Der Andere, der ihrer stolzen Seele näher kommt, ist der Liebhaber. Natürlich hat Fräulein nicht einen gewöhnlichen Liebhaber wie andere, tief unter ihr stehende Köchinnen. Da giebt's keinen Soldaten, den man in der Küche versteckt und mit gemeinen Klößen füttert, keinen Arbeiter, der die Woche über schuftet und Sonntag zum Tanz oder zum Bier geht. Fräulein ist (dank ihren regelmäßigen und unregelmäßigen Bezügen) in der Lage, Männer von Distinktion zu lieben. Ich kannte Eine, die sich einen Major a. D. hielt. In der „Geschichte der männlichen Prostitution“ könnten die Erwählten der Hochherrschaftlichen ein eigenes, sehr amuses Kapitel füllen.

Im katholischen Land verwebt die Hochherrschaftliche nicht selten Liebe und Religion zu einem reizvollen Schmutz ihres Daseins. In solchen Fällen ist sie auf ein merktales Wurstblättchen abonniert, das tüchtig auf Preußen und Juden loshaut, geht täglich in die Frühmesse, oft zur Beichte, ist Freitag kein Fleisch, ist Mitglied des Dritten Ordens und glüht für den Hochwürdigen Herrn, der sie von ihren Sünden lospricht. Ich möchte diese zarten Beziehungen zur Religion nicht unter die Lupe nehmen, glaube aber nicht, daß die Kirche dabei zu Schaden kommt.

Fräuleins Verhältnis zu ihren vornehmen Brothgebern ist zwar, ob ihrer Unverträglichkeit, selten von langer Dauer, bleibt aber stets in höflichen Formen; Küpelszenen, wie man sie mit niedrigerem Küchengewürm erlebt, sind ausgeschlossen. Man kommt eben nicht umsonst in einer Prinzenküche zur Welt. Andere Diensthboten halten zusammen, um aus dieser Eintracht heraus frech gegen die Herrschaft zu sein. Die Hochherrschaftliche ist frech nur gegen Ihresgleichen und fühlt sich selbst geehrt durch den Adel und das Ansehen des Hauses, in dem sie dient.

Trotz ihrer glänzenden Stellung, ihrem distinguirten Liebhaber und den anregenden Fezden mit dem Bedienten und dem übrigen Gesinde fühlt sich die Hochherrschaftliche nicht immer glücklich. Wie andere Hochgeborene und Hochgestellte leidet auch sie mitunter an lyrischen Depressionen, träumt, inmitten höchster Macht, von den Reizen der Weltflucht und den Wonnen der Bürgerlichkeit. Karl V. ging in einer solchen Anwandlung ins Kloster von Saint-Just, Marie Antoinette schuf den Hameau und Sachsens Luise floh mit Giron. Die Hochherrschaftliche aber, erfüllt von Sehnsucht nach einem stillen Leben mit kaltem Belag und ohne Nebendiensthboten, geht in ein „gutsituirtes bürgerliches Haus“.

Die Gnädige hat freilich Bedenken: „Ich glaube doch nicht, daß Sie sich für mein Haus eignen. Sie sind jedenfalls sehr verwöhnt, immer nur bei großen Herrschaften gewesen; Sie finden sich bei mir gewiß nicht zurecht...“ „O, gnädige Frau! Ich will ja von den großen Herrschaften nichts mehr wissen. Da bringt Einen ja der Aerger ins Grab. Nicht die Herrschaft, o nein! Meine Fürstin ist die beste Dame von der Welt und für meinen Minister ginge ich durchs Feuer. Aber die Diensthboten. Das ist die Hölle auf Erden! Wenn Eins nicht gerade so schlecht ist wie sie selber, zu all ihren Lumpereien schweigt, die Augen zumacht, wenn die Bedienten den Wein faßweise stehlen, und den Frauenzimmern zu ihrer

Überlichkeit hilft, nachher kann man nicht mit ihnen aushalten. Und darum habe ich mir gesagt: Lieber alle Arbeit selbst thun und trockenes Brot essen, lieber einen kleinen Lohn und weniger Nebenverdienste, aber nur endlich meine Ruhe! Mit der gnädigen Frau komme ich sicher zurecht; mit einer feinen Dame bin ich noch immer zurechtgekommen. Nur nicht mit dem ordinären Pack von Dienstboten. Gnädige Frau brauchen ja nur zu sagen, wie Sie Alles wünschen, „ich werde mir gewiß alle Mühe geben“; und so weiter.

Wo lebt die gutsituirte Bürgerliche, die diesen Sirenentönen widerstehen könnte, die sich nicht geschmeichelt fühlte, wenn eine Köchin, gewohnt, nur mit Fürstinnen und Ministern zu verkehren, sie für eine feine Dame hält? Der unselige Bund wird freudestrahlend geschlossen und das Unheil zieht ins Haus, gefolgt von einem Heerbann von Koffern, Reisekörben, Hutschachteln und Plaidhüllen, dessen sich keine reisende english lady zu schämen hätte. Sogar Schmuckkassetten mit Bergschlössern treten in die Erscheinung.

Die ersten Tage geht Alles in dulci júbilo und der Gnädigen, der bei den vielen Koffern schon ein Bißchen angst wurde, lächelt das reinste Glück. Die Hochherrschastliche spielt „bürgerliche Köchin“ mit dem selben Charme und der selben Lust, wie einst Marie Antoinette Schäferin spielte. Alles geht. Alles ist wunderschön. Fürstin und Minister sind vergessen; nur die Erinnerung an die Neben dienstboten ist geblieben und läßt die Gegenwart doppelt friedlich erscheinen. Fräulein liefert kleine Kabinetsstücke, arbeitet, als wäre sie wirklich ein Dienstbote, und erzählt dazwischen mit heiterem Munde, wie man ihr und ihrer Kunst in ihren verflochtenen Stellungen gehuldigt habe. Ein Botschafter (mit Vorliebe wählt sie den Französischen) und sein Leibgericht (mit Vorliebe nennt sie ein österreichisches: Gulhas, Dampf nudeln, Rosenküchel) spielen eine Hauptrolle in diesen Erzählungen. „Immer, wenn der Französische Gesandte bei uns eingeladen war, hab' ich Gulhas (Dampf nudeln, Rosenküchel) machen müssen. Und jedesmal ist dann der Gesandte in die Küche gekommen und hat gesagt: „Fräulein, Niemand kann Gulhas (Dampf nudeln, Rosenküchel) so machen wie Sie!“

Man kann sich das Entzücken denken, das die gutsituirte Bürgerliche bei solchen Worten empfindet. Der Französische Gesandte, den sich das biedere Durch schnittsweib nur mots und heimliche Klüße tauschend vorstellen kann, liebt, als wäre er Herr Meyer oder Müller, die temperamentlose Molligkeit der Dampf nudel? Talleyrand-Don Juan sehnt sich, statt nach Rosenwangen, nach Rosenkücheln; und seine Lippen brennen nicht von pfefferscharfen aperçus, sondern von einer paprizirten Sauce. Zu reizend, wie solche Menschlichkeiten „jene Kreise“ in greifbare Nähe rücken! Fräulein weiß noch viele artige Schnurren dieser Art; denn sie versteht sich auf die Instinkte des Bürgerthumes fast eben so gut wie August Scherl.

Arme bürgerliche Gnädige! Laß Dich durch Fräuleins Heiterkeiten nicht über den Ernst der Situation wegtäuschen! Von heute auf morgen springt der Wind um und das Barometer Deiner Küche, Deines ganzen Haushaltes zeigt auf Sturm.

Plötzlich, von einem Tag zum anderen, ist in Fräuleins Augen Alles mangelhaft, was gestern noch tabellos da stand. An Allem findet sie zu mäkeln, zu nörgeln, jedes Stück, das Dir lieb ist, setzt sie mit einem hämischen Wort herunter, jede Anordnung, die Du triffst, findet einen höflichen, aber darum nicht minder verletzenden Widerstand.

„Das soll ein Küchenspind sein? Das ist ja nur ein Nachtkästel!“

„Das soll eine Rührschüssel sein? Die sieht ja aus wie ein Spucknapf!“

„Aus Schweineschmalz soll ich ausbaden? Ja, wie gnädige Frau befehlen! Aber ich hätte nicht gedacht, daß bei einer so feinen Dame aus Schweineschmalz ausgebaden wird!“

„Klops soll ich machen? (Sie spricht ‚Klops‘ fremd und vorsichtig, als hätte sie so Etwas noch nie in ihrem Leben gesagt oder gar gegessen). Ja, gewiß kann ich sie machen. Das wird ja nicht schwer sein. In meinen früheren Stellungen habe ich sie natürlich nie gemacht; aber ich weiß schon, daß es Leute giebt, die sie gern essen.“

Beßäße die gutsituirte Bürgerliche Psychologie und Schneid (Beides hat sie in diesen Fällen nie), so jagte sie ihre Hochherrschaftliche schon bei der ersten Mörgelei mit freundlichen Worten zum Teufel. Aber auch die klügsten und mutthigsten Frauen werden der Hochherrschaftlichen gegenüber dumm und feig und machen Konzessionen statt Krach. Und wie jede Subalternatur (Das ist Fräulein, trotz ihrer Prinzessinnenhaftigkeit und ihren befreundeten Votscastern), wird Fräulein um so unbotmäßiger, je mehr man nachgiebt, rast besonders in Hohn und Horn, wenn die Gnädige gar noch die modernen Vorzüge ihrer Küche erwähnt, die so viel Arbeit ersparen: die Warmwasserleitung, den Gasherd, die Blitzrührschüssel und so weiter. Fräulein blüdt über solche Lappalien hoheitvoll weg oder nennt sie spöttisch „Bettelzeug!“ Als echte Aristokratin haßt sie alle Neuerungen, besonders Neuerungen, die anderen Menschen das Leben erleichtern. Sie haßt jede Maschine, denn sie will einen Menschen als Maschine, ein lebendiges Küchenmädchen, das nicht nur die Kurbel eines Mandel-, Fleisch- oder Mayonnaisenapparates zu drehen braucht, sondern das vor ihren Augen, unter ihren Scheltworten nach alter Art rühren muß, bis ihm die Aßern auflaufen, Mandeln reiben, daß es sich die Fingerspitzen blutig schindet, Fleisch hacken, bis ihm die Arme erlahmen. Nicht die Maschine: der lebendige Mensch soll sich für sie und ihre Kocherei quälen; in ihrem Herzen bedauert sie lebhaft, daß nicht mehr wie früher die Mädchen das Wasser aus dem Hof heraufschleppen und das Holz selbst spalten müssen.

Nun verlangt sie jeden Tag eine Neuanschaffung, besonders Dinge, die möglichst unpraktisch sind, aber viel Geld kosten. Denn Geld hinauszujagen, gedankenlos, nutzlos zu verschleudern, ist eine Lieblingbeschäftigung der Hochherrschaftlichen. Auch wenn sie weiter gar nichts davon hat, ist ihr der Gedanke sympathisch, daß ein Anderer verschwendet.

Bersage ihr schon die erste neue Spicknabel, o gutsituirte Bürgerliche, denn alle Nachgiebigkeit hilft Dir doch nicht! Und wenn Du ihr die Küche von oben bis unten voll Kupferkasserollen stellst (Kupfergeschirr ist ihr Traum, denn es ist unpraktisch, theuer und macht anderen Leuten viel Arbeit): die Trennungstunde rückt unaufhaltsam heran. Stoße, was doch schon fallen will, und Müdige ihr jetzt den Dienst; denn in acht Tagen thut sie es.

Nun laufen die Ereignisse Galop. Wie sie einst von Bürgerlichkeit geträumt, träumt Fräulein jetzt von der Rückkehr in die große Welt, an den großen Herd. Wie sie einst ihre Nebendienstboten geschunden hat, schindet sie jetzt ihre Gnädige, ohne je den Respekt zu verletzen, aber mit einer Perfidie, mit einer raffinirten Quengelsucht, die an Sadismus gemahnen. Und ihre Augen leuchten kalt und grausam, wie die Lamerlans.

Endlich kommt es zur Trennung. Mitunter (aber selten) wird sie von der Gnädigen gewünscht, die mit ihren Nerven zu Ende ist und sich schwört, lieber ihr Leben lang Kartoffeln zu essen als länger mit diesem Satan zu hausen. Oft aber tritt die Hochherrschaftliche vor sie hin und spricht also: „Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Die gnädige Frau werden selbst sehen, daß wir nicht zusammenpassen!“

Der bürgerliche Traum ist zu Ende geträumt. Sankt-Just, Trianon, Giron heißen jetzt nur noch: „Fretterei.“ Fräulein schwört sich zu, daß sie nie mehr in ihrem Leben in so einen „Wüchselflag“ gehen wird, und fällt, sammt ihren Koffern, Reisekörben, Plaidhüllen und Schmuckfassetten reumüthig wieder einem Minister oder Botschafter in die Arme. Wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie nach sechs Monaten, abermals von faustischem Bewegungsdrang gepackt, den Traum von Neuem träumen und durchleben wird. Die gutstuirte Bürgerliche aber, die dem hochgepackten Lagometer nachsieht, weiß jetzt, daß nicht nur ein Haus, sondern auch eine Hochherrschaftliche dem Menschen die berühmten zwei glücklichen Tage schenken kann: den ersten, wenn sie kommt, und den zweiten, wenn sie geht.

Mühselig verglimmt dann dies Helbenleben. Eines Morgens erwacht die Hochherrschaftliche und hat in einem Bein ein seltsames Gefühl der Unempfindlichkeit; wenn sie steht, zieht und sticht es darin, wie mit Nadeln. Ein untrügliches Zeichen ist's, daß nun der Zenith überschritten ist. Sie glaubt es zuerst natürlich nicht, dokort herum, läuft zu Natur- und Wunderärzten; aber Keiner kann ihr mehr helfen. Der „Köchinnensfuß“ muß zum Abstieg ausholen, der großen Küche mit ihrem anstrengenden Dienst endgiltig Balet gesagt werden. Ruhe und Schonung allein kann ihr noch frommen. Einzelne Ausnahmen, die in ihren Stellen ergrauten, dürfen, gleich greisenden Königinnen, von einem bequemen Lehnstuhl aus, nach wie vor in ihrer Küche den Oberbefehl führen. Die Faustischen dagegen, die, im Genuß nach Begierde schmachtend, in jedem Vierteljahr anderswohin taumelten, erstreben jetzt eine leichte Stelle, einen Kleinkramladen oder, als Höchstes, Haushälterin zu sein, bei dem in Dienstbotentreisen (Fräulein wird nun ein Dienstbote) so beliebten „einzelnen Herrn“. Einige machen es wie alte Cocotten und verschwinden in die Provinz, aufs Land, zu Verwandten, die sie sonst nie gekannt haben. Andere haben, trotz Alkohol und Herrn von Distinktion, etliche Tausend Mark gespart und leben nun von ihren Revenuen und der Invalidenrente. „Leben“ heißen sie es; früher, in ihrer großen Zeit, hätten sie es „verhungern“ genannt.

Nun ist das Bild völlig verändert. Sie, die nie mit eigener Hand ein Stück Kohle in den Herd schob, sie, die im Horn Spargel bündelweise überm Knie zerbrach und dem Bedienten ins Gesicht warf, sie, die „Klops“ wie ein Fremdwort aussprach und wie einen Fremdkörper betrachtete, der den Kreislauf der Bornehmheit stört, sie dreht jetzt jeden Nidel dreimal um, ehe sie ihn ausgiebt. Und mit schmerzndem Bein kniet sie schwerfällig vor dem Kochofen ihres Stübchens, um Feuer anzumachen, das zu gleicher Zeit wärmen und ihr frugales Essen kochen soll. Wenn aus den paar armsüßigen Briquettes die Flammen aufsteigen, künden sie ihr, was die verglimmenden Bergbündel dem Papst bei seiner Krönung verkünden: daß die Macht und die Glorie dieser Welt nur eitle Dinge sind.

München.

Carry Brachvogel.



Berliner Börse.

Wer an der Berliner Börse neulich das Kriegsgerücht und die Concordiageschichte miterlebte, glaubte sich in die Tage des alten Barons Königswarter versetzt, der einst an der Wiener Börse als Souverain herrschte. Da geschah es einmal, daß ein „kleiner Hebräer“, der in Israel eine winzige Rolle spielte, Kreditaktien gab. Er gab und gab. Hundert, zweihundert, dreihundert. Um die Königswarte, den Thron des Finanzkönigs, flatterte erregt die Schaar der aufgeschreckten Spekulanten. Der Baron mußte, als Mitglied des Verwaltungsrathes der Kreditanstalt, wissen, was die tollen Verkäufe zu bedeuten hatten. Aber er wußte nichts und kannte nicht weniger als die Anderen. Rasch wurde einer der Trabanten aus dem Hofstaat zu dem Blankoverkäufer gesandt, um, im Namen Königswarters, vertrauliche Auskunft zu erbitten. Die gab er nicht, sondern sagte nur: „Das ist mein Geschäftsgeheimniß!“ Schließlich mußte, weil der Börse eine Panik drohte, der Baron selbst den immer heftiger agirenden Pfücher aussuchen. Nach langem Feilschen und Versprechen enthüllte der Kleine dem Großen endlich das Geheimniß: „Herr Baron, wenn morgen Kredit steigen, ist mein Gebein nicht da.“ Tableau! Der Mann hatte verkauft, ohne eine einzige Aktie zu besitzen, nur in der Erwartung, die Börse werde nervös werden, eine Panik entstehen und er dann die Möglichkeit finden, sich bequem einzubeden. Ähnlich wars jetzt an der Berliner Börse. Da wurde einfach drauflosgefirt; die Contremine weiß ja, daß selbst das Dämme Gläubige findet. Am Schiffmarkt wurde den Fixern das Handwerk endlich einmal gelegt. In Badetsfahrtaktien sind sie rite aufgeschwänzt worden. Natürlich wollte Jeder wissen, warum Badetsfahrtaktien fest seien. Die allgemeine Stimmung war gedrückt; nur die Wallnie zeigte steigende Tendenz. Ein Wisbold machte sich den Spaß, den Leuten zu sagen, die Regierung habe für den kommenden Krieg Schiffe gechartert. Diese Auskunft verbreitete sich wie ein Lauffeuer; und wenn nicht ein paar Bernünftige im Saal gewesen wären, hätten wir das schönste Spektakel erlebt. Das kritische Vermögen der Berliner Börse steht unter Bari. Einst war sie der Janustempel; ihr Aussehen zeigte, ob Krieg oder Friede sei. Heute liegt sie allzu oft auf der falschen Seite. Vor dem russisch-japanischen Krieg war London schon lange flau: Berlin blieb fest. Jetzt war London fest und Berlin flau. Drüben glaubte man, trotz den bedrohlichen Anzeichen, nicht an Krieg; bei uns rechnete man mit der Möglichkeit schneller Robilmachung. Die londoner Konsolkurse waren ganz fest, als die Norddeutsche Allgemeine Zeitung den offiziellen Warnartikel („Zur Lage“) veröffentlicht hatte; und blieben fest. Auch Paris verrieth keinerlei Erregung. Nur Berlin ließ sich einschüchtern. Kriegsgefahr gab es mehr als einmal; daß es von da bis zur Kriegserklärung noch ziemlich weit ist, wissen die Engländer sehr genau; nach der londoner Stimmung darf man sich deshalb getroßt richten.

Warum hat die Berliner Börse nicht mehr ihre alte Bedeutung? Weil die Großbanken ihr die Bewegungsfreiheit genommen, weil sie sich die Kontrolle der Spekulation gesichert haben. Mit 20 bis 30 Millionen Mark Effekten beherrschen sie den Markt und ohne ihr Wissen, ihre mindestens stille Zustimmung fällt kein Blättchen vom Gistbaum. Paßt ihnen eine Sache, so „steigen sie ein“; und da die meisten Bankiers von den Großbanken abhängen und, wie böse Zungen behaupten, jeder Bankcommis spekulirt, fehlt es nie an den für die Transaktion nöthigen Willäufern. Haben die

Banken ihre Absicht durchgesetzt (also den Kurs in die Höhe gebracht, um eigene Bestände loszuwerden), so gehen sie „aus der Sache wieder heraus“ und überlassen dem Publikum, mit den nachher eintretenden Kursrückgängen sich abzufinden. Börsenstimmung, Börsenwetter wird heute in den Banken gemacht. Ein nettes Beispiel dafür ist die Concordiasache. In wilden Sprüngen kletterten die Aktien des Bergwerks Concordia in die Höhe. Um fünfzehn Prozent in zwei Tagen. Eben so rasch blühten sie dann zwanzig Prozent am Kurs ein. Was war geschehen? Nichts; nur behauptet worden, die Concordia werde von der Firma Krupp oder von der bayerischen Regierung angekauft werden. Solche Gerüchte hört und dementirt man schon seit Jahr und Tag. Glaubt aber auch, zu wissen, daß die Familie Haniel, die einen großen Theil der Concordia-Aktien besitzt, an einen Verkauf nicht denkt. Nun wurde die Verwaltung gescholten. Die blieb ruhig und verwies auf die Aufsichtsrathssitzung, die Klarheit bringen werde. In dieser Sitzung wurde die Verkaufsabsicht energisch bestritten und eine kleine Kapitalserhöhung angekündet. Damit war die Spannung gelöst und die Aktien lagen wieder still. Wer aber hatte die Hausse bewirkt? Die Banken. Bona fide, versteht sich. Sie wollten sich für die Kapitalserhöhung, deren Kommen ihnen natürlich bekannt war, Material anschaffen und gaben ihren Erfolgsmännern deshalb Kaufaufträge. Und die in die Pläne der Großfinanz nicht eingeweihten Bankiers wisperten ihren Freunden zu: „Bei der Concordia geht sicher Etwas vor.“ Natürlich wollte nun Jeder Concordia-Aktien kaufen. Einzelne Firmen bekamen Aufträge von ihren Kunden und konnten doch nur sagen, man kaufe zu spekulativen Zwecken. Motive unbekannt. Wie bei den ominösen Verkäufen von Kreditaktien. Die Banken gaben dann das Erworbene wieder her und strichen den Kursgewinn ohne Kummer ein. Den Letzten aber heißen die Hunde. Und der Letzte ist, wie gewöhnlich, Herr Domes. Der hat die Aktien am zweiundzwanzigsten Juni um 15 Prozent höher bezahlt, als sie zwei Tage vorher kosteten; und zwei Tage später hat er 20 Prozent eingebüßt, weil die Banken aus ihren Engagements herausgingen. Nun bleibt abzuwarten, wie viel das Bezugsrecht der neuen Concordia-Aktien werth sein wird. Eine Million Mark wird zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt werden. Das giebt eine Aktie auf neun alte; und wenn der Subskriptionspreis 250 betragen sollte, wäre das Bezugsrecht etwa 8 Prozent werth. Das wäre noch kein ausreichendes Aequivalent für das an den alten Aktien Verlorene.

Wenn sich um die Unterbringung neuer Emissionen oder um die Abstoßung alter Bestände handelt, gehts nicht ohne ein bißchen Stimmungsmache. Die Circulare, die von den Banken an die Kundschaft verschickt werden, sind Mittel zum Zweck. Schäumt die Begeisterung gar zu hoch auf, so gießt das nächste Rundschreiben Del auf die Wogen; und verflaut dann die Tendenz, so intervenirt man leise. Die Börse hat still zu halten. Pintsch-Aktien wurden zu 170 an die Börse gebracht. Die fand den Kurs zu hoch; doch was vermag sie gegen Karl Fürstenberg? Dessen Namen soll man nicht unnützlich brauchen; muß ihn heute aber oft nennen, weil, wie ich schon sagte, die Berliner Handelsgesellschaft die Führung übernommen hat. Sie ist nicht durch den Ballast und die Kosten vieler Depositenklassen gehindert und kann sich deshalb, wenns ihr drauf ankommt, frei bewegen. Die im April vorigen Jahres gegründete Aktiengesellschaft Julius Pintsch ist eine sehr gute Sache. Ob aber die Aktien, denen das im Dezember 1907 abgeschlossene erste Geschäftsjahr eine Dividende von 13 Prozent brachte, mit 170½ Prozent nicht den-

noch zu hoch bewerthet sind, ist eine andere Frage. Den Vorbesitzern wurden die Aktien zu 110 Prozent berechnet; und die Börse meinte, 150 wären zur Einführung gerade genug gewesen. Hohenlohe-Aktien wurden zu 196 aufgelegt und stehen jetzt auf 176. Das sind 20 Prozent weniger; vielleicht behalten Die also Recht, die mit dem ersten Kurs der Bintsch-Aktien nicht zufrieden waren. Freilich: Hohenlohe hat nie mehr als 11 Prozent Dividende gegeben und Bintsch gleich im ersten Jahr 13 Prozent. Solcher Anfang läßt die rosigsten Hoffnungen auskommen.

Leicht wirds nicht sein, der Berliner Börse größere Selbständigkeit zu schaffen. Wenn eine große Zahl ausländischer Papiere, über die unsere Banken nicht schrankenlos verfügen, in Deutschland eingeführt würde, bekämen wir vielleicht ein für die Spekulation freies Feld. Gegen die Heranziehung solcher Effekten regt sich aber manches Bedenken. Wer kontrollirt die Verhältnisse dieser Gesellschaften und bewahrt das Publikum vor werthlosem Schund? Die einführende Firma käme bald unter die Herrschaft der Banken; und fehlt die Firma, so fehlt auch Kontrolle und Bürgschaft. Wie Einer, der lange in Gefangenschaft war, die Freiheit zunächst nicht als ein Geschenk, sondern als eine Last empfindet, so würde die befreite Spekulation sich vielleicht wieder ins Joch zurücksehnen. Oft habe ich hier vor überschwänglicher Hoffnung auf die Börsenreform gewarnt. Mit der Freigabe des Terminhandels, sagte ich, sei Etwas, aber nicht Alles erreicht. Jetzt sieht es Jeder. Die Börse kann durch Erleichterungen, die ihr das neue Börsengesetz gebracht hat, den alten Glanz nicht zurückgewinnen. Auch der Wunsch, alle Börsentransaktionen bei offener Bühne vorzunehmen, ist schwer zu erfüllen. Mancher hat sich schon an der dunklen Rampe oder am eisernen Vorhang den dicken Kopf gestoßen. Dabei giebt's in Berlin an der Börse mehr geschäftskundige Leute als, zum Beispiel, in Hamburg, wo doch mehr „los zu sein“ scheint. Scheint: die Hamburger Börse ist eben allgemeiner Treffpunkt. Wer irgendwie geschäftlich zu thun hat, ist da zu finden; auch der Rechtsanwalt und der Waarenagent. Die Zahl der eigentlichen Börsenleute ist in der hantischen Börsenhalle recht klein. In Hitzigs Berliner Haus dagegen wimmelts von Kennern, die leider meist nur nichts Rechtes zu thun haben. Auf keinem anderen Effektenmarkt wird in so vielen Papieren gehandelt wie in Berlin; und doch ist diese Börse kein mächtiger Faktor. Auch in New York wird die Tendenz von den Großen bestimmt und der Börseneinfluß ist ziemlich gering. Die Gegensätze zwischen den Führern der Gruppen, von denen in Europa so viel geredet wird, giebt's in der gemeinen Wirklichkeit gar nicht. Die Eisenbahnmagnaten einigen sich gewöhnlich über die Taktik des nächsten Tages; die Börse mag sich dann damit abfinden. Doch in Amerika ist man auf allen Gebieten an die Herrschaft der kapitalkräftigen Persönlichkeit gewöhnt und die Abhängigkeit der Börse von den Dollarmajestäten paßt in das ganze Bild. In Berlin sah es früher anders aus. Das Geld, das die Industriegesellschaften der Börse gaben, regte zu Geschäften an und speiste die Spekulation. Jetzt ist die Industrie den Banken eng verblüdet. Die Industriegesellschaften sind nicht mehr so liquid wie in den stilleren Zeiten, da es noch keine Interessengemeinschaften, Concerns, Fusionen gab. Der Betrieb verschlingt große Summen; und man ist meist schon froh, wenn man bei den Finanzinstituten nicht zu tief in der Kreide sitzt. Die Laurahütte ist die einzige Gesellschaft, der man heute noch nachsagt, sie unterstütze die Börse.

Ist im Großen nichts zu leisten, so müßte mans doch im Kleinen versuchen.

Die Spekulation liebt gern Ziffern; sie rechnet und kombinirt gern. Deshalb interessieren alle Betriebsausweise, mögen sie von amerikanischen Eisenbahnen, deutschen Klein- und Straßenbahnen oder von Industriegesellschaften kommen. Dieses Bedürfnis könnte reichlicher befriedigt werden. Weniger wichtig als die monatlichen Ergebnisse der Eisenbahnen Bschpau-Finsterwalde oder Königsberg-Oranz sind die Ausweise der Montangesellschaften. Wenn die am Monatsende, statt, wie jetzt, am Quartalschluß, veröffentlicht würden, gäbe es immer „Authentisches“ zu beachten und zu bereden. Die Spekulation wäre stets en vedette und in den Börsensaal käme stärkeres Leben. Die Thatsache, daß es an der Berliner Börse keine großen Spekulanten mehr giebt, zwingt nicht zu schlaffer Resignation; man muß die Kleinen nur nicht gar zu selten mobil machen: sonst werden sie stumpf und lahm. *La bon.*



Kriegsstimmung im Berliner Börsensaal: Das ward seit der Zeit kaum noch erlebt, an die Menkus der Weise dachte, wenn er sprach: „Damals hätte man Terrains kaufen müssen!“ Sonst kümmerte man sich in der Burgstraße gar nicht mehr um Politik; lächelte von der Höhe her über die Leute, die all das Gerede und Gethue ernst nahmen. Jetzt, plötzlich: Kriegsstimmung. Leider auch Kriegsfurcht. Daß Viele für die deutschen Anleihen zitterten und ihren Besitz losschlügen, war nicht gerade schön; kein erbauliches, kein patriotisches Schauspiel. Daß die Mächtigen nicht kräftiger intervenirten, bewies aber, wie ungefährlich man oben die Lage fand. Und die Reichsbank, die eine Weile Kriegspolitik zu treiben schien (weil sie, trotz ansehnlichem Goldbestand, die Rate nicht erniedrigte), setzte den Diskont herab und zeigte damit, daß sie sich auf normale Zeiten einrichtete. Allmählich beruhigten sich die Gemüther denn auch wieder. Neue Emissionen, für den Staat und für die Industrie: da braucht man hellen Himmel und sorgenlose Seelen. Ein Kluger gab die Parole aus: Bluff! Hatz nicht auch Marschall gesagt, unser Marschall, für den wir einst schwärmten (als er die inzwischen beseitigten Handelsverträge machte)? Alles nur Bluff! Rußland braucht eine neue große Anleihe. Die werden die Franzosen nicht leicht schlucken. Die kann Clemenceau, mit seiner Vergangenheit, auch nicht leicht empfehlen. Die muß mit besonderer Würze deshalb schmachhaft gemacht werden. Denn England will sie natürlich nicht übernehmen. King Eduard kann immerhin aber Etwas für sie thun. Den Franzosen Muth und Appetit machen. Anglo-franko-russischer Dreibund: Das ist mal was Neues. Das zieht für ein hübsches Weilchen. Diese Suggestion ist so stark, daß die Pariser wieder den Beutel öffnen. Darum die Begegnung in Neval; darum fährt Fallières nach Petersburg. Daß dieses Register mindestens zwei Lächer hat, daß eine russische Anleihe heute gar nicht so schwer unterzubringen und den Briten die Befriedigung russischer Geldnoth noch vor ein paar Jahren ungemein gleichgiltig gewesen wäre: durch solche Erwägung ließ man sich die Trostfreude nicht trüben. Wer sein will, ist rasch getröbet. Schon regt sich sacht wieder der alte Optimismus. Die Ernte wird, nicht nur in Deutschland, ungewöhnlich gut. In den letzten zwei, drei Jahren ist nicht viel unternommen worden. Die Bevölkerungsziffer aber weiter gestiegen; und die neuen Menschen brauchen Unterkunft und Nahrung. Der Aufschwung wird, paßt nur auf, wieder vom Baugewerbe ausgehen. Wer weiß, ob wir nicht schon 1909 eine neue Hochkonjunktur haben? Himmelhoch jauchzten, die gestern noch zu Tode betrübt waren; nur wagen sie noch nicht recht, sich zur That zu rüsten. Aber die Kriegsstimmung ist ziemlich verschwunden. Wenns einmal Ernst wird, wenn Germania wirklich das Schwert ziehen muß, wird die Schicksalsstunde, so dürfen wir hoffen, die Börse in würdigerer Fassung finden.

Berlin, den 11. Juli 1908.

Die Emanzipirten.

Sublime Begriffe haben das Schicksal, verlassert zu werden. Das Wort Emanzipation ist sehr heruntergekommen, zur Bezeichnung für einen fast schimpflichen Begriff geworden, beinahe zu einem Ausdruck des Mitleids. Es wird kaum mehr gebraucht. Es ist frei geworden für seinen alten Inhalt. Es wird manchmal mit Frauenbewegung identifiziert. Aber es bedeutet deren Gegensatz.

Die Emanzipation war nie eine Frauenbewegung, eine Allfrauenerhebung. So alt sie ist, war sie doch immer esoterisch; der Gang Einzelner, niemals Bewegung von Massen. So wenig sich ein Stand emanzipiren kann (er kann sich nur abschaffen, niemals befreien), kann es ein ganzes Geschlecht. Aber immer ist es dem Einzelnen möglich, auf eigene Gefahr sich, wie von seinem Stand, von seinem Geschlecht zu emanzipiren. Doch gehört in irgendeiner Weise ein Vermögen dazu, um diese Freiheit zu überstehen, ja, um auch nur den spontanen Wunsch nach dieser Freiheit zu haben. Der vollkommene Typ einer Emanzipirten, die die Möglichkeit der Emanzipation erschöpft, ist in Heinrich Manns Roman der drei Göttinnen in der „Herzogin von Uffz“ dargestellt. Es ist natürlich auch richtig, die grande amoureuse und die Hetäre der Alten zu den Emanzipirten zu rechnen, auch Manche aus der Zahl der Heiliggesprochenen und Alle, die die schließende Fessel ihres Geschlechtes ablegten, wenn sie es nur freiwillig thaten und ein Recht dazu hatten. Da Emanzipation die Befreiung von den natürlichen Beschränkungen ist (nicht Befreiung von den Beschränkungen der Civilisation; dafür giebt es andere Namen), so war stets jeder unnatürliche Zustand des Weibes, jeder erhöhte Zustand des Ranges, des Reichthumes, des Geistes, ein Boden für Emanzipation. Eine hohe Stellung fordert so nothwendig Emanzipation von den Beschränkungen des Geschlechtes, daß, zum Beispiel, in Frankreich der Königin diese Verpflichtung und Last von einer

Dame abgenommen werden mußte. Auch die Kirche hat ein Symbol für diesen Zusammenhang. So war Emanzipation zwar an keine bestimmte Thätigkeit ausschließlich gebunden, weder an politische noch wissenschaftliche noch künstlerische, noch an die, dem Leben durch seine Person einen festlichen Glanz, einen Schein von Luxus und Willkür zu geben; dennoch giebt es eine große Klasse von Beschäftigungen, die mit Emanzipation nicht gut vereinbar sind.

Die Emanzipation war auch nie eine Rechtlerinnenbewegung. Leistungen wurden erstrebt, Vorrechte, nicht allgemein Erreichbares, das immer Pflicht und Frohn ist, sondern Leistungen, die außerhalb des Alltäglichen stehen. Aber das Vorrecht berauscht und wird von Anderen als Recht gefordert; und so gesellten sich zu den Strebenden, die in natürlichem Freiheit und Thatbedürfniß von Fähigkeiten und Talenten getrieben werden, die Fordernden, die deshalb Etwas unternehmen, weil Andere es leisten, weil Andere es geleistet haben; zu den hochdenkenden Frauen und zu denen, die in einem Fatalismus des Herzens sich ihr Schicksal bestimmten, gesellte sich die unzulänglich flackernde Imitation; zu den Begünstigten hielten sich Alle, die nicht einsehen wollen, daß das Ungewöhnliche ein Unrecht ist, daß eine bedeutende Leistung zwar benutzt, aber ihr Autor bestraft wird, und die deshalb die Leiden der Emanzipirten tragen mußten, ohne ihre Freuden zu genießen, und, wie billig, begannen, zu rechten, zu moralisiren, de montrer leurs plaies.

Die Emanzipation war auch nicht Mutterschaftsbewegung. Man kann heute die lähne Behauptung hören, daß man im Grunde niemals Anderes gewollt habe: die tiefste Sehnsucht der Emanzipation sei, bewußt oder unbewußt, immer Muttersehnsucht gewesen. Das Gegentheil ist wahr. In der Geringschätzung der Mutterschaft, oft in einer persönlichen Feindschaft gegen den ewigen Fluch des Gebärenmüssens, hat die Emanzipation gelebt. Man wollte mehr sein als nur ein Weib: ein Mensch wie der Mann, nicht nur Durchgangstation, nicht nur Fortsetzerin und Pflegerin des Menschen, sondern selbst Mensch, nicht nur Produzentin des Lebens, sondern Verbraucherin, Genießerin, auch Zerstörerin des Lebens. Die Emanzipirte lebte im Aufruhr gegen die Natur, sie lebte wider die Natur; sie wollte sich nicht damit abfinden, daß ihr jede höhere Leistung und intensive Theilnahme unmöglich bliebe, nur weil sie als Weib geboren sei. Sie kannte den Grund ihres Schicksals und ächtete ihren stärksten Trieb. Das hohe Lied der Mutterschaft unter dem Schuß von Politik, Nationalökonomie und Rassenzucht ist jüngeren Datums. Die Emanzipirte hatte darüber Anschauungen, die heute als landesverrätherisch gelten.

Natürlich ist Emanzipation nicht sehr gesund; ihre echten Vertreterinnen sind fragwürdig in manchem Betracht, Endglieder, vor Allem aber exklusiv, leidend und ein Wenig stolz auf ihr Leiden und von nichts so weit entfernt wie vom Belehren Anderer. Emanzipation ist eine Grenzüberschreitung; jede

Passion ist Emanzipation; und die steht der Frau, der Mutter des Menschen, nicht zu, weder die sachliche noch die persönliche Passion, weder Kampf noch Leistung noch die große Liebe. Und wenn jeder Passion der Wunsch zu Grunde liegt, das Leben möchte schneller fließen, vorüberfließen, so mag man ihn als Kennzeichen der Emanzipirten ansehen.

Was haben nun mit diesen Freien und Bogelfreien Die zu thun, die jetzt das Rohmaterial für die Frauenbewegung liefern; die sich so gern in bedeutungslose Zustände einflechten möchten, aber doch durch mächtige Verhältnisse, denen unsere Regierungskunst nicht gewachsen ist, dazu verurtheilt sind, in einer Art um ihre Existenz zu arbeiten und zu kämpfen, die im tiefen Widerspruch zu ihrer Natur steht? Diese Frauen, sich selbst überlassen, würden nur eine Forderung stellen: Zurück! Und nur die eine Frage erörtern, wie sie den alten Zustand erreichen, in dem sie eine kleine Welt ihr Eigen nannten, an der sie Gemüth, Neigungen, Triebe und Fähigkeiten auslassen konnten. Aber sie sind nicht sich selbst überlassen; sie stoßen auf die Emanzipation. Durch dieses Aufeinandertreffen zweier ganz heterogenen Strömungen entsteht nun das etwas konfuse Aussehen der modernen Frauenbewegung; durch die wirtschaftliche Entwicklung wurden der Emanzipation Massen zugeführt, die eigentlich sehr fern von Emanzipationsgelüsten waren. Diese boten ganz unvermuthet die Möglichkeit zu einer umfassenden Agitation; sie zwangen aber auch dazu, den Wunsch nach der uralten, ewigen Fraueneexistenz mit den Emanzipationsidealen zu verschwistern. Das Programm der Frauenbewegung hat also von der Emanzipation die Höhe, von der Wirtschaftslage die Breite bekommen. So ist es durch die Gunst der Zeit sehr üppig geworden. Sein agitatorischer Werth hat das Maximum erreicht. Es umfaßt das Gute, das Schöne, das Wahre, das Tiefe und das Nützliche, das Hohe und das Dauernde und einiges Andere. Man hat sich zwar spezialisirt; es giebt Vereinsstreitigkeiten darüber, wie weit man in diesem Gemenge gehen dürfe; aber es giebt keine Chemie der Elemente und ihrer Möglichkeiten. Man verspricht widersprechende Dinge in Harmonie: Beruf und Persönlichkeit, Bildung und Mutterlichkeit, Kameradschaft und Liebe. Jeder, dem diese Dinge mehr als Worte sind, hört einen mistönenden Lärm. Eine Synthese kommt nicht zu Stande. Es bleibt ein Konglomerat; und das Feld behaupten die Versöhnerinnen, die vermittelnden Naturen, die v. reinen wollen, was sich aufhebt.

Es fehlt nicht an Ansätzen zu größerer Bestimmtheit; wenn die Frauenbewegung als ein Problem des Kapitalismus aufgefaßt wird, so ist Das richtig, sobald man eben, wie es billig ist, die Emanzipation als etwas ganz Besonderes, als ein psychisches Problem Weniger von der Frauenbewegung abtrennt, nicht sie ihr einordnet. Man sollte dann aber auch weitergehen und die Frauenbewegung als reaktionär, als gegen den modernen Defonomismus gerichtet ver-

stehen, der kurzfristig und im Grunde nur Raubbau am Menschen ist. Diesem unpersönlichen Dekonomismus ist der Kleinbetrieb der Ehe und Familie anstößig. Er sucht ihn sich zu assimiliren und die Frau in seine Umklammerung zu bekommen. Dekonomie als höchstes Prinzip (und sie hat durchaus die Reigung, sich als höchstes Prinzip zur Geltung zu bringen) kann nur zur Verarmung führen. Dekonomie fordert immer höhere Dekonomie; sie steigert sich selbst und fordert ein Opfer nach dem anderen. Wir werden allmählich zu sparsam für Haus und Familie, die ein Luxus für arme Wilde bleibt: Das ist die Folge der ökonomischen Entwicklung, und bald wird man statt des Dekonomismus einfach die Verarmung als das Bestimmende unserer Verhältnisse anführen können. Die Schwierigkeiten der Frauen, die der Frauenbewegung die Basis geben, wachsen durch den Dekonomismus ganz von selbst. Und was thut man? Erkennt man ihn als Feind? Belämpft man ihn? Nein, man agitirt für ihn; man sieht ihn als Bundesgenossen an. Mindestens glaubt man sich verpflichtet, ihm den kleinen Finger zu reichen. Man soll deshalb keinen Werth auf die Versicherung einiger Frauenführerinnen legen, daß sie ja gar nicht beabsichtigen, die Familie aufzulösen. Was liegt daran, was sie beabsichtigen, wenn sie nicht sehen, was die Folgen ihres Wollens sind, für wen sie eigentlich arbeiten, was auf dem Wege liegt, den sie gehen, wenn sie mehr auf den Kompaß als auf die Karte sehen? Die umfassenden Berufsbestrebungen (verführerischer genannt: Bildungsbestrebungen), von anderen nicht zu reden, arbeiten für den Dekonomismus. Der findet immer Wege, die ausgebildeten Arbeitskräfte festzuhalten. Nur wenn die Frau unbrauchbar bleibt, wird sie nicht gebraucht. Wird sie aber allgemein auf Beruf dressirt, dann wird sie auch in das ökonomische System eingespannt und die alte Lebensform verschwindet.

Wenn unaufhörlich eine große Zahl, der Ueberschuß der Frauen mindestens, zur Berufsarbeit gezwungen sein wird, zur Konkurrenz mit den Männern (mit ungleichen Mitteln), so ist Das eine harte Thatsache, aber eben eine unauf löbliche harte. Das darf nicht ein Grund werden, die Gesellschaftordnung umzuändern. Die Fatalitäten der weiblichen Existenz lassen sich nicht beseitigen; nur umwickeln oder vergolden. Es ist wieder der Dekonomismus, der die Unkosten der Gesellschaftordnung nicht bezahlen, aus dem Leben ein Geschäft ohne Spefen machen will oder die Unkosten der neuen Ordnung kurzfristig unterschätzt. Aber unsere Enkel werden sie kennen und staunen und bezahlen, mit Ironie auf die zukunftsrohen Vorfahren, die nichts vorhersehen, aber die neue Generation im Voraus priesen.

Statt dem neuen Zustand entgegenzukommen (und Das geschieht innerhalb der Frauenbewegung auch da noch, wo man ihn theoretisch verwirft), statt sich auf ihn einzurichten, durch Ausbau Alles zu thun, was ihm Dauer verleihen könnte, sich von der „Entwicklung“ gutmüthig treiben zu lassen, sollte

man sich ernstlich die Aufgabe stellen, nur den alten Zustand herzustellen und zu erhalten. Man müßte dazu vor Allem Das ausschalten, was man von den Emanzipirten übernommen hat. Die hoch getriebenen Bildungsbestrebungen sind, wie die Emanzipation von der Ehe und vom Herd, Fremdkörper in der Frauenbewegung. Sie hat, wenn sie sich besinnt, alle Vortheile eines deutlichen Zieles, das den Entschluß erleichtert und das auch berechtigt, Opfer zu fordern. Dieses Ziel ist, sich abzuschaffen, sich überflüssig zu machen. Es ist erreicht mit dem Maximum der Familienbildung. Die Wege dahin kennt man aber nicht, kann sie auch nicht finden, wenn man absichtlich nach der falschen Richtung führt.

Nicht eine uferlose Evolution der weiblichen Psyche kann das Ziel sein für die Frauenbewegung, keine Verfeinerung zum Intellektualismus, auch nicht die Erringung neuer Rechte, sondern die Erhaltung aller Rechte, die eine mächtige Tendenz den Frauen zu rauben droht. Das wollen die Frauen selbst; und man soll froh sein, daß sie es noch wollen. Das will auch die Gesellschaft und der Staat als Unternehmer für Bevölkerungszuwachs. Das wollen auch die Männer, die schon die Unhaltbarkeit von Verhältnissen einsehen, in denen die Lasten der Generation einem Theil der Frauen aufgelegt werden, wodurch diese überlastet, die übrigen falsch beansprucht werden und die Menschenqualität verschlechtert wird. Die Frauenbewegung in ihrer bisherigen Tendenz aber hat erreicht, die Gedanken darüber zu verwirren; sie hat durch ihre Lobgesänge auf Entwicklung, auf die neue Epoche, durch ihr Hinarbeiten auf die neue Lebensform (nicht zu reden von der neuen Ethik), Verwirrung in die politischen Parteien der Männer getragen, bis weit in die Reihen der Konservativen hinein (Das hat sich bei der Berathung des Vereinsgesetzes gezeigt). Es ist Zeit, diese Wirkung zu paralyfieren. Viel ist schon versäumt worden. Wenn es eingesehen wird, so ist zu hoffen, daß die Führerinnen endlich mit denen, die sie führen wollen (Die sind reaktionär) Fühlung nehmen.

Davon ganz unabhängig wird die Emanzipation bestehen, die Art Derer, die als Endglieder sich verbrauchen, die auf Zukunft verzichten, um die Möglichkeiten der Gegenwart auszumessen. Immer können es nur Wenige sein; aber sie werden immer sein. Denn so sicher die Frauenbewegung mit einem beschränkten Ziel eine Zeiterscheinung ist und mit Erreichung ihres Ziels verschwinden wird, so gewiß wird die Emanzipation ewig sein, als eine ziellose, mit der Zeit wechselnde, stets moderne, aber ewig unzufriedene Unrast der Seele. Daß die Emanzipirten es zu einer geschlossenen Bewegung bringen werden, ist ganz unwahrscheinlich. Wozu auch? Selbst die emanzipirten Männer sind ja niemals so weit gekommen. Aber daß sie mit der ökonomischen, anti-kapitalistischen Frauenbewegung innerlich nichts gemein haben, werden sie wohl begreifen. Diese Scheidung schließt nicht aus, daß sich manche gute Hausfrau manchmal nach den Zuständen der Emanzipirten lüftern zeigt; ganz wie bis-

her. Sie schließt auch nicht aus, daß man aus behaglicher Situation sich an den Leiden und Seelenkrämpfen der Emanzipirten ergötzt, ja, daß man als gutes Recht beansprucht, Dergleichen zu sehen und von fern zu begleiten, mit-schwingend, in dem sichereren Gefühl, sich vor Gefahr und Ernst in diesen Dingen nicht besonders schützen zu brauchen; man kann die Leistungen seiner Schwestern bewundern, auch ohne die Absicht, ihnen nachzueifern.

Zwischen Beiden steht die Unglückselige, der eine böse Fee an der Wiege den Coelibat sang, ohne ihr eine Gegengabe zu verleihen, und der dann eine göttige Aufklärung den Weg zu frommer Entsagung verstellt hat. Aber ob fromm oder nicht: zur Entsagung muß sie es bringen. Sie muß dienen, lehrend, wartend, pflegend, nach beiden Seiten, aber es ist nicht ihre Aufgabe, revolutionirend und „umwerthend“ zu wirken; wenn sie führt, darf sie nicht nach eigenen Bedürfnissen, sondern muß nach denen der Geführten handeln. Das ist eine so schwierige und so mühevolle Arbeit, daß sie darin gewiß auch die Betäubung ihrer eigenen Schmerzen finden kann.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.



Eine berühmte Frau ist was Kurioses; keine andere kann sich mit ihr messen. Sie ist wie Branntwein: mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein kitzelt auf der Zung und steigt in den Kopf. Das thut eine berühmte Frau auch. Aber der reine Weizen ist mir doch lieber. Den sät der Sämann in die geloderte Erd, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus und dann übergrünt er die Völker und trägt goldene Aehren; da giebt's zuletzt noch ein lustig Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau und ich will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. (Bettina von Arnim.)

Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht und wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich, weil man es für unhöflich hielt, so viele unwissende Männer beschämen zu lassen. (Goethe.)

Frauen, die lesen, gar Frauen, die schreiben, passen nicht in unsere Verhältnisse, die nur für Obalisten und Hausklavinnen geeignet sind. Von ihrer frühesten Jugend an hören die Frauen, das Ideal der Weiblichkeit sei ein dem männlichen gerade entgegengesetzter Charakter: kein eigener Wille, keine Selbstbestimmung, sondern Unterwerfung und fügsamer Gehorsam. Die Frau, so predigt unsere Moral, ist verpflichtet, für Andere zu leben, den Anspruch auf eigene Existenz zu opfern und in der Hingebung an Andere das Ziel ihres Daseins zu sehen. Thut sie so, dann findet die landläufige Sentimentalität den der weiblichen Natur gemäßen Zustand erreicht. (John Stuart Mill.)

Die Weiber haben größere Schmerzen als die, worüber sie weinen. An den Weibern ist Alles Herz; sogar der Kopf. (Jean Paul.)



Morten Synbo.

Die Uhr war Elf, als ich ausging. Ich hatte den ganzen Tag mit starkem Kopfschmerz zu Bett gelegen. Aber als ich meinen Thee getrunken und ein paar Stücke Butterbrot gegessen hatte, wurde es besser. Und gegen elf Uhr stand ich auf, zog mich an und ging aus.

„Du bist ja verdreht!“ sagte Bruder Riels, der im Wohnzimmer in Hemdsärmeln saß und unter der Hängelampe einen Nicker machte. „Du bist ja verdreht, Mann!“ sagte er. „Die Uhr ist Schlafenszeit!“ Er gähnte wie ein Walfisch und ging hin und sah nach dem Barometer. „Gott sei Dank, es steigt!“ sagte er. „Dann können wir wohl morgen mit dem Weizen anfangen . . . Gehst Du wirklich aus?“ fragte er dann und streckte die Glieder.

„Ja“, sage ich; „ich muß etwas frische Luft haben.“

„Gott segne Dich!“ sagte er und gähnte wieder. „Gott segne Dich!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Als ich am Schreibtisch vorbeikam, steckte ich aus alter Gewohnheit meinen Revolver in die Tasche. Ich nahm ihn immer mit mir auf meine Spaziergänge längs dem Strande und schoß nach Möwen und Bäumen und Steinen. Traf aber nie. Ich ging durch den Garten, wo die Büsche und Hecken mit kleinen, kurzen Schatten standen. Der Mond war bereits hoch oben. Es war Vollmond.

Vor der Gartenthür blieb ich stehen, unentschieden, ob ich am Wasser entgehen sollte oder auf der Landstraße und an der Lastberger Mühle vorbei. Ich schlug den Weg am Gartendeich ein. Aber plötzlich bog ich ab und ging hinüber auf die Landstraße. Warum? sagte ich zu mir selbst. Warum gehst Du nun den Weg? Der am Strande ist doch viel schöner. Aber ich ging weiter. Ich hatte ein Gefühl, wie man es oft haben kann, daß man Etwas begegnen sollte. Eins oder das Andere passieren, wenn ich hier ent'angging.

Der Tannenwald liegt links vom Wege. Rechts hat man die Aussicht über ein paar abfallende Felder und flache Wiesen zum Fjord hin. Ich sah drei Kallichter draußen schimmern. Rattröthliche Lichter, die wie durch Hornfenster schienen. Ein schwacher Wind blies von der See und vom Tannenwalde kam ein gedämpftes Brausen. Ich hörte es darin rascheln und knirschen wie von einem Thier, das auf welke Blätter und Nadeln tritt.

Meine Hand fuhr unwillkürlich nach der Tasche mit dem Revolver. „Nein, nicht schießen“, sagte ich; „nicht schießen hier auf der Landstraße! Die Leute werden in der Nacht so leicht erschreckt.“ Der Mond schien zwischen den Bäumen herab. Und man sah dabei große weiße Flecke auf dem Moos, wie auf einem Theaterboden, wenn das elektrische Licht angezündet wird. Es furrte in den Telegraphenstangen am Grabenrand. Ich ging hin und legte das Ohr an eine. Aber als ich merkte, daß es mir weh im Kopf that, zog ich es rasch zurück und ging weiter.

Bei den Pappeln lag das Haus von Tambours alter Elje. Die Mauern grinnten gelblich im Mondlicht. Aber die Fenster standen schwarz und der Schatten vom Traufdach lag als ein breiter grauer Strich darüber in der ganzen Länge des Gebäudes. Ich blieb stehen und lauschte. Mir wars, als hörte ich die Alte drin in ihrem Bett stöhnen.

Ein Säusen in der Luft ließ mich aufblicken. Es war ein Strich Enten, der, wie auf eine Schnur gezogen, zum Wasser flog. Sie hielten sich ganz niedrig. Und wieder glitt meine Hand hinab an den Revolver.

„Es nützt doch nicht!“ sagte ich zu mir selbst. „Du kannst sie doch nicht treffen. Und dann weckst Du ja auch Elie auf.“

Ich war auf den Hügel gekommen und stand gerade vor der Mühle. Die Flügel drehten sich lautlos und langsam herum im Wind. Nur jedesmal, wenn ein Flügel senkrecht hinunter zur Erde stand, quietschte er in der Achse. Dann ging's lautlos weiter. Und der nächste Flügel quietschte. Das ist etelhaft anzuhören, dachte ich beinahe laut. Ich muß Korn:liussen morgen sagen, daß er was dagegen thut. Die Pferde können ja scheu werden, wenn sie hier in der Dunkelheit vorbeikommen.

Ein rothes Licht schimmerte durch ein kleines Fenster hoch oben unter dem Mühlendach. Wenn Du nun da hineinschöffest, dachte ich und lachte bei dem Gedanken, so käme da ein kleines, rundes Loch. Aber dann käme es darauf an, ob Du noch einmal da hineinschießen könntest . . .

Unten am Fuß des Hügel's führte ein Grasweg in den Tannenwald.

„Darin ist's!“ sagte ich. „Den Weg mußt Du gehen!“ Und ich bog da hinunter ab. Hohes Gras stand zwischen den Radspuren. Ich konnte die Sohlen an meinen Schuhen darauf schurren hören. Unwillkürlich hob ich die Füße höher. Die eine Hälfte des Weges lag dunkel, während die andere hell vom Mond beschienen wurde. Ich ging hinüber auf die helle Seite. Da war ein Fußweg, auf dem das Gras niedergetreten war. Ich sah in den Graben. Ein leichter Dampf stieg daraus hervor und bildete seltsame Gestalten und Ornamente.

Blötzlich mußte ich an das junge Mädchen denken, das wir eines Abends unten in unserem Moor gefunden hatten. Das ist nun lange her. Ich war wohl damals so zwölf, dreizehn Jahre. Es war ein warmer Tag gewesen, so daß das Moor dampfte, und ich sah die Elfenjungfrauen tanzen und die Moorfrau mitten unter ihnen sitzen. Ich ging mit unserem Stallknecht, der hinsollte, um die Pferde zur Nacht einzubringen. Er hob sie auf, wie sie dalag. Sie war vornüber gefallen, mit dem Gesicht auf die Fahrspur; die Beine reichten über den Fußweg. Das ist ja Anna Sofie! sagte er. Und sie wars auch. Sie diente als Brautmädchen zu Haus und ich hatte noch gerade am Vormittag mit ihr gesprochen. Sie hatte mir eine Handvoll Erdbeeren gegeben, die sie auf dem hintersten Gartenbeet gepflückt hatte, und ich hatte ihr einen Kuß dafür geben müssen. Ich blieb erst ganz starr vor Schreck, wie ich sie da liegen sah. Und ich wollte fortlaufen. Aber Rasmus hielt mich fest. Sie thut Dir sicher nichts zu Leide, sagte er. Warte mal! Und damit drehte er das Mädchen auf die Seite. Hier hat sie's bekommen, sagte er. Und ich sah ein großes Loch in ihrer rechten Schläfe und viele kleine Löcher in ihrer Wade und Nase. Sie ist richtig tot, sagte Rasmus. Was Teibel für'n Affe kann Das gemacht haben? Dann schickte er mich nach Hilfe. Und das Mädchen wurde auf den Hof mit einem Wagen gebracht, der so langsam fuhr, so langsam, entann ich mich. Und eine Untersuchung wurde eingeleitet und ein Verhör abgehalten. Aber nichts ließ sich aufklären. Ich konnte mich deutlich entsinnen, daß der Hardevogt eines Tages aus der Stadt mit zwei Polizisten gefahren kam. Sie hatten einen langen, krummrückigen Mann zwischen sich auf dem hintersten Sitz. Ich kannte den Mann gut. Es war Morten Fynbo, der als Großknecht oben auf

dem Hundshof diente. Er sei eine Art Verlobter von Anna Sofie gewesen, sagte man. Ich konnte ihn nicht leiden. Ihm war die Hälfte seines rechten Ohres in einer Schlägerei abgerissen worden. Und seine Augen waren klein und stechend wie bei unserem alten Eber, der auch einen Riß im Ohr hatte. Sie gingen alle vier in die Tenne, wo Anna Sofie lag. Und da blieben sie eine Stunde lang. Als sie wieder herauskamen, war Morten ganz weiß im Gesicht. Dann setzten sie sich wieder auf den Wagen und fuhren davon. Aber der Stallknecht Rasmus erzählte mir später, daß das Mädchen noch einen Schuß an einer wunderlichen Stelle bekommen habe und daß der durch den Rücken gegangen sei und sie sofort getötet habe. Aber daß er, der Fynbo, nicht bekannt habe und daß sie ihn laufen lassen mußten.

. . . Vor ein paar Tagen hatte ich Mortens Namen unter einer Annonce im Blättchen gesehen. Aber da hatte ich gar nicht an die alte Geschichte gedacht, die nun plötzlich am Abend, zusammen mit dem Nebel, aus dem Graben auftauchte.

Ich war an eine Stelle gekommen, wo die Bäume höher waren. Nur ein ganz schmaler Streifen Mondlicht lag längs dem Fußweg.

Ich blieb stehen. Kam mir nicht Jemand entgegengegangen, da drüben im Schatten? Eine Eule fuhr aus den Tannen heraus und schwebte so dicht vor meinem Gesicht vorbei, daß ich den Luftzug von ihren Flügeln spürte. Ich trat einen Schritt zurück ins Gras und trat dabei auf etwas Lebendiges, eine Maus oder eine Kröte, die quietschte.

Nun sah ich deutlich eine hohe, dunkle Gestalt über den Graben hin unter die Bäume springen. Und ich hörte Zweige und Nester unter Fußtritten knaden.

Das ist Morten Fynbo! fuhr es mir durchs Hirn. Wohnt er hier in der Nähe, so ist ers!

„Ist da Jemand?“ rief ich laut.

Es blieb still und ich ging langsam weiter. Kommt er, sagte ich zu mir selbst, so schießest Du. Dazu hast Du das Recht. Ich ging hinüber auf die andere Seite des Weges, um im Schatten zu sein. Plötzlich sah ich, ein paar Ellen von mir, aus dem Graben fünf Finger auftauchen. Ich blieb mit einem Ruck stehen. Die Finger krümmten sich, einer nach dem anderen, der kleine Finger zuerst, und bohrten sich krampfhaft in das Gras ein. Im selben Augenblick fiel mir ein, daß gerade so Anna Sofies Finger sich in die Radspur eingebohrt hatten. Dann verschwand die Hand.

Ach, Unsinn! sagte ich zu mir selbst; nur keine Geschichten! Du hast Kopfschmerzen: Das ist das Ganze!

„Gu'n Abend!“ sagte eine Stimme hinter mir.

Und als ich mich umwandte, stand da ein großer magerer Mann, einige Schritte entfernt, drüben auf dem hellen Fußweg.

„Sind Sies, der hier herumläuft und spukt?“ fragte ich ärgerlich. „Das laßten Sie sich doch bei Nacht lieber überlegen! Wer sind Sie? Und wo wollen Sie hin?“ fragte ich weiter und ging zu ihm hinüber.

„Ich will nach Haus, nach Biby“, jagte der Mann. „Wollen wir vielleicht zusammen weitergehen? Denn da ist wohl nichts zu riskiren?“ fügte er hinzu; und ich sah seine weißen Zähne.

Wir standen Beide im Mondlicht. Der Mann hatte große Holzschuhe an und war krummrückig. Ich sah ihm ins Gesicht. Er hatte kleine, stechende Augen wie

ein Schwein und ihm fehlte der unterste Theil des rechten Ohres. Aber ich war ganz und gar nicht überrascht.

„Bist Du von Holland fort, Morten Fynbo?“ fragte ich.

„Ja, Das bin ich“, sagte er. „Der Herr kennt mich also?“

„Du gehst nicht gern allein im Dunkeln, Morten Fynbo?“ fuhr ich fort.

„Im Dunkeln?“ wiederholte er. „Aber, er sind Sie denn, mit Verlaub?“

„Wohnst Du hier in Ramerow?“

„Nein, oben in Biby. Da habe ich ein Haus.“

„Ist Moor dabei, Morten Fynbo?“

„Moor? Nein“, sagte der Mann; seine kleinen Augen wurden noch kleiner.

„Wo ist denn Deine Büchse heute?“

„Ich habe seit vielen Jahren keine Büchse gehabt. Aber warum kommen Sie damit?“

„Du hast doch einmal gut geschossen.“

„Haben Sie mich da schon lange gefannt?“ fragte er unsicher.

„Hast Du Frau und Kinder, Morten Fynbo?“

„Ich kann Das nicht aushalten, daß Sie mich die ganze Zeit immer so beim Namen nennen!“ sagte Morten irritirt.

„Das ist doch sonst ein guter Name,“ sagte ich. „Hast Du Frau und Kinder?“

„Nein,“ sagte er widerstrebend. „Den Frauenzimmern bin ich immer aus dem Weg gegangen.“

„Anna Sofie!“ sagte ich laut, doch scheinbar vor mich hin in die Luft.

„Was ist? Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“ rief Morten rasch.

„Was wollen Sie? Wovon reden Sie?“

„Sieh, wie wunderbarlich sich der Nebel da über den Weg zieht!“ sagte ich ruhig. „Es sieht aus wie ein Mensch.“

Morten antwortete nicht.

„Anna Sofie!“ sagte ich in die Luft hin wie vorher.

„Ich schlage Dich!“ zischte Morten und hob die Hand.

„Das wußte ich“, sagte ich und zeigte ihm meinen Revolver.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“ stotterte er wieder.

„Anna Sofie!“ sagte ich zum dritten Mal.

„Ach nein, nein, nein!“ stöhnte er.

„Wie lange ist Das nun her?“ fragte ich rasch.

„Fünfzehn Jahre“, flüsterte er; „fünfzehn Jahre ist es im Sommer.“

„Warum thatest Du Das?“

„Was geht Sie Das an?“ sagte er plötzlich hochfahrend. „Sind Sie vielleicht zum Richter über mich gesetzt?“

„Warum thatest Du Das, Morten Fynbo?“

„Ich habe Das nicht gethan! Die mußten mich ja laufen lassen auf dem Amt.“

„Warum thatest Du Das, Morten Fynbo?“ wiederholte ich.

Wir gingen Seite an Seite. Er dem Graben zunächst. Ich mitten auf dem Weg. Und den Revolver hatte ich in die Tasche gesteckt.

Ein nervöses Zittern ging durch ihn. Kurz darauf sagte er: „Melden Sie mich dann beim Hardeboogt? Das können Sie thun; denn kam ich einmal los, so komme ichs wohl auch das zweite Mal!“

Ich antwortete ihm nicht. Da fuhr er rasch, ohne Aufenthalt, fort, als ob er eine Lektion herunterleierte, an der er lange gelernt hatte: „Sie hatte mir ja versprochen, daß es was mit uns werden sollte. Und es war wohl nicht ihre Schuld, möchte ich glauben, daß ich ihr nicht näher gekommen war, als wie Recht und Gesetz erlauben, denn sie war schon zuthunlich genug. Aber ich nahm mich zusammen; ja, Das that ich, wie hart mirs auch bisweilen ankam. Jung war man ja damals; und von Fleisch und Blut sind wir doch Alle. Aber Das war nu wie 'ne Relejon bei mir, daß ich sie nicht nehmen wollte, bevors auf gejezliche Weise gejehehen konnte. Aber dazu hatte ich ja wieder kein Geld! Sie war auch böse genug darüber, denn ich hörte davon quatschen, daß sie bald das eine Großmaul an der Nase führte und bald das andere. Aber wenn ich davon sprach, lachte sie so herzlich und sagte, auf das Gewäsch sollte ich doch nicht hören . . . Da kam sie nu und diente mit mir auf dem Hof, wo ich war. Und da stichelten die Knechte und stachen mir Das, daß sie nicht könnte vor Jens Due bestehen. Aber ich nahm es weiter nicht wichtig. Denn ich glaubte ja, was sie sagte . . . Aber eines Abends, wie ich übers Moor hinstrich, gingen mir die Augen auf; denn da saß sie und der Due in einer Heumiethe . . . oder lagen. Aber ob da was zwischen ihnen vorgefallen war: ja, Das weiß ich natürlich nun nicht so bestimmt. Die sahen mich nicht und ich ging nach Haus mit meinen Gedanken . . . Den nächsten Tag am Morgen geh' ich 'rüber auf den Hof und sage zu ihr, daß sie ins Moor kommen soll, wenn die Anderen zu Mittag schlafen. Und sie that auch nach meinen Worten. Und Reiner sah uns da zusammen sprechen, denn ich paßte ihr auf hinterm Holzhaufen, wo sie hinkam und ihr Morgengeschäft verrichtete. Und sie hatte da übrigens auch Eile genug, mich wieder wegzubringen! . . . Wies Mittagsstunde geworden war, aß ich mit den Anderen und ging in die Kammer und legte mich mit den Anderen. Aber sofort, wie ich sie schnarchen und flöten hörte, stand ich auf und nahm heimlich die Büchse mit. Sie war geladen. Sie hing immer geladen in der Geschirrkammer. Denn ich ging ja immer schießen, wenns in meiner Freizeit paßte . . . Und dann lief ich am Vogelteich entlang bis ins Moor. Sie war nicht da, aber ich sah sie hinten auf dem Wege bei den Weiden. Und ich ging zu ihr hin. Du hast ja das Gewehr mit, Morten? sagte sie. Aber ich legte die Büchse ins Gras. Und dann bekam ich sie zu packen und warf sie hin. Und so hielten wir Hochzeit mitten auf der Landstraße, hielten wir, und sie ließ mich machen, was ich wollte, und Reiner von uns sagte ein Wort. Aber ich stand schnell auf und nahm die Büchse. Und sie sah es nicht, denn sie lag mit geschlossenen Augen da. Und ich schoß ihr aus dem einen Lauf gerade in den Leib. Und sie sprang auf und schrie und fiel aufs Gesicht, denn in dem Lauf war 'ne Kugel. Aber da schoß ich wieder und traf sie, wo ich hinzielte, gerade in die rechte Schläfe. Und sie starb wohl auf der Stelle; denn es war Fuchsschrot.“ Hier hielt Morten inne.

Wir waren aus dem Tannenwald herausgekommen und standen auf der Landstraße, die zwischen den Gemeinden von Biby und Storbölle quer durch geht.

Kurz darauf fuhr er in dem selben leiernenden Ton fort, als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Da lief ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Und ich schlich mich in die Geschirrkammer und lud die Büchse und hing sie auf. Und wie die Anderen aufwachten, wachte ich mit auf. Und wir gingen 'raus und pflügten bis abends. Und aße: unser Abendbrot und gingen in unser Bett.“

„Wie schliefst Du die Nacht?“ fragte ich

„Danke; gut! Denn ich hatte nur gethan, was recht und billig war.“

„Wann kamen sie denn und holten Dich?“

„Den zweiten Tag darauf. Aber Die mußten mich ja laufen lassen, denn sie konnten mir ja nicht beikommen. Und die Knechte sagten, was sie meinten, daß ich vom Morgen bis zum Abend mit ihnen zusammen gewesen sei. Und das Gewehr hing ja geladen in der Geschirrkammer; konnten sie sehen. Das war also auch kein Anzeichen für sie.“

„Hast Du Das niemals bereut?“ fragte ich.

„Niemals!“ sagte er bestimmt. „Denn da war ja klare Rechnung zwischen uns. Sie konnte sich ja von mir losgesagt haben; aber Das hatte sie niemals gethan . . . Ja, nun könnte freilich Das gewesen sein,“ sagte er dann und kam damit auf meine Frage zurück, „daß ich sie sich nicht erst aussprechen ließ, denn vielleicht hätte sie sich mit Etwas erklärt. Aber Das vermute ich doch nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Dann hätte ich wohl dafür meine Strafe bekommen. Das hätte ich, wenn ich ihr in dem Punkt Unrecht gethan hätte . . . Aber vielleicht meinen Sie, daß ich die doch noch bekommen kann?“ fragte er plötzlich. „Das meine ich nun nicht. Denn Sie sind wohl ein denkendes Wesen genau so wie ich und Sie können doch sehen: was damals mit Anna Sofie geschah, war viel mehr eine That des Schicksals als meine . . . Aber nun möchte ich doch gern noch fragen, wer Sie sind. Denn da drin im Walde hatte ich so meine wunderlichen Gedanken darüber.“

„Das will ich Dir sagen, Morten“, sagte ich. „Den Abend, wie Stallknecht Rasmus sie unten im Moor fand, war ich mit ihm. Und ich stand dabei und sah, wie sie Anna Sofie auf den Wagen legten.“

„Sah Das schlimm aus?“ fragte Morten flüsternd.

„Du hattest gut getroffen!“

„Gott-Vater sei Dank!“ sagte Morten und faltete die Hände. „Denn Das war auch nicht meine Absicht, sie mehr zu quälen, als nothwendig war.“

„Hast Du niemals davon geträumt?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er; „in der ersten Zeit, wie ich im Arrest saß. Aber wie ich sah, daß sie mich nicht festkriegen konnten, deshalb, weil das Ganze von einer höheren Macht geleitet war, ging es vorüber. Und da dachte ich, daß ich doch keine Sünde begangen haben konnte, weil ich sonst auch meine Strafe dafür hätte leiden müssen.“

„Na“, sagte ich, „dann ist ja Alles gut . . . Aber nun ist's wohl das Beste, wir sehen, nach Haus zu kommen?“

Morten packte mich am Arm und hielt mich zurück

„Ich habe keine Büchse seit der Zeit angerührt,“ sagte er leise. „Und sie hing mir doch früh und spät um in alten Zeiten.“

„Na ja,“ sagte ich, „Das bleibt ja Deine Sache, Morten. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr, und Dank dafür! Das hat mich doch erleichtert.“

Damit trennten wir uns. Morten Fynbo ging die Landstraße weiter nach Biby und Skorbölle zu. Und ich ging in der entgegengesetzten Richtung auf Frörup zu. Noch lange konnte ich seine schweren Holzschuhe über die Steine klappern hören.

Balzac.

1799 ist Balzac geboren, in der Touraine, der Provinz des Ueberflusses, in Nabelais' heiterer Heimath. Im Juni 1799: das Datum ist werth, wiederholt zu werden. Napoleon (die von seinen Thaten schon beunruhigte Welt nannte ihn noch Bonaparte) kam in diesem Jahr aus Egypten heim, halb Sieger und halb Flüchtling. Unter fremden Sternbildern, vor den steinernen Zeugen der Pyramiden hatte er gefochten, war dann, müde, ein grandios begonnenes Werk zäh zu vollenden, auf winzigem Schiff durchgeschlüpft zwischen den lauernnden Korvetten Nelsons, faßte, ein paar Tage nach seiner Ankunft, eine Handvoll Getreuer zusammen, segte den widerstrebenden Konvent rein und riß mit einem Griff die Herrschaft Frankreichs an sich. 1799, das Geburtsjahr Balzacs, ist der Beginn des Empire. Das neue Jahrhundert kennt nicht mehr Le petit caporal, nicht den forsichen Abenteuerer, sondern nur noch Napoleon, den Kaiser Frankreichs. Zehn, fünfzehn Jahre noch, die Knabensjahre Balzacs: und die machtgerigen Hände umspannen halb Europa, während seine ehrgeizigen Träume mit Adlersflügeln schon ausgreifen über die ganze Welt von Orient zu Occident. Es kann für einen Alles so intensiv Mit-erlebenden, für einen Balzac nicht gleichgiltig sein, wenn sechzehn Jahre Jugend, sechzehn Jahre erstes Erleben mit den sechzehn Jahren des Kaiserreiches, der vielleicht phantastischsten Epoche der Weltgeschichte, glatt zusammenfallen. Denn frühes Erlebniß und Bestimmung sind vielleicht nur Innen- und Außenfläche eines Gleichen. Daß Einer, irgend Einer kam, von irgend einer Insel im blauen Mittelmeer, nach Paris kam, ohne Freund und Geschäft, ohne Ruf und Würde, schroff die eben zügellose Gewalt dort packte, sie herumriß und in den Zaum zwang, daß irgend Einer, ein Einzelner, ein Fremder, mit einem Paar nackter Hände Paris gewann und dann Frankreich und dann die ganze Welt: diese Abenteuererlaune der Weltgeschichte wird nicht aus schwarzen Lettern unglaubhaft zwischen Legende und Historie ihm vermittelt, sondern farbig, durch all seine durstig aufgethanen Sinne dringt sie ein in sein persönliches Leben, mit tausend bunten Erinnerungswirklichkeiten die noch unbesrittene Welt seines Inneren bevölkernd. Solches Erlebniß muß zum Beispiel werden. Balzac, der Knabe, hat das Lesen vielleicht gelernt an den Proklamationen, die stolz, schroff, mit fast römischem Pathos die fernsten Siege erzählten, der Kinderfinger wohl ungelent auf der Landkarte, auf der Frankreich wie ein überströmender Fluß allmählich über Europa schwoh, den Marschen der napoleonischen Soldaten nach, heute über den Mont Genis, morgen über die Sierra Nevada, über die Flüsse hin nach Deutschland, über den Schnee nach Rußland, über das Meer vor Gibraltar hin, wo die Engländer mit glühenden Kanonenkugeln die Flottille in Brand schossen. Am Tag haben vielleicht die Soldaten auf der

Straße mit ihm gespielt, Soldaten, denen die Rosalen ihre Säbelhiebe ins Gesicht geschrieben hatten; nachts mag er oft aufgewacht sein vom zornigen Rollen der Kanonen, die hinzogen nach Oesterreich, um die Eisbede unter der russischen Reiterei bei Austerlitz zu zerschmettern. Alles Begehren seiner Jugend mußte aufgelöst sein in den aneifernden Namen, in den Gedanken, in die Vorstellung: Napoleon. Vor dem großen Garten, der aus Paris hinausführt in die Welt, wuchs ein Triumphbogen auf, dem die besiegten Städtenamen der halben Welt eingemeißelt waren. Und dieses Gefühl der Herrschaft: wie mußte es umschlagen in eine ungeheure Enttäuschung, als fremde Truppen mit Musik und wehenden Fahnen durch diese stolze Wölbung zogen! Früh erlebte er schon die ungeheure Umwälzung der Werthe, der geistigen eben so wie der materiellen. Er sah die Assignaten, auf denen hundert oder tausend Francs mit dem Siegel der Republik verheißten waren, als werthlose Papiere im Winde flattern. Auf dem Goldstück, das durch seine Hand glitt, war bald des enthaupteten Königs feistes Profil, bald die Jakobinermütze der Freiheit, bald des Konsuls Römergesicht, bald Napoleon im kaiserlichen Ornat. In einer Zeit so ungeheurer Umwälzungen, da die Moral, das Geld, das Land, die Gesetze, die Rangordnungen, Alles, was seit Jahrhunderten in feste Grenzen eingedämmt war, einsickerte oder überschwemmte, in einer Epoche so nie erlebter Veränderungen mußte ihm früh die Relativität aller Werthe bewußt werden. Ein Wirbel war die Welt um ihn, und wenn er nach Uebersicht suchte, nach einem Symbol, so war es immer in diesem Auf und Nieder der Ereignisse nur der Eine, der Wirkende, von dem diese tausend Erschütterungen und Schwingungen ausgingen. Und ihn selbst, Napoleon, hatte er noch erlebt. Er sah ihn zur Parade reiten mit den Geschöpfen seines Willens, mit Austerlitz dem Kamelucken, mit Josef, dem er Spanien geschenkt hatte, mit Murat, dem er Sizilien gegeben, mit Bernadotte, dem Verräther, mit Allen, denen er Kronen gemünzt hatte und Königreiche erobert, die er aufgehoben aus dem Nichts ihrer Vergangenheit in den Strahl seiner Gegenwart. In einer Sekunde war in seine Netzhaut sinnfällig und lebendig ein Bild eingestrahlt, das größer war als alle Beispiele der Geschichte: Er hatte den großen Welteroberer gesehen! Und ist für einen Knaben, einen Welteroberer zu sehen, nicht gleich dem Wunsch, selbst einer zu werden? Noch an zwei anderen Stellen ruhten in diesem Augenblick zwei Welteroberer aus: in Königsberg, wo Einer die Wirre der Welt sich auflöste in eine Uebersicht, und in Weimar, wo sie ein Dichter nicht minder in ihrer Gänze besaß als Napoleon mit seinen Armeen. Aber Dies war für lange noch unspürbare Ferne für Balzac. Und den Trieb, immer nur das Ganze zu wollen, nie ein Einzelnes, die ganze Weltfülle gierig zu erstreben, diesen fieberhaften Ehrgeiz hat einzig das Beispiel Napoleons an ihm verschuldet, daß die ganze französische Nation auf Jahre hin verdarb.

Dieser ungeheure Weltwille weiß noch nicht sofort seinen Weg. Balzac entscheidet sich zunächst für keinen Beruf. Zwei Jahre früher geboren, wäre er, ein Achtzehnjähriger, in die Reihen Napoleons getreten, hätte vielleicht bei Belle-Alliance die Höhen gestürmt, wo die englischen Kartätschen niedersegten; aber die Weltgeschichte liebt keine Wiederholungen. Auf den Gewitterhimmel der napoleonischen Epoche folgen laue, weiche, erschlaffende Sommertage. Unter Ludwig dem Achtzehnten wird der Säbel zum Zierdegen, der Soldat zur Hofschranze, der Politiker zum Schönredner; nicht mehr die Faust der That, das dunkle Füllhorn des Zufalls vergeben die hohen Staatsstellen, sondern weiche Frauenhände schenken Gunst und Gnade, das öffentliche Leben versandet, verflacht, der Blick der Ereignisse glättet sich zum sanften Teich. Mit den Waffen war die Welt nicht mehr zu erobern. Napoleon, dem Einzelnen ein Beispiel, war eine Abschreckung für die Vielen. So blieb die Kunst. Balzac beginnt, zu schreiben. Aber nicht, wie die Anderen, um Geld zu raffen, zu amüsiren, ein Bücherregal zu füllen, ein Boulevardgespräch zu sein. Ihn lüstet nicht nach einem Marschallstab in der Literatur, sondern nach der Kaiserkrone. In einer Mansarde fängt er an. Unter fremdem Namen, wie um seine Kraft zu proben, schreibt er die ersten Romane. Es ist noch nicht Krieg, sondern nur Kriegsspiel, Manöver und noch nicht die Schlacht. Unzufrieden mit dem Erfolg, unbefriedigt vom Gelingen, wirft er dann das Handwerk hin, dient drei, vier Jahre lang anderen Berufen, sitzt als Schreiber in der Stube eines Notars, beobachtet, sieht, genießt, dringt mit seinem Blick in die Welt; und dann fängt er noch einmal an. Jetzt aber mit jenem ungeheuren Willen auf das Ganze hinzielend, mit jener gigantischen fanatischen Gier, die das Einzelne, die Erscheinung, das Phänomen, das Loßgerissene mißachtet, um nur das in großen Schwingungen Kreisende zu umfassen, das geheimnißvolle Räderwerk der Urtriebe zu belauschen. Aus dem Gebräu der Geschehnisse die reinen Elemente, aus dem Zahlengewirr die Summe, aus dem Getöse die Harmonie, aus der Lebensfülle die Essenz zu gewinnen, die ganze Welt in seine Retorte zu drängen, sie noch einmal zu schaffen en raccourci, in der genauen Verkürzung, die so unterjochte mit seinem eigenen Athem zu beseelen, mit seinen eigenen Händen zu lenken: Das ist nun sein Ziel. Nichts soll verloren gehen von der Vielfalt; und um dieses Unendliche in ein Endliches, das Unerreichbare in ein Menschenmögliches zusammenzupressen, giebt es nur einen Prozeß: die Komprimirung. Seine ganze Kraft arbeitet dahin, die Phänomene zusammenzudrängen, sie durch ein Sieb zu jagen, wo alles Unwesentliche zurückbleibt und nur die reinen, werthvollen Formen durchsickern, und sie dann, diese verstreuten Einzelformen, in der Gluth seiner Hände zusammenzupressen, ihre ungeheure Vielheit in ein anschauliches, übersichtliches System zu bringen, wie Linné die Milliarden Pflanzen in eine enge Uebersicht, wie der Chemiker die unzählbaren Zusammensetzungen in eine Handvoll Elemente auflöst. Er vereinfacht die Welt, um

sie dann zu beherrschen, er preßt die Bezwingene in den grandiosen Kerker der „Comédie Humaine“. Durch diesen Prozeß der Destillation sind seine Menschen immer Typen, immer charakteristische Zusammenfassungen einer Mehrheit, von denen ein unerhörter Kunstwille alles Ueberflüssige und Unwesentliche abgeschüttelt hat. Diese gradlinigen Leidenschaften sind die Stoßkräfte, diese reinen Typen die Schauspieler, diese dekorativ vereinfachte Umwelt die Coulissen der „Comédie Humaine“. Balzac vereinfacht, indem er das Centralisationssystem der Verwaltung in die Literatur einführt. Wie Napoleon macht er Frankreich zum Umkreis der Welt, Paris zum Centrum. Und innerhalb dieses Kreises, in Paris selbst, zieht er mehrere Kreise: den Adel, die Geistlichkeit, die Arbeiter, die Dichter, die Künstler, die Gelehrten. Aus fünfzig aristokratischen Salons macht er einen einzigen: den der Herzogin von Cadignan. Aus hundert Bankiers den Baron von Nucingen, aus allen Wucherern den Gobset, aus allen Ärzten den Horace Bianchon. Er läßt diese Menschen enger bei einander wohnen, häufiger sich berühren, vehementener sich bekämpfen. Wo das Leben tausend Spielarten erzeugt, hat er nur eine. Er kennt keine Mischtypen. Seine Welt ist ärmer als die Wirklichkeit, aber intensiver. Denn seine Menschen sind Extrakte, seine Leidenschaften reine Elemente, seine Tragödien Kondensirungen. Wie Napoleon beginnt er mit der Eroberung von Paris. Dann faßt er Provinz nach Provinz (jedes Departement sendet gewissermaßen seine Sprecher in das Parlament Balzacs) und dann wirft er wie der siegreiche Consul Bonaparte seine Truppen über alle Länder. Er greift aus, sendet seine Menschen an die Fjorde Norwegens, in die verbrannten, sandigen Ebenen Spaniens, unter den feuerfarbigen Himmel Egyptens, an die vereiste Brücke der Beresina; noch weiter greift sein Weltwille als der seines großen Vorbildes. Und wie Napoleon, ausruhend zwischen zwei Feldzügen, den Code Civil schuf, so giebt Balzac, ausruhend von der Eroberung der Welt, in der „Comédie Humaine“, einen Code Moral der Liebe, der Ehe, eine prinzipielle Abhandlung und zieht über die erdumspannende Linie der großen Werke noch lächelnd die übermüthige Arabeske der Contes Drolatiques. Vom tiefsten Elend, aus den Hütten der Bauern wandert er in die Paläste von Saint-Germain, dringt in die Gemächer Napoleons; überall reißt er die Wand auf und mit ihr die Geheimnisse der verschlossenen Räume. Er rastet mit den Soldaten in den Zelten der Bretagne, spielt an der Börse, sieht in die Coulissen des Theaters, überwacht die Arbeit des Gelehrten. Kein Winkel ist in der Welt, wo seine zauberische Flamme nicht hinleuchtet. Zweibis dreitausend Menschen bilden seine Armee; aus dem Boden hat er sie gestampft, aus seiner flachen Hand ist sie aufgewachsen. Nacht, aus dem Nichts sind sie gekommen und er wirft ihnen Kleider um, schenkt ihnen Titel und Reichthümer, wie Napoleon seinen Marschällen, nimmt sie wieder ab, er spielt mit ihnen, hegt sie durcheinander. Unzählbar ist die Vielheit der Geschehnisse,

ungeheuer die Landschaft, die hinter diese Ereignisse sich stellt. Einzig in der neuzeitlichen Literatur, wie Napoleon einzig in der modernen Geschichte, ist diese Eroberung der Welt in der „Comédie Humaine“. Aber es war der Knabentraum Balzacs, die Welt zu erobern, und nichts ist gewaltiger als früher Vorfaß, der Wirklichkeit wird. Unter ein Bild Napoleons hatte er geschrieben: „Ce qu'il n'a pu achever par l'épée, je l'accomplirai par la plume.“

Und wie er, so sind seine Helden. Alle haben das Welteroberungsgelüst. Eine centripetale Kraft schleudert sie aus der Provinz, aus ihrer Heimath, nach Paris. Dort ist ihr Schlachtfeld. Fünfzigtausend junge Leute, eine Armee strömt heran, unversuchte, keusche Kraft, entladungsfüchtige, unklare Energie; und hier, im engen Raume prallen sie auf einander wie Geschosse, vernichten sich, treiben sich empor, reißen sich in den Abgrund. Keinem ist ein Platz bereit. Jeder muß sich die Rednerbühne erobern und dieß stahlharte, biegsame Metall, das Jugend heißt, umschmieden zu einer Waffe, seine Energien konzentriren zu einem Explosiv. Daß dieser Kampf innerhalb der Civilisation nicht minder erbittert ist als der auf den Schlachtfeldern: Dieß als Erster bewiesen zu haben, ist der Stolz Balzacs. „Meine bürgerlichen Romane sind tragischer als eure Trauerspiele!“ ruft er den Romantikern zu. Denn das Erste, was diese jungen Menschen in den Büchern Balzacs lernen, ist das Gesetz der Unerbittlichkeit. Sie wissen, daß sie zu viele sind, und müssen einander (das Bild gehört Bautrin, dem Liebling Balzacs) auffressen wie die Spinnen in einem Topf. Sie müssen die Waffe, die sie aus ihrer Jugend geschmiedet haben, noch eintauchen in das brennende Gift der Erfahrung. Nur der Ueberbleibende hat Recht. Aus allen zweiunddreißig Windrichtungen kommen sie her wie die Sansculotten der Großen Armee, zerreißen sich die Schuhe auf dem Weg nach Paris, der Staub der Landstraße klebt an ihren Kleidern und ihre Kehle ist verbrannt von einem ungeheuren Durst nach Genuß. Und wie sie sich umsehen in dieser neuen, zauberischen Sphäre der Eleganz, des Reichthums und der Macht, da fühlen sie, daß, um diese Paläste, diese Frauen, diese Gewalten zu erobern, all das Wenige, was sie mitgebracht haben, werthlos sei, daß sie ihre Fähigkeiten, um sie auszunützen, umschmelzen müßten, Jugend in Zähigkeit, Klugheit in List, Vertrauen in Falschheit, Schönheit in Laster, Berwegenheit in Verschlagenheit.

Denn die Helden Balzacs sind starke Begehrende; sie streben nach dem Ganzen. Alle haben das selbe Abenteuer. Ein Tilbury saust an ihnen vorbei, die Räder sprühen sie an mit dem Roth, der Kutscher schwingt die Peitsche, aber darin sitzt eine junge Frau, in ihrem Haar blinkt der Schmuck. Ein Blick weht rasch vorüber. Sie ist verführerisch und schön, ein Symbol des Genusses. Und alle Helden Balzacs haben in diesem Augenblick nur einen Wunsch: Mir diese Frau, den Wagen, die Diener, den Reichthum, Paris, die Welt! Das Beispiel Napoleons, daß alle Macht auch für den Geringsten feil sei, hat sie

verdorben. Nicht wie ihre Väter in der Provinz ringen sie um einen Weinberg, um eine Präfektur, um eine Erbschaft, sondern um Symbole schon, um die Macht, um den Aufstieg in jenen Lichtkreis, wo die Lilien Sonne des Königthums glänzt und das Geld wie Wasser durch die Finger rinnt. So werden sie jene großen Ehrgeizigen, denen Balzac stärkere Muskeln, wildere Beredsamkeit, energischere Triebe, ein, wenn auch rascheres, so doch lebendigeres Leben zuschreibt als den Anderen. Sie sind Menschen, deren Träume Thaten werden, Dichter, wie er sagt, die in der Materie des Lebens dichten. Zwiefach ist ihre Angriffsweise: ein sonderer Weg bahnt sich dem Genie, ein anderer dem Gewöhnlichen. Man muß sich eine eigene Weise finden, um zur Macht zu gelangen, oder man muß die der Andern, die Methode der Gesellschaft erlernen. Als Kanonentugel muß man mörderisch hineinschmettern in die Menge Derer, die zwischen Einem und dem Ziel stehen, oder man muß sie schleichend vergiften wie die Pest, rath Vautrin, der Anarchist, die grandiose Lieblingsfigur Balzacs. Im Quartier Latin, wo Balzac selbst in enger Stube begonnen hat, treten auch seine Helden zusammen, die Urformen des sozialen Lebens, Desplein, der Student der Medizin, Rastignac, der Streber, Louis Lambert, der Philosoph, Bridau, der Maler, Rubamprès, der Journalist, ein Cénacle junger Menschen, ungesformte Elemente, reine, rudimentäre Charaktere; und dennoch: das ganze Leben gruppirt um eine Tischplatte. Dann aber hineingegossen in die große Retorte des Lebens, eingelocht in die Hitze der Leidenschaften und wieder erkaltend, erstarrend an den Enttäuschungen, unterworfen den vielfachen Wirkungen der gesellschaftlichen Natur, den mechanischen Reibungen, den magnetischen Anziehungen, den chemischen Zersetzungen, den molekularen Zerlegungen, bilden sich diese Menschen um, verlieren sie ihre wahre Natur. Die furchtbare Säure, die Paris heißt, löst die Einen auf, zerfrisst sie, scheidet sie aus, läßt sie verschwinden; und kristallisirt, verhärtet, versteint wiederum die Andern; alle Wirkungen der Wandlung, Färbung und Vereinerung vollziehen sich an ihnen, aus den vereinten Elementen bilden sich neue Komplexe und zehn Jahre später grüßen sich die Uebergebliebenen, Umgeformten mit Augurenlächeln auf den Höhen des Lebens, Desplein, der berühmte Arzt, Rastignac, der Minister, Bridau, der große Maler, während Louis Lambert und Rubamprès zerschmettert, zerrieben sind im Kampf. Nicht umsonst hat Balzac die Chemie geliebt, die Werke Cuviers, Lavoisiers studirt. Denn in diesem vielfachen Prozeß der Aktionen und Reaktionen, der Affinitäten, der Abstoßungen und Anziehungen, Ausscheidungen und Gliederungen, Zersetzungen und Kristallisirungen, in der atomhaften Vereinfachung des Zusammengesetzten schien ihm deutlicher als anderwärts das Bild der sozialen Zusammensetzung gespiegelt zu sein. Daß jede Vielheit nicht minder auf die Einheit wirke als die Einheit selbst wieder bestimmend auf die Vielheit: diese Auffassung, die er Lamarquismus nannte (und die Taine später zu Begriffen erstarrt hat), daß jedes Individuum ein

Produkt sei, geformt von Klima, Milieu, Sitten, Zufall, von Alledem, was schicksalsträchtig an ihm rühre, daß jedes Individuum seine Wesenheit aus einer Atmosphäre sauge, um selbst wieder eine neue Atmosphäre zu entstrahlen, dieses universelle Bedingtfsein von In- und Umwelt war ihm Axiom. Und diesen Abdruck des Organischen im Unorganischen und die Griffspuren des Lebendigen im Begrifflichen wieder, diese Summirungen eines momentanen geistigen Besitzes im sozialen Wesen, die Produkte ganzer Epochen aufzuzeichnen, schien ihm höchste Aufgabe des Künstlers. Alles fließt ineinander, alle Kräfte sind in Schweben und keine frei. Dieser sein unbegrenzter Relativismus hat jede Kontinuität, selbst die des Charakters, geleugnet. Balzac hat seine Menschen immer an den Ereignissen sich formen lassen, sich modelliren wie Thon in der Hand des Schicksals. Selbst die Namen seiner Menschen umspannen einen Wandel und kein Einheitliches. Durch zwanzig der Bücher Balzacs geht der Baron von Rastignac, Pair von Frankreich. Man glaubt, ihn schon zu kennen, von der Straße her oder vom Salon oder von der Zeitung, diesen rücksichtslosen Arrivirten, diesen Prototyp eines brutalen pariserischen unbarmherzigen Strebers, der aalglatt durch alle Schlupfwinkel der Geseze sich durchdrückt und die Moral einer verkommenen Gesellschaft meisterhaft verkörpert. Aber da ist ein Buch, in dem ist auch ein Rastignac, der junge, arme Edelmann, den seine Eltern mit vielen Hoffnungen und wenig Geld nach Paris schiden, ein weicher, sanfter, bescheidener, sentimentaler Charakter. Und das Buch erzählt, wie er in die Pension Bauquer geräth, in den Hergentessel von Gestalten, in eine jener genialen Verkürzungen, wo Balzac in vier schlecht tapezirte Wände die ganze Lebensvielfalt der Temperamente und Charaktere einschließt, und hier sieht er die Tragoedie des ungekrönten König Lear, des Vater Goriot, sieht, wie die Flitterprinzessinnen des Faubourg Saint-Germain gierig den alten Vater bestehlen, sieht alle Niedertracht der Gesellschaft, gelöst in eine Tragoedie; und da, wie er endlich dem Sarge des allzu Gütigen folgt, allein mit einem Hausknecht und einer Magd, wie er in zorniger Stunde Paris schmutziggelb und trüb wie ein böses Geschwür von den Höhen des Père Lachaise zu seinen Füßen sieht, da weiß er alle Weisheit des Lebens. In diesem Moment hört er die Stimme Bautrins, des Sträflings, in seinem Ohr aufklingen, seine Lehre, daß man Menschen wie Postpferde behandeln müsse, sie vor seinem Wagen hegen und dann krepiren lassen am Ziel: in dieser Sekunde wird er der Baron Rastignac der anderen Bücher, der rücksichtslose, unerbittliche Streber, der Pair von Paris. Und diese Sekunde am Kreuzweg des Lebens erleben alle Helden Balzacs. Sie Alle werden Soldaten im Krieg Aller gegen Alle. Jeder stürmt vorwärts; über die Leiche des Einen geht der Weg des Anderen. Daß Jeder seinen Rubikon, sein Waterloo hat, daß die gleichen Schlachten sich in Palästen, Kaffeehäusern und Tavernen liefern, zeigt Balzac; und daß unter den abgerissenen Leidern Priester, Aerzte, Soldaten, Advokaten die selben Triebe entäußern,

weiß sein Vautrin, der Anarchist, der die Rollen Aller spielt und in zehn Verkleidungen in den Büchern Balzacs auftritt, immer aber der Selbe und bewußt der Selbe. Der äußeren Egalisirung wirkt der innere Ehrgeiz entgegen. Da Keinem ein Platz vorbehalten ist wie einst dem König, dem Adel, den Priestern, da Jeder ein Anrecht auf alle hat, so verzehnfacht sich ihre Anspannung. Die Verkleinerung der Möglichkeiten äußert sich im Leben als Verdoppelung der Energie.

Und dieser mörderische und selbstmörderische Kampf der Energien ist es, der Balzac reizt. Die an ein Ziel gewandte Energie als Ausdruck des bewußten Lebenswillens, nicht der Effekte wegen, sondern um ihrer selbst willen zu schildern, ist seine Leidenschaft. Ob sie gut oder böse, wirksam oder verschwendet bleibt, ist ihm gleichgültig, sobald sie nur intensiv wird. Intensität, Wille ist Alles, weil er dem Menschen gehört; Erfolg und Ruhm nichts, denn ihn bestimmt der Zufall. Der kleine Dieb, der ängstliche, der ein Brot vom Bäckerladentisch in den Ärmel verschwinden läßt, ist langweilig, der große Dieb, der professionelle, der nicht nur um des Nutzens, sondern um der Leidenschaft willen raubt, dessen ganze Existenz sich auflöst in den Begriff des Ansehens, ist grandios. Die Effekte, die Thatsachen zu messen, ist Aufgabe der Geschichtschreibung; die Ursachen, die Intensitäten freizulegen, ist für Balzac die des Dichters. Denn tragisch ist nur die Kraft, die nicht ans Ziel gelangt. Balzac schildert die héros oubliés, für ihn giebt es in jeder Epoche nicht nur einen Napoleon, nicht nur den der Historiker, der die Welt erobert hat von 1796 bis 1815, sondern er kennt vier oder fünf. Der eine ist vielleicht bei Marengo gefallen und hat Désaix geheißen, der zweite mag vom wirklichen Napoleon nach Egypten gesandt worden sein, fernab von den großen Ereignissen, der dritte hat vielleicht die ungeheuerste Tragoedie erlitten: er war Napoleon und ist nie auf ein Schlachtfeld gelangt, hat in irgendeinem Provinznest einsiedern müssen, statt Wildbach zu werden, aber er hat nicht minder Energie verausgabt, wenn auch an kleinere Dinge. So nennt er Frauen, die durch ihre Hingebung und ihre Schönheit berühmt geworden wären unter den Sonnenköniginnen, deren Namen geklungen hätten wie der der Pompadour oder der Diane de Poitiers, er spricht von den Dichtern, die an der Ungunst des Augenblicks zu Grunde gehen, an deren Namen der Ruhm vorbeigeglitten ist und denen ein Dichter erst wieder den Ruhm schenken muß. Er weiß, daß jede Sekunde des Lebens eine ungeheure Fülle von Energie unwirksam verschwendet. Ihm ist bewußt, daß die Eugenie Grandet, das sentimentale Provinzmädel, in dem Augenblick, wo sie erzitternd vor dem geizigen Vater ihrem Better die Geldbörse schenkt, nicht minder tapfer ist als Jeanne d'Arc, deren Marmorbild auf jedem Marktplatz Frankreichs leuchtet. Erfolge können den Biographen unzähliger Karrieren nicht blenden, Den nicht täuschen, der alle Schminken und Mixturen des sozialen Lebens chemisch zerlegt hat. Balzacs unbestechliches Auge, einzig nach Energie ausspähend, sieht aus dem Gewühl

der Thatfachen immer nur die lebendige Anspannung, greift in jenem Gedränge an der Beresina, wo das zersprengte Heer Napoleons über die Brücke strebt, wo Verzweiflung und Niedertracht und Heldenthum hundertfach geschilderter Szenen zu einer Sekunde zusammengedrängt sind, die wahren, die größten Helden: die vierzig Pioniere, deren Namen Niemand kennt, die drei Tage bis an die Brust im eiskalten, Schollen treibenden Wasser gestanden hatten, um diese schwankende Brücke zu bauen, auf der die Hälfte der Armee entkam. Er weiß, daß hinter den verhängten Scheiben von Paris in jeder Sekunde Tragödien geschehen, die nicht geringer sind als der Tod der Julia, das Ende Wallensteins und die Verzweiflung Lear's; und immer wieder hat er das eine Wort stolz wiederholt: „Meine bürgerlichen Romane sind tragischer als Eure tragischen Trauerspiele.“ Denn seine Romantik greift nach innen. Sein Balthazar, der Bürgerkleidung trägt, ist nicht minder grandios als der schellenumhangene Glöckner von Notre Dame, der Quasimodo des Victor Hugo; die starren, felsigen Landschaften der Seele, das Gestrüpp von Leidenschaft und Gier in der Brust seiner großen Streber ist nicht minder schreckhaft als die schaurige Felsenhöhle des Han d'Islande. Balzac sucht das Grandiose nicht in der Draperie, nicht im Fernblick auf das Historische oder Exotische, sondern im Ueberdimensionalen, in der gesteigerten Intensität eines in seiner Geschlossenheit einzig werdenden Gefühls. Er weiß, daß jedes Gefühl erst bedeutsam wird, wenn es in seiner Kraft ungebrochen bleibt, jeder Mensch nur groß, wenn er sich konzentriert in eine Aufgabe, sich nicht verschleudert, in einzelne Begierden zersplittert, wenn seine Leidenschaft die allen anderen Gefühlen zugeordneten Säfte in sich auftrinkt, durch Raub und Unnatur stark wird, so wie ein Ast mit doppelter Wucht erst ausblüht, wenn der Gärtner die Zwillingsäste gefällt oder gedrosselt hat. Solche Monomanen der Leidenschaft hat er geschildert, die in einem einzigen Symbol die Welt begreifen und ihrem dunklen Gang einen Sinn aufzwingen. Eine Art Mechanik der Leidenschaften ist der Grundgedanke seiner Energetik, der Glaube, daß jedes Leben eine gleiche Summe von Kraft verausgibt, einerlei, an welche Illusion es diese Willensbegehungen verschwende, einerlei, ob es sie langsam verzettele in tausend Erregungen oder sparsam aufbewahre für die kurzen heftigen Ekstasen, ob in Verbrennung oder Explosion das Lebensfeuer sich verzehre. Wer rascher lebt, lebt nicht kürzer, wer einseitig lebt, nicht minder vielfältig. Flaue Menschen interessieren Balzac nicht, nur solche, die Etwas ganz sind, die mit allen Nerven, mit allen Muskeln, mit allen Gedanken an einer Illusion des Lebens hängen, an der Liebe, der Kunst, dem Geiz, der Hingebung, der Tapferkeit, der Trägheit, der Politik, der Freundschaft, an irgendeinem beliebigen Symbol, aber an diesem ganz.

Diese hommes à passion, diese Fanatiker einer selbstgeschaffenen Religion sehen nicht nach rechts, nicht nach links. Sie sprechen verschiedene Sprachen und verstehen einander nicht. Biete dem Sammler eine Frau, die schönste der

Welt: er wird sie nicht bemerken; dem Liebenden eine Karriere, er wird sie misachten; dem Geizigen ein Anderes als Geld: er wird nicht aufschauen von seiner Truhe. Läßt er sich verlocken, verläßt er die eine geliebte Leidenschaft um der anderen willen, so ist er verloren. Denn Muskeln, die man nicht gebraucht, zerfallen, Sehnen, die man Jahre lang nicht gespannt, verknöchern, und wer sein Leben lang Virtuose einer einzigen Leidenschaft war, Athlet eines einzigen Gefühls, ist Stümper und Schwächling auf jedem anderen Gebiet. Hier sehen die großen Tragoedien Balzac ein. Der Geldmann Nucingen, der Millionen gesammelt hat, an Klugheit überlegen allen Bankiers des Kaiserreiches, wird ein läppisches Kind in den Händen einer Dirne; der Dichter, der sich dem Journalismus hinwirft, wird zerrieben wie ein Korn unter dem Mühlstein. Jedes Traumbild der Welt, jedes Symbol ist eifersüchtig wie Jehova und duldet keine anderen Leidenschaften neben sich.

Und von diesen Leidenschaften ist keine größer und keine geringer; sie haben eine Rangordnung eben so wenig wie Landschaften oder Träume. „Warum sollte man nicht die Tragoedie der Dummheit schreiben“? fragt Balzac, „die der Verschämtheit, die der Angstlichkeit, die der Langeweile?“ Auch sie sind bewegende, treibende Kräfte, auch sie bedeutsam, insofern sie nur hinreichend intensiv sind. Die ärmlichste Lebenslinie hat Schwung und Schönheit, sobald sie ungebrochen bleibt oder ihr Schickjal ganz umkreist. Und diese Urkräfte aus der Brust der Menschen zu reißen, sie zu heizen durch den Druck der Atmosphäre, sie peitschen zu lassen durch das Gefühl, sie zu berauschen an den Elixieren des Hasses und der Liebe, sie rasen zu lassen im Rausch, am Brellstein des Zufalls die einen zu zerschmettern, sie zusammenzupressen und auseinanderzureißen, Verbindungen herzustellen, Brücken zu schlagen zwischen den Träumen, zwischen dem Geizigen und dem Sammler, dem Ehrsuchtigen und dem Erotiker, raslos das Parallelogramm der Kräfte zu verschieben, in jedem Schickjal den drohenden Abgrund von Wellenberg und Wellenthal aufzureißen, sie zu schleudern von unten nach oben und von oben nach unten und dabei in dieses flackernde Spiel mit erhitzten Augen zu starren, wie Gobsec, der Bucherer, auf die Diamanten der Gräfin Restaud, das erlöschende Feuer mit dem Balg immer wieder aufflammen zu lassen, die Menschen wie Sklaven zu heizen, nie sie ruhen zu lassen, sie zu schleppen wie Napoleon seine Soldaten durch alle Länder, von Oesterreich wieder in die Vendée, über das Meer nach Egypten und nach Rom, durch das Brandenburger Thor und wieder vor den Abhang der Alhambra, über Sieg und Niederlage bis nach Moskau schließlich, die Hälfte unterwegs liegen zu lassen, zerschmettert von den Granaten oder unter dem Schnee der Steppen, die ganze Welt zuerst zu schnitzen wie Figuren, zu malen wie eine Landschaft und dann das Puppenspiel mit erregten Fingern zu beherrschen: Das war seine, war Balzacs Monomanie.

Wien.

Stefan Zweig.



Anzeigen.

Wirthschafttrechnungen. Von Karl Freiherr von Keller. Privatdruck.

Dem Nachwort, das ich zu dieser originellen Arbeit, auf Wunsch ihres Verfassers, geschrieben habe, hätte der Titel getaugt: „Vom Einkommen und vom Auskommen“. Es sollte mahnen, in dem Streit darüber, wer produziren solle, nicht die Frage zu vergessen, was eigentlich produziert werden soll. Hier ist:

Wohin wir blicken: Statistik! Darüber mögen Die Freude empfinden, denen die Zahl das Symbol der Exaktheit bedeutet. Diese mögen triumphirend darauf hinweisen, daß man mit Hilfe der Statistik im Stande ist, fast alle Verhältnisse des Weltgetriebes zahlenmäßig zu erfassen und so die bunte Vielgestaltigkeit des Lebens auf einfache Formeln zu bringen. Mir aber ist bang vor den vieltausend nie versiegenden statistischen Quellen, aus denen ohne Unterlaß Zahlenbäche sprudeln: statt den dürren Ader unserer sozialen Erkenntniß zu bewässern, überschwemmen sie ihn. In die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durch die Zählung charakteristischer Thatsachen sichtlich einzubringen: Das ist die positive Aufgabe der Statistik. Aber Ueberflüssigkeiten und Nebensächlichkeiten zu zählen, kommt mir wenig sinnvoll vor; auch wenn sie massenhaft in die Erscheinung treten. Freilich: es giebt wohl Thatsachen der Statistik, die an und für sich kennen zu wollen, Selbstzweck sein mag; Vieles vom Stand und von der Bewegung der Bevölkerung, von den Dingen des wirthschaftlichen Lebens, von den moralischen und intellektuellen Phänomenen verdient in Zahlen gewußt zu werden, ob nun mit diesen gerechnet werden soll oder nicht. Doch ein wirklich lebendiges Interesse wird sich der Massenerscheinungen (und namentlich der sozialen) erst dann bemächtigen, wenn wir sie in Beziehung zum praktischen Handeln bringen. Deutlicher als anderswo zeigt sich Das im wirthschaftlichen Leben. Unsere wirthschaftlichen Ideale sind Produktionideale: drum wird in der wirthschaftlichen Statistik besonders die Produktionstatistik gepflegt.

Wenn aber das Leben überhaupt einen Sinn hat, so ist es gründlich verkehrt, die Gütererzeugung in den Vordergrund unseres Denkens und Trachtens zu schieben, und eben so thöricht ist dann natürlich auch die übertriebene Bevorzugung produktionstatistischer Daten. Den Einwand, auch an einer Statistik des Konsum mangle es nicht, lasse ich nicht gelten. Gewiß: wir haben Verbrauchsberechnungen über wichtige Nahrung- und Genußmittel und über unentbehrliche Rohstoffe; wir wissen, was pro Kopf der Bevölkerung „zum Verbrauch im Deutschen Reich für menschliche und thierische Ernährung und gewerbliche Zwecke“ an Getreide und Kartoffeln verfügbar ist; wir wissen, wie viel Branntwein, Bier, Tabak, Salz, Zucker, Kaffee, Thee, Seringe, Reis, Südfrüchte, Gewürze, Kakao und so weiter auf den Einzelnen „kommen“, und wir sind auch über den durchschnittlichen Verbrauch von Kohle, Eisen, Zink, Blei, Kupfer, Petroleum und roher Baumwolle unterrichtet; doch mit solchen Angaben ist wenig anzufangen: statistische Phrasen! Ueberall zeigt uns die Statistik das arbeitende, das schaffende, das erwerbende Volk; aber wie dieses den Ertrag seines Mühens verzehrt: Das zeigt uns die Statistik eigentlich nirgends. Und die Antwort auf die Frage: „Wie leben denn U die Millionen?“ bleibt sie uns schuldig. Den Werth ihrer Arbeitsleistung, der Baare, mit der sie sich ihre Portion Leben erkaufen, kennen wir einigermaßen:

wir haben Einkommenstatistiken. Ueber das Auskommen weiß die Statistik so gut wie nichts zu sagen.

An statistischen Schwierigkeiten liegt Das natürlich nicht. Diese halten wir nur deshalb für erheblich oder gar für unüberwindlich, weil unser ökonomisches Denken so sehr von der fixen Idee beherrscht wird, es sei etwas besonders Verdienstliches, Güter zu erzeugen, daß uns, ethisch gewerthet, der Konsum kaum mehr gilt als eine zwar nothwendige, aber lästige Begleiterscheinung der Produktion. Gegenüber diesem schönen Ideal des Produzirens um der Produktion willen sollte man sich doch aber endlich bewußt zu der dem naiven Menschen ganz selbstverständlich erscheinenden Anschauung bekennen, daß die Produktion nichts weiter als die Magd des Konsums zu sein hat und daß unsere wirthschaftlichen Ideale nicht in irgendeinem System der Gütererzeugung zu suchen sind, sondern daß sie sich dem aus einer Weltanschauung gewonnenen Ideal der Lebensführung anzupassen und unterzuordnen haben. Das kann man nicht oft genug sagen.

Gern weise ich darum auf die Arbeit des Herrn von Keller hin. Hätten seine durch zwölf lange Jahre mit erstaunlicher Sorgfalt geführten Wirthschaftsrechnungen nur das negative Verdienst, daß sie „den weitgehenden Schlüssen, die seitdem oft an ein einziges Budget oder an eine Jahresrechnung geknüpft worden sind, unbarmherzig das Genick brechen“, mein Interesse an dieser privatstatistischen Monographie wäre gewiß nicht über die kühle Sphäre des Sachlichen hinausgegangen. Und läge der positive Werth dieser Arbeit allein in den thatsächlichen Aufschlüssen über die Konsumtionvorgänge all der vielen Wirthschaften, die man kennt, wenn man den Haushalt des Herrn von Keller (ein Muster und Typus solid bescheidener Bürgerlichkeit) kennt: auch dann würde ich kaum versucht haben, die Aufmerksamkeit auf diese Privatwirthschaftsstatistik zu lenken. Mehr als die Thatsachen dieses Budgets sagen mir die allgemeinen Schlüsse, die ich aus ihm ziehen zu dürfen glaube. Und ich gerathe in eine nachdenkliche Stimmung. Wir sind ja nur zu gern bereit, in Sachen der Gütervertheilung Vogel-Strauß-Politik zu treiben. Wenn uns irgendwo das durchschnittliche Jahreseinkommen von Beamten, Ladeninhabern, kaufmännischen und technischen Angestellten, selbständigen Handwerkern, also von Angehörigen der Klassen mitgetheilt wird, an die wir zu denken pflegen, wenn das Wort Mittelstand fällt, so machen wir uns zwar kaum ein klares Bild davon, wie man sich mit solchen Beträgen die tausend Dinge des alltäglichen Bedarfs einer Familie zu beschaffen vermag, allein es sind doch immerhin meist vierstellige Ziffern, denen wir begegnen; und da müßten sich die Leute doch eigentlich meint man, mehr oder minder bequem einrichten können. Mich stellt eine solche Erklärung nicht zufrieden. Wenn ich höre, daß Herr von Kellers Jahresbudget durchschnittlich mit rund 2500 Mark balancirt, so bin ich begierig, zu erfahren, wie er es macht, mit einer solchen Summe die Kosten einer seiner sozialen Stellung entsprechenden Haushaltung von drei Personen zu bestreiten. Herr von Keller löst zwar diese harte Prüfungsaufgabe des Lebens glänzend; trotzdem bleibt in mir ein Rest von Unzufriedenheit, denn als ein Verechter des „Rechtes auf Lebensfreude“ kann mir eine Wirthschaftsordnung nicht sehr vernünftig vorkommen, in der eine Arbeit von Nutzen und Werth so Vielen nicht mehr als gerade das zum Leben Nöthigste einbringt. Denn wenn der „Luxus“ einer Familie, in der eine außerordentliche Mäßigkeit der Bedürfnisse herrscht und in der die Befriedigung dieser

Bedürfnisse in bewundernswerth wirthschaftlicher Weise geschieht, darin besteht, daß für „Psychische Bedürfnisse“ 5,6%, für „Getränke im Hausverbrauch“ 1,2%, für „Vergnügungen“ 0,6% und für „Verschiedenes (Geschenke und Dergleichen)“ 2,5% der Jahresausgabe aufgewandt werden, so ist es kaum übertrieben, wenn ich von einem Existenzminimum rede. Und Dies um so weniger, als bei dem Beruf des Herrn von Keller (er ist Bücherrevisor und Sachverständiger und Lehrer für kaufmännisches Buch- und Rechnungswesen) die Befriedigung der „psychischen Bedürfnisse“ zu einem guten Theile doch gewiß in die Rubrik „Unentbehrliches“ gehört; nicht minder strittig ist der Luxuscharakter des Postens: Getränke. Allerdings könnte Dem gegenüber auf die anscheinend überreiche Dotirung des Postens: „Vorsorglichkeit“ hingewiesen werden, der 19,4% der jährlichen Gesamtausgabe für sich in Anspruch nimmt; doch die verhältnißmäßig hohen Aufwendungen für diesen Zweck erklären sich aus dem erst im Alter von 47 Jahren erfolgten Abschluß der Lebensversicherung, des kostspieligsten Actes der Vorsorglichkeit. Ich meine, Kellers Budget würde auch vor einer noch so strengen Kommission sorgsamer Hausväter bestehen; und das Kunststück, unter den selben Verhältnissen mit den selben Summen „besser“ zu leben, sich also mehr als das zum Leben unbedingt Erforderliche zu verschaffen, dürfte kaum gelingen. Und in dieser Ansicht können mich die Ausgaben über die Wirthschaftrechnungen zweier schweizerischen Familien, die Herr von Keller mit seinem Budget vergleicht, nur bestärken. In diesen beiden Haushaltungen, als deren Jahresbedarf sich auf Grund einer zwanzigjährigen Buchführung rund 2500 resp. 2125 Francs ergeben, spielt zwar das „Vergnügen“ mit 7,8 resp. 4,8% eine erheblich größere Rolle als in Kellers Etat; und eine Ausgabe von 46 resp. 45% für Nahrung- und Genußmittel bedeutet, verglichen mit den 30,5% in Kellers Budgets, vielleicht schon einen die Sphäre des Unentbehrlichen verlassenden Aufwand (doch müßte man hier gerechter Weise die dauernd stärkere Kopfzahl wenigstens der einen schweizerischen Familie berücksichtigen); dafür aber bleibt für Vorsorglichkeit herzlich wenig übrig: mit einer Rücklage von 1 resp. 1,3% kann man bei Einkommen wie den hier genannten für die Tage der Krankheit und des Alters schwerlich große Reserven sammeln. Und so scheint denn festzustehen: Vielen bringt selbst hochwerthige Arbeit ein Einkommen, das ihnen eben nur ein „Auskommen“ ist, nicht aber auch den Genuß selbst einer kleinen Portion realer Lebensfreuden ermöglicht, es sei denn, daß sie ein paar frohe Stunden oder Tage theuer zu erkaufen gewillt sind: mit sorgen- und entbehrungsreichen Wochen, für die sie „vorsorgen“ unterließen.

Diese Erkenntniß enthält nichts sonderlich Originelles; und Mancher wird vielleicht finden, es sei kaum nothwendig, die alte Wahrheit von Neuem zu beweisen, daß die meisten Menschen nicht viel von den Schätzen der Erde haben. Aber Das war auch nicht die Absicht; für mich ergiebt sich aus der Bergliederung einer so musterhaft geführten Privatwirthschaft nicht nur, daß bei uns jetzt in einem wirklich soliden Haushalt selbst an den bescheidensten Komfort erst bei einem Mindesteinkommen von etwa 4000 Mark gedacht werden darf und daß Dies ein Betrag ist, der auch bei intensivster Arbeitsleistung nicht einmal von allzu vielen „Bourgeois“, geschweige denn von Arbeitern verdient werden kann. Eben so deutlich scheint mir vielmehr daraus hervorzugehen, daß hierin auch so lange kein Wandel eintreten wird, bis nicht die moderne Produktion, die uns dank ihrer Ziellosigkeit

statt materieller Kultur den Luxus für die Wenigen und den Schund für die Masse beschert hat, von einem System der Gütererzeugung abgelöst wird, das bewußt den Komfort für die Gesamtheit erstrebt.

Das halte ich für das Wichtigste; nicht darauf kommt es zunächst an, wer produzieren soll (ob etwa ein Gedeihen der Volkswirtschaft nur im Zeichen des Privateigentums denkbar erscheint oder ob das Heil von der Bergesellschaftung der Produktionsmittel zu erwarten ist), sondern darauf, was produziert werden soll. Muß ich ein Programm entwickeln? Deren giebt es mehr als genug. Hier nur ein paar willkürlich herausgegriffene „Forderungen des Tages“: Wohnungen und Häuser, in denen es sich behaglich leben läßt; Gartenstädte; Volkshäuser, Volksbäder, Volksbibliotheken, Volkstheater, Volkskonzerte; billige und gute Bücher; billige und gute Reproduktionen von Kunstwerken; billige und bequeme Verkehrsmittel. Der „praktische“ Geschäftsmann freilich spricht: Dafür sind keine Kapitalien da! Und der verzagte Menschenfreund fragt: Wird sich denn lohnen? Nun, wenn wir auf die Industrien verzichten wollten, die um thörichter Luxus- und Schundprodukte willen zu sinnlosen Zwecken Arbeit und Kapital verzehren, und wenn wir uns nur ein Wenig bemühen möchten, der Vergeudung von Arbeit und Kapital durch Mode und Reklame Einhalt zu thun, dann würden wohl Kräfte frei werden, mit denen Menschen der Absicht und der That Etwas anzufangen könnten.

Dr. Leon Beitlin.



Der Schrecken der Völker. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Ein Fragment aus dem „Weltroman“ als Probe:

Kurz vor Weihnachten kam Mr. Wilmington mit seiner Yacht aus New York. Das schmucke, schlanke Schiff, auf dessen Namenbrett mit goldenen Buchstaben: United States zu lesen war, ging auf seinem alten Platz neben dem Jhedicht unter der Quinta Vigia vor Anker. Mr. Wilmington blieb ein paar Tage da, verspielte an Paulo Corregos Tisch zweihunderttausend Dollar und lachte nur dazu. Am letzten Abend gab er ein Fest an Bord seiner Yacht. Die Besatzung bestand aus Negern, die in knappen, rothseidenen Uniformen steckten. Auf der Kommando-Brücke stand die Kapelle, fünfzehn Mann stark, und spielte die portugiesische Nationalhymne. Mr. Wilmington empfing seine Gäste am Fallreep. Er hatte einen blauweißgestreiften Frack an; eben solche Weinkleider und trug auf seinem kugelrunden Kopf einen weitrandigen Röhrenhut, um den ein breites Sternenband geknüpft war, das ihm lang über den Rücken herabfiel. In seinem breiten, glattrasierten Gesicht steckte eine kurze Schaggschneise, die er auch im Gespräch nicht aus den Zähnen ließ. Auf dem Achterdeck wurde getaselt, auf dem Vorderdeck wurde getanzt. Auch Marion Manuel und Waldemar Quint erschienen. Sogar Oliver Splendy fühlte sich verpflichtet, auf ein paar Minuten die Gastfreundschaft des reichen Amerikaners in Anspruch zu nehmen, fuhr aber sofort wieder an Land. Mr. Wilmington wurde von den Damen umringt. Ungenirt blies er ihnen den Tabakrauch ins Gesicht; doch sie lachten nur und hielten es für eine Auszeichnung.

„Mr. Wilmington,“ fragte eine kleine, muntere Französin, „Sie haben wohl sehr viel Geld?“

„Well!“ sagte er und lachte, daß das spiegelglatte Deck dröhnte. „Ich habe

eine neue Goldmine entdeckt. Ich werde sie ausnehmen, wenn wir so weit sind. Ich denke, sie wird ein paar hübsche Millionen abwerfen."

Die Sonne sank glühend im Westen ins Meer und verlöschte. Die roth-schwarzen Stewards standen mit gefüllten Sektgläsern herum und grinsten lautlos. Mr. Wilmington klatschte in die breiten, wohlgepflegten Hände. Ein Duzend Matrosen stürzte sich auf die Sonnensegel und rollte sie zusammen. Im Augenblick blühten tausend bunte Lampen auf. Wie ein märchenhafter Blumengarten schwamm die Nacht auf dem Meer. Wer nun noch nicht da war, beeilte sich, an Bord zu kommen. Man drängte sich um das Buffet, wo man die Freuden der Tafel nach Belieben verlängern konnte; man tanzte, man trank, man flirtete, man taumelte in eitel Freude. Die Kapelle hatte sich auf die Decke geflüchtet und spielte Walzer von Waldteufel in einem rasenden Tempo.

Waldemar Quint stand an die Reling gelehnt und schaute müßig dem Treiben zu. Auf seinen Lippen lag die Verachtung. Marion strich an ihm vorbei; ihre Wangen glühten, ihr Mund war ein Wenig geöffnet.

„Sie tanzen nicht?“ fragte sie und blieb stehen.

„Nein!“ sagte er rauh.

„Sie sind der Einzige, der mir einen Korb giebt.“

„Machen Sie es eben so!“

„Wie meinen Sie Das?“

„Theilen Sie auch nur Körbe aus!“

„Schön!“ Sie lachte und wandte sich von ihm weg. „Ich werde damit bei Ihnen beginnen.“

Waldemar Quint biß sich auf die Oberlippe und verfolgte Marion mit den Augen, bis sie im Gewühl der Tanzenden verschwunden war.

Plötzlich tauchte auf der Kommandobrücke Mr. Wilmington auf. Neben ihm erschienen zwei schwarze, grinsende Gesichter: seiner beiden Offiziere. Nur Waldemar Quint merkte, daß der Anker hochkam und die Maschine zu arbeiten anfing.

„Dieser Amerikaner,“ sagte er zu sich selbst, „hat Einfälle. Es ist ein Scherz, der nicht auf dem Programm steht!“ Dann verfolgte er mit Interesse die weiteren Manöver. Denn das Schiff schien ein guter Läufer zu sein. Sechzehn Knoten, wenn nicht gar siebenzehn, rechnete er aus; bei forcirter Fahrt vielleicht zwanzig.

Keiner merkte, daß die Lichter Funchals versanken, daß die Insel zusammenschrumpfte und wie ein schwarzer Schatten hinter den dunkelblauen Coulissen der Tropennacht verschwand. Die Musikkapelle raste ohne Unterbrechung ihre aufstachelnden Weisen herunter und die tanzenden Paare fühlten kaum das Schwanken des Deckes, dessen Kiel sich mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten durch die Ozeanwogen wühlte.

Mr. Wilmington hob seinen Revolver, mit dem er seine Kommandos zu ben pflegte, hoch in die Höhe, daß seine Faust über das Dach des Ruderhauses, als er im Rücken hatte, weit hinausreichte, und drückte los. Mitten im Stück brach die Musik ab. Die Tänzer standen wie versteinert. Ein paar Damen fielen Ohnmacht. Auch auf dem Achterdeck merkte man jetzt, daß die Lampen von Funchal nicht mehr brannten. Rathlos lief man durcheinander. Die Stewards präsentirten grinsend ihre Sektelche. Aber Niemand wollte trinken. Alles drängte nach vorn.

„Anhalten! Umkehren! Der Scherz geht zu weit!“ schrien die Herren in allen Sprachen der Welt zur Kommandobrücke hinauf. Mr. Wilmington schien taub zu sein. Einige Damen fielen in Weinträmpfe. Manuel saß gebrochen auf dem Stuhl; dicker Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Marion lehnte nicht weit davon; sie war bleich und ihre Nasenflügel bebten.

Die kleine Französin, von der Niemand wußte, ob sie eine geschiedene Frau oder ein ungeschiedenes Fräulein sei, raffte ihr Röschchen auf, daß die Diamantagraffen ihrer Strumpfbänder ausblitzten, und rief zu Wilmington empor: „Mein Herr! Ich bitte, kehren Sie um. Ich gebe Ihnen einen Kuß!“

Aber Wilmington ließ sich nicht verlocken; seine Augen starrten geradeaus. Doch die kleine Pariserin ließ nicht loder. Sie trippelte mit ihren hohen Stöckelschühchen die steile Treppe hinan, um Wilmington den versprochenen Kuß zu bringen. Aber sie entfloh, als sie in eine schwarze Revolvermündung sehen mußte, glitt aus und stürzte in die Arme zweier grinsenden Stewards, die sie sorglich in einer Kabine unterbrachten. Dahin verflauten sie auch die Seelkranken, deren Zahl rasch wuchs. Auch Manuel verschwand hinter der Kajütentreppe.

In diesem Augenblick senkte Mr. Wilmington den Kopf und schaute über die Verschanzung der Brücke. Nun rauchte er nicht mehr. „Warum amüsiren Sie sich nicht, meine Damen und Herren?“ fragte er harmlos. „Wir machen nur eine kleine Spazirfahrt. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, sind wir zweihundert Meilen von Madeira entfernt. Dann werde ich mir erlauben, Sie Alle über Bord fegen zu lassen!“

Lähmender Schrecken lagerte auf den unfreiwilligen Passagieren, die sich in die Ecken drückten oder kraftlos auf den Stühlen hingen. Wieder hob Mr. Wilmington die Waffe und drückte los. Die Kapelle setzte ein. Doch Niemand tanzte.

Nur Waldemar Quint lächelte. Der excentrische Amerikaner verstand seine Rolle vortrefflich zu spielen. Der Spaß war zwar grob, aber wirksam. Die Bestie lag am Boden und winselte. Und Waldemar Quint wandte sich ab, lehnte sich über die Reling, schaute nach der Uhr und den Sternen und berechnete den Kurs im Kopf. Die Nacht entfernte sich von Madeira auf der Brasilroute und hatte schon über sechzig Meilen hinter sich gelassen. Nun wurde es aber auch Zeit, daß Wilmington umbrehte. Der aber schien nicht daran zu denken; hielt regunglos zwischen den beiden schwarzen Offizieren, hob alle Viertelstunden seinen Revolver in die Höhe und knallte los. Das allein schien ihm Spaß zu machen. Nach jedem Schuß schob er eine neue Patrone ein.

Wie auf ein Zeichen erloschen die bunten Lampen. Der Himmel umzog sich, die Sterne ertranken. Immer weiter wühlte sich das schlante, behende Schiff durch die dunklen Wogen und die tiefschwarze Nacht. Wieder verging eine bange Stunde. Waldemar Quint zog die Uhr. Mitternacht war längst vorüber. Mr. Wilmington feuerte nur die Kapelle an und schob neue Patronen nach.

Plötzlich bemerkte Waldemar Quint, daß die Nacht ohne Topplicht und Positionlaternen in die Finsterniß hineinjagte. Entweder war dieser Amerikaner bodenlos leichtsinnig oder er war verrückt. Waldemar Quint tastete unwillkürlich an seine Taschen. Sie waren leer. Wer nimmt auch auf ein Ballfest eine Waffe mit?

In dem selben Augenblick fühlte er Marions weiche, zitternde Hand auf seinem Arm. In seinem Innern erhob sich Etwas, das er haßte. Die Bestie

regte sich, gegen die er seit seiner Jugend bewußt angelämpft hatte. Nach zwanzigjähriger Sklaverei erhob sie zum ersten Mal ihr Haupt. Eine rasende Luft packte ihn, Marion in die Arme zu schließen. Aber sein Wille blieb Sieger. Nur eine Sekunde dauerte der Kampf: dann war der alte Feind erbroffelt. Er wandte nicht den Kopf; er war sich wieder seiner Kraft bewußt.

„Mr. Quint!“ flüsterte Marion mit bebender Stimme. „Sie müssen uns retten. Sie sind der Einzige, der uns retten kann.“

Er schwieg und starrte regunglos in den Schaum der Bugwelle.

„Mr. Quint!“ bat sie dringender und schmiegte sich dicht an ihn wie ein verzagtes, furchtsames Kind. „Sie werden ein Mittel finden, uns von diesem wahnsinnigen Menschen zu befreien. Ich weiß es bestimmt. Außer Ihnen ist kein Mann auf diesem Schiff. Retten Sie uns! Ich will nicht sterben!“

Fest umklammerte sie seinen Arm. Wieder regte sich die Bestie. Wieder preßte er sie zu Boden. „Ich sehe keine Gefahr!“ sagte er, ohne den Kopf zu heben. „Es ist ein Scherz; ein plumper. Das gebe ich zu.“

„Sie sind kein Gentleman!“ sagte sie empört und ließ seinen Arm frei. Er nickte, ohne sie anzusehen.

Da brach sie zusammen und schluchzte laut auf. Waldemar Quint ließ sie allein. Wieder hob Wilmington den Revolver hoch in die Höhe, daß seine Faust über das Dach des Ruderhauses hinaufreichte, und knallte los. Die rothschwarzen Stewards duckten sich unwillkürlich.

Waldemar Quint ging langsam auf das Achterdeck, stand eine Weile dicht an der Hinterwand des Bootsdecksaufbaus und überlegte. Dann warf er blitzschnell seinen Frack ab, schwang sich auf die Reling und auf das Bootsdeck hinauf und kroch lautlos nach vorn. Endlich hatte er das Dach des Ruderhauses gewonnen. Wilmington hob wieder den Revolver. Aber der Schuß versagte. Wilmington holte seinen langen Arm wieder herunter und merkte zu seiner grenzenlosen Verwunderung, daß er den Revolver nicht mehr in der Hand hatte. Er drehte sich um und schaute in zwei stahlblaue, harte Augen und in ein schwarzes, rundes Kugelloch.

„Well!“ sagte er ruhig und lästete seinen Hut, daß das Sternenband im Winde flatterte. „Was wünschen Sie?“

„Sie werden sofort nach Funchal zurückfahren!“

„Wie Sie wollen!“ erwiderte Mr. Wilmington und gab das Kommando.

„Ich hätte es auch ohne Ihre Bemühung gethan.“

Der Dampfer drehte bei. Keiner merkte es.

„Sie werden sofort die Positionslaternen beisehen.“

„Verdammt!“ rief Mr. Wilmington verwundert. „Das haben wir vergessen. Aber es wird nicht nöthig sein.“ Damit drehte er einen Hebel: und die tausend unten Lampen glühten wieder auf.

„Haben Sie sonst noch Wünsche?“

„Sie werden sofort die Brücke verlassen und sich auf das Bortdeck begeben. Sie werden dafür Sorge tragen, daß ich Sie nicht aus den Augen verliere und daß ich hier oben unbehelligt bleibe. Sonst stehe ich für nichts.“

„Noch Etwas?“ fragte Mr. Wilmington und wandte sich auf der obersten Treppenstufe um.

„Nichts mehr!“ schnitt Waldemar Quint kurz ab. „Widmen Sie sich Ihren Gästen!“

„Well!“ sagte Wilmington und lachte. „Ich sehe, Sie sind mir über.“

Dann stieg er die Treppe hinunter. Doch er wagte nicht, das Borddeck zu verlassen. Geister und lächelnd grüßte er nach allen Seiten und holte wieder seine Schagpfeife heraus. Es war ein Scherz! Man erwachte aus dem Bann. Es ging wieder nach Funchal zurück. Man kroch aus der Kajüte heraus. Die rothschwarzen Kellner präsentirten wieder die Sektflasche. Die kleine Französin erschien und ließ sich von Mr. Wilmington den Hof machen, wobei sie ihm ganz ernstlich schmolte. Das Buffet wurde gestürmt. Man lachte über den tollen Spaß, die Kapelle spielte wild darauf los, man tanzte wirr durcheinander. Die kleine Pariserin warf ihre Röckchen wie beim Cancan und Mr. Wilmington, mit dem sie sich jetzt vollständig ausgesöhnt hatte, sprang im Galopp um sie herum. Niemand erinnerte sich mehr an die vergangenen, angstvoll durchlebten Stunden.

„Das ist die Bestie!“ dachte Waldemar Quint und lächelte verächtlich hinunter. Dabei ließ er die kurze Röhre langsam im Handgelenk herumkreisen; denn Mr. Wilmington tanzte jetzt Walzer.

Marion war verschwunden. Waldemar sprang vom Stuberhaus herunter und zog sich in das Schwalbennest auf Steuerbordseite zurück, um sich den Rücken zu decken. Mit zwanzig Knoten Geschwindigkeit durchschnitt die Nacht die Wogen. Waldemar ließ sich die Karte reichen. Da fand er den Kurs eingezeichnet, der genau auf das kahle Felsenland Sankt Paul zuführte. Dort endete er auch, kurz vor dem Aequator, obgleich die Karte bis zum zehnten Breitengrad nach Süden reichte. Was wollte Wilmington auf dieser winzigen Insel, die, kaum drei Rabel-längen im Geviert, nur von Seevögeln und Schildkröten bewohnt war? Also war es mehr als ein Scherz! Waldemar Quint hielt die Augen offen und warf die Karte hin. Als der Morgen graute, sah er Madeira aufsteigen. Die Luft ließ allmählich nach. Mit überwachten Gesichtern stierte man einander an. Nur Mr. Wilmington schien keine Ermüdung zu kennen. Aber er wagte sich nicht vom Borddeck herunter.

„Gott sei Dank!“ sagte Peter Gorges, der die tolle Fahrt auch mitgemacht hatte, und ließ sich hinter einen frischgefüllten Sektflügel nieder. „Das ist schon Funchal. Ich werde froh sein, wenn ich von diesem vermaledelten Kasten bin.“

Dann ließ er den Pfropfen knallen. Seine Haushälterin, die er in der Öffentlichkeit Fräulein anredete, im Geheimen aber kurzweg Kläre nannte, saß neben ihm und zitterte vor Furcht und Kälte. Aber sie trank doch einen Schluck, als er ihr gut zuredete.

Der Anker fiel auf der selben Stelle, wo er vor zehn Stunden heraufgekommen war. Das Fallreep sank. Die Tagediebe des Hafens wimmelten mit ihren Booten heran. Man beeilte sich, an Land zu kommen. Mr. Wilmington stand auf der Plattform und verabschiedete seine Gäste.

„Sehen Sie“, lachte er, „so fege ich Sie von Deck!“

Waldemar sah Marion die Stufen hinabeilen. Manuel stieg ihr nach. Peter Gorges und seine kleine Haushälterin, die immer in Seide rauschte, folgten ihm auf dem Fuße.

„Gott sei Dank!“ rief Peter Gorges, als er im Boot saß, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Einmal und nicht wieder!“

Die niedliche Pariserin war die Letzte. Wilmington hielt sie fest, weil er noch immer den Fuß für die schnelle Rückkehr vermisse. Und sie gab ihm auch einen, nur um möglichst rasch von dem unheimlichen Amerikaner loszukommen.

Waldemar stieg an Deck. Den Revolver warf er weg. Wilmington streckte ihm die Hand entgegen. Aber er nahm sie nicht.

„Sie scheinen keine Furcht zu haben!“ sagte der Amerikaner und hob die Waffe auf.

„Vor Ihnen nicht!“ gab Waldemar zur Antwort.

„Wofür halten Sie mich eigentlich?“

„Für einen Gauner!“

„Und was berechtigt Sie zu der Annahme?“ Wilmington steckte die Waffe in die Tasche.

„Was wollten Sie auf Sankt Paul?“

„Sie sind verdammt neugierig? Aber ich wills Ihnen sagen. Ich hätte Sie dort an Land gesetzt. Und hätte Sie da sitzen lassen; Alle. Das wäre ein Spaß gewesen! Meinen Sie nicht?“

„Ich halte Sie für einen Spitzbuben“, sagte Waldemar und suchte zum Fallreep zu gelangen, das Wilmington mit seinem breiten Rücken bedeckte. „Ich halte Sie für einen großen Spitzbuben, aber nicht für einen Spasmacher.“

Wilmington lachte laut auf: „Sie täuschen sich! Ich hätte Ihnen von Bahia einen anderen Dampfer geschickt. Mein Wort darauf!“

„Gegen ein paar gute Unterschriften!“ erwiderte Waldemar. „Ich verzehe Sie!“

Wilmington streckte begeistert beide Hände nach ihm aus. „Mensch“, rief er strahlend, „Sie gefallen mir! Bleiben Sie bei mir.“

„Ich danke!“ sagte Waldemar und zog sich seinen Frack an, den ihm ein Steward reichte. „Ich habe kein Talent zum Seeräuber. Geben Sie den Weg frei und lassen Sie mich hinunter.“

„Sie sind in meiner Gewalt!“ Wilmington lachte höhnisch und griff in die Tasche.

„Sie täuschen sich!“ sagte Waldemar und warf den Frack wieder ab. „Sie werden nicht einen Schuß thun.“

Mr. Wilmington ließ die Waffe stecken. Er steckte auch den Hohn weg.

„Versuchen Sies doch einmal! In ein paar Wochen bin ich wieder hier. Ich mache nur eine kleine Sprigtour nach der Riviera. Ich wette meinen Kopf, daß es Ihnen gefallen wird.“

„Sie werden Ihren Kopf verlieren! Und wenn ich Ihnen einen Rath geben kann: bleiben Sie uns auch ferner mit Ihren Späßen vom Halse. Ich warne Sie! Machen Sie Raum!“

„Nein!“ schrie Mr. Wilmington wüthend und winkte ein paar Stewards an: „Packt ihn!“

Aber sie griffen in die leere Luft. Waldemar Quint war mit einem einzigen Sprung über Bord gesprungen. Jetzt riß Wilmington den Revolver heraus und zielte auf dem Schwimmer; in mächtigen Stößen strebte er den Booten zu, die schon dem halben Wege zum nahen Ufer waren. Wilmington nahm ihn gut aus dem Auge, denn es war nicht leicht, das kleine, stetig auf- und abschwankende Ziel zu

fassen. Aber nun hatte er es; und nun drückte er auch los. Doch der Schuß versagte; eben so die anderen fünf. Waldemar Quint hatte die Patronen herausgenommen. Ehe Wilmington die Waffe wieder geladen hatte, war Waldemar zwischen den Booten verschwunden.

„Schade!“ brummte Mr. Wilmington und zündete sich eine frische Pfeife an. Dann gab er Befehl, den Frack sauber einzupacken und an Land zu bringen. Er wollte wenigstens auf diese Weise seiner Hochachtung Ausdruck verleihen. Mittags Punkt Zwölf ging Wilmingtons Yacht ankerauf und stach nach Osten in See.

Wandsbeck.

Ewald Gerhard Seeliger.



Bankenhalbjahr.

Die deutschen Banken haben nicht die Gewohnheit, Halbjahresabschlüsse zu veröffentlichen. Nur wenige Institute lassen verlauten, wie das Halbjahr für sie abgeschlossen hat; über ein paar allgemeine Bemerkungen gehts kaum hinaus. Die Gewohnheit, sich auf den Jahresabschluß zu beschränken, hat bis heute keinen Schaden gebracht. Da mit dem Umfang der in den Banken arbeitenden Kapitalien aber auch die Verantwortung der Geschäftsführer wächst, dürften sie über den Status immerhin öfter Licht verbreiten. Ein Bankdirektor soll gesagt haben: „Wir sind froh, wenn wir unsere Bilanz nur einmal im Jahr zu sehen bekommen.“ Das war aber wohl nur als niedliche Selbstironisierung gemeint und kann nicht als Richtschnur für alle Banken gelten. Willkommen wären öffentliche Mittheilungen namentlich am Schluß abnormer Geschäftszeiten. Das erste Semester 1908 gehört zu dieser Art; es brachte die Reaktion gegen eine Zeit hoher Geldsätze und zugleich die ersten Wirkungen des Konjunkturniederganges. Die empfindliche Herabsetzung der englischen und amerikanischen Eisenpreise ist ein Wetterzeichen, das man nicht übersehen kann; und die der Industrie eng verbündeten Banken haben den Rückgang des Geschäftes in allen Fugen gespürt. Daß Industriegesellschaften ihr Kapital vermehren, ist noch kein Beweis reger Thätigkeit, die Erweiterungsbauten und Neuanlagen fordert; vielfach sind die Bankschulden nur in fundirte Anleihen umgewandelt worden. So, zum Beispiel, bei der Schudert-Gesellschaft, die zu diesem Zweck eine Anleihe von 15 Millionen aufnimmt. Die Deutsche Bank wies in ihrem letzten Geschäftsbericht auf die Konsolidirung der schwebenden Schulden durch Ausgabe von Obligationen als auf eine Folge der rückläufigen Konjunktur. Der Bericht erschien in den ersten Märztagen dieses Jahres; und seitdem hat Jeder diese Erscheinung als charakteristisch erkannt. Noch nie hatten wir ein so starkes Angebot von neuen 4½ prozentigen Industrieobligationen mit dem Modus der Rückzahlung zu 103 Prozent. Diese Papiere sind zu 98 oder 99 auf den Markt gebracht worden. Daß den emittirenden Häusern dabei keine Riesenprovisionen in den Schoß fielen, ist klar. Die Uebernahme solcher Industripapiere ist nicht loh-

nend; man übernimmt sie, weil das Geld im eigenen Haus bleibt. Die Bank läßt sich ihr Guthaben von den Käufern der Obligationen zurückerzahlen und solche Schuldverschreibungen, die beinahe 5 Prozent Zinsen abwerfen, finden immer Liebhaber; selbst wenn die Obligationen nicht sichergestellt oder nur an zweiter Stelle hypothekarisch garantiert sind. Die Firma Krupp kann sogar heute vierprozentige Schuldverschreibungen ausgeben. Gewöhnliche Aktiengesellschaften, wie der Bochumer Gußstahlverein, müssen $4\frac{1}{2}$ Prozent bezahlen. Eine Verringerung der Debitoren in den Bilanzen der Banken bewirkt eine Erhöhung des Sicherheitkoeffizienten, aber noch keine Besserung der Liquidität; bei der Feststellung des Verhältnisses von greifbaren Aktiven zu schwebenden Verbindlichkeiten kommen die Kontokorrentdebitoren ja erst in zweiter Linie. Die Beseitigung der Bankschulden in den Bilanzen der Industriegesellschaften verringert die Bankeinnahmen aus Zinsen. Bankzinsen gehen meist um 1 bis $1\frac{1}{2}$ Prozent über den Reichsbankdiskontsatz hinaus. Das hat im vorigen Winter und bis ins Frühjahr hinein stattlichen Ertrag gebracht. Bis zu 9 und 10 Prozent kostete Bankgeld im Winter; dann sank der Satz allmählich wieder auf 6 Prozent. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1908 hatte der amtliche Wechselzinsfuß den Durchschnitt von 6,02 Prozent; in der selben Zeit des vorigen Jahres waren es 5,78. Da ist also für die Banken die Minderung der Zinseneinnahmen nur durch die Tilgung von Bankschulden und durch die geringeren Kreditansprüche verursacht worden. Seit der Reichsbankdiskont $4\frac{1}{2}$ Prozent beträgt, kommen niedrigere Zinsen auch bei dem wichtigsten Einnahmeposten der Gewinn- und Verlustrechnung in Betracht. Das zweite Semester wird voraussichtlich nicht so hohe Zinensätze bringen, wie wir sie im vorigen Jahr hatten. Die Banken werden also mit kleinerer Zinseneinnahme zu rechnen haben. Der berliner Privatdiskont ist im Durchschnitt der ersten fünf Monate schon um beinahe $\frac{1}{2}$ Prozent gesunken. Das läßt auf das Ergebnis des Wechseldiskontgeschäftes schließen, das außerdem von dem Umfang des Kreditbedürfnisses abhängt. Das Jahr 1907 hatte den neun berliner Großbanken aus Zinsen und Wechseln einen Mehrertrag von rund 13 Millionen (gegen ein Plus von 12 Millionen im Jahre vorher) gebracht. Die Steigerung der Gewinne des Kontokorrentgeschäftes wäre, bei dem außergewöhnlich theuren Geldstand, noch größer gewesen, wenn Verluste bei Debitoren und die Nothwendigkeit, Geld zu hohem Zinsfuß zur Erleichterung des Status aufzunehmen, den Zinsgewinn nicht geschmälert hätten.

In vielen Bilanzen des Jahres 1907 hatten sich die Kreditoren verringert; besonders bei der Dresdener und der Deutschen Bank. Schuld daran war die Kündigung industrieller Guthaben im Inland und ausländischer Guthaben. Die dadurch entstandene Lücke wollten viele Banken nicht durch die Aufnahme hoch zu verzinsender fremder Kapitalien ausfüllen, weil sie so theures Geld doch nicht mit Nutzen verwenden konnten. Das erste Halbjahr 1908 wird eine Auffüllung der Kontokorrentkreditoren (wenn man eine Schuldenvermehrung so nennen darf) nur da gebracht haben, wo Guthaben aus der Uebernahme neuer Obligationen entstanden sind. An der Emission ausländischer Papiere, deren Pflege im Geschäftsbericht der Dresdener Bank empfohlen war (zur Aufbesserung der Zahlungsbilanz), haben sich die deutschen Finanzinstitute 1908 nicht sehr lebhaft betheiligt. Das lag hauptsächlich an den unsicheren amerikanischen Verhältnissen, die ja keine Empfehlung für die Aufnahme neuer Dankewerthe bewirkte. Die newyorker Manager haben dies-

mal denn auch ihr Heil mehr in England als bei dem deutschen Kapital gesucht. Im vorigen Jahr war die Abnahme der Kreditoren durch eine Vermehrung der Depositengelder ausgeglichen worden; in diesem Jahr ist solcher Ausgleich noch fraglich.

Die Bareinlagen des Publikums wuchsen, weil dieses Geld so hoch verzinst wurde, daß die Anlage in fest verzinslichen Staatspapieren keine rechte Chance mehr bot. Außer den niedrigeren Zinsen mußte auch das Risiko von Kursverlusten mit in den Kauf genommen werden, das bei der desolaten Lage des deutschen Rentenmarktes nicht zu unterschätzen war. So verkauften Viele ihre Anleihen und trugen das Geld in die Bank, die 4 Prozent Zinsen, bei täglich kündbaren Einlagen, vergütete. Heute ist's anders. Im günstigsten Fall werden für Depositengelder 3 Prozent bezahlt. Der besondere Reiz dieser Anlageart ist dahin und jetzt kündigt man die Einlagen, um wieder Papiere kaufen zu können. Die Masse vierprozentiger Staats- und Kommunalanleihen, die in der ersten Hälfte des Jahres 1908 dem Kapitalmarkt zugeführt worden ist, erleichtert den Depositengeldern den Platzwechsel. Den Banken giebt die Abnahme der Bareinlagen nicht nur Anlaß zur Trauer. Denn erstens lodert sich der Druck der Verantwortung, wenn die Summe der fremden Gelder im Betrieb nicht weiter zunimmt, und zweitens erleichtert das frei geworbene Anlagekapital die Unterbringung neuer Papiere und die Versorgung manches alten Vadenhüters. Das ist am Ende mehr werth als die Herrschaft über große Summen fremder Gelder in Zeiten sinkenden Kreditbedarfes. Die Großbanken haben denn auch fürs Erste die extensive Vergrößerung ihres Geschäftes aufgegeben und überlassen die Weiterführung des Konzentrationprozesses der Provinz. Die hält das Feuer in Brand; den regsten Eifer zeigen die bayerischen Institute (besonders die Bayerische Handelsbank), die den Absatz der Pfandbriefe fördern möchte. Auch manche Kapitalserhöhungen (Bayerische Vereinsbank; Deutsche Nationalbank in Bremen, die zum Concern der Darmstädter Bank gehört; Westfälische Bankkommandite Ohm, Herentkamp; Hessische Bank in Darmstadt; Vereinsbank in Kiel) dienten zur Uebernahme anderer Bankfirmen.

Der Privatbankier hat nichts zur Erhaltung seiner Art zu thun vermocht; daß diese Spezies fehlt, hat man bei der Wiederherstellung des Börsenterminhandels schmerzhaft empfunden. Am ersten Juni hat das neue Börsenrecht Gesetzkraft erlangt. Die zunächst sichtbare Folge dieses Ereignisses war das Verschwinden eines Schlagwortes: mit den „schädlichen Einwirkungen des Börsengesetzes“ kann man nun nicht mehr operiren. Das wird Mancher bedauern, der sich an den Gebrauch dieser bequemen Phrase gewöhnt hatte. Den Banken kann die ganze Geschichte Fetters sein. Eigentlich sollte die Widerzulassung des Termingeschäftes den großen Finanzinstituten die Abwicklung der Effektenaufträge durch Kompensation erschweren und der Börse mehr zu ihrem Recht verhelfen. Die Spekulation per Kasse hat den Banken ein Uebergewicht über die Börse gegeben. Der wirkliche Spekulant, der Termingeschäfte macht, ist auf die Börse angewiesen. In welchem Umfang der Ultimoverkehr das Geschäft mit sofortiger Barzahlung ersetzt und wie groß der Einfluß ist, der dadurch auf die „Schaltergeschäfte“ der Banken geübt wird: Das muß sich erst zeigen. Einstweilen dürfen die Finanzinstitute der Entwicklung der Dinge mit Ruhe entgegensehen. Die Börse ist des Geschenkes, das ihr der Gesetzgeber gespendet hat, noch nicht froh geworden. Der Terminhandel allein macht noch keinen Börsenfrühling; und die Witzbolde der heiligen Börsenhallen, die des

Verlorenen Sohnes Rückkehr ins Vaterhaus als einen Jahrmarktskult feierten, haben am Ende Recht gehabt. Die Entwicklung des Emissionsgeschäftes konnte von der Aenderung des Börsengesetzes noch nicht beeinflusst werden; sie vollzog sich unter der Einwirkung anderer Momente. Die Erleichterung des Geldmarktes war die Veranlassung zu einer Hochfluth von Emissionen deutscher Staats- und Stadtanleihen, die wie ein Strudel alles verfügbare Anlagekapital zu verschlingen drohte. Der Nominalbetrag der im ersten Halbjahr emittirten deutschen Renten ist mit 2 Milliarden Mark wohl nicht zu hoch beziffert. Daneben nimmt sich die Summe des für Neugründungen und Kapitalserhöhungen von Aktiengesellschaften und G. m. b. H. aufgewendeten Geldes mit 474 Millionen (631 Millionen im ersten Semester 1907) beinahe dürftig aus. An der Uebernahme von staatlichen und städtischen Schuldschreibungen ist für die Banken nicht viel zu verdienen. Mehr als 1 Prozent Provision kommt selten heraus und davon geht vielfach noch eine Bonifikation für die Untertonsortien ab. Solche Geschäfte macht man um der Ehre willen mit und ist zufrieden, wenn nicht zu viel im eigenen Portefeuille hängen bleibt.

Die Entwerthung der älteren deutschen Anleihen, die „beinahe“ überwunden schien, hat in neuester Zeit wieder begonnen. Die 3½prozentige Reichsanleihe steht um 2 Prozent niedriger als am zweiten Januar 1908, während die dreiprozentigen Anleihen, die einen guten Anlauf genommen hatten, wieder auf das niedrige Niveau vom Jahresanfang zurückgeworfen worden sind. Da giebt es also nach wie vor abzuschreiben. Besser hat sich eine große Zahl von Industriepapieren gehalten; Bochumer sind um 20, A. E.-G. um 17, Rhein Stahl um 7 Prozent gestiegen. Abschreibungen, wie sie im vorigen Jahr an den Effekten- und Konsortialbeständen vorgenommen werden mußten, hat das erste Semester dieses Jahres also nicht gefordert. Sehr große Gewinne gabs freilich auch nicht. Fünf Millionen Mark neue Rhein Stahlaktien, die die Berliner Handelsgesellschaft mit einer Kursmarge von 17 Prozent übernommen hat: Das läßt sich schon hören. Die Handelsgesellschaft hat überhaupt ihrem Ruf als rühriger Emissionsbank wieder Ehre gemacht. Der Kummel mit den jungen Harpener-Aktien ist ihr allerdings übel genommen worden. Erst der Vorzugskurs von 170, zu dem die neuen Aktien der Handelsgesellschaft zugestanden wurden, unter der Bedingung, daß sie (um den Kurs der alten Aktien vor Druck zu bewahren) 1908 nicht an die Börse gebracht würden: und nachher die Verkäufe „unter der Hand“, die Harpener zu den Outsidern des in Hauffelust lebenden Montanmarktes machten. Den Abgaben folgte dann die Einführung der jungen Aktien, die eigentlich unterbleiben sollte. Die Handelsgesellschaft hat wieder einmal die Schafe geschoren und die Esel aufs Glatteis geführt. Herr Fürstenberg ist ja nicht verpflichtet, sentimental zu sein. Die Deutsche Bank hat Gefallen an Rußland gefunden. Kein Wunder: russische Anleihen sind aus der Verlustzone heraus. Daß die Aktien der Sibirischen Handelsbank durch die Deutsche Bank eingeführt wurden, war eine kleine Sensation, der Enttäuschungen kaum folgen werden, da die Handelsbank auf festen Füßen steht. Auch ein Theilbetrag einer vorjährigen Emission von Aktien der Stassenbank wurde von der Deutschen Bank zur Zeichnung aufgelegt. Wenn in Amerika nichts los ist, kann eine Extratour mit Rußland nichts schaden. Und die Deutsche Bank weiß, wo die süßen Trauben hängen.

D a d o n.



Vier Briefe.

Sich erhielt den folgenden Brief:

Als ich die Behauptung der Frau Dr. Förster-Niezsche in Weimar, in Sils Maria sei ein wichtige Manuskripte Nietzsches weggenommen, auf Grund einer persönlichen Nachforschung an Ort und Stelle bei Nietzsches langjährigem Wirth, verneinte, hat mich Nietzsches Schwester wegen Beleidigung vor das Gericht gezogen. Das sprach mich am fünften März in Jena frei. Danach veröffentlichte das Nietzsche-Archiv, nachdem Frau Dr. Förster die eingelegte Berufung zurückgezogen hatte, den folgenden Erlaß: „Frau Dr. Förster-Niezsche habe von vorn herein betont, daß ihr nicht so sehr an einer Bestrafung des Herrn Diederichs gelegen sei, sondern daran, daß durch eine gerichtliche Verhandlung festgestellt werde, daß wichtige Manuskripte Nietzsches verloren gegangen sind und daß die Mutter des Philosophen nicht daran schuld ist. Dieser Zweck sei durch die Beweisaufnahme und ihren Vortrag in der mündlichen Verhandlung erreicht. Durch die große Presse des Deutschen Reiches und auch des Auslandes seien die Mittheilungen von den verlorenen Manuskripten gegangen. Angesichts dieser Aufklärung der Oeffentlichen Meinung über den Unwerth des Interviews des Herrn Diederichs mit Nietzsches Hauswirth in Sils Maria, Herrn Durisch, lege Frau Förster-Niezsche kein Gewicht mehr darauf, daß Herr Diederichs wegen seiner Aeußerung bestraft werde. Sie könne Dies um so leichter thun, als ja das Urtheil des Schöffengerichts der Aeußerung des Herrn Diederichs jeden beleidigenden Charakter abspricht.“ In diesen Sätzen kann ich nur den Versuch sehen, der Oeffentlichen Meinung das Resultat der gerichtlichen Verhandlungen falsch darzustellen. Ich verzichte auf jede Kontroverse mit der unbelehrbaren Gegnerin und konstatire nur, daß erstens die gerichtlichen Verhandlungen nicht ergeben haben, daß wichtige Manuskripte weggenommen sind, daß zweitens Niemand der Mutter Nietzsches Nachlässigkeit vorgeworfen hat und daß drittens die Zeugenaussagen die Behauptungen des Herrn Durisch bestätigten. Damit aber die Erklärung der Frau Förster-Niezsche, ich habe „unwahre und beleidigende Behauptungen gegen sie verbreitet“, nicht etwa noch länger lebe, muß ich den gordischen Knoten entwirren, den Frau Förster-Niezsche geknüpft hat. Denn je mehr sie über das Kapitel „Verlorene Handschriften“ schrieb, desto dunkler wurde es für den Leser im Bereich der tatsächlichen Unterlagen.

Niezsche hat in den letzten zehn Jahren seines Lebens ein Nomadenleben geführt und es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß dabei einmal ein Schriftstück verloren worden ist. Eigentlich ist's ein Wunder, daß nicht sehr werthvolle Stücke der Vorarbeiten zu seinen Werken fehlen. 1899, als das Nietzsche-Archiv schon längst bestand, fand man in Genua zwei vorher unbekannte Manuskripte. Sicher ist auch, daß eine frühere Wirthin Nietzsches in Genua eine Briefftasche mit Notizblättern zum Andenken behalten hat, die noch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Daß aber in Turin nach der geistigen Erkrankung Nietzsches Etwas weggenommen ist, scheint nach den Dokumenten, die Overbeds Familie vorgelegt hat, ausgeschlossen. Immerhin wäre möglich, daß Nietzsche im Wahnsinn Einiges verschleudert hat. In Sils Maria hat der Hauswirth Nietzsches erklärt, Nietzsche habe ihm nichts hinterlassen als auf dem Fußboden verstreute Manuskriptzettel und Korrekturen, die er verbrennen sollte. Diese Blätter gingen später an das Archiv oder an Overbed (mit Ausnahme einzelner verschenkter Zettel). Die Zeugen im Beleidigungsprozeß bestätigten durchaus, daß sie als Reisende von Durisch einige dieser von Nietzsche zur Vernichtung bestimmten Papierkorbzettel zum Andenken bekamen; nicht etwa „Ma-

Manuskripte“: der Sprachgebrauch versteht darunter literarisch abgeschlossene Arbeiten. Nur die Aussage der Frau Dr. Richard Dehmel schien einen Augenblick dagegen zu sprechen. Die Dame sagte, ihr sei, als sie 1894 in einer Kunstzeitschrift Nietzsche-Autogramme suchte, ein Manuskript Nietzsches zum Preis von fünftausend Mark angeboten worden. Der Titel sei „Galkyonia, Gedanken eines Glücklichen und Dankbaren“, ergänzt Frau Förster-Nietzsche nach eigenen Erinnerungen, denn das Gerücht von diesem Angebot war Frau Förster-Nietzsche bereits 1893 zu Ohren gekommen und sie war, ohne Erfolg, den Spuren nachgegangen. Auf das Angebot eines Manuskriptes, das Niemand gesehen hat, läßt sich allenfalls die „Hypothese“ vom Verlust eines Wertes bauen, aber nicht ein Beweis stützen. Doch auch die Hypothese ist hinfällig; denn gegen die Existenz eines solchen Manuskriptes spricht die einfache Tatsache, daß Nietzsche Overbeck und anderen Freunden brieflich von den Werken zu erzählen pflegte, an denen er arbeitete. Nirgends finden wir irgendeine Hindeutung auf ein „Galkyonia“ betiteltes Werk. Ein dresdener Antiquar soll sich 1890 in Sils Maria als Vertreter des Verlegers Naumann vorgestellt und dort die Papierkorbzettel durchstöbert haben. Seit 1893 kennt Frau Förster diese Geschichte, von der Niemand etwas dokumentarisch Sicheres weiß und die sie selbst nie ernst genommen hat; denn noch acht Jahre später, 1901, sagt sie in der Vorrede zum „Willen zur Macht“: „Es ist möglich, daß Aufzeichnungen zum Zweiten Buch durch einen unglücklichen Zufall gleich nach der Erkrankung Nietzsches verschwunden oder entwendet worden sind.“ Also eine Möglichkeit, nicht eine Gewißheit. Erst nach Overbecks Tode trat Frau Förster mit der bestimmt formulirten Behauptung auf, daß Theile der „Umwertung“ weggekommen seien; nämlich der Dionysos. In ihrer Brochure behauptet sie dann, das geheimnißvolle Manuskript „Galkyonia“ sei mit dem vierten Theil der „Umwertung“ („Dionysos“) identisch. In der selben Brochure sagt sie aber, daß Nietzsche den Dionysos in Turin (wohin er von Sils Maria aus ging und wo er unheilbar erkrankte) schrieb. Wie konnte dieses Manuskript dann wieder nach Sils Maria kommen?

Dr. Ernst Horneffer hat in einer Brochure nachgewiesen, daß Nietzsche den Dionysos gar nicht geschrieben haben kann; im „Antichrist“ sei die ganze, ursprünglich auf vier Bände berechnete „Umwertung aller Werthe“ gegeben. Frau Förster antwortete: „Mein Bruder hat nie daran gedacht, den ‚Antichrist‘ als gesammte Umwertung zu bezeichnen.“ Im Archiv liegt aber ein aus dem Dezember 1888 datirter Brief Nietzsches, in dem es heißt: „Es sind zwei Schriften, aber im Zwischenraum von zwei Jahren. Die erste heißt: ‚Ecco homo‘ und soll so bald wie möglich erscheinen, deutsch, englisch, französisch. Die zweite heißt: ‚Der Antichrist, Umwertung aller Werthe‘. Beide sind vollkommen druckfertig; ich gebe soeben das Manuskript von ‚Ecco homo‘ in die Druckerei.“ Damit ist Horneffers Hypothese bestätigt und die Behauptung, in Sils Maria seien Theile der „Umwertung“ verschwunden, als unrichtig erwiesen. Das ist das Resultat des Verleumdungsprozesses.

Jena.

Eugen Diederichs.

* * *

Noch ein Brief, um dessen Veröffentlichung ich gebeten wurde:

An Herrn Th. Roosevelt, Präsidenten der Vereinigten Staaten, Washington.

Herr Präsident!

Sie wollten der Monroedoktrin auch die Pflicht entnehmen, Ihren Duodezkollegen in Amerika bei dauernd schlechter Aufführung auf die Finger zu klopfen. Der Senat und

Ihr Staatssekretär sind dagegen, Das geräuschvoll zu thun. Aber Sie haben einen Schützling, den Präsidenten von Guatemala, der kein Castro ist, sondern ein bescheidener Schuft, der von Ihnen auch eine Ermahnung beherzigen würde. Noch glaubt er freilich, in unwissentlich beleidigender Weise, Ihren Schutz verlangen zu dürfen als Entgelt für seine kräftige Beisteuer zum Fonds für Ihre Wahl, übergeben vor Jahren dem amerikanischen Ministerin Guatemala Hunter. Er hat diesem Herrn und einigen seiner Nachfolger immer viele Aufmerksamkeiten erwiesen. Das könnte deren Berichte etwas verzerrt haben. Darf ich Ihnen diesen Estrada Cabrera auch einmal kurz schildern?

Er hat schon als Minister eine blutige Revolution gegen seine Regierung inszenirt und besiegt, um einige Nebenbuhler zu beseitigen. Er hat die Ermordung seines Vorgängers begünstigt oder gar veranlaßt. Zur Füllung der eigenen Tasche hat er den Zwangskurs von Papiergeld eingeführt und die Landeswährung auf ein Zehntel ihres Werthes heruntergebracht. Die Pölle werden zu einem Drittel in Gold erhoben, die Beamtengehälter aber ohne Erhöhung mit dem schlechten Geld weiterbezahlt. Dadurch sind die Staatsdiener gezwungen, zu stehlen oder Spione zu werden. Die Macht solchen Gefindels ist bei des Präsidenten Feigheit groß. Er zittert stets. Ein Wörtchen in sein Ohr: und ein Unschuldiger sitzt im Gefängniß und wird gefoltert. Ist er reich, so wird von ihm eine größere Summe erpreßt. Zeigt er bürgerlichen Muth, so wird er getötet. Der Präsident kommandirt ganz öffentlich das Parlament und die Gerichte nach seiner Laune oder nach dem Interesse seiner Tasche. Seine Habgier ist gewaltig. Für die vom Erdbeben in Quezaltenango Geschädigten und für die durch Gelbfieber Verwaisten ist nur gesammelt worden, damit Estrada Cabrera die ganze Summe einstecken könne. Auch die Konfiskation der Güter politisch Verdächtiger ist neuerdings ein hübscher Erwerb geworden. Selbst ganz Unverdächtige werden geschröpft. Die Regierungskosten werden oft durch Umlage aufgebracht, damit die Einnahmen aus dem Schnapsmonopol für gefällige Damen und Mörder in Gestalt von Konzessionen, Schnaps umsonst zu brennen, und die Pölleingänge für Spione und auswärtige Geheimagenten verfügbar bleiben. Stets intrigirt Estrada Cabrera gegen seine Nachbarn in Centroamerika. Er bezahlt Regalado in Salvador die Revolution, durch die er hinauskommt, und sucht ihn dann zu stürzen oder zu ermorden, um den Krieg herbeizuführen. Er beräth und unterstützt Manuel Bonilla in Honduras und zugleich dessen Gegner Arias. Er engagirt Buren von der Weltausstellung in Saint Louis gegen Salvador und Honduras. Er bezahlt schließlich, durch schlaue Agenten, 200,000 Dollar an seine Feinde Barrillas und Toledo, damit sie eine Revolution machen und vielleicht in seine Hände fallen. Als stillem Theilhaber war es ihm leicht, ihre Pläne zu durchkreuzen und Ihnen nach Washington Beweise für die Theilnahme aller Nachbarregierungen zu liefern. Wahrscheinlich ist, daß Estrada Cabrera, nervös durch die seit Monaten in unsäßbarer Tiefe brütende Verschwörung des ganzen intellektuell in Frage kommenden Landes, nach bewährtem Rezept auch das letzte Attentat bewirkt hat. Danach kam die Schreckensherrschaft mit Blutbad und Folter. Die Verschwörung muß neue Kräfte gewinnen und neue Opfer fordern. Es ist eine ernste Sache um die dumpfe Verzweiflung von Menschen, in deren Land seit zehn Jahren Jeder vogelfrei und Jeder ein Slave ist. Gelingt es Einem, zu entfliehen (denn abreißen oder seine Habe verkaufen darf auch der politisch Farbloseste nicht), so bleiben Frau und Kinder als Geiseln zurück oder seine männlichen Verwandten werden ins Gefängniß geworfen. Kein gesetzliches Mittel steht dem Bürger dagegen zur Verfügung; nur die Rebellion! Und da die Indianer und ihnen nahestehenden Mestizen zu blind ge-

horchenden Tyrannenknechten vorzüglich taugen und das Volk seine Rechte nicht kennt und seit Jahrzehnten verprügelt ist, so ist an eine Massenerhebung nicht zu denken. So bleibt nur der Putschversuch, sehr verschieden von denen, die ein Ehrgeiziger zum Nachtheil seines Vaterlandes so oft unternommen hat. Rein persönliches Interesse hat die letzten Verschwörungen bewirkt; jedes Attentat war ein Verzweiflungsschrei des reinsten Patriotismus. Sie glauben die dabei Betheiligten als nationale Schädlinge keines Mitleids werth. Sie sind auch der Ansicht, zur Wahrung der Autorität des Präsidenten sei das Blut ganz Unschuldiger nicht zu schade. Sie sind schlecht unterrichtet.

Und Sie ersinnen Konferenzen, um Mittelamerika den Frieden zu geben. Die Gebildeten und auch die Völker der einzelnen Staaten haben gar nichts gegen einander. Interessentkonflikte sind kaum vorhanden. Nur die kleinen Tyrannen können sich nicht vertragen. Die anständigen Präsidenten, deren es einige gegeben hat (in Costa Rica namentlich, aber auch in den anderen Staaten), waren stets gute und friedfertige Nachbarn. Könnte die so sehr nöthige Reform in Mittelamerika nicht, wie in Cuba, damit beginnen, daß unter dem Schutz ausreichender fremder Truppenmacht freie Wahlen gesichert werden, die in Guatemala und Salvador ganz unbekannt sind? Deren beide Herrscher sind die bösesten und verhaßtesten; sie würden ganz gewiß nicht wieder gewählt. Erst dann gäbe es Frieden. Und könnte man diese beiden Bundesbrüder später nicht vor fremden, ganz unparteiischen Richtern unter Anklage stellen? Die Prozeßberichte würden sich wie Schauerromane lesen. Wie große Hoffnungen hat man in Guatemala auf die Washingtoner Konferenz gesetzt! Sie haben, wohl im Scherz, deren Ergebnis über das im Haag erreichte gestellt. Der einzig praktische Plan ist gescheitert: der Gerichtshof für Klagen der Sklaven gegen die Tyrannen. Wodurch ist er gescheitert? Durch den Betrug, den Figueroa von Salvador auf Estrada Cabreras Befehl (denn so stehen Die mit einander) in Amapala begangen hat, Nicaragua und Honduras auf der Konferenz seine Stimme fälschlich zuzusichern. Auf diese Weise rettete sich Estrada Cabrera davor, auf Ihre, seines Schützers, Bitte für die patriotischen Pläne stimmen zu müssen. Dann flackerte noch einmal eine Hoffnung auf, daß der General Davis und auch Mr. Sands Ihnen die Zustände in Guatemala richtig schildern und einen Auszug aus den Klagebriefen geben würden, die ihnen mit Lebensgefahr für die Schreiber und in rührendem Vertrauen auf Sie und Ihr großes Herz zugestekt worden waren. Auch diese Hoffnung trug.

Ihre Regierung ist der von Mexiko in den Arm gefallen, als sie aus rein ethischen Gründen Guatemala von dem eilen Präsidenten befreien wollte. Warum? Halten Sie den Tyrannen für einen braven Mann? Oder glauben Sie, den Gegensatz Mexiko-Guatemala politisch nöthig zu haben? Die Großmuth Mexikos und die Menschenfreundlichkeit seines besten Vertreters in Guatemala, Federicos Gambon, haben alten Haber ausgelöscht. Die Völker trennt nichts mehr. Mexiko hat sich der Unterdrückten angenommen, hat die übrigen Diplomaten dazu gebracht, Grausamkeiten, Einkerkelung von Frauen, Kindern, Leichenschändung und geheime Kabinettsjustiz zu untersagen. Sein Vertreter at ein menschliches Herz bewiesen. Und Mexiko ist heute in Guatemala populär. Nordamerika dagegen hat den Bösewicht Estrada Cabrera gestützt, ein taubes Ohr für des Jammers Ruf gehabt und seinem Vertreter hat die verzweifelte Mutter zweier wegen leichtester Verfehlung erschossenen Söhne unter dem Beifall von Guatemala zugerufen: „Die moralische Verantwortung für all den Jammer und all die Gräucl trägt Ihr Präsident.“

Herr Theodor Roosevelt, wollen Sie die Verantwortung weiter tragen?

Ein unbeträchtlicher Augenzeuge der Zustände in Guatemala, der sie nicht länger

mit ansehen konnte, fragt Sie, beauftragt von Hunderten in Guatemala, die ihn beim (beneideten) Abschied darum gebeten haben. Persönliche Unbill habe ich nicht zu rächen. Ich sage nach Allem, was ich Jahre lang gesehen habe:

Erbarmen Sie sich der Unglücklichen in Guatemala!

Mit aller Hochachtung

Mexiko.

Dr. Herman Prowe.

* * *

Eine Antwort, um deren Veröffentlichung ich gebeten werde:

Herr Professor Werner Sombart hat in Nr. 39 der „Zukunft“ einen Artikel über „Ihre Majestät die Kellame“ veröffentlicht, in dem er sich gegen verschiedene Mißverständnisse wendet, denen sein im „Morgen“ erschienener Aufsatz über den „ästhetischen Unwerth der Kellame“ ausgesetzt gewesen sein soll. Der Druck des Aufsatzes wurde von mir abgelehnt, weil sich der Verfasser nicht zu entschließen vermochte, außer seinen Angriffen auf die Presse die auf dreizehn Seiten beanstandeten dreizehn Zeilen so zu ändern, daß sie der Wahrheit mehr entsprochen hätten. Der Passus, der mir (außer den Bemerkungen über die Presse) dieser Aenderung zu bedürfen schien, trägt die Aufschrift „In eigener Sache“ und hat (nebenbei sei gesagt) mit Gedankengang und Thema des Aufsatzes nicht das Geringste gemein. Gegen diese Erklärung, die nicht klar und in wesentlichen Punkten auch nicht wahr ist, möchte ich mich hier wenden. Herr Sombart behauptet, er sei früher zu Unrecht als Herausgeber auf dem Titelblatt des „Morgen“ genannt worden. In § 3 unseres Vertrages mit Herrn Sombart heißt es: „Die Firma Barb, Marquardt & Co. räumt Herrn Sombart das Recht der Gleichberechtigung neben den übrigen Herausgebern ein.“ In § 5: „Herr Professor Sombart verpflichtet sich, während der Dauer des Vertrages bei keiner anderen Zeitschrift ähnlichen Charakters als Herausgeber zu zeichnen.“ Eigenhändig schrieb dann Herr Sombart noch in den Vertrag hinein: „Herr Professor Sombart hat das Recht, über die Aufnahme und Ablehnung von Beiträgen sozialwissenschaftlichen Inhalts zu entscheiden. Die einlaufenden Manuskripte sind ihm auf Wunsch zur Einsicht vorzulegen.“ Es gehört ein im Vergessen starkes Gehirn dazu, bei diesen Thatsachen der Deffentlichkeit aufzutischen, er sei zu Unrecht auf dem Titelblatt des „Morgen“ als Herausgeber genannt worden. Auf Grund welchen Rechtstitels postulirte Herr Sombart, der ja nicht Redakteur war, das Recht der Entscheidung über sozialwissenschaftliche Beiträge, wenn nicht kraft seines Charakters als Herausgeber? Und da wir gerade dabei sind: Herr Sombart nenne diejenigen Manuskripte seines Gebietes, die er sehen wollte, die ihm aber von mir verweigert wurden. Zum Ueberfluß sei noch erklärt, daß Herr Sombart mich, noch ehe die Zeitschrift erschien, fragte, in welcher Reihenfolge die Herausgeber genannt würden. Aus dieser Frage ging klar hervor, daß sein Wunsch sei, an prominenter Stelle zu stehen. Und dies Empfinden war es nicht zuletzt, was mich veranlaßte, Herrn Sombart (nicht unangefochten) als ersten von den Herausgebern zu nennen. Damit fällt das ganze übrige Gerede in sich zusammen. Wichtig ist, daß er kaum je „die Funktionen eines Herausgebers ausgeübt hat“. Das ist seine Schuld, nicht meine: die Wahrung seines Rechtes lag in seiner Hand; und auf dem ihm eingeräumten Feld ist auch der bescheidenste seiner Wünsche nie abgelehnt worden. Den Herrn Professor für Das, was der Verlag für gut und nützlich hielt, verantwortlich zu machen, ist thöricht; den Versuch, diese Thorheit auf die Schriftleitung abzuwälzen, will ich hier nicht erst charakterisiren. Dies mag an dieser Stelle und vorläufig genügen.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Garden, den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochschätzung und Ergebenheit

Dr. Arthur Landsberger.

* * *

Ein Brief aus der Kapkolonie:

Im April meldete ein Telegramm, daß in Berlin „eine Versammlung von Männern, die an der Erhaltung des Hochwildes interessiert seien, Protest eingelegt habe gegen Professor Kochs Vorschlag, behufs Bekämpfung der Tsetsefliege das Hochwild auszurotten.“ Ein Bravo aus südafrikanisch-deutschem Baidmannsherzen diesen einsichtigen Landsleuten! Nachgerade hört alle Gemüthlichkeit bei diesen „Kulturthaten“ der Bakteriologen auf, die sich geberden, als seien sie die einzig berufenen Retter des Menschengeschlechtes und seiner thierischen Magenbedürfnisse und als gebe es kein höheres Ziel der Menschheitentwicklung als das: ein Massenproletariat zu züchten, für das schließlich dieser unglückliche Planet, Afrikas Steppen miteingerechnet, gar keinen Raum mehr bieten würde. Ich bin der Meinung, daß es schon viel zu viele Menschen giebt, daß der alte, von Generation zu Generation nachgeplapperte Satz, die Geburtenziffer bezeichne auch die gesündeste Entwicklung und den Grad der Civilisation eines Volkes, grundfalsch ist und daß Mutter Natur Kriege und Seuchen wohlweislich schuf, um der sinnlosen, karrinchenartigen Ueberproduktion von „Herren der Erde“ Schranken zu setzen.

Dieser Ansicht sind, zu unserem Heil, heute sogar schon viele Aerzte, obgleich (oder: weil?) man sie von Staats wegen zu Exekutoren aller möglichen und unmöglichen Forderungen der „Gesundheitspflege“ kommandirt, ohne ihnen, deren Beruf Das ganz und gar nicht fordert, irgendwelche Entlohnung dafür zu geben; und was heutzutage als „Gesundheitspflege“ ausposaunt wird, ist obendrein fast ausschließlich Bazillenriecherei. Ein gesunder, leistungsfähiger Menschenschlag bedarf, wie mir scheint, viel mehr eines gerüttelten Maßes natürlicher Aesthetik und natürlicher Freiheit der Bewegung als der Erfüllung eines auf lauter theoretischem Kram beruhenden bakteriologischen Impfungss. Schließlich ist der ganze Witz der wahren Hygiene in die drei Worte „Licht, Luft und Wasser“, diese Dreieinigkeit der Reinlichkeit, zusammenzufassen. Nicht aber ist es Aufgabe der Kultur, durch allerlei Künsteleien zumeist und zuerst für die Wänste der Massen zu sorgen, nicht Aufgabe vernünftiger Staatswesen, die Futterfrage als wirthschaftliche Hauptfrage zu behandeln.

Diese Betrachtungen gehören durchaus an die Spitze des über die Bekämpfung von Vieh- und Menschenseuchen zu Sagenden. Gewiß gönne auch ich den Weißen wie den Negern des schwarzen Erdtheils einen angemessenen Besitz von Heerden; aber keinen übertrieben großen. Zunächst lebt die Mehrheit der Eingeborenen im heißen Klima unseres Erdtheils vernünftiger Weise hauptsächlich (Millionen sogar ausschließlich) von vegetarischer Kost; und der Weiße, der sich hier dauernd akklimatisiren will, sollte es ihnen nachmachen. Nun ist die natürliche Vermehrung der Rinder, Schafe und Ziegen in diesem Klima um ein so Beträchtliches größer als in Europa, daß Afrika sehr bald von Viehheerden überschwemmt sein würde, wenn die Natur diesem Plus nicht selbst durch allerlei Seuchen, Raubthiere und Weidemangel als Folge oft Jahre lang anhaltender Dürre Schranken setzte. Keinem verständigen Nationalökonomem kann zweifelhaft sein, daß die Verminderung des „Ruzviehs“ noch nicht weit genug geht. Den im übermäßigen Fleischgenuß geradezu verrohten und zu jeder Ackerbauarbeit zu faul und unfähig gewordenen, sich aber immer noch stolz „Farmer“ schimpfenden Viehhütern wäre es nur gut, wenn

sie durch Abnahme der Fleischnahrung gezwungen würden, endlich öfter zu Pflug und Spaten zu greifen und damit dem ständalösen Zustand ein Ende zu machen, daß Südafrika heute noch fast sein ganzes Getreide aus fremden Erdtheilen einführen muß.

Daß unter den Korrektivmitteln der Natur die Tsetsefliege eine gewisse Rolle spielt, ist erwiesen; und wo sie den zum Lebensunterhalt nothwendigen Viehstand zu sehr schädigt, da mag man Schutzmittel suchen. Wer aber hierzu die Vernichtung des edelsten Wildes empfiehlt, handelt wie das alte Weib, das den Backrog zerschlug, um damit das Säuerwasser warm zu machen. Der Wildstand eines Landes ist, als schönster und edelster Schmuck selbst der anmuthigsten Pflanzennatur, für den Menschen von viel höherem erziehlischen Werth als alle Rücksichten auf die Magen- und Erwerbsfragen einer Menschenmasse, die, wie gesagt, in ihrer überwältigenden Mehrheit gar nicht einmal auf Fleischnahrung oder auch nur auf gemischte Kost angewiesen ist.

Glaubt man etwa, daß den Europäer, zumal unseren deutschen Landsmann als Kolonisten in die Tropen nur die Aussicht auf möglichst schnellen und leichten Erwerb großer Viehheerden hinauszieht? Frage man doch einmal die Ansiedler Südwestafrikas, was ihnen die in Freiheit lebende Thierwelt des sonst in seinen größten Bezirken unsäglich freudlosen Landes bedeutet; ob sie nicht zur Hälfte davonlaufen möchten, wenn eine blindwüthende „Wissenschaft“, die gar keinen echten Kulturwerth mehr hat, das Wild des Landes zur Vernichtung durch Masjägeri verurtheilen würde. Die Elephanten und Giraffen zuerst, dann die herrlichen Antilopen; und ehe die letzte von ihnen abgemurgt wäre, hätte sicher eine andere „Koryphäe“ der Bakteriologie „bewiesen“, daß auch die Vogelwelt, unsere majestätischen Reiher und Kraniche oder unsere liebliche Glanzstaare und Webervögel, „Bakterienverschlepper“ seien und deshalb auch, zum Besten des theuren vier- und zweibeinigen Rindviehs, vernichtet werden müssen. Wir leben hier draußen in einer Natur, deren landschaftliche Reize spärlich sind; uns bedeutet darum die sie bevölkernde Thierwelt geradezu ein Stück Lebenselement: und wir verbitten uns, daß blasse Theoretiker aus ihren Laboratorien heraus uns in unser Naturleben mit plumpen Händen hineinspuschen. Wenn diesen Fanatikern der Bakteriologie der Sinn für das Leben unseres Edelwildes und unserer entzückenden Vogelwelt verloren ging: uns gilt es mehr als alle Rindviehrücksichten; und wenigstens dies eine Stück Romantik wollen wir uns im ohnehin vom modernen Schachergeist schon übergenuß durchseuchten, ausgefogenen und verhöferten Afrika nicht auch noch fehlen lassen. Selbst für die Krokodile unserer großen Flüsse lege ich ein Wort ein. Ohne Zweck hat die Natur sie sicher nicht in ihren Haushalt eingestellt. Mag man ihre allzu reichliche Vermehrung hindern; sie, wie Koch will, völlig auszurotten, wäre eine Sünde gegen die Natur und des Menschen berechnete Naturfreude. Mögen doch die Leute, denen sie indirekt, auf dritter und vierter Durchgangstation, die Schlafkrankheit vermitteln sollen, andere Gegenden aufsuchen: der Neger wandert mit seinem Blinbelchen Habe noch schneller und leichter als der selige Handwerksbursche; und wer hat denn den Weißen befohlen, sich in der Nähe krokodilreicher Ströme anzusiedeln?

Der Himmel bewahre unsere mit tausenderlei Verordnungen, Erlassen und sonstigem Aktentram schon genug geschuhriegelten armen Kolonien vor jeder Wildvertilgung! Das fehlte gerade noch, daß unser Bischofen Natur- und Waidmannsfreude uns von Leuten geraubt würde, die nie selbst die Natur und ihre schönsten Lebewesen belauschten und, als kurzfristige Stubenhocker, nie selbst die Bläse des waidgerechten Jägers führten.

Berlin, den 18. Juli 1908.

X Die Mütter.

Ich habe die Pflicht übernommen, eine Erziehungslehre zu schreiben. Bei der Frage: „Wer soll erziehen!“ kam ich von selbst zu der Nothigung, mir über Recht und Befähigung der Mütter und Lehrerinnen zu diesem Berufe Klarheit zu schaffen. Weil ich nicht gern nur auf eigene Beobachtung und Empfindung vertraue, hielt ich Umschau in der weiten Welt der Gegenwart und Vergangenheit nach erziehenden Müttern und sonstigen weiblichen Wesen. Das Thema war so verlockend, daß ich darüber meine Hauptaufgabe fast ganz aus den Augen verlor und nur schwer der Versuchung widerstand, vorerst ein Buch über „Die Frau als Erzieherin“ zu schreiben, ein ganzes Buch, das gewiß viel Werthvolles bieten sollte, aus alter und neuer Zeit ausgegraben und zusammengetragen. Dieser Versuchung mußte ich aber widerstehen; das „Buch der Mütter“ soll also noch geschrieben werden (von mir oder von wem sonst): nicht als eine Anleitung für Mütter, wie sie Pestalozzi gab, sondern als ein Archiv, eine Ruhmeshalle der Mütter und Erzieherinnen, deren Verdienst oft ganz im Verborgenen blieb und denen Denkmale auf unseren oft viel zu reichlich geschmückten öffentlichen Plätzen bisher noch nie errichtet wurden.

Um andeutend zu zeigen, was bei einer solchen Untersuchung zu finden wäre, gebe ich hier eine Probe, einen ersten Entwurf, der alle Fehler, vielleicht aber auch einige Vortheile der Skizze an sich haben mag.

Es ist erfreulich, daß die Frauen anfangen, sich wieder mit größerem Eifer den Erziehungsfragen zuzuwenden. Das Kind bis zum schulpflichtigen Alter ist an sich fast ausschließlich auf die Pflege und Erziehung durch weibliche Wesen angewiesen: und so ruht in deren Hand der schwierigste und verantwortungsvollste Theil der ganzen Arbeit. „Von dem Augenblick an, an dem die Mutter ihr Kind auf den Schoß nimmt, unterrichtet sie es, indem sie Die,

was die Natur dem Kinde zerstreut, in großen Entfernungen und verwirrt darbietet, seinen Sinnen näher bringt, ihm die Handlung des Anschauens und folglich die davon abhängige Erkenntniß selbst leicht, angenehm und reizvoll macht. Kraftlos, ungebildet, der Natur ohne Leitung und ohne Nachhilfe hingegeben, weiß die schlichte Mutter in ihrer Unschuld selbst nicht, was sie thut. Sie will nicht unterrichten, sie will ihr Kind nur beruhigen, will es beschäftigen; trotzdem geht sie den hohen Gang der Natur in seiner reinsten Einfachheit, ohne daß ihr bekannt ist, was die Natur durch sie thut. Und die Natur thut doch sehr viel durch sie: sie eröffnet auf diese Weise dem Kinde die Welt; sie bereitet es so zum Gebrauch seiner Sinne vor und zur frühen Entwicklung seiner Aufmerksamkeit und seines Anschauungsvermögens.“ Also sprach Pestalozzi. Und Wilhelm Raabe erzählt in seinem „Hungerpastor“ von einer Mutter, die ihr Kind säugte, es auf die Füße stellte und für das ganze Leben das Gehen lehrte. „Das“, fügt er hinzu, „ist ein großer Ruhm und die gebildetste Mutter kann nicht mehr für ihr Kind thun.“ Frauen haben auch mehr natürliche Anlage für die Erziehungsaufgaben. Sie haben Liebe für die beweglichen liebenswürdigen Puppen; und Liebe ist doch wohl das A und O aller erziehlichen Weisheit. Sie stehen mit ihren Neigungen und Empfindungen den Kindern auch näher als wir Männer, haben mehr Geduld, mehr Lust am Spiel, an der Illusion und am äußeren Schein, verstehen ihre Kinder, denen sie nicht sowohl mit dem prüfenden Verstand als mit empfindenden Herzen begegnen, auch besser als wir so gar gescheiten, ernstesten Männer. Deshalb sagt schon der kluge Rousseau: „Die Mütter verziehen, wie man behauptet, ihre Kinder. Darin thun sie ohne Zweifel Unrecht, aber vielleicht in nicht so hohem Grade wie Ihr Väter, die Ihr sie verderbt. Die Mutter will ihr Kind glücklich sehen, will es sogleich glücklich sehen. Darin hat sie Recht: wenn sie sich in der Wahl der Mittel irrt, so muß man sie belehren. Der Ehrgeiz, die Habsucht, die Tyrannei, die falsche Vorsorge der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre harte Gefühllosigkeit sind den Kindern hundertmal unheilvoller als die blinde Zärtlichkeit der Mütter.“ Das halte ich für zutreffend. Die Väter machen viel mehr Erziehung-Dummheiten als die Mütter. Das läßt sich historisch belegen. Wir finden es auch in der Dichtung bestätigt, wo wir in Fragen der Erziehung fast regelmäßig der Mutter die höhere Einsicht zugemessen sehen; Beispiel: „Hermann und Dorothea“, wo es die Mutter ist, nicht der Vater, die Goethes Erziehungsgrundsätze vertritt. Der Vater in seinem ungeduldigen Ehrgeiz ist dem Sohn gegenüber von Klein auf ungerecht, auch zu kurzfristig gegen dessen langsam scheue, aber doch tüchtige Eigenart. Die Mutter pflegt und hegt, wie ein Gärtner die junge Pflanze pflegt, mit weiser Vorsicht und Geduld ihres Kindes Natur, gewinnt dadurch sein Vertrauen, seine volle Hingabe und der bestimmenden Einfluß. Ich berufe mich gern auf Dichter, weil sie mir durch

ihre feine Seelenanalyse oft selbst die tüchtigsten Pädagogen an Beobachtungsschärfe zu übertreffen scheinen. Besonders hoch stehen mir die psychologischen Kinderstudien, die wir Goethe, Dickens und Gottfried Keller verdanken. Diese Poeten wußten, wie es in einem Kinderherzen aussieht, und lehren uns die Bedürfnisse der kindlichen Natur verstehen.

„Ich war“, läßt Dickens den kleinen David Copperfield sagen, „zum Lernen geschickt und willig genug, so lange ich allein mit meiner Mutter zusammen lebte. Ich kann mich dunkel erinnern, daß ich das ABC auf ihren Knien lernte. Noch heute, wenn ich auf die fetten, schwarzen Buchstaben der Fibel sehe, scheint die verblüffende Neuheit ihrer Gestalten und die bequeme Gutmüthigkeit des O, des Q und S wieder, wie damals, vor mir lebendig zu werden. Aber sie erwecken in mir kein Gefühl des Widerstrebens und des Ekels. Im Gegentheil: mir ist, als wäre ich durch das Krotodilbuch (die Fibel) einen Blumenpfad entlang gewandelt, ermuntert auf dem ganzen Weg von meiner Mutter mit der ganzen Sanftmuth ihrer Stimme und ihres Wesens. Aber des feierlichen Unterrichtes, der dann folgte, gedenke ich als einer täglichen kummervollen Quälerei.“ Dickens giebt uns das düstere Gegenbild zu dieser sanften mütterlichen Erziehung. Festigkeit, Charakterstärke: Das sind ja auch die großen Eigenschaften, auf der Mr. und Mstr. Murdstone, die Peiniger des armen kleinen David Copperfield, fußten. Der erkannte sehr richtig, daß diese Festigkeit nur ein anderer Name für Tyrannei sei, für eine gewisse düstere, arrogante, teuflische Gemüthsart, die in beiden Erziehern steckte. Das Glaubensbekenntniß, wie es von Mr. Murdstone festgesetzt wurde und vor und nach ihm bis auf den heutigen Tag bei vielen strengen Erziehern in Kraft ist, dieses Bekenntniß lautete: „Niemand in der Welt darf so fest sein wie ich. Ueberhaupt darf kein Anderer in der Welt fest sein; Jeder hat sich meiner Festigkeit zu beugen.“

Herder rühmt seiner Mutter nach, daß sie ihn „beten, fühlen und denken“ gelehrt habe. Das ist wahrhaftig nicht wenig. Seume sagt in seinem „Leben“ bei aller dankbaren Anerkennung der Tüchtigkeit und Rechtlichkeit seines strengen Vaters: „Was ich aber Gutes an und in mir habe, verdanke ich meiner Mutter und dem Griechischen.“ Wilhelm von Rüdiger berichtet in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“: „Meine liebe Mutter strebte nach keiner anderen Ehre als der einer guten Frau und Mutter. Mit ihren Kindern beschäftigte sie sich treu und unablässig und war gewissenhaft bemüht, nichts zu versäumen, was zu unserer Menschenbildung dienlich schien. Aus diesem Grunde studirte sie auch fleißig die gepriesensten pädagogischen Werke ihrer Zeit, aus denen sie freilich wenig Nutzen ziehen mochte; denn eine halbwegs gescheite Mutter weiß schon allein, wie sie ihre Kinder zieht; wo nicht, so lernt sie es schwerlich, weder von Campe noch von Pestalozzi. Was sie konnte, that

sie mit Treue. Sie lehrte uns die Hände falten und beten, leitete uns zu gewissenhaftester Wahrheitliebe an, belog uns nie, auch nicht im Scherz und Spiel, und ließ uns ganz besonders niemals müßig gehen.“ Wohl der Mutter, der durch Kindesdank ein solches Denkmal errichtet wird!

Paul de Lagarde erklärt sich seine trübe Lebensanschauung aus dem frühen Verluste seiner Mutter:

„O Mutter, selbst ein Kind, als Du gebarrst,
Warum bliebst Du mir als Gespielin nicht?
Ich konnte ja nicht wachsen, denn mit wem?“

Gottfried Keller hat all seinen Halt an der Mutter gefunden, wie erß so tief ergreifend im „Grünen Heinrich“ erzählt: Wo die Pädagogik der weisen Männer versagte, da triumphirte allzeit die unerschütterliche Treue und Liebe der geistig armen Mutter, die ihr Kind nicht fallen ließ. Ihre Geduld und ihr stilles Vertrauen auf seine gute Natur leuchten ihm wie ein lichter Stern durch alle Irrungen der Nacht vor. Wie aber erging es dem armen Sechsjährigen in der Schule? „Nun sollte ich“, erzählt er, „plötzlich das große P benennen, welches mir in meinem ganzen Wesen äußerst wunderbar und humoristisch vorkam, und es ward in meiner Seele klar und ich sprach mit Entschiedenheit: ‚Das ist der Pumpernickel‘. Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt noch an mir noch am Pumpernickel, und war froh in meinem Herzen; aber je ernsthafter und zuversichtlicher mein Gesicht in diesem Augenblick war, desto mehr hielt mich der Schulmeister für einen durchtriebenen und frechen Schalk, dessen Bosheit sofort gebrochen werden mußte, und er fiel über mich her und schüttelte mich eine Minute lang an den Haaren, daß mir Hören und Sehen verging . . . Als der Schulmeister sah, daß ich nur erstaunt nach meinem Kopf langte, ohne zu weinen, fiel er noch einmal über mich her, um mir den vermeintlichen Troß und die Verstocktheit gründlich auszutreiben.“ Nun folgten weitere Strafen; und der Lehrer blieb dabei, daß der kleine Heinrich ein verstockter Bösewicht sei; denn „stille Wasser seien tief“. Da haben wir ein Stück hartherziger Schulmeisterei und als Ursache: völliges Verkennen der kindlichen Natur. Die Mutter wußte es natürlich besser. Sie sagte, Heinrich sei ein durchaus stilles Kind, das bisher noch nie aus ihren Augen gekommen sei und keine groben Unarten gezeigt habe. Allerlei seltsame Einfälle habe er allerdings manchmal; aber sie schienen nicht aus einem schlimmen Gemüth zu kommen, und er mußte sich wohl erst an die Schule und ihre Bedeutung gewöhnen. Natürlich hatte die Mutter Recht.

Das sind so einige typische Fälle, die das Leben tausendfach bestätigt. Ich selbst habe hundertfach unsere Mütter eben so als Anwältinnen ihrer Kinder sprechen hören.

Wo die Mutter ihrer ersten und beglückendsten Lebensaufgabe, der Wartung und Erziehung der Kleinen, nicht dienen kann, da müßte ein anderes gebildetes und liebevolles weibliches Wesen ihre Stelle vertreten. Finden wir eine solche Erzieherin, dann ist kein Lohn zu hoch für sie. Pestalozzi hat ein Ehrendenkmal dem wackeren Dienstmädchen gesetzt, das ihn erziehen half. Lassen wir uns Das von ihm selbst erzählen:

„Der Vater rief sie an sein Totenbett und sagte zu ihr: ‚Babeli, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaß meine Frau nicht! Wenn ich tot bin, so ist sie verloren; meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie ist ohne Deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder zu erhalten.‘ Gerührt, edel und in Unschuld und Einfalt bis zur Erhabenheit großherzig, gab sie meinem sterbenden Vater das Wort: ‚Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat.‘ Ihr Wort beruhigte meinen sterbenden Vater; sein Auge erheiterte sich, und mit diesem Trost im Herzen schied er. Sie hielt ihr Versprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drei Kinder, die damals arme Waisen waren, durch alle Noth durchschleppen und durch allen Drang der schwierigsten Verhältnisse, die sich nur denken lassen. Sie half mit einer Ausdauer, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewunderungswürdiger ist, da sie, aller äußeren Bildung bar, vor wenigen Monaten erst vom Dorfe weg nach Zürich kam, um da einen Dienst zu suchen. Die ganze Würde ihres Benehmens und ihrer Treue war die Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens. So schwer auch immer die gewissenhafte Erfüllung ihres Versprechens war, so kam ihr nie der Gedanke in die Seele, daß sie aufhören dürfe oder aufhören wolle, dieses Versprechen ferner zu halten. Die Lage meiner verwitweten Mutter erforderte die äußerste Sparsamkeit. Aber die Mühe, die unser Babeli sich gab, deshalb beinahe das Unmögliche zu leisten, ist fast unglaublich.“

Soll die Stellvertreterin der Mutter Segensreiches leisten, dann muß sie aber auch im Haus eine geachtete Stellung einnehmen. Hören wir darüber wieder Dickens: „Ich sollte meinen“, sagt er, „daß ein Kind gut genug beobachtet und erkennt, wem es nachzuahmen hat. Wie aber und weshalb soll es einen Menschen achten, vor dem kein Anderer Respekt hat, den Jeder über die Achsel ansehen zu dürfen glaubt? Wie soll es zu seinen Studien Lust bekommen, wenn es sieht, wie niedrig seine Gouvernante eingeschätzt wird, die es doch gerade durch Fleiß in eben diesen Studien dahin gebracht hat, Gouvernante zu sein?“

Doch die Zeit, da wieder das Evangelium der Mütter gepredigt wird, hrt zurück. Man lese Ellen Key und dazu Rousseaus „Emile“! Da haben wir den selben Geist. Auch unser Jahrhundert soll wieder eins der Kinder werden. Man besinnt sich deshalb wieder auf das Recht der Mütter, als der rufensten Fürsprecherinnen der Kleinen, und spricht wieder einmal von einem Recht der Kinder. Hundert Jahre lang hat der Staat in der Gestalt der

Schulmänner fast ausschließlich bestimmend über das Kind gesprochen. „Die Mütter“, sagten sie, „sind zur Erziehung weniger geeignet, denn sie sind blind gegen die Fehler ihrer Kinder. Jede Mutter sieht in ihrem Kind ein Wunder, etwas nie Dagewesenes“. Ja, frage ich, hat die Mutter damit nicht Recht? Ist nicht jedes Kind ein Neues, ein Unikum, eine Welt für sich, eine räthselhafte Gottesgabe? Nur der durch des Dienstes Bürde abgestumpfte Schulmann kann in ihm eine Nummer erblicken. „Die Mütter sind alle stolz auf ihre Kinder.“ Gewiß sind sie es; sollen sie etwa lieber ihre eigene Brut verachten? Das muthet die gute alte Volksdichtung nicht einmal der Affenmutter zu, die den plumpen Hegrimm mit zerzaustem Fell heimschickt, weil er ihre Jungen junge Teufel, ein Höllengefindel genannt hatte, garstige, schmutzige Rangen, Mooraffen, die man am Besten ersäufen sollte. Entrüstet schreit sie ihn an:

„Welcher Teufel schickt uns den Boten? Wer hat Euch gerufen,
Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder? Was denkt Ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun?“

Keine Fuchs wußte sie besser zu beurtheilen; und er muß es verstehen:
„Meine Kinder, behauptet er hoch, er finde sie sämmtlich
Schön und sittig, von guter Manier; er möchte mit Freuden
Sie für seine Verwandten erkennen.“

So sind die Mütter. Man spricht deshalb wohl von Affenliebe und macht sich darüber lustig. Es giebt natürlich auch krankhaft ausgeartete, weichliche und sündhaft schwache Mutterliebe, die dem Kinde schädlich ist, eine „falsche Naturliebe“, wie Luther sagt, die die Eltern verblendet, daß sie das Fleisch ihrer Kinder mehr achten denn die Seele, eine Liebe, die jeder kindlichen Laune und Schwäche, jeder Bitte, jedem Troß und Eigensinn nachgiebt und dadurch das kleine Wesen zu einem unglücklichen Genußmenschen, Egoisten und Tyrannen großzieht. Das ist aber eher ein Ausfluß von Dummheit als von Liebe. Selbst eine weichliche Frauenerziehung kann noch ihren großen Segen stiften, wie das Beispiel von Pestalozzi lehrt, der auch schwerlich sein zartes Kindergemüth bis in sein Mannesalter, der Menschheit zum Segen, bewahrt hätte, wenn er nicht „an der Hand der besten Mutter aufgewachsen wäre als ein rechtes Weibes- und Mutterkind, wie nicht bald in allen Rücksichten ein größeres sein konnte.“

In unserer Zeit hat man auch den Gemüthsreichtum, der sich besonders eindringlich in der Muttergottes mit dem Kinde ausspricht, als minderwerthig bezeichnet. Ich denke dabei an die Schrift des unglücklichen Dr. Otto Weininger „Geschlecht und Charakter“, der dem Weib die Seele abspricht, deshalb auch die Mutterliebe für ein minderwerthiges Gefühl erklärt, das man zu Unrecht sittlich hoch einschätze. Hören wir ihn selbst:

„Es frage sich Jeder aufrichtig, ob er glaubt, daß ihn seine Mutter nicht eben so lieben würde, wenn er ganz anders wäre, als er ist, ob ihre Neigung ge-

ringer würde, wenn er nicht er, sondern ein ganz anderer Mensch wäre! Hier liegt der springende Punkt und hier sollen Die Rede stehen, welche von der moralischen Hochachtung des Weibes um der Mutterliebe willen nicht lassen wollen. Die Individualität des Kindes ist der Mutterliebe ganz gleichgiltig; ihr genügt die bloße Thatsache der Kinderschaft; und Dies ist eben das Unfitliche an ihr. In jeder Liebe vom Mann zum Weib, auch in jeder Liebe innerhalb des gleichen Geschlechtes kommt es sonst immer auf ein bestimmtes Wesen mit ganz besonderen körperlichen und psychischen Eigenschaften an; nur die Mutterliebe erstreckt sich wahllos auf Alles, was die Mutter je in ihrem Schoß getragen hat. Es ist ein grausames Geständniß, daß man sich macht, grausam gegen Mutter und Kind, das gerade hierin sich offenbart, wie vollkommen unethisch die Mutterliebe eigentlich ist, jene Liebe, die ganz gleich fortwährt, ob der Sohn ein Heiliger oder ein Verbrecher, ein König oder ein Bettler werde, ein Engel bleibe oder zum Scheusal entarte."

Wie falsch und schief das Alles ist, braucht man einem natürlich empfindenden Menschen nicht erst zu beweisen. Auch nicht, daß mancher Vater noch blinder als seine Frau in die Kinder vernarrt ist. Wenige kannten das Leben so gut und wußten es so mit dem Griffel zu meistern wie Honoré de Balzac. Bei ihm muß ein Vater das Beispiel verblendeter Elternliebe geben, die zu allseitigem Verderben führt: Vater Goriot. Und er bemerkt dazu in seiner großartigen Schöpfung: „Diese Handlung ist keine Erfindung, ist kein Roman! All is true; es ist so wahr, daß Jeder die Elemente davon bei sich zu Haus, vielleicht in seinem eigenen Herzen erkennen kann.“ Während es Mütter giebt, die aus Eitelkeit ihr häßliches Kind verstecken und verleugnen, giebt es Väter, die gerade in ihre mißrathenen Kinder vernarrt sind. Adolf Matthias, dessen Kapitel über Affenliebe (in seinem bekannten Buch „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?“) fast überall meinen Beifall hat, beruft sich mit Recht auf Horaz, bei dem es heißt:

— — — „Den schielenden Jungen

Rennt sein Väterchen ‚Blinzler‘, den zwerghaft gewachsenen Burschen
 ‚Püppchen‘; und ‚Tedelchen‘ ruft er das Kerlchen mit säbelgekrümmten Weinen;
 Und steht sein Junge auf schwulstig verwachsenen Knöcheln,
 Fallt er ihn ‚Gumpelchen‘ an“

Im Uebrigen zeigt mir Matthias zu viel Neigung, die Ansprüche und Werthungen der Schule den Müttern gegenüber zu überschätzen und ihr Eintreten für das Recht ihrer Kinder nicht genügend zu würdigen. Man vertrat in jüngerer Zeit diese fast unbegrenzte Hochachtung von den Staatsschulen, die das gute, eingeborene Recht der Kindespersönlichkeit tausendfach mißverstehen; nicht vorsätzlich und nicht durch die Schuld irgendeines Einzelnen, sondern unter der Gewalt erstarrter Institutionen und gefrorener Schuldogmatik. Matthias liebt es nicht, wenn Mütter „lästig fallen“ durch Erzählungen von „meinem Jungen“, von „unserem Christian und Kurt“, und ruft dabei aus: „Wenn solche Eltern

doch wüßten, wie innerlich gleichgiltig den Nachbarn es ist, was Klara und Minna, Christian und Kurt für Wunderkinder sind!" Dieser Ausdruck aus dem Munde eines Erziehers setzt mich in Erstaunen. Er erklärt sich wohl nur aus dienstlicher Abstumpfung. Mir kommt vor: die heutigen Eltern sprechen nicht zu viel, sondern zu wenig von ihren Kindern. Eine Ausnahme von dieser Regel machen sie wohl nur dem Arzt und dem Lehrer gegenüber, wo sie Theilnahme und Verständniß voraussetzen. Uninteressant sind mir solche Erzählungen von Eltern kaum jemals gewesen. Es war mir jedenfalls lieber, wenn sie als Sachverständige genau über die Entwicklung und das Wesen ihrer Kleinen berichteten, als wenn sie sich ohne Sachverständniß in Kunst und Literatur, in Theater- und Konzertberichten oder ohne Gehalt in Haus- und Wirthschaftsklatsch ergingen. An dem Stolz der Mütter habe ich stets meine stille Freude. Er ist viel anmuthender, viel ehrlicher als das Klagen oder das kühle Gerede über die Unart und den Aerger, den Einem die Kinder machen. Eine Mutter, die so lieblos von ihren Kindern spricht, verdiente kein Mutterglück. Sie beweist damit nur, daß sie sich zu gut dünkt, mit ihrem eigenen Fleisch und Blut in innigen Verkehr zu treten. Es müßte doch wunderbar zugehen, wenn sie sich bei gutem Willen keine geistige Gemeinschaft mit ihren Kindern schaffen könnte. Wo soll denn das Kind seinen Anwalt finden, wenn nicht bei der eigenen Mutter? Worauf soll denn eine Mutter stolz sein, wenn nicht auf ihre Kinder? Jede Mutter eine Gracchenmutter, jede eine Madonna: Das wäre das Paradies auf Erden. Ueber all Das ist schon so viel Schönes, so Unübertreffliches gesagt, zumal von deutschen Dichtern gesagt worden; aber wer kennt es? Ich will nur an Hebbels kleines Epos „Mutter und Kind“ erinnern. Ueber die kleine Welt des derben niederdeutschen Familienlebens hat da der Dichter, dem man Gemüthstiefe absprach, ein so reinmenschliches Empfinden, eine solche Wärme des Gefühls, eine Freude an dem Mildem, ein Behagen am behaglich Trauten und eine so gläubig versöhnliche Stimmung ausgebreitet, daß daran alle spekulativen, krankhaft grübelnden oder übellaunig absprechenden Betrachtungen hinwelken. Er hatte einmal gesagt:

„Ein Shakespeare lächelt über Alle hin
Und offenbart des Erdenrathfels Sinn.“

und fand diese schlichte lächelnde Weisheit selbst im Anblick der Elternliebe.

„Der Stolz“, sagt Dickens in „Nicolas Nickelby“, „ist eine der sieben Todsünden; doch der Stolz einer Mutter auf ihre Kinder kann damit nicht gemeint sein, denn der besteht aus zwei Kardinaltugenden: dem Glauben und der Hoffnung.“ Die rechte Mutter läßt sich allerdings den Glauben an und die Hoffnung auf ihr Kind nicht rauben und erweist darin tiefere Einsicht als viele Väter oder die Masse der Erzieher, die so schnell mit ihrem Latein zu Ende sind und als nutzloses Holz manches Kind verwerfen, aus dem ein

größerer Künstler später noch ein Meisterwerk schnitt. Emil Strauß erzählt uns in „Freund Hein“ von einer Mustermutter, an der er mit Recht eben dieses Gewährenlassen so hoch einschätzt: „Sie war eine jener seltenen Mütter, die ganz ehrlich Das am Liebsten sehen, was ihre Kinder sich selbst wählen und suchen, sofern es nur nichts Bössartiges ist, und die, wenn nicht aus reifer Erkenntniß, dann in der unbefangenen Demuth ihres überall Wunder schauenden Herzens so ein neues, aufschließendes Leben nach seinem noch unverständlichen Sinn sich dehnen und formen lassen.“

Ich wünschte also, daß sich in der Kinderstube die Pädagogik der Mütter wieder energisch behaupten möchte, und wenn es nur deshalb geschähe, weil Goethe einer Mutter die hohe erzieherische Weisheit zutraute, die sich in den Worten ausspricht:

„Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beste und Jeglichen lassen gewähren.
Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben.
Jeder braucht sie und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“

Und auch an das unvergeßliche Wort sei hier erinnert, daß Faust zu den „Müttern“ hinunter stieg und damit zu den tiefsten Tiefen des Lebens und der Unendlichkeit:

„Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie ist kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!“

In den Vereinigten Staaten von Amerika liegt jetzt die Schulerziehung auch der männlichen Jugend fast ganz in den Händen von Frauen und Mädchen. Nach den Zeugnissen all Derer, die sich darüber öffentlich geäußert haben, ist der Erfolg durchaus erfreulich. Die sonst so trotzige amerikanische Jugend beugt sich mit einem früh erwachenden Gefühl von Ritterlichkeit der weiblichen Autorität. Und unter der milderen Zucht erwachsen starke, harte Männer. Die deutschen Volksschullehrerinnen leiden noch zu sehr unter den Abbrichterei in den Seminaren, die sie zu Vern- und Lehrautomaten macht; sie leiden auch noch unter anezogenem Mangel an Selbstvertrauen. Wenn sie erst die Hochachtung vor dem männlichen Vorbild verlernt haben, dann ist gerade von ihnen eine Erlösung unserer Volksschulen aus altem Elend zu erhoffen.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



Lübecker Kunst.*)

Aus drei verschiedenen Theilen ist die Stadt Lübeck zusammengewachsen: aus der Burg, dem Markt- und Handelsplatz und dem Dom. In den ältesten Zeiten spielte die Burg als Vertheidigungsstätte die Hauptrolle. Adolf von Holstein hatte sie gegründet, Heinrich der Löwe hatte hier gewohnt und unter Friedrich Barbarossa war sie Reichsburg geworden. Aber die Lübecker wollten in ihrer Stadt nicht länger eine kaiserliche Burg dulden, weil sie sich dadurch in ihrer Selbständigkeit bedrückt fühlten. Deshalb wurde die Burg schon 1229 zerstört; an ihrer Stelle errichteten die Lübecker, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, ein der Heiligen Maria Magdalena geweihtes Dominikanerkloster mit einer schönen gotischen Kirche, die im Lauf der Zeit mit Kunstwerken reich geschmückt wurde. Im Jahr 1818 ist diese prachtvolle alte Kirche, die 1806 durch die Franzosen sehr gelitten hatte, eingegriffen worden und im Jahr 1896 ist auf diesem Grundstück unter Benutzung des Refektoriums, der Kreuzgänge und der sogenannten Schusterhalle des Klosters ein Gerichtsgebäude erbaut worden, dessen dreigeschossige Hauptfassade neben dem alten Burgtor nicht gerade glücklich wirkt. Auch die Art, wie die drei Risalite in Schultergiebeln enden und von Ecktürmen flankirt werden, macht keinen guten Eindruck.

Der Marktplatz hat seine Bestimmung als Mittelpunkt des Handels vom Anfang der Stadtgründung an, bis neuerdings die Markthallen errichtet wurden, beibehalten. Ursprünglich war der Marktplatz der Mittelpunkt des gesammten städtischen Lebens und schon deshalb räumlich viel ausgedehnter; nicht, wie heute, von Häuserreihen eng begrenzt. In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wurde das schöne architektonische Bild des Marktplatzes durch das häßliche und stillose Postgebäude verunstaltet.

Im dreizehnten Jahrhundert schon wurden das Rathhaus und die Marienkirche am Markt angelegt; und rund um den Markt herum bauten die Handeltreibenden ihre Verkaufsstellen. Neben dem Rathhaus siedelten sich die Gewand Schneider an. Pelzhändler und Goldschmiede, Zinngießer und Schuster errichteten hier ihre Verkaufsläden. Eine direkte Straße führte vom Marktplatz zum Dom. Die übrigen Straßen gehen von der Verbindungsstraße zwischen Burg und Dom ab und führen zu den beiden Flüssen hinunter. Um 1300 waren die meisten Straßen Alt-Lübecks schon angelegt und werden in den Urkundenbüchern namentlich aufgeführt. Das Stadtbild des alten Lübeck, das einem Schildkrötenrücken gleicht, ist nicht nur sehr malerisch: es ist auch klar und übersichtlich und von zwingender Logik.

In diesem Stadtbild entfaltete sich ein gesundes und frohes Leben. Die Häuser wurden als Querhäuser und Giebelhäuser angelegt; die Dachseite der Quer-

*) Der Lübecker Otto Grautoff, der über Plakat und Bucheinband, über den deutschen Maler Moriz von Schwind, über französische und italienische Kunstsammlungen gute Studien veröffentlicht hat, ist in die Heimath zurückgekehrt und läßt, unter dem einfachen Titel „Lübeck“, in diesen Tagen ein kleines Buch erscheinen, in dem über hanseatische Kultur und Kunst Allerlei erzählt, insbesondere über Lübecks alte Herrlichkeit. Ein Fragment aus dem Abschnitt, der die Zeit bis 1806 behandelt, mag die Art der Darstellung zeiger. Die feine Epikerkunst des Herrn Thoma-Mann hat auch viele Oberdeutsche Lübeckisches Wesen jetzt ja kennen und lieben gelernt.

Häuser, die gewöhnlich aus einem niedrigen Erdgeschoß bestanden, das die Dachbalken trug, wandte sich der Straße zu. Sie waren im Innern durch Querwände in Wohnungen eingetheilt, die eine Diele und eine Kammer umfaßten. Die Giebelhäuser waren in der Richtung des Daches abgekrägt und trugen oft einen treppenförmig sich abstufoenden Aufbau; in etwas späterer Zeit wurden die Giebelhäuser auch mehrfach durch eine gerade, mit Thürmen und kreisrunden Windöffnungen gezierte Mauer abgeschlossen. In dem Hausinnern der begüterten Bürger entstand mit dem wachsenden Wohlstand der Stadt jene breite und runde Behaglichkeit, jene großartige Raumverschwendung und satte Fülle, die bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein für Lübeck charakteristisch geblieben ist. Das Leben der Bürger wurde behäbig und wohlig; schwerfällig aber ist es erst in neuer Zeit geworden. Von der heiteren Genußfreude und dem munteren, ungebrochenen Temperament der Lübecker aus katholischer Zeit zeugen die traulichen Weinstuben und die „liebreichen“ Badstuben. Damals waren die lockeren Frauen noch nicht unter Oberaufsicht des Rathes kasernirt; sie durften noch unbehelligt wagen, ruhig heimkehrenden Bürgern im Dunkel des Abends ihre Liebe anzutragen oder gar aufzudrängen. Für fromme Bürger, die irdischen Abenteuern abhold waren, empfahl sich daher die Begleitung eines Dieners, der eine Laterne oder Fadel vor ihnen hertrug. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Straßen gepflastert; aber es muß ein fürchterliches Kartoffelpflaster gewesen sein, das schon in Folge seiner ganzen Beschaffenheit eine regelmäßige und gründliche Reinigung nicht zuließ; auch die ersten Anfänge eines Bürgersteiges datiren aus dieser Zeit; sie wurden durch die Kinnsteine begrenzt. An den Häusern entlang zogen sich Bänke, auf denen die Bürger im Abendfrieden die Ruhe suchten. Vor vielen Häusern standen in aller Zeit Linden und Eichen, die das malerische Bild der Stadt wesentlich verschönern halfen. Reinlicher als die Straßen waren die Menschen selbst, die schon im fünfzehnten Jahrhundert allwöchentlich einmal ein Dampfbad nahmen. Die Kleidung dieser Menschen war nicht nur reinlich: sie war auch kostbar und farbenprächtigt; sie schillerte in allen Farben, scharlachroth, grün, blau, mit silbernen und vergoldeten Gürteln. Erst durch die Einwirkungen der Reformation wurde das traurige Schwarz die bevorzugte Farbe der Lübecker.

Daß diese Menschen des vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts, die in gesundem Gottvertrauen, in heiterem Weltfönn, in Wohlstand und Prachtliebe dahinlebten, künstlerische Talente entwickelten und ihren Kunstfönn bethätigten, wird begreiflich. Und in diesen Jahrhunderten war Lübeck nicht nur ein Mittelpunkt für den Handel zwischen Norden und Süden und für den Wechselverkehr, durch den alle Geldgeschäfte der Ostseeländer geregelt wurden, sondern auch ein Mittelpunkt für die Kunst: die Kunsthauptstadt des nördlichen Deutschland.

Der Dom ist die älteste Kirche Lübecks. Von seiner Gründung erzählt ein kleines Wandgemälde in einem Seitenschiff der Kirche eine hübsche Legende. Einst lagte Karl der Große an der Ostseeküste und fing einen prächtigen Hirschen. Er kettete ihn nicht, sondern legte ihm ein kostbares Halsband um und ließ ihm wieder die Freiheit. Vierhundert Jahre später hielt Heinrich der Löwe sich in der selben Gegend auf und sah einen Hirsch, dem ein goldenes Kreuz im Geweih leuchtete, nachhörlich die selbe Stelle umkreisen. Er fing den Hirsch. Das Kreuz fiel auf die Erde und Heinrich der Löwe las auf dem Kreuz eine Inschrift Karls des Großen.

Heinrich wählte die Stelle dieses seltsamen Erlebnisses für die Erbauung einer Kirche und legte 1173 den Grundstein des Domes. Die unteren, romanischen Stodwerke der beiden Thürme und das Mittelschiff nebst dem Querschiff bis zum Altarraum in dem jetzigen Kirchengebäude stammen noch aus jenem ersten, ursprünglichen Bau. Im dreizehnten Jahrhundert wurde der Dom erweitert. Die beiden Seitenschiffe, die oberen Theile der Thürme und die nach der Segesfeuerstraße zu liegende Vorhalle, das Paradies, sind im Uebergangsstil erbaut, der Chor zwischen 1318 und 1332 im gothischen Stil. Die folgenden Jahrhunderte haben noch Manches hinzugethan.

Die Marienkirche in ihrer jetzigen Gestalt ist jüngeren Datums. Zwar wird schon 1163 eine der Heiligen Maria geweihte Marktkirche erwähnt; sie wurde aber 1251 durch eine Feuersbrunst fast bis auf die Grundmauern zerstört. Sofort scheint mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen zu sein, die in den Dimensionen, in der Höhe der Thürme und in dem Reichthum der inneren Ausstattung den bischöflichen Dom weit überbieten sollte. Schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts muß das Innere der Kirche vollendet gewesen sein; denn es wird berichtet, daß schon in den neunziger Jahren in der Marienkirche die Messe gelesen wurde. Mit dem Bau der beiden Thürme wurde 1304 und 1310 begonnen. Der mächtige, hochaufragende Bau ist eins der schönsten Denkmäler der norddeutschen Gothik, edel und groß in den Verhältnissen, rein und einfach in den Ausdrucksmitteln und von jener feierlich-ernsten und ergreifenden Wirkung im Innern, wie sie der starke und einig Christenglaube und das bürgerliche Selbstgefühl des Mittelalters zum Ausdruck zu bringen vermochte. Der ganze Bau ist in Backsteinen aufgeführt; und, dem Charakter des Backsteinbaustiles entsprechend, ohne Verzierungen. Dadurch tritt die Konstruktion und die architektonische Gliederung des Gebäudes klar und rein heraus. Daß der Bau trotzdem nicht streng und kalt, sondern anmuthig, leicht und lustig, wie ein Jubelgesang der Menschheit, zum Himmel aufsteigt, ist der außerordentlichen Genialität der Baumeister zu danken, die sehr praktisch dachten, aber doch mit natürlichen Mitteln eine hohe Anmuth in die Linien der Kirche zu legen verstanden. Auf der Westseite heben sich die Thürme in unverjüngten, vieredigen Stodwerken, die auch durch Fensterpaare belebt sind, mit schlankem, von vier Giebeln eingeschlossenem, ununterbrochenem Helm empor und begrenzen den Giebel des Mittelschiffes, der nur einen Dachreiter trägt. Das Mittelschiff, das im Langhaus sechs, im Chor vier Gewölbefelder umfaßt, erstreckt sich hinter den Thürmen von Westen nach Osten. Die Marienkirche ist nicht in der Kreuzesform wie der Dom erbaut, sondern enthält nur ein Mittelschiff, das sechs Gewölbefelder umfaßt, und einen Chor von vier Gewölbefeldern. Um das Mittelschiff ziehen sich niedrige Seitenschiffe, die auch den Chor umlaufen und hinter dem Altar zusammenstoßen.

. . . Wie frisch und ungebrochen der Charakter der Lübecker des Mittelalters war, beweist nicht nur ihre Architektur, sondern auch die Plastik und die Malerei der damaligen Zeit. Alle Kirchen waren in freudigen Farben ausgemalt um Gott Vater, die Jungfrau Maria und Jesus, den Welterlöser, zu preisen, wand man alle Mittel auf, die der Menscheng Geist erfunden hatte, machte aus dem Kirchengewölbe einen herrlichen Sternenhimmel, malte und meißelte alle Heldengestalten der heiligen Legenden und pries den dreieinigen Gott durch seine Schöpfung. Der Gottesdienst des Mittelalters war ein Freudenfest. Welche rührende Jubelbrunst der Gottesverehrung spricht daraus, daß die Künstler jener Zeit die Geliebte, die bei

jedem Menschen als das schönste Weib der Erde erscheint, als Gottesmutter verkörpert! Zu ihren Füßen malten sie die herrlichsten Blumen und Früchte der Welt; links kniete der Stifter mit seinen Söhnen und rechts dessen Gattin mit ihren Töchtern; die Schutzheiligen standen im Hintergrunde. Alle Lübecker Kirchen sind im Mittelalter mit hellen, leuchtenden Farben prächtig geichmalt gewesen; die Künstler dieser Zeit erzählten den Bürgern auf den Pfeilern der Kirchen die tief-sinnigen Legenden der Heiligengeschichte. Als dann der Protestantismus in Lübeck eingeführt wurde, hat man in beklagenswerthem Bandalismus all diese Schönheit aus der Kirche verbannt und die wundervollen Freskobilder, in denen die Vorfahren ihrer Gottesverehrung Ausdruck gegeben hatten, mit Kalk übertüncht.

Wenn wir die Kunstgeschichte Lübecks nur in großen und allgemeinen Zügen betrachten, so wird uns schon klar, welche große schöpferische Kraft auf allen künstlerischen Gebieten hier einst lebendig war. Es gab im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Lübeck am jetzigen Pferdemarkt sogar ein ganzes Künstlerviertel, in dem die Maler und Bildhauer Haus an Haus neben einander wohnten. Am Markt hatten sie Buden errichtet oder gemietet, wo sie Ausstellungen ihrer Bilder und Skulpturen veranstalteten. In alten Kontrakten und Bestellungen finden wir die Bildhauer als „beldesnyder“ und die Maler als „meler“ aufgeführt; die Urkunden erweisen, daß die Bildschnitzer ihre Werke sehr oft selbst bemalten und die Grenzen zwischen Malern und Schnitzern hier, wie auch in Süddeutschland, nicht scharf zu ziehen sind. Die Maler und Bildhauer waren damals in Lübeck sehr angesehen; und mancher unter ihnen hat es zu bedeutendem Wohlstand gebracht. Aber die Künstler spielten bekanntlich im Mittelalter als Individualitäten nicht die Rolle, die sie heute spielen; sie standen in der bürgerlichen Welt und bildeten eine Zunft, die den übrigen Zünften in keiner Weise vorgezogen wurde. Da diese Zunft nach der Einführung der Reformation immer mehr zusammenschmolz und schließlich sich ganz auflöste, ist die Erforschung ihrer Leistungen außerordentlich schwierig. Die Lübecker Lokalforschung hat sich auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten Verdienste erworben. Bevor diese Forschungen einsetzten, glaubte man allgemein, daß die meisten Tafelbilder und Steinskulpturen aus Flandern und Westfalen nach Lübeck eingeführt wären. Das kam hauptsächlich daher, daß eine gewisse Abhängigkeit und Ähnlichkeit zwischen den Lübecker und den flandrischen, besonders aber den rheinischen und westfälischen Kunstwerken besteht, weiter daher, daß in der Lübecker Gegend selbst sich für die Steinbildnerei kein brauchbarer Stein fand und die Lübecker den Stein aus Bamberg bei Münster bezogen. Auch kamen Bildschnitzer und Maler aus der westfälischen Gegend nach Lübeck, um sich hier niederzulassen. Von ihnen erlernten die Lübecker das Kunsthandwerk; daraus erklärt sich die Abhängigkeit der Lübecker Kunst von der Westfalens. Die ältesten Kunstwerke, die sich in Lübeck aus dem vierzehnten Jahrhundert erhalten haben, stammen daher aus Flandern, wie die schönen Messing-Grabplatten mit reicher Eingravirung der Bischöfe Gerhard von Surten, von Hochhold und Johann von Mul im Dom, des Rathsherrn Johann Klingenberg in Sankt Petri und des Bruno Berendorp in der Sankt Marienkirche. Dagegen sind die sechzehn Figuren, die bis zum Jahre 1800 die Bergensfahrerkapelle der Marienkirche schmückten und jetzt im Museum aufgestellt sind, wohl mit ziemlicher Sicherheit aus Lübeck selbst hervorgegangen. Christus und die heilige Maria in der Mitte, umgeben von zwei Engeln, und die zwölf

Apostel. Die Apostel sitzen auf einem hohen Thron mit Rückenlehne und halten ihre Attribute in den Händen. In dem Thron und in den Gewandungen der Apostel ist die romanische Stilsprache noch deutlich erkennbar, während der kleine Kopf der Maria und ihr langer, dünner Körper für die nahe Stilwandlung charakteristisch sind. Auch einige Lübecker Holzskulpturen aus dieser Zeit sind erhalten. Da die Gotik im Norden Deutschlands einen ganz anderen Charakter annahm als in ihrer Geburtsstätte, der Isle de France, da sie im Norden Deutschlands und besonders in den östlichen Bezirken auf das kunstvolle Zierwerk verzichtete und, gereinigt von den phantasie-reichen Filialen- und Nebentkonstruktionen, schlicht und einfach durch große, hochstrebende Massen zu wirken suchte, entwickelte sich auch die Skulptur unabhängiger von der Architektur, anders als in Frankreich. Diese Unabhängigkeit von der Architektur ließ die Lübecker Künstler die Gliederverrenkungen, die wir in der Gotik in Folge des Zwanges der Einordnung in die Architektur so häufig finden, leicht vermeiden; statt des Streben- und Rankenwerkes, mit denen sonst in der Gotik die Altäre so reich durchsetzt sind, sind die geschnitzten Altarschreine Lübecks sämtlich nach oben in gerader, horizontaler Linie abgeschlossen. „In dem Hochaltar der Marienkirche“, schreibt Adolf Goldschmidt, „finden wir daher auch in keiner Weise Figuren mit ausgebogener Hüfte oder verdrehtem Kopf, auch im Faltenwurf nicht die schroffe Abwechslung, dagegen in der Darstellung eine Reihe von Bügen, die deutlich beweisen, daß der Meister versucht hat, die Szene nachzuempfinden und durch charakteristische Momente dem Beschauer näher zu rücken. So kostet bei der Geburt der Maria die Dienerin erst selbst die Speise mit einem Löffel, ehe sie der Wöchnerin davon reicht; so ist es auch ganz individuell dargestellt, wie die Jungfrau Maria mit anderen Mädchen zusammen Unterricht erhält und wie der kleine Jesusknabe seine Hände lebhaft nach dem vor ihm knien den König ausstreckt. Daneben herrscht eben so wie bei den entsprechenden Gemälden das Streben, durch schlanke Gestalten und weiche Gesichter die Figuren anmuthig vorzuführen, und der selbe Mangel wie bei jenen, nämlich das Unvermögen, die Körpermasse, die Gliederstellungen und die Formen einzelner Körperteile stets richtig wiederzugeben.“ Will man dem Künstler dieses wundervollen Altarschreines ein gewisses Streben nach Anmuth zugestehen, so scheint mir sein rückwärtsgerichtetes Natursinn, sein unerbittliches Streben nach Wahrheit doch augenfälliger. Die seltsame Mischung von Sentimentalität und Brutalität, die für den Lübecker Volkscharakter so charakteristisch ist, hat hier zum ersten Mal künstlerischen Ausdruck gefunden. Wie brutal ist die Beschneidungsszene und der Kindermord nicht nur im Motiv, sondern auch in der Charakteristik der Theilnehmer dargestellt! Welche rührende Sentimentalität durchweht dagegen verschiedene andere Gruppen. Solches Gemisch von Brutalität und Sentimentalität kommt noch in mehreren Tafelbildern zum Ausdruck. Diese Mischung zweier einander direkt entgegengesetzten Gefühlselemente ist im Mittelalter nicht nur in Lübeck einer psychologischen Vertiefung günstig gewesen. Die Rehrseite der schwärmerischen Gottesminne war Grausamkeit ohne jedes Maß. In den Strafen, den Folterqualen, den Hexen- u. Ketzerverprozessen zeigt sich diese Grausamkeit; und es ist nachgewiesen, daß Lübeck im Mittelalter eine der grausamsten Städte war.

Allgemeines öffentliches Wahlrecht.

Wenn kein Wahlrechtssystem dem allgemeinen direkten Wahlrecht den Preis der Einfachheit des Verfahrens streitig machen, vollends wenn wir es der Verquickung mit dem Wahlgeheimniß entledigen, so entscheidet über seinen Vorrang der Umstand, daß es den Grundsätzen der politischen Gerechtigkeit besser entspricht als jedes andere Wahlrecht. Die Pflicht, mit Leib und Leben für den Staat einzutreten, wiegt so schwer, daß sie für sich allein ausreichen sollte, uns zu bewegen, ihr das allgemeine Wahlrecht als ein natürliches Korrelat zu gesellen. Der Staatsbürger, der gut genug ist, seine persönliche Existenz dem Gemeinwesen zum Opfer zu bringen, sollte des Rechtes nicht für unwürdig erachtet werden, das Partikelchen an Einfluß auf die res publica geltend zu machen, das der Besitz einer Stimme im Bereich des allgemeinen Wahlrechtes ihm zugesteht. Mit Einem, der für den kategorischen Imperativ dieses Gedankens taub ist, ist über politische Gerechtigkeit überhaupt nicht zu rechten. Handelt es sich bei der allgemeinen Wehrpflicht um eine bürgerliche Ehrenpflicht, so soll man den Träger einer solchen Pflicht nicht durch Verkümmern eines elementaren bürgerlichen Ehrenrechtes erniedrigen. Und dazu kommt noch die nach der Maßgabe des Vermögens allen Staatsbürgern mit relativer Gleichmäßigkeit obliegende Steuerpflicht.

Gegenüber dem Gesamtgewicht dieser beiden Leistungen können Besitz und Bildung den Stand der Wage zu Ungunsten des allgemeinen Wahlrechtes nicht ändern. Um so weniger, als ein größerer Besitz diese Pflichten nicht drückender gestaltet, sondern erleichtert, und als die höhere Bildung, wenn sie recht ist, sich überall Geltung zu schaffen vermag.

Die allgemeine Wehr- und Steuerpflicht schuf den Boden, auf dem das Reichswahlrecht entstanden ist, und Niemand hat auch nur den Versuch gemacht, für die Ansicht, daß das allgemeine Wahlrecht sich für die Einzelstaaten weniger eigene als für das Reich, einen greifbaren Grund anzuführen; weil stichhaltige Gründe eben nicht zu finden waren oder weil man sich zu den wirklich obwaltenden Motiven nicht zu bekennen wagte. Die Meinung, der Komplex der großen nationalen Aufgaben, wie die Sorge für Heer, Flotte, Kolonien und Sozialpolitik, erheische ein geringeres Maß an Einsicht als die Angelegenheiten der Einzelstaaten, kann nicht ernst genommen werden.

Natürlich pulst die Gerechtigkeit eines Anspruches mit besonderer Lebhaftigkeit in der Brust Dessen, dem er versagt wird. Daher ist es nur zu erklärlich, wenn wir in dem Empfinden der Volksmassen, mit dem heute nun einmal als einem durch Schulzwang und Aufklärung gezeitigten Produkt ihrer intellektuellen und Charakterentwicklung zu rechnen ist, das allgemeine Wahlrecht als den entschiedensten und prägnantesten Ausdruck des Axioms der Gleich-

heit aller Bürger vor dem Gesetz einen immer breiteren und tieferen Raum gewinnen sehen. Die Verweigerung des allgemeinen Wahlrechtes, die von den Betroffenen als eine arge Demüthigung empfunden wird, muß die niederen gegen die höheren Klassen mit steigender Erbitterung erfüllen und sie dem Staatsgedanken mehr und mehr entfremden und verfeinden. Vielleicht wird sie bewirken, daß Liberalismus und Sozialdemokratie die doktrinaire Ueberschätzung der sie trennenden Anschauungen und Grundsätze erkennen und sich entschließen, auf dem Weg praktischer Politik nach den ihnen gemeinsamen Zielen mit vereinten Kräften zu streben. Das Verlangen nach dem allgemeinen Wahlrecht wird sich dann mit verdoppeltem Ungestüm Bahn zu brechen suchen.

Am sechsundzwanzigsten März 1847 betheuerte in der pariser Deputirtenkammer der vielerfahrene Guizot mit einer Zuversicht in die Haltbarkeit des Bestehenden, die der am zehnten Januar 1908 im Deutschen Reichstag von unserem Reichskanzler gezeigten nichts nachgab: „Jamais! Il n'y a pas de jour pour le suffrage universel.“ kaum elf Monate später wurde die Kammer erstürmt und das allgemeine Wahlrecht hielt seinen Einzug, aber zugleich eine Reihe radikaler Reformen: denn der Zeitpunkt für maßvolle Reformarbeit war versäumt. Unendlich viel wuchtiger wirkt nun einmal die Gewalt eines aufgestauten Gewässers, das die Schleusen sprengt, als eines, das ungehemmt in seinem Bett dahinströmt. Hätte unsere Regierung sich aus eigener Initiative dazu verstanden, das allgemeine Wahlrecht zu gewähren, so würde die Enttäuschung der Ideologen des Umsturzes durch einen solchen Schritt nicht gezügert haben, ihr das Zeugniß einer wahrhaft konservativen Politik auszustellen.

Den „breiten Schichten des Mittelstandes“ aber, deren Interessen der Herr Reichskanzler durch eine „gesunde Reform des preussischen Wahlgesetzes“ gewahrt wissen will, kann keine größere politische Wohlthat erwiesen werden als durch die Aufrüttelung aus ihrer Gleichgiltigkeit; die würde aber durch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes bewirkt. Und ist es geboten, des Zeitpunktes gewärtig zu sein, wo unser Volksthum der intensiven Zusammenfassung bedarf, die unerläßlich ist, wenn es gegen fremde Feinde zu kämpfen gilt, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die Fähigkeit der Volkseele zu patriotischem Aufschwung in dem Maße gelähmt wird, wie das Mißvergnügen über ungerechte politische Benachtheiligung daheim sich weiterer Kreise bemächtigt. Daran darf man nicht zu spät denken.

Neben dem Postulat des allgemeinen Wahlrechtes ist die Frage, ob die öffentliche oder die geheime Wahl den Vorzug verdiene, de jure von untergeordneter Bedeutung und sollte es auch thatsächlich sein. Wenn es sich aber um die Entscheidung für das eine oder das andere handelt, so ist das allgemeine Wahlrecht in Verbindung mit der öffentlichen Abstimmung als das Bessere zu betrachten, das der Feind des Guten ist. Für die geheime Wah

pflegt angeführt zu werden, daß sie dem Wähler die erwünschte Unabhängigkeit seines Botums sichere. Nun ist aber den Anforderungen an ein gerechtes Wahlrechtssystem genügt, wenn die Bürger einer gewissen Altersstufe in den Besitz des gleichen Wahlrechts gesetzt sind. Ob und wie der Einzelne sich seines Wahlrechts bedienen will: Das ist seine persönliche Angelegenheit. Von selbst versteht sich, daß der Staat und seine Organe ihm dabei keine Hindernisse bereiten. Die Forderung aber, den Wähler bei der Ausübung seines Wahlrechtes vor den individuellen Beschränkungen zu behüten, denen das Leben nun einmal unser Thun und Unterlassen in den mannichfachsten Beziehungen auch sonst unterwirft: diese Forderung fällt, wenn ihre Erfüllung durch den Staat verbürgt werden soll, aus dem Rahmen der politischen Gerechtigkeit und geräth in das Gebiet des politischen Kleintrams und der politischen Bevormundung. In dieses Gebiet verliert sich im Grunde schon das Gesetz, das den Kauf und Verkauf von Wahlstimmen mit Strafe bedroht. Um wie viel mehr das Verlangen nach besonderen Vorkehrungen zur Aufrechthaltung des Wahlgeheimnisses. Dem Wähler selbst muß überlassen bleiben, die Bedeutung der Einwirkungen, die durch die geheime Abstimmung unschädlich gemacht werden sollen, abzuschätzen und danach sein Verhalten einzurichten. Wer seines staatsbürgerlichen Rechtes würdig ist, wird sich dieses Rechtes nicht aus Furcht oder aus Scham oder anderen Beweggründen entäußern. Auch hier, wie überall, wirkt die Geheimnißkrämerei demoralisirend, wogegen das offene und aufrechte Eintreten für den als richtig erkannten Standpunkt geeignet ist, den politischen Sinn zu entwickeln und zu kräftigen und das Gefühl politischer Verantwortlichkeit und Solidarität zu befestigen. Einem Menschen, der sich gesunder Gliedmaßen erfreut, wird man nicht, für den möglichen Fall, daß er auf seinem Weg Schwierigkeiten finde, Krücken mitgeben; nicht minder abgeschmackt ist, den Wahlraum wie einen Beicht- oder einen Nachstuhl auszustatten. Die Behauptung erscheint psychologisch durchaus plausibel, daß der Wähler, der geheim abstimmt, sich eines Anfluges von Beschämung nicht erwehren könne.

Ist das allgemeine Wahlrecht ein Gebot des politischen Gewissens und der politischen Klugheit, so ist der Ausschluß der geheimen Wahl ein Gebot des politischen Anstandes und der politischen guten Sitte. Die Absicht dieser Zeilen ist nicht, die Beseitigung der geheimen Wahl als eine Korrektur des allgemeinen Wahlrechtes zu empfehlen. Immerhin mag im Streit um das Wahlrecht der Verzicht auf die geheime Abstimmung den Verfechtern des allgemeinen Wahlrechtes einen taktischen Gewinn versprechen. An den siegreichen Freunden des allgemeinen Wahlrechtes wird es sein, die an solchen Verzicht sich etwa anspendenden Rechnungen ihrer Widersacher zu Schanden werden zu lassen.

Altona.

Emil Thomsen,
Langerichtsrath a. D.
Geheimer Justizrath.

Balzac. *)

Balzac war selbst einer der großen Monomanen, wie er sie in seinem Werk verewigt hat. Enttäuscht in allen seinen Träumen, zurückgestoßen von einer rücksichtslosen Welt, die den Anfänger nicht mag und den Aimen, grub er sich ein in seine Sille und schuf sich selbst ein Symbol der Welt. Einer Welt, die ihm gehörte, die er beherrschte und die mit ihm zu Grunde ging. Wirkliches stürzte an ihm vorbei und er griff nicht danach; er lebte eingeschlossen in seinem Zimmer, festgenagelt an dem Schreibtisch, lebte in dem Wald seiner Gestalten, wie Elie Magus, der Sammler, zwischen seinen Bildern. Von seinem fünfundzwanzigsten Jahre an hat ihn die Wirklichkeit kaum (nur in Ausnahmen, die dann immer zu Tragoedien wurden) anders interessiert als ein Material, als Brennstoff, um das Schwungrad seiner eigenen Welt zu treiben. Fast bewußt lebte er am Lebendigen vorbei, wie im ängstlichen Gefühl, daß eine Berührung dieser beiden Welten, der seinen und der anderen, immer eine schmerzliche werden müßte. Abends um acht Uhr ging er ermattet zu Bett, schlief vier Stunden und ließ sich um Mitternacht wecken; wenn Paris, die laute Umwelt, ihr glühendes Auge schloß, wenn Dunkel über das Rauschen der Gassen fiel, die Welt entschwand, begann die seine zu erstehen und er baute sie auf, neben der anderen, aus ihren eigenen zerstückten Elementen, lebte durch Stunden einer fiebernden Ekstase, unablässig die überschäumenden Sinne mit einer Cigarre betäubend, die dann ermattenden mit schwarzem Kaffee wieder weiterpeitschend. So arbeitete er zehn, zwölf, manchmal auch achtzehn Stunden, bis ihn Etwas aufriß aus dieser Welt zurück in die eigene Wirklichkeit. In diesen Sekunden des Erwachens muß er den Blick gehabt haben, den Rodin ihm gab auf seiner Statue, dieses Aufgeschrecktsein aus tausend Himmeln und dieses Rückstürzen in eine vergessene Wirklichkeit, diesen entsetzlich grandiosen, fast schreienden Blick, diese um die fröstelnde Schulter das Kleid anstraffende Hand, die Geberde eines vom Schlaf Gerüttelten, eines Somnambulen, dem Jemand roh seinen Namen zugeschrien hat. Nicht immer wußte er die Erregung zu stoppen wie eine Maschine, das ungeheure kreisende Schwungrad jäh aufzuhalten, Spiegelschein und Wirklichkeit zu unterscheiden, eine scharfe Linie zu ziehen zwischen dieser und jener Welt. Ein ganzes Buch hat man gefüllt mit Anekdoten, wie sehr er im Rausch der Arbeit an die Existenz seiner Gestalten glaubte. Ein Buch mit oft drolligen und meist ein Wenig grausigen Anekdoten. Ein Freund tritt ins Zimmer. Balzac stürzt ihm entsetzt entgegen: „Denke Dir, die Unglückliche hat sich ermordet!“ und merkt erst an dem entsetzten Zurückprallen seines Freundes, daß

*) S. „Zukunft“ vom vierten Juli 1808.

die Gestalt, von der er sprach, die unglückliche Frau, nur in seinen Sternentreisen je gelebt. Und was diese so andauernde, so intensive, so vollständige Halluzination von dem pathologischen Wahn eines Tollhändlers unterscheidet, ist vielleicht nur die Identität der in dem äußeren Leben und in dieser neuen Wirklichkeit bestehenden Gesetze, die gleichen Kausalbedingungen des Seins, nicht so sehr die Lebensform wie die Lebensmöglichkeit seiner Menschen, die, als hätten sie nur die Thür seines Arbeitszimmers überschritten, von außen in sein Werk traten. Aber an Dauerhaftigkeit, an Zähigkeit und Abgeschlossenheit des Wahnes war diese Versenkung die eines perfekten Monomanen; seine Arbeit war nicht Fleiß mehr, sondern Fieber, Rausch, Traum und Ekstase. Ein Palliativmittel der Bezauberung war sie, ein Schlafmittel, das ihn seinen Lebenshunger vergessen lassen sollte. Er selbst, zum Genießer, zum Verschwender befähigt wie kein Anderer, hat zugestanden, daß diese fieberhafte Arbeit ihm nichts war als ein Mittel zum Genuß. Denn ein so zügellos Begehrender konnte, wie die Monomanen seiner Bücher, auf jede andere Leidenschaft nur verzichten, weil er sie ersetzte, all die Auspreischungen des Lebensgefühls, Liebe, Ehrsucht, Spiel, Reichthum, Reisen, Ruhm und Siege konnte er missen, weil er siebenfaches Surrogat in seinem Schaffen fand. Die Sinne sind thöricht wie Kinder. Sie können das Echte vom Falschen, Trug von der Wirklichkeit nicht unterscheiden. Sie wollen nur gefüttert sein, mit Erlebniß oder mit Traum. Und Balzac hat seine Sinne ein Leben lang betrogen, indem er ihnen Genüsse vorlog, statt sie ihnen hinzuworfen; er sättigte ihren Hunger mit dem Duft der Gerichte, die er ihnen versagen mußte. Das leidenschaftliche Betheiligte an den Lüste seiner Kreaturen war sein Erlebniß. Denn er war es ja, der jetzt die zehn Louis hinwarf auf den Spieltisch, zitternd stand, während die Roulette sich drehte, der jetzt die klingende Fluth des Gewinnstes mit heißen Fingern einstrich, er war es, der jetzt im Theater den großen Sieg erfocht, der jetzt mit Brigaden die Höhen stürmte, mit Pulverminen die Börse in ihren Grundfesten erbeben ließ; alle die Lüste seiner Kreaturen gehörten ja ihm, sie waren die Ekstasen, in denen sein äußerlich so armes Leben sich verzehrte. Er spielte mit diesen Menschen wie Gobsec, der Bucherer, mit den Bequälten, die hoffnungslos zu ihm kamen, um sich Geld auszuborgen, die er aufschnellen ließ an seiner Angel, deren Schmerz, Lust und Qual er nur prüfend mitansah als das mehr oder minder talentirte Sichgeberden der Schauspieler. Man erzählt von ihm, daß er in der Jugend, als er in seiner Mansarde trodenes Brot, seine arme Mahlzeit, verzehrte, sich auf den Tisch mit Kreide wie Handspur von Tellern gezeichnet habe und in ihre Mitte die Namen der erlesensten Lieblingsgerichte geschrieben, um so im trockenen Brot nur durch die Suggestion des Willens den Geschmack der verschwenderischsten Speisen zu spüren. Und wie er hier den Geschmack zu schmecken meinte, wie er ihn wirklich schmeckte, so hat

er sicherlich alle Reize des Lebens in den Elixiren seiner Bücher unbändig in sich getrunken, so eigene Armuth betrogen mit dem Reichthum und der Verschwendung seiner Knechte. Er, der ewig von Schulden Gehegte, von Gläubigern Gequälte, empfand sicher einen geradezu sinnlichen Reiz, wenn er hinschrieb: Hunderttausend Francs Rente! Er war es, der in den Bildern von Elie Magus wühlte, der diese beiden Gräfinnen liebte wie der Vater Goriot, der gipfelhoch mit Seraphitus über die niegesehenen Fjorde Norwegens aufstieg, der mit Rubempré die bewundernden Blicke der Frauen genoß, er selbst war es, für den er aus all diesen Menschen die Lust wie Lava aufschießen ließ, denen er Glück und Schmerz aus den hellen und dunklen Kräutern der Erde braute. Kein Dichter war je mehr Mitgenießer seiner Gestalten.

Gerade an den Stellen, wo er den Zauber des so sehr ersehnten Reichthums schildert, spürt man stärker als in den erotischen Abenteuern den Rausch des Selbstbezauberten, die Haschischträume des Einsamen. Das ist seine innerste Leidenschaft, dieses Auf- und Abströmen von Zahlen, dieses gierige Gewinnen- und Zerrinnen von Summen, dieses Schleudern von Kapitalen von Hand zu Hand, das Schwellen der Bilanzen, das Schwanken der Werthe, diese Stürze und Aufstiege ins Grenzenlose. Millionen läßt er wie Ungewitter über Bettler hereinbrechen, Kapitale wieder in weichen Händen wie Quecksilber zerrinnen, mit Wollust malt er die Paläste der Faubourgs, die Magie des Geldes. Die Worte Millionen, Milliarden: Das ist immer hingestammelt mit jenem ohnmächtigen Nichtmehrsprechentönnen, dem Röcheln letzten sinnlichen Begehrens. Voluptuös wie die Frauen eines Serail sind die Brunkstücke der Gemächer gereiht, wie werthvolle Kronjuwelen die Insignien der Macht ausgebreitet. Bis in seine Manuskripte hat sich dieses Fieber eingebrannt. Man kann sehen, wie die anfangs ruhigen und zierlichen Zeilen aufschwellen wie die Adern eines Zornigen, wie sie taumeln, rascher werden, wie sie rasend sich überheben, besleckt von den Spuren des Kaffees und der Cigarren, mit denen er die ermatteten Nerven vorwärtspeitschte, hört fast das rastlose ratternde Reuchen der überhitzten Maschine, den fanatischen, maniakalischen Krampf ihres Schöpfers, diese Eier des Don Juan du verbe, des Menschen, der Alles besitzen will und Alles haben. Und sieht den nochmaligen leidenschaftlichen Ausdruck des ewig Ungenügsamen in den Korrekturbogen, deren starres Gefüge er immer wieder aufriß wie der Fiebernde seine Wunde, um noch einmal das rothepochende Blut der Zeilen durch die schon starren, erkalteten Körper zu jagen. Solche titanische Arbeit bliebe unverständlich, wäre sie nicht Wollust gewesen und noch mehr: der einzige Lebenswille eines asketisch allen anderen Machtformen entsagenden Menschen, eines Leidenschaftlichen, dem die Kunst die einzige Möglichkeit der Enttäuschung war. Einmal, zweimal halte er ja flüchtig in anderem Material geträumt. Er hat sich im wirklichen Leben versucht, zum

ersten Mal, als er verzweifelnd am Schaffen die wirkliche Geldgewalt wollte, Spekulant wurde, eine Druckerei begründete und eine Zeitung; aber mit jener Ironie, die das Schicksal immer für Abtrünnige bereit hat, hat er, der in seinen Büchern Alles kannte, die Coups der Börsenleute, die Raffinements der kleinen und der großen Geschäfte, die Schliche der Bucherer, der jedem Ding seinen Werth wußte, der Hunderten von Menschen in seinen Werken die Existenz errichtet, ein Vermögen mit richtigem, logischem Aufbau gewonnen hatte, er selbst, der Grandet, Popinot, Crevel, Goriot, Bridau, Nucingen, Wehrbrust und Gobsec reich gemacht hat, er selbst hat sein Kapital verloren, ist schmachlich zu Grunde gegangen und nichts blieb ihm als das furchtbare Bleigewicht von Schulden, die er dann stöhnend auf seinen breiten Lastträgerschultern das halbe Jahrhundert seines Lebens weiterschleppte, Helot der unerhörtesten Arbeit, unter der er eines Tages mit zersprengten Adern lautlos zusammenbrach. Die Eifersucht der verlassenen Leidenschaft, der einzigen, der er sich hingeeben hatte, der Kunst, hat sich furchtbar an ihm gerächt. Selbst die Liebe, den Anderen ein wunderbarer Traum über Erlebtes und Wirkliches, wurde bei ihm erst Erlebnis aus einem Traum. Frau von Hanska, seine spätere Gattin, die *étrangère*, der die berühmten Briefe galten, war von ihm leidenschaftlich geliebt, ehe er in ihre Augen gesehen, war damals schon geliebt von ihm, als sie noch Unwirklichkeit war, wie die *filles aux yeux d'or*, wie die Delphine und die Eugenie Grandet. Für den wahrhaften Schriftsteller ist jede andere Leidenschaft als die des Schreibens, des Erträumens eine Abirrung. „L'homme de lettres doit s'abstenir des femmes, elles font perdre son temps, on doit se borner à leur écrire, cela forme le style“, sagte er zu Theophile Gautier. Im Innersten liebte er auch nicht Frau von Hanska, sondern die Liebe zu ihr, liebte nicht die Situationen, die ihm begegneten, sondern die er sich erschuf; er fütterte den Hunger nach Wirklichkeit so lange mit Illusionen, spielte so lange in Bildern und Kostümen, bis er, wie die Schauspieler, in den erregtesten Momenten selbst an seine Leidenschaft glaubte. Unermüdlich hat er dieser Leidenschaft des Schaffens gefrönt, den inneren Verbrennungsprozeß so lange beschleunigt, bis die Flamme aufschlug und nach außen brach. Mit jedem neuen Buch schrumpfte, wie die magische Elfenstierhaut seiner mystischen Novelle, bei jedem so erfüllten Wunsch sein Leben zusammen und er unterlag seiner Monomanie wie der Spieler den Karten, der Trinker den Weinen, der Daseischträumer der verhängnißvollen Pfeife und der Wollüstling den Frauen; er starb an der überreichen Erfüllung seiner Wünsche.

Ein so kolossalischer Wille, der Träume so mit Blut und Lebendigkeit füllte, der sie anspannte, bis ihre Erregungen nicht minder stark waren als die Phänomene der Wirklichkeit, ein so ungeheuer zauberkräftiger Wille mußte seiner eigenen Magie das Geheimniß des Lebens sehen und sich selbst zum

Weltgesetz erheben. Eine eigentliche Philosophie konnte Der nicht haben, der nichts von sich verrieth, vielleicht nichts mehr war als ein Wandelhaftes, der keine Gestalt hatte wie Proteus, weil er alle in sich verkörperte, der wie ein Dervisch, ein flüchtiger Geist, in die Körper von tausend Gestalten unter schlüpfte und sich verlor in den Irrgängen ihres Lebens, jetzt mit dem Einen Optimist, jetzt Altruist, jetzt Pessimist und Relativist war, der alle Meinungen und Werthe in sich ein- und ausschalten konnte wie elektrische Ströme. Er giebt Keinem Unrecht und Keinem Recht. Balzac hat immer épousé les opinions des autres (wir haben kein deutsches Wort für dieses spontane Aufnehmen einer Meinung, ohne dauernde Identifizirung); er war eingefangen in den Augenblick, in die Brusthöhle seiner Menschen, trieb fort im Schwall ihrer Leidenschaften und Laster. Wahrhaft und unabänderlich mußte ihm nur der ungeheure Wille sein, dieses Zauberwort Sesam, das ihm, dem Fremden, die Felsen vor der unbekanntenen Menschenbrust aufsprengte, ihn hinabführte in die finsternen Abgründe ihres Gefühls und ihn von dort, beladen mit dem Edelsten ihres Erlebens, wieder aufsteigen ließ. Er mußte mehr als ein Anderer geneigt sein, dem Willen eine über das Geistige ins Materielle hinüberwirkende Gewalt zuzuschreiben, ihn als Lebensprinzip und Weltgebot zu empfinden. Ihm war bewußt, daß der Wille, dieses Fluidum, das, ausstrahlend von einem Napoleon, die Welt erschütterte, das Reich stürzte, Fürsten erhob, Millionen Schicksale verwirrte, daß diese immaterielle Schwingung, dieser rein atmosphärische Druck eines Geistigen nach außen sich auch im Materiellen manifestiren müsse, die Physiognomie formen, einströmen in die Physis des ganzen Körpers. Denn wie eine momentane Erregung bei jedem Menschen den Ausdruck fördert, brutale und selbst stumpfsinnige Züge verschönt und charakterisirt, so mußte ein andauernder Wille, eine chronische Leidenschaft das Material der Züge herausmeißeln. Ein Gesicht war für Balzac ein versteinertes Lebenswille, eine in Erz gegossene Charakteristik; und wie der Archäologe aus den versteinerten Resten eine ganze Kultur zu erkennen hat, so schien es ihm Erforderniß des Dichters, aus einem Antlitz und aus der um einen Menschen lagernden Atmosphäre seine innere Kultur zu erkennen. Diese Physiognomik ließ ihn die Lehre Gall's lieben, seine Topographie der im Gehirn gelagerten Fähigkeiten, ließ ihn Lavater studiren, der in Eines Gesicht nichts Anderes sah als den Fleisch und Bein gewordenen Lebenswillen, den nach außen genülpten Charakter. Alles, was diese Magie, die geheimnißvolle Wechselwirkung des Innerlichen und Außerlichen betonte, war ihm erwünscht. Er glaubte an Mesmers Lehre von der magnetischen Uebertragung des Willens von einem Medium auf das andere, glaubte daran, daß die Finger Feuerneze seien, die den Willen ausstrahlten, verkettete diese Anschauung mit den mystischen Berggeistigungen Swedenborgs; und alle diese nicht ganz zur Theorie verdichteten

Liebhabeien faßte er in die Lehre seines Lieblings, des Louis Lambert, zusammen, des chimiste de la volonté, jener seltsamen Gestalt eines früh Verstorbenen, die Selbstportrait und Sehnsucht nach innerer Vollendung sonderbar vereint, die öfter als jede andere Figur Balzacs in sein eigenes Leben hinabgreift. Ihm war jedes Gesicht eine zu enträthselnde Charade. Er behauptete, in jedem Antlitz eine Thierphysiognomie zu erkennen, glaubte, den Todgeweihten an geheimen Zeichen bestimmen zu können, rühmte sich, jedem Vorübergehenden auf der Straße die Profession von seinem Antlitz, seinen Bewegungen, seiner Kleidung ablesen zu können. Diese intuitive Erkenntniß schien ihm aber noch nicht die höchste Magie des Blickes. Denn all Dies umschloß nur das Seiende, das Gegenwärtige. Und seine tiefste Sehnsucht war, zu sein wie Jene, die mit konzentrirten Kräften nicht nur das Momentane, sondern auch aus den Spuren das Vergangene, das Zukünftige aus den vorgestreckten Wurzeln aufspüren können, Bruder zu sein der Chiromanten, der Wahrsager, der Steller von Horoskopen, der „voyants“ mit einem Wort, die, mit dem tieferen Blick, der „seconde vue“ begabt, das Innerlichste aus dem Aeußerlichen, das Unbegrenzte aus den bestimmten Linien zu erkennen vermochten, die aus den dünnen Streifen der Handfläche den kurzen Weg des zurückgelegten Lebens und den dunklen Pfad in das Zukünftige hinein weiterzuführen vermochten. Ein solcher magischer Blick ist nach Balzac nur Dem gegeben, der seine Intelligenz nicht in tausend Richtungen zersplittert hat, sondern (die Idee von der Konzentrirung ist bei Balzac in ewiger Wiederkehr) in sich aufgespart einem einzigen Ziel entgegenwendet. Die Gabe der „seconde vue“ ist nicht nur die des Zauberers und Sehers. „Seconde vue“, spontane visionäre Erkenntniß, das unbezweifelbare Merkmal des Genies haben die Mütter gegenüber ihren Kindern, Desplein hat sie, der Arzt, der aus der verworrenen Qual eines Kranken sofort die Ursache seines Leidens und die vermuthliche Grenze seiner Lebensdauer bestimmt, der geniale Feldherr Napoleon, der die Stelle sofort erkennt, wo er die Brigaden hinschleudern muß, um das Schicksal der Schlacht zu entscheiden, Marsan, der Verführer, befißt ihn, der die flüchtige Sekunde aufgreift, in der er eine Frau zu Fall bringen kann, Nucingen, der Börsenspieler, der den großen Coup im richtigen Moment macht: all diese Astrologen des Himmels der Seele haben ihre Wissenschaft dank dem nach innen dringenden Blick, der wie durch ein Perspektiv Horizonte sieht, wo das unbewaffnete Auge nur ein graues Chaos unterscheidet. Hierin schlummert die Affinität zwischen der Vision des Dichters und der Deduktion des Gelehrten, dem raschen, spontanen Begreifen und dem langsamen, logischen Erkennen. Balzac, dem sein eigener intuitiver Ueberblick selbst unbegreiflich werden mußte, der oft erschreckt und mit fast irrem Blick sein Werk überschauen mußte wie ein Unbegreifliches, war gezwun-

gen zu einer Philosophie des Inkommensurablen, war in eine Mystik gerathen, der der landläufige Katholizismus De Maistre nicht mehr genügte. Und dieses Korn Magie, das seinem innersten Wesen beigemischt war, diese Unbegreiflichkeit, die seine Kunst nicht nur Chemie des Lebens sein läßt, sondern Alchemie, ist sein Grenzwerth gegen die Späteren, gegen die Nachahmer, gegen Zola besonders, der Stein um Stein zusammenraffte, wo Balzac nur den Zauberling drehte und schon ein Palast mit tausend Fenstern sich aufbaute. So ungeheuer die Energie seines Werkes ist: der erste Eindruck ist immer doch der von Zauberei und nicht von Arbeit, nicht der eines Ausborgens vom Leben, sondern eines Beschenkens und Bereicherns.

Denn Balzac (und Dies schwebt wie eine undurchdringliche Wolke von Geheimniß um seine Gestalt) hat in den Jahren seines Schaffens nicht mehr studirt und experimentirt, nicht mehr das Leben beobachtet wie etwa Zola, der sich, ehe er einen Roman schrieb, ein Bordereau für jede einzelne Figur anlegte, nicht wie Flaubert, der Bibliotheken durchstudirte für ein fingerschmales Buch. Balzac kam selten wieder zurück in die Welt, die außer der seinen lag, er war eingeschlossen in seinen Traum wie in ein Gefängniß, angenagelt an den Marterstuhl der Arbeit, und was er mitbrachte, wenn er einen flüchtigen Ausflug in die Wirklichkeit unternahm, wenn er ging, mit seinem Verleger zu kämpfen oder die Korrekturbogen in eine Druckerei zu bringen, bei einem Freunde zu speisen oder die bric-à-brac-Läden von Paris zu durchstöbern, waren immer eher Bestätigungen als Informirungen. Denn damals, als er zu schreiben begann, war schon auf irgendeine geheimnißvolle Weise das Wissen des ganzen Lebens in ihn eingedrungen, lag gesammelt und aufgespeichert; und es ist vielleicht mit der fast mythischen Erscheinung Shakespeares das größte Räthsel der Weltliteratur, wie, wann und woher all diese ungeheuerlichen, aus allen Berufsclassen, Materien, Temperamenten und Phänomenen herbeigeholten Vorräthe von Kenntnissen in ihn eingedrungen sind. Drei, vier Jahre, Jünglingsjahre, hatte er in Berufen gestanden, bei einem Advokaten als Schreiber, dann als Verleger, als Student; aber in diesen paar Jahren muß er Alles eingeschöpft haben, diese ganz unerklärliche, unübersehbare Fülle von Thatfachen, die Kenntniß aller Charaktere und Phänomene. Er muß in diesen Jahren unglaublich beobachtet haben. Sein Blick muß ein furchtbar saugender gewesen sein, ein gieriger, der Alles, was ihm begegnete, vampirhaft nach innen riß, in ein Inneres, ein Gedächtniß, wo nichts vergilbte, nichts zerrann, nicht sich mischte oder verdarb, wo Alles geordnet, gespart, gethürmt lag, immer bereit und stets nach seiner wesentlichen Seite hin gefehrt, Alles federnd und auffpringend, sobald er nur leise mit seinem Willen und Wunsch daran rührt. Alles hat Balzac gewußt, die Prozesse, die Schlachten, die Börsenmanöevre die Grundspeculationen, die Geheimnisse der Chemie, die Schliche der Parfi

meure, die Kunstgriffe der Künstler, die Diskussionen der Theologen, den Betrieb der Zeitung, den Trug des Theaters und jener anderen Bühne, der Politik; er hat die Provinz gekannt, Paris und die Welt, er, der connaisseur en flânerie, laß wie in einem Buch in den krausen Zügen der Straßen, wußte bei jedem Haus, wann und von wem und für wen es gebaut war, entzähelte die Heraldik des Wappens über der Thür, eine ganze Epoche aus der Bauart und wußte den Preis der Miethen, bevölkerte jedes Stockwerk mit Menschen, stellte Möbel in die Zimmer, füllte es an mit einer Atmosphäre von Glück und Unglück und ließ vom Ersten zum Zweiten, vom Zweiten zum Dritten Stockwerk das unsichtbare Netz des Schicksals sich spinnen. Er hat eine encyclopädische Kenntniß gehabt, wußte, wie viel ein Bild des Palma Vecchio werth ist, wie viel ein Hektar Weideland kostet, was eine Spitzenmasche, was ein Tilbury und ein Diener, er hat das Leben der Elegants gekannt, die, zwischen Schulden vegetirend, in einem Jahr zwanzigtausend Francs anbringen; und schlägt man zwei Seiten weiter, so ist es wieder die Existenz eines armseligen Rentiers, in dessen peinlich ausgetüfteltem Leben ein zerrissener Schirm, eine zerbrochene Fensterscheibe zur Katastrophe wird; wieder ein paar Seiten und nun ist er unter den ganz Armen; er geht ihnen nach, wie Jeder seine paar Sous verdient, der arme Auvernac, der Wasserträger, dessen Sehnsucht es ist, das Faß nicht selbst ziehen zu müssen, sondern ein kleines, kleines Pferd zu haben, der Student und die Näherin, alle diese fast vegetabilischen Existenzen der Großstadt. Tausend Landschaften stehen auf, jede ist bereit, hinter seine Schicksale zu treten, sie zu formen, und alle sind deutlicher in ihm nach einem Augenblick des Schauens als Anderen nach den Jahren, die sie darin lebten. Alles hat er gewußt, was er einmal flüchtig mit dem Blick angerührt hat, und (merkwürdiges Paradoxon des Künstlers) er hat selbst Das gewußt, was er gar nicht kannte, er hat die Fjorde Norwegens und die Wälle von Saragossa aus seinen Träumen wachsen lassen: und sie waren wie die Wirklichkeit. Ungeheuer ist diese Raschheit der Vision. Es war, als ob er nackt und klar Das erkennen könnte, was die Anderen umhängt und unter tausend Belleidungen erblickten. Ihm war an Allem ein Zeichen, zu Allem ein Schlüssel, daß er die Außenfläche abthun konnte von den Dingen und sie ihm ihr Inneres zeigten. Die Physiognomien thaten sich ihm auf, Alles fiel in seine Sinne wie der Kern aus einer Frucht. Mit einem Ruck reißt er das Wesentliche aus dem Faltenwerk des Unwesentlichen; aber er gräbt es nicht frei, langsam wühlend von Schicht zu Schicht, sondern wie mit Pulver sprengt er die goldenen Adern des Lebens auf. Und zugleich mit diesen wirklichen Formen faßt er auch das Unfaßbare, die gasförmig über ihnen schwebende Atmosphäre von Glück und Unglück, die zwischen Himmel und Erde schwebenden Erschütterungen, die nahen Explosionen, die Wetter-

stürze der Luft. Was den Anderen eben nur Umriss ist, was sie sehen, kalt und ruhig, wie unter einer Vitrine, Das fühlt seine magische Sensibilität wie in der Hülse des Thermometers als atmosphärischen Zustand.

Dieses ungeheure, unvergleichliche intuitive Wissen ist das Genie Balzacs. Was man dann noch den Künstler nennt, den Vertheiler der Kräfte, den Ordner und Gestalter, den Zusammenhaltenden und Lösenden: Den spürt man nicht so deutlich bei Balzac. Man wäre versucht, zu sagen, er war gar nicht Das, was man Künstler nennt. „Une telle force n'a pas besoin d'art.“ Das Wort gilt auch von ihm. Hier ist eine Kraft, so grandios, daß sie wie die freisten Thiere des Urwaldes der Zähmung widerstrebt; sie ist schön wie ein Gestrüpp, ein Sturzbach, ein Gewitter, wie all die Dinge, deren ästhetischer Werth einzig in der Intensität ihres Ausdruckes besteht. Ihre Schönheit bedarf nicht der Symmetrie, der Dekoration, der nachhelfenden, sorglichen Vertheilung, sie wirkt durch die ungezügelte Vielheit ihrer Kräfte. Balzac hat seine Romane nie genau komponirt, er hat sich in ihnen verloren wie in einer Leidenschaft, gewühlt in den Schilderungen wie in Stoffen oder im nacktem blühenden Fleisch. Er reißt Gestalten auf, hebt sie von allen Ständen, Familien, von allen Provinzen Frankreichs aus wie Napoleon seine Soldaten, theilt sie in Brigaden, macht den Einen zum Reiter, stellt den Anderen zu den Kanonen und den Dritten zum Train, schüttet Pulver auf die Pfannen ihrer Gewehre und überläßt sie dann ihrer inneren ungebändigten Kraft. Die Comédie Humaine hat trotz der schönen (nachträglichen) Vorrede keinen inneren Plan. Sie ist planlos, wie das Leben ihm selbst planlos erschien, sie zielt nicht auf eine Moral hin und nicht auf eine Uebersicht, sie will das Wandelnde zeigen; in all diesem Ebben und Fluthen ist keine dauernde Kraft, sondern nur ein momentaner Zug wie die geheimnißvolle Anziehung des Mondes, jene unkörperliche aus Wolken und Licht gewebte Atmosphäre, die man Epoche nennt. Dieses neuen Kosmos einziges Gesetz wäre, daß Alles, was gleichzeitig auf einander wirkt, auch sich selbst verändert, daß nichts frei wie ein Gott, der nur von außen stieße, wirkt, sondern daß alle die Menschen, deren unbeständige Vereinerung erst die Epoche ausmacht, eben so von der Epoche geschaffen werden, daß ihre Moral, ihre Gefühle eben so Produkte sind wie sie selbst. Daß Alles Relativitäten sind, daß, was in Paris Tugend genannt wird, hinter den Azoren ein Laster sei, daß für nichts feste Werthe vorhanden seien und daß leidenschaftliche Menschen die Welt so werthen müssen, wie Balzac sie die Frau werthen läßt: Daß sie immer werth sei, was sie ihn koste. Aufgabe des Dichters, dem (schon weil er selbst nur Produkt, Kreatur seiner Zeit ist) versagt ist, das Bleibende aus diesem Wandel zu gewinnen, kann nur sein, den atmosphärischen Druck, den geistigen Zustand seiner Epoche zu schildern, das Wechselspiel der gemeinsamen Kräfte, die die Millionen Moleküle beseelten, zusammensfügten.

und wieder zertheilten. Meteorologe der sozialen Luftströmungen, Mathematiker des Willens, Chemiker der Leidenschaften, Geologe der nationalen Urformen, kurz, ein Gelehrter in allen Fächern zu sein, der mit allen Instrumenten den Körper seiner Zeit durchdringt und behorcht, und gleichzeitig ein Sammler aller Thatsachen, ein Maler ihrer Landschaften, ein Soldat ihrer Ideen: Das zu sein, ist Balzacs Ehrgeiz und darum war er so unermüdblich im Verzeichnen eben so der grandiosen wie der infinitesimalen Dinge. Und so ist sein Werk, nach dem Dauerwort Taines, das größte Magazin menschlicher Dokumente seit Shakespeare geworden. Seinen Zeitgenossen und vielen der Heutigen ist Balzac freilich nur der Verfasser von Romanen. So betrachtet, visirt durch das ästhetische Glas, erscheint er nicht so überlebensgroß. Denn er hat eigentlich wenige standard works. Balzac will nicht am Einzelwerk gemessen werden, sondern am Ganzen, will betrachtet sein wie eine Landschaft mit Berg und Thal, unbegrenzter Ferne, verrätherischen Klüften und raschen Strömen. Mit ihm beginnt (man könnte fast sagen: hört auch auf, wäre nicht Dostojewskij gekommen) der Gedanke des Romanes als Encyclopädie der inneren Welt. Die Dichter vor ihm wußten nur Zweierlei, um den schläfrigen Motor der Handlung nach vorn zu treiben: sie statuirten entweder den von außen wirkenden Zufall, der wie ein scharfer Wind sich in die Segel legte und das Fahrzeug nach vorn trieb, oder sie wählten als die von innen treibende Kraft einzig den erotischen Trieb, die Peripetien der Liebe. Balzac nun hat eine Transponirung des Erotischen vorgenommen. Für ihn gab es zweierlei Begehrende (und, wie gesagt, nur die Begehrenden, die Ambitiösen haben ihn interessirt): die Erotiker im eigentlichen Sinn, ein paar Männer also und fast alle Frauen, deren Sternbild einzig die Liebe ist, die unter ihm geboren werden und zu Grunde gehen. Daß aber alle diese in der Erotik ausgelösten Kräfte nicht die einzigen seien, daß die Peripetien der Leidenschaft auch bei anderen Menschen nicht um ein Gran vermindert und, ohne daß die treibende Urkraft zerstäube oder zersplittere, in anderen Formen, in anderen Symbolen erhalten sei, durch diese thätige Erkenntniß hat das Werk Balzacs eine ungeheuerliche Vielheit gewonnen. Aber noch aus einer zweiten Quelle hat Balzac ihn mit Wirklichkeit gespeist: er hat das Geld in den Roman gebracht. Er, der keine absoluten Werthe anerkannte, beobachtete als Sekretär seiner Zeitgenossen, als Statistiker des Relativen genau die äußeren, die moralischen, politischen, ästhetischen Werthe der Dinge und vor Allem den allgemein giltigen Werth der Objekte, der sich in unseren Tagen bei jedem Ding fast dem absoluten nähert: den Geldwerth. Seit die Vorrechte der Aristokratie gefallen sind, seit der Nivellirung der Unterschiede ist das Geld zum Blut, zur treibenden Kraft des sozialen Lebens geworden. Jedes Ding ist durch seinen Werth, jede Leidenschaft durch ihre materiellen Opfer, jeder Mensch durch sein äußeres Ein-

Kommen bestimmt, Zahlen sind die Gradmesser für gewisse atmosphärische Zustände des Gewissens, die Balzac zu erforschen sich zur Aufgabe gesetzt hat. Und Geld kreist in seinen Romanen. Nicht nur das Anwachsen und Hin- und Herwanken der großen Vermögen, die wilden Spekulationen der Börse sind geschildert, nicht nur die großen Schlachten, in denen eben so viel Energie verausgabt wird wie bei Leipzig und Waterloo, nicht nur diese zwanzig Typen der Gelderraffer aus Geiz, Haß, Verschwendungslust, Ambition, nicht nur die Menschen, die das Geld um des Geldes willen, und die, welche es um des Symboles willen lieben, und die wieder, denen es nur Mittel zu ihren Zwecken ist, sondern Balzac hat als der Erste und Kühnste an tausend Beispielen gezeigt, wie das Geld selbst in die edelsten, feinsten und immateriellsten Empfindungen eingesickert ist. Alle seine Menschen rechnen, wie wir es unwillkürlich im Leben thun. Seine Anfänger, die nach Paris kommen, wissen rasch, was ein Besuch in der guten Gesellschaft kostet, eine elegante Gewandung, blanker Schuh, ein neuer Wagen, eine Wohnung, ein Diener, tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, die alle bezahlt und erlernt sein wollen. Sie kennen die Katastrophen, verachtet zu werden um einer unmodischen Weste willen, sie haben bald heraus, daß nur Geld oder der Schein des Geldes die Thüren sprengt: und aus diesen kleinen unablässigen Demüthigungen wachsen dann die großen Leidenschaften und die zähe Ambition. Und Balzac geht mit ihnen. Er rechnet den Verschwendern ihre Ausgaben nach, den Wucherern ihre Prozente, den Kaufmännern ihre Verdienste, den Dandies ihre Schulden, den Politikern ihre Bestechungen. Die Summen sind die Gradziffern der aufsteigenden Unruhegefühle, der Barometerdruck der nahenden Katastrophen. Da Geld der materielle Niederschlag des universellen Ehrgeizes war, da es eindrang in alle Gefühle, so mußte er, der Pathologe des sozialen Lebens, um die Krisen des kranken Leibes zu erkennen, die Mikroskopie des Blutes unternehmen und gewissermaßen dessen Geldgehalt feststellen. Denn Alles Leben ist damit gesättigt, es ist Sauerstoff für die gehezten Lungen, Keiner kann es entbehren, der Ehrgeizige nicht für seinen Ehrgeiz, der Liebende nicht für sein Glück und am Wenigsten der Künstler . . . Das hat er selbst am Besten gewußt, auf dessen Schultern die Schuld von hunderttausend Francs sich thürmte, dieses furchtbare Gewicht, das er oft flüchtig, in der Ekstase der Arbeit, von seinen Schultern wegschleuderte und das schließlich zerschmetternd auf ihn niederfiel.

Unübersehbar ist sein Werk. In den achtzig Bänden steht eine Zeit, eine Welt, eine Generation. Nie vorher ist bewußt ein so Gewaltiges versucht worden; und nie wurde die Vermessenheit eines übergroßen Willens besser belohnt. Den Genießenden, den Ausruhenden, die am Abend, aus ihrer engen Welt flüchtend, neue Bilder und neue Menschen wollen, ist Erregung und ein wandelndes Spiel gegeben, den Dramatikern Stoff für hundert Tragoedien

den Gelehrten, lässig hingeworfen wie Brocken vom Tisch eines Uebersättigten; eine Fülle von Problemen und Anregungen, den Liebenden eine geradezu vorbildliche Gluth der Ekstase. Am Gewaltigsten aber ist die Erbschaft für die Dichter. In dem Entwurf der Comédie Humaine stehen nebst den vollendeten noch vierzig unvollendete, ungeschriebene Romane. Moskau heißt der eine, einer die Ebene von Wagram, ein anderer gilt dem Kampf um Wien und wieder einer dem Leben der Pension. Fast ist es ein Glück, daß nicht alle zu Ende gelangt sind. Balzac hat einmal gesagt: „Genie ist, wer stets seine Gedanken in That umsetzen kann. Aber das ganz große Genie entfaltet nicht unablässig diese Thätigkeit; sonst würde es Gott zu sehr gleichen.“ Denn hätte er all diese Bücher vollenden dürfen, den Kreis der Leidenschaften und Geschehnisse ganz in sich zurückführen, sein Werk wäre ins Unbegreifliche gewachsen. Es wäre ein Ungeheures geworden, eine Abschreckung für alle Späteren: durch seine Unerreichbarkeit, während es so, ein Torso ohne gleichen, die ungeheuerste Aneiferung, das grandioseste Beispiel ist für jeden schöpferischen Willen zum Unerreichbaren.

Wien.

Stefan Zweig.



Anzeigen.

Der Erste Napoleon. Otto Wigand, Leipzig. 3 Mark.

Mich, als Arzt, interessirte vor Allem das psychologische Moment in dieser Lebensgeschichte; und damit kam ich von selbst auf das Pathologische. Wie war der Mann? Was war an ihm? Bestand ein innerer Zusammenhang zwischen seinen Thaten und seinem Charakter? Seinen Erfolgen, seinem tragischen Ende und seiner Veranlagung? Diese Fragen zu beantworten, reizte mich; und ich mußte dazu eine Literatur benutzen, die im strengsten Sinn nicht als eine historische bezeichnet wird; die Memoirenliteratur, die über die napoleonische Zeit ziemlich groß ist.

Großlichterfelde.

Dr. Fritz Dumstrey.



Künstlersehnen — Dichterschmerzen. Von Arvid Endel-Bronikowski. Axel Junker in Leipzig.

Einem lebensfrohen Jüngling bohrt das kalte Welttreiben tiefe Wunden ins Herz. Doch aus dem Blut blüht die Blume der Zukunftshoffnung hervor. Der Schmerz um die (haltlosen) Ideale hat dem noch gährenden Inneren stabilere Weisheit entrungen, der Zwang zum Denken aus dem Goldsacht schwärmerischen Träumens die Wunderkraft zu neuer Lebensgemeinschaft geschürft. Aus dem Träumer der Deuter eigener Träume geworden, aus der Sehnsucht Hoffnung, aus der Hoffnung Wille, aus der Ahnungswelt ein Kunstprogramm. Kein neues. Es ist keine Weisheit, die durch ihre Größe, durch Schwung, Kraft, Genialität oder überschwänglichen Idealismus der Sehnsucht unserer Jugend Worte leiht. Thüren werden angerannt, die sperrangelweit offen stehen, und zu Unrecht verriegelte unerbrochen

gelassen. So kann nur die ungesucht neue Form und feinfühligte Stoffgliederung dem Autor Freunde werben. Worauf sich die Kunst baut, was ihr den Mutterboden gesunder Entwicklung bietet, wird geprüft, durch klare Paradigmen erläutert und geläutert. Was den Dichter quält und oft am Leben, an der Wirkungsmöglichkeit verzweifeln läßt, was ihm wiederum die Kraft stählt, wird in kurzen, ruhig gezeichneten Kapiteln geschildert. Oft sichert ein Tropfen Sentimentalität durch; aber ein kräftiger Grundton verhilft seiner Natur zu ihrem ungeschminktem Recht. Die Sprache wiegt sich in ruhiger Kühle, in schwebendem Rhythmus, den banale Wortwahl oft unbeholfen scheinen läßt. (Der Autor ist nach Blut und Empfindung international und dichtet in vier Sprachen). Symbolismus, dessen Kofetterie mit Indien unnötig verwirrt, und unverhüllter Ausdruck stilisieren nüchterne Wirklichkeit und schwärmerischen Idealismus. Ihrer Bestehensmöglichkeit gemäß kleiden sich die Gedanken in gebundene und ungebundene Rede. Aber dann ver schwimmt, mit feinen Uebergangsformen, die Prosa, wie Recitativ und Arie, in leise Lyrik und eine in Whitmans Versform gedrängte Sprache bricht mit verhaltener, keuscher, unbeholfener Kraft in freie Versformen aus.

Felig Stössinger.



Michelagnuolo. Marquardt & Co. 1908.

Gerade in den letzten zwei Jahren, während ich mein Buch in der Hauptsache niederschrieb, ist die Michelagnuolo-Forschung eifrig am Werk gewesen. Eine lockende Aufgabe für Zeitpsychologen wäre es, die Ursachen auszuspiiren, die plötzlich die Gestalt dieses Künstlers in den Vordergrund des kunstgeschichtlichen Interesses schoben. Da liegt die Frage denn nah, ob und bis zu welchem Grade mein Buch die Forschung fördere, unser Wissen vom Meister, die Erkenntniß seiner Werke bereichere. Auf diese Frage war ich gefaßt und hätte sie, nach gutem Schulbrauch, vielleicht in einem Vorwort stellen und zierlich beantworten sollen. Doch schon der Mangel eines solchen Vorwortes deutet dem Kundigen an, daß ich nicht für den engen Kreis der Fachgenossen ausschließlich gearbeitet habe und arbeiten wollte. Man kann eine Künstlerbiographie auflösen in eine ununterbrochene Folge höchst verwickelter Spezialuntersuchungen, die Alles, das Hauptsächliche, das Neben-sächliche und das Gleichgiltige, mit einem unerbittlichen Fragezeichen versehen, deren keine Thatsache zu unscheinbar ist, sie festzustellen, die in Material und Vermuthungen einen uner schöpflichen Reichthum ausbreiten und mit der Liebe des seligen Balthasar Denner ein Künstlerbildniß schaffen, in dem scheinbar keine Runzel, kein Fältchen fehlt. Man kann aber auch dem starken Gefühl, das die Beschäftigung mit einer Künstlerpersönlichkeit erweckt, einen zwingenden Ausdruck geben wollen, ohne sich an die Einzelheiten zu verlieren, die zerstreuen, ablenken und den Umriß schädigen. Ich habe in Anmerkungen und Excursen eine Reihe von Spezialfragen, zur Rechtfertigung meines Textes, beantwortet, den Text aber mit Absicht so gehalten, daß er dem ernsthaft, wenn auch nicht fachmännisch Gebildeten womöglich ein Vergnügen biete. Ich weiß, daß ich damit den Fachgenossen als ein Unzüchtiger erscheinen muß, denke aber, daß ich nicht der Einzige bin, der von der Kunstgeschichte mehr verlangt, als was die Leute vom Fach befriedigt.

Großlichterfelde.

Dr Hans Madowity.



Der Normalarbeitstag der Justiz.

Der Normalarbeitstag ist eine uralte Forderung der Arbeiter. Die ersten Bestrebungen zur Einführung eines gesetzlichen Normalarbeitstages hat England aufzuweisen. Lord Ashley brachte 1833 ein Gesetz ein, wonach die Arbeitszeit der Erwachsenen auf täglich zehn Stunden beschränkt werden sollte; das Gesetz wurde aber verworfen. In Nordamerika wurden 1840 und 1868 Versuche zur Einführung eines Normalarbeitstages für die Handwerker der Regierungsstätten gemacht. Ein französisches Gesetz vom neunten September 1848 verfügte: das Tagewerk des Arbeiters in Fabriken und Hüttenwerken darf zwölf Stunden wirklicher Arbeit nicht übersteigen. In einigen Staaten Nordamerikas und in den australischen Kolonien ist der achtfündige Normalarbeitstag gesetzlich durchgeführt. Die Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht nur eine Forderung der Sozialdemokraten. Die Arbeiter aller Parteien erstreben einen gesetzlich eingeführten Normalarbeitstag. Die kulturelle Bedeutung der Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht zu verkennen. Sie gewährt den Arbeitern Zeit zur Erholung und geistigen Ausbildung und kräftigt das Familienleben. Diese Bewegung macht auch in allen Kulturländern Fortschritte. Selbst viele Arbeitgeber sind Freunde der Arbeitszeitverkürzung, seit sie eingesehen haben, daß der Betrieb und die Waarenerzeugung nicht nur nicht darunter leidet, sondern im Gegentheil gefördert wird; denn zweifellos arbeiten Leute, denen Zeit zur Erholung und Ausbildung gelassen wird, mit mehr Fleiß und Sorgfalt. Daß diese Behauptung nicht nur für körperlich, sondern auch für geistig arbeitende Menschen gilt, ist klar. Die englische Geschäftszeit, die auch in Deutschland in vielen kaufmännischen Betrieben, sogar in Regierungämtern durchgeführt ist, bedeutet den ersten Anfang einer Arbeitszeitverkürzung. In allen Berufen strebt man nach einer Arbeitszeitverkürzung; nur im Reich der Frau Justitia sind solche Bestrebungen fremd. Das ist um so bedauerlicher, als in der Rechtsprechung doch vor allen Dingen größte Sorgfalt geboten ist. Die ist aber unmöglich, so lange aus ökonomisch-fiskalischen Gründen an Richterpersonal gespart wird. Schon im Oktober 1881 sagte mir der (inzwischen verstorbene) Landgerichtsdirektor Bachmann, der damals der Ersten Strafkammer des Landgerichtes Berlin I vorsah, seine Kammer habe so viele spruchreiche Sachen zu erledigen, daß er einige für Mitte Dezember angelegt habe. Ein solches Gericht, meinte Bachmann, ist einfach bankrot. Dabei hat die Kammer nicht etwa gesaulenzt. Bis in die späte Nacht wurde im Namen des Königs Recht gesprochen. Zeugen, die zu elf Uhr vormittags geladen waren, harrten gegen sieben Uhr abends noch des Aufrufes. Seit dieser Zeit ist es aber nicht nur bei den berliner Gerichten, sondern wohl in ganz Deutschland noch viel schlimmer geworden.

Die Kriminalgerichte arbeiten mit allzu hastigem Fleiß. Durch solche Ueberanstrengung muß die Rechtspflege schließlich leiden. Selbst die Laienrichter (Schöffen und Geschworene), die doch selten gewöhnt sind, längere Zeit geistig thätig zu sein, müssen vielfach von frühem Morgen bis in die späte Nacht ihres Richteramt walten. Dabei handelt sich für den Angeklagten zwar nicht immer um Leben und Tod; auch ein Monat Gefängniß oder eine noch geringere Strafe kann aber das Glück und die Existenz einer ganzen Familie vernichten. Auch Berufsrichter sind Menschen. Wenn eine Strafkammer von neun Uhr morgens mit einer kleinen Pause bis in die späte Nacht arbeitet, dann ist kaum denkbar, daß die Richter noch die erforder-

liche geistige Spannkraft besitzen, um mit Sorgfalt Recht sprechen zu können. Noch weniger können es die Geschworenen. Man erwäge man, daß Geschworenen- und Strafkammerurtheile nur durch Revision angefochten werden können und daß „thatsächliche Feststellungen“ sich der Nachprüfung des Revisionsgerichtes entziehen. Ich habe im Oktober 1883 dem neustettiner Synagogenbrandprozeß, der vor dem Schwurgericht in Rößlin verhandelt wurde, als Berichterstatter beigewohnt. Fünf Juden waren beschuldigt, ihre Synagoge in Brand gesteckt zu haben, um die Versicherungsprämie zu erhalten und ein schöneres Gotteshaus erbauen zu können und (Das stand ausdrücklich in der Anklage und wurde auch vom Vorsitzenden in der Urtheilsbegründung hervorgehoben) um das Verbrechen den Christen in die Schuhe zu schieben. In dieser wichtigen Sache wurde von neun Uhr vormittags mit einer einstündigen Pause bis lange nach Mitternacht verhandelt. Am zweiten Verhandlungstag hat, eine halbe Stunde vor Mitternacht, der berliner Verteidiger Dr. Sello, die Verhandlung abubrechen, da er geistig und physisch erschöpft sei. „Wir können jetzt die Verhandlung noch nicht unterbrechen“, erwiderte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Wurow; „in dieser Schwurgerichtsperiode sind noch so viele Sachen zu erledigen, daß, wenn wir schon um halb zwölf abends die Verhandlung schließen, wir unser Pensum nicht absolviren können.“ Also wurde weiter verhandelt: bis zwei Uhr nachts. Am dritten Verhandlungstag hatte sich der Vorsitzende, ein vier-
 schrötiger Hinterpommer, vorgenommen, bis zum folgenden Morgen zu verhandeln. Gegen halb zwei Uhr nachts vernahm man im Gerichtssaal lautes Schnarchen. Einige Geschworene waren vor Müdigkeit eingeschlafen. Das störte aber den Vorsitzenden nicht, von dem ein berliner Journalist schrieb: „Der Mann hat entweder überhaupt keine Nerven oder solche von der Stärke eines Schiffstaues oder einer Unterkette.“ Die Verhandlung wurde fortgesetzt, als ob es sich um gut bezahlte Akkordarbeit handelte. Gegen zwei trat ein Geschworener mit schneeweißem Bart und Haupthaar vor den Richtertisch und sagte: „Herr Vorsitzender, ich muß Sie dringend bitten, die Verhandlung jetzt abubrechen. Wir sitzen hier mit geringer Unterbrechung seit neun Uhr früh. Die jüngeren Herren beschwerten sich schon und ich bin ein alter Mann.“ „Dann wollen wir eine kleine Pause machen“, sprach der Vorsitzende; „abbrechen können wir die Verhandlung noch nicht.“ Eine Pause von fünfzehn Minuten trat ein; dann wurde bis vier Uhr morgens verhandelt. Das Ergebniß dieser denkwürdigen Verhandlung, in der die Angeklagten unter dem Hepp! Hepp! des Straßenpöbels zu schweren Strafen verurtheilt wurden, war, daß das Urtheil vom Reichsgericht eines prozessualen Verstoßes wegen aufgehoben und an das Landgericht zu Ronitz verwiesen wurde, wo nach nochmaliger sieben-tägiger Verhandlung Freisprechung erfolgte. Im November 1886 waren vor dem Schwurgericht zu Rottbus acht Leute des Landfriedensbruchs angeklagt. Am letzten Tage hatte die Verhandlung von neun Uhr vormittags, mit einstündiger Pause, bis halb acht Uhr abends gedauert. Die Beweisaufnahme war beendet und die Plädoyers sollten beginnen. Die Verteidiger und die Geschworenen baten um Be-
 tagung. Der Gerichtshof lehnte sie ab, „da die Sache bis zwölf Uhr nachts er-
 ledigt werden könne“. Die Geschworenen konnten aber erst gegen halb drei Uhr
 nachts die Berathung anfangen. Um sechs Uhr morgens war die Verhandlung zu
 Ende gediehen. Im aachener Alexianerprozeß; der vom dreißigsten Mai bis zum
 achten Juni 1895 vor der aachener Strafkammer durchgeführt wurde, beantrag-

Staatsanwalt Bult am zweiten Tage nach einer zwölfstündigen Verhandlung eine Nachsitzung, weil er einen Pfingstausflug unternehmen wolle. Der Gerichtshof lehnte den Antrag ab. Und es wurde weiter verhandelt.

Ich könnte noch viele Vorgänge ähnlicher Art aufzählen. Zeigt nicht aber schon das bisher Mitgetheilte die Nothwendigkeit gründlichen Wandels? In den überfüllten Gerichtssälen ist die Luft meist geradezu unerträglich; schon deshalb dürften die Verhandlungen nicht zu lange dauern. Als ich im Dezember 1884 nach Leipzig kam, um mir eine Eintrittskarte zu dem Prozeß wider Reinsdorff und Genossen zu verschaffen, fragte ich den Senatspräsidenten Drendmann, der den Vereinigten Strafsenaten des Reichsgerichts vorsitzen sollte, wie viele Tage die Verhandlung wohl dauern werde. Er antwortete: „Das kann ich heute selbst noch nicht wissen. Der Vorsitzende, der vor einer so umfangreichen und wichtigen Sache genaue Zeitbestimmungen giebt, verkennt seine Aufgabe.“ Würde sich bei Gerichtsverhandlungen, insbesondere bei großen Prozessen nicht die „englische Geschäftszeit“ empfehlen? Eine lange Mittagspause ist meiner Meinung nach nicht nützlich. Die Prozeßbetheiligten sind nach der Mittagspause geistig meist nicht mehr so frisch wie vor dem Essen. Plenus venter non studet libenter: Das merkt man auch in Gerichtssälen. Man sollte, wie es bei einigen Gerichten (besonders beim Reichsgericht) geschieht, von neun Uhr vormittags mit einer höchstens halbstündigen Pause bis vier Uhr nachmittags verhandeln. Nur dann wird es möglich sein, die Verhandlung mit der nöthigen Sorgfalt zu führen. Hugo Friedlaender.

Der Verfasser dieses Artikels ist seit vierzig Jahren Gerichtsberichtersteller und in den alten und neuen Sälen des berliner Kriminalgerichtes neben seinem Kollegen Oskar Thiele die bekannteste Gestalt. Vor ein paar Wochen hat Herr Friedlaender, unter dem Titel „Kulturhistorische Kriminalprozesse der letzten vierzig Jahre“ (im Verlag Kontinent) einen Band veröffentlicht, in dem die berühmtesten Prozesse dieses Zeitabschnittes kurz, doch klar dargestellt sind. Die Serie reicht von dem Bäderastenprozeß Bastrow, über Hödel, Tisza-Eszlar, den Chemnitzer Sozialistenprozeß hinweg, bis zu der auf den Namen Heinze getauften Tragkomödie. Die Sammlung wird fortgesetzt.



In der bekannten prunkvollen Liebhaber-Zeitschrift „Pan“ fand ich im Doppelheft Dezember-Januar 1896 einen reich illustrierten Aufsatz von Peter Jessen über Ex libris. In besonders feiner Ausstattung sind in ganzseitigem Druck auf Kunstblättern zwei Ex libris beigegeben: das des Freiherrn von Wendelstadt auf Neubeuern und das des Grafen Philipp zu Eulenburg. Wendelstadts Buchzeichen versinnbildet eine verwickelte Burganlage mit dem Wappenspruch Nobis et amicis. Das Ex libris des Eulenburgers stellt im Hauptbild einen weichgelockten griechischen Knaben dar mit schüchtern mädchenhaftem Ausdruck: der Mund ist knospenhaft, die Augen sind groß, erwartungsvoll, fast ängstlich fragend. Das Gesicht ist voll dem Beschauer zugewendet. Zum Schmuck des Haars ist ein zartes Vorberreis eingeflochten. Auf der rechten Brustseite ist Raum für das eulenburgische Wappen ausgespart, auf der linken Seite steht ein griechisch stilisierter Rollenbehälter. Das Ganze in seiner feinen Umrißmanier auf rosa getöntem Grund ist süß und kitschig wie die Etiquette einer Chocoladenschachtel, doch jetzt recht interessant.



Raskolnikow.*)

Die beiden gleichzeitigen und doch so verschiedenen Auseinandersetzungen des russischen Geistes mit Napoleon als der Verkörperung des westeuropäischen Geistes (gleichsam zwei Wiederholungen des Jahres 1812) sind in der russischen Literatur: „Krieg und Frieden“ und „Rudion Raskolnikow“. Die erste Auseinandersetzung hat nicht mit einem Sieg, sondern nur mit einer Religionverdrehung geendet. Ob der russische Geist auch in der zweiten eine Niederlage erlitten hat oder nicht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat er hier gezeigt, daß er würdig ist, seine Kräfte mit einem solchen Gegner wie Napoleon zu messen. Hier ist er dem Feind entgegengetreten: Auge in Auge, wie es dem Kämpfer im Kampf gebührt.

Dostojewskij hat die erste Kraftlosigkeit der napoleonischen Idee aufgedeckt; nicht die politische und nicht einmal die sittliche Kraftlosigkeit, sondern die religiöse: bevor man in Europa die Idee der altrömischen Monarchie, die Idee des universalen Caesar-Bereinigers, des Menschengottes auferweckte, mußte man zuerst die entgegengesetzte Idee der christlichen universalen Vereinigung, die Idee des Gottmenschen überwinden. Doch der historische Napoleon hat diese Idee in seinen Thaten eben so wenig bewältigt, wie Napoleon-Raskolnikow es in der Anschauung gethan hat; Beide sind nicht einmal an sie herangetreten, Beide haben sie überhaupt nicht gesehen. Wenn Napoleon dem Raskolnikow thatsächlich als ein „Prophet zu Pferde mit dem Schwert in der Hand“ erscheint, so ist er doch immerhin ohne einen „neuen Koran“, ein Prophet nicht von Gott und nicht gegen Gott, sondern nur ohne Gott; und in diesem Sinne ist er natürlich Pseudoantichrist. „Wenn es Gott nicht giebt, so bin ich Gott!“ folgert der irrsinnige und furchtlose Kirilow; ist er nicht etwa deshalb furchtlos, weil er irrsinnig ist? „Wenn ich mir einfallen ließe, mich für Gottes Sohn auszugeben, so würde man mich in allen Jahrmarktsbuden verspotten!“ meinte der nicht gar zu vorsichtige und vernünftige Napoleon. Versteht sich: hier ist vom Erhabenen, vom Furchtbaren zum Lächerlichen „nur ein Schritt“. Ist aber die Furcht vor dem Lächerlichen bei Napoleon nicht zu gleicher Zeit eine eben so lächerliche Furcht wie die Furcht des Usurpators vor der Krone des legitimen Nachfolgers? „Gott hat sie mir gegeben. Wehe Dem, der an sie rührt.“ Hat sie wirklich Gott selbst gegeben? Noch Niemand

*) „Rudion Raskolnikow“ ist (als das erste der fünf großen Romanepen, die Dostojewskij geschrieben hat) im Lauf des Jahres 1866 vollendet worden. Das Werk hat im Russischen einen Titel, dessen Uebersetzung sich der Begriffswelt „Schuld und Sühne“ nähert. Dieser Titel war ein Nothtitel. Die Lösung des Problems, die der Titel andeutet, bringt das Werk gar nicht. Der geplante zweite Theil, auf den sich der Titel bezieht, ist nie geschrieben worden. Es ist daher angebracht, dies Werk grundsätzlich mit dem Namen zu nennen, den sein Inhalt verlangt und an den sich das allgemeine und natürliche Empfinden denn auch längst schon gewöhnt hat: mit dem Namen seines Helden, in dem die Gestalt des jungen russischen Studenten und Ideologen Typ und beinahe Symbol geworden ist. Das Meisterwerk der Psychologie erscheint jetzt in neuer Ausgabe bei R. Piper & Co. in München. Aus der Einleitung Mereschkowskij's wird hier ein Bruchstück gegeben.

hat ihn mit einem so höhnischen Lächeln danach gefragt, Niemand hat mit einer solchen Vermessenheit an seine Krone gerührt wie Dostojewskij.

„Ich wollte ein Napoleon werden; darum erschlug ich. Ich stellte mir einmal die Frage: Wenn, zum Beispiel, an meiner Stelle Napoleon gewesen wäre und er weder Toulon noch Egypten noch einen Uebergang über den Mont Blanc gehabt hätte, um seine Laufbahn zu beginnen, sondern statt all dieser schönen und großartigen Dinge nur irgendein lächerliches Weib, eine alte Registratorenwitwe, die er noch dazu hätte erschlagen müssen, um aus ihrem Kleiderkasten Geld stehlen zu können? Würde er sich dann dazu entschlossen haben, wenn ein anderer Ausweg für ihn nicht möglich gewesen wäre? Hätte ihn Das nicht abgestoßen, weil es doch gar zu wenig ‚großartig‘ war und Sünde wäre? Ueber dieser ‚Frage‘ habe ich mich entsetzlich lange abgequält, so daß ich mich ganz fürchterlich schämte, als ich endlich errieth (ganz plötzlich, irgendwie), daß es ihn nicht nur niemals abgestoßen haben würde, sondern ihm sogar überhaupt nicht in den Sinn gekommen wäre, daß so Etwas gar nicht ‚großartig‘ sei. Er hätte überhaupt nicht begriffen, was ihn dabei abstoßen könnte; sobald nur da sein einziger Ausweg gewesen wäre, hätte er sie in einer Weise erwürgt, daß ihr nicht einmal Zeit zum Nucksen geblieben wäre; ohne das geringste Bedenken. Nun: ich befreite mich von den Bedenken und erwürgte, nach dem Beispiel seiner Autorität. So war es.“

Raskolnikow begreift nur zu gut den Unterschied zwischen Napoleons „geglücktem“ und seinem eigenen „mißglückten“ Verbrechen, aber nur den ästhetischen, den Unterschied in der „Form“ und in der Eigenart der geistigen Kraft. Er vergleicht sein Verbrechen mit den blutigen Heldenthaten berühmter, gekrönter, historischer Verbrecher; doch Dunja, seine Schwester, protestirt gegen einen solchen Vergleich: „Das ist doch etwas ganz Anderes, Bruder!“ Da ruft er wie rasend aus: „Ah! Es ist nicht die selbe Form! Es hat kein so ästhetisch schönes Außere! Ich aber verstehe wirklich nicht, warum eine regelrechte Schlacht, mit Kanonenkugeln auf die Menschen feuern, eine ehrenwerthere Form sein soll!“ Die Furcht vor der Aesthetik ist das erste Anzeichen der Kraftlosigkeit. „Napoleon, die Pyramiden, Waterloo, — und eine hagere, häßliche Registratorenwitwe, eine alte Bucherin mit einem rothen Koffer unter dem Bett: wie soll Das selbst ein Porfirij Petrowitsch (der Untersuchungsrichter) verdauen! Wie sollen Die an ein solches Problem herantreten! Die Aesthetik stört: ‚Wird denn‘, heißt es, ‚Napoleon unter das Bett eines alten Weibes kriechen?‘“

Ja, gerade die konventionelle Aesthetik, die Rhetorik der Lehrbücher, die historische Lüge, die wir mit der Milch unserer erziehenden Mutter, der Schule, einsaugen, entstellt und verunstaltet unsere sittliche Werthung der universalhistorischen Erscheinungen. Von dieser „ästhetischen“ Schale befreit nun Raskolnikow die Frage nach dem Verbrechen der Helden, führt sie, wie Sokrates sagt, „vom Himmel auf die Erde herab“, von der Höhe der Abstraktionen, wo die akademische Bergötterung der Großen üblich ist, in die Ebene des lebendigen Lebens, stellt uns, Angesicht gegen Angesicht, dieser Frage in ihrer ganzen grauenvollen Einfachheit gegenüber. Hat doch Jeder von uns, uns Nichthelden, wenigstens einmal im Leben mehr oder weniger bewußt für sich entscheiden müssen, wie Raskolnikow es thut: „Bin ich zitternde Kreatur oder habe ich das Recht?“, Bin ich ein „Fressender“ oder ein „Gefressener“? Und diese Frage, dem Anscheine nach die der umfassendsten und

allgemeinsten universalhistorischen Anschauung, ist hier mit der ersten und wichtigsten sittlichen Frage jedes einzelnen Menschenlebens, jeder einzelnen menschlichen Persönlichkeit untrennbar eng verbunden. Ohne diese Frage mit dem Verstand und dem Herzen beantwortet zu haben (oder hat man sie nur mit dem Verstand oder nur mit dem Herzen beantwortet?), kann man nicht leben, kann man keinen einzigen Schritt vorwärts im Leben thun.

Wenn wir uns nun von der „Furcht vor der Aesthetik“ befreien: werden wir dann nicht zugeben, daß der erste, sagen wir, mathematische Ausgangspunkt der sittlichen Bewegung Napoleons und Raszkolnikows der selbe ist? Beide sind aus der selben Nichtigkeit hervorgegangen: der kleine Korsikaner, der auf die Straßen von Paris hinausgeworfen war, der Fremdling ohne Titel, ohne Herkunft, dieser Bonaparte ist eben so ein unbekannter Vorübergehender, ein junger Mann, „der einmal in der Dämmerstunde aus seiner Dachlammer heraustrat,“ wie der Student der petersburger Universität Rodion Raszkolnikow. „Er war auffallend schön; er hatte dunkle Augen und dunkelblondes Haar, war schlank und wohlgestaltet“: Das ist Alles, was wir zu Anfang der Tragoedie von Raszkolnikow wissen; und nur ein Wenig mehr wissen wir von Napoleon. Das „Menschenrecht“ und die „Freiheit“, die die „Große Revolution“ erobert hatten, sind für Beide in erster Linie das Recht und die Freiheit, vor Hunger zu sterben; „Gleichheit und Brüderlichkeit“ sind für sie Gleichheit und Brüderlichkeit mit denen, die von ihnen verachtet oder gehaßt werden. Beim Anblick dieser „Nächsten“ und „Gleichen“, sagt Dostojewskij von Raszkolnikow, „drückte sich die Empfindung des tiefsten Eitels in den feinen Zügen des jungen Mannes aus“; und wir können dabei eben so gut an Napoleon denken. Brüderlichkeit und Gleichheit: tiefster Eitel; Freiheit: tiefste Verächtlichkeit, Einsamkeit. Weder Vergangenheit noch Zukunft. Weder Hoffnungen noch Ueberlieferungen. „Ein Einziger gegen Alle; sterbe ich morgen, bleibt nichts von mir übrig“: Das ist die erste Empfindung Beider. Und der Einfall dieser „zitternden Kreatur“, ein „Herrscher“ zu werden, wäre ein eben so verrückter Einfall oder Größenwahnsinn bei Napoleon wie bei Raszkolnikow; zuerst ins Krankenhaus, dann in die Zwangsjacke, — und aus ist es. Raszkolnikow hat vor Napoleon sogar einen gewissen Vorzug: er sieht nicht nur die äußeren, sondern auch die inneren Schranken und Hindernisse, die er „übertreten“ muß, um „das Recht zu haben“. Napoleon sieht sie überhaupt nicht. Uebrigens war vielleicht gerade diese Blindheit eine Quelle seiner Kraft, allerdings nur bis zu einer gewissen Zeit: zuletzt wird der Mangel an Erkenntniß jeglicher Kraft doch nicht verziehen; und auch Napoleon wurde dieser Mangel nicht verziehen. Raszkolnikow erlöhnt sich zu Größerem, weil er mehr, weil er Größeres sieht. Hätte er gesiegt, so wäre sein Sieg endgiltiger, unumstößlicher gewesen als der Sieg Napoleons. In jedem Fall aber ist, in Folge der Gleichheit oder Einheit des Ausgangspunktes, trotz dem unermesslichen Unterschied der zurückgelegten Wege, das sittliche Gericht über Raszkolnikow zu gleicher Zeit auch Gericht über Napoleon. Die Frage, die in „Rodion Raszkolnikow“ gestellt wird, ist die selbe Frage, die Tolstoi in „Krieg und Frieden“ stellt: der ganze Unterschied besteht darin, daß Tolstoi sie umfängt, während Dostojewskij sich in sie vertieft; der Eine tritt von außen an sie heran, der Andere von innen: bei dem Einen ist es Beobachtung, bei dem Anderen Experiment.

Die Revolution war ein ungeheurer politischer, schon in viel geringerem

Maß ein sozialer, die Stände treffender und überhaupt kein moralischer Umsturz. „Du sollst nicht töten“, „Du sollst nicht stehlen“, „Du sollst nicht ehebrechen“: Alles ist geblieben, wie es war, wie es die Tafeln Moses vorschreiben; Alles hat, ganz abgesehen von den äußeren kirchlichen und monarchischen Ueberlieferungen, seine innere sittliche Nothwendigkeit vor dem Henker (Robespierre) eben so wie vor dem Opfer (Ludwig dem Sechzehnten) aufrecht erhalten. Trotz der „Göttin der Vernunft“ war Robespierre ein eben solcher „Deist“ wie Voltaire, trotz der Guillotine ein eben solcher „Menschenfreund“ wie Jean Jacques Rousseau. Man muß seinen Nächsten lieben, man muß sich für seinen Nächsten opfern: diesem Gebot widersprach kein Einziger, weder die Henker noch die Opfer. Hierbei vollzog sich keinerlei Umwerthung der sittlichen Werthe. Die Persönlichkeit war der Allgemeinheit in der neuen Regierungsform nicht etwa weniger untergeordnet, sondern mehr. In der Zeit mittelalterlicher Verfassung war diese Unterordnung ganz natürlich gewesen, war die Unterordnung des einen Gliedes im lebendigen Volkskörper unter ein anderes durch eine vielleicht sogar falsch aufgefaßte, aber immerhin religiöse, uneigennützigige Idee bedingt. Jetzt wird die Politik zur Mechanik; die Persönlichkeit ordnet sich dem äußeren Zwang des „Gesellschaftsvertrages“ unter, der Stimmenmehrheit; sie wird zum Hebel inmitten aller Hebel der vernünftig und richtig gebauten Maschine, zur Eins unter Einern, zur mathematisch berechenbaren Ziffernhöhe dieser Mehrheit. Der Druck der neuen anmaßenden Freiheit war, wie sich erwies, furchtbarer als der Druck der alten unverhohlenen Knechtschaft. Und die Persönlichkeit hielt es nicht aus und empörte sich in einer letzten, noch nie dagewesenen Empörung.

Am Allerwenigsten dachte an die Rechte der Menschenpersönlichkeit, an die Umwerthung aller sittlichen Werthe natürlich Napoleon, als er die Läuse der toulouser Kanonen auf den revolutionären Volkshaufen richten ließ, um, nach dem Ausdruck Raskolnikows, „mit Kanonentugeln auf Schuldige und Unschuldige zu feuern, ohne sie auch nur eines Wortes der Erklärung zu würdigen“. Und darauf folgt noch eine ganze Reihe gegliedeter Verbrechen. „Ich errieth damals“, sagt Raskolnikow, „daß Macht nur Dem gegeben wird, der es wagt, sich zu bilden und sie zu nehmen. Hierbei ist ja nur Eins erforderlich: man muß nur wagen, nur erkühnen muß man sich! Es stand plötzlich sonnenklar vor mir, daß noch kein Einziger bis jetzt gewagt hat und heute wagt, wenn er an diesem ganzen Blödsinn vorübergeht, einfach Alles am Schwanz zu nehmen und zum Teufel zu schleudern! Ich wollte mich dazu erkühnen!“ Dem Bewußtsein Napoleons zeigte sich das Selbe natürlich nicht „sonnenklar“: nur aus dem dunklen, uranfänglichen Instinkt der sich empörenden Persönlichkeit heraus wollte er „sich erkühnen“.

Napoleon ging aus der Revolution hervor und nahm sogar ihre Offenbarungen an; nur veränderte er sie für seine Zwecke. „Alle sind gleich“: damit stimmte er überein; nur fügte er hinzu: „Alle sind gleich für mich, Alle sind gleich unter mir.“ „Alle sind frei“; er will Freiheit, will freien Willen: aber „nur für sich allein“ will er freien Willen.

Vom Gesichtspunkt der alten, mosaischen und der scheinbar neuen, in Wirklichkeit aber eben so alten menschenfreundlichen Sittlichkeit aus, die Jean Jacques Rousseau mit der Feder und Robespierre mit dem Henkerbeil verkländet haben, ist Napoleon ein Dieb und Mörder, „ein Räuber außerhalb des Gesetzes“. Uns erdrückt das Pathos der historischen Ferne; wir sind geblendet von der Sonne von

Außerlich. „Napoleon, die Pyramiden, Waterloo, — und eine hagere, häßliche, Registratorenwitwe, eine alte Bucherin mit einem rothen Koffer unter dem Bett: wie sollen sie denn Das verdauen! Wird denn, heißt es, Napoleon unter das Bett eines alten Weibes kriechen?“ Und doch, wenn nur die „Aesthetik uns nicht störte“, müßten wir zugeben, daß für die Kritik der reinen Sittlichkeit die Zerstörung Toulons und das Kriechen unter das Bett des alten Weibes das Selbe ist. Furchtbar und gemein ist es, scheußlich und widerlich! Er kroch unter das Bett und verkroch sein ganzes Leben. Warum ist Das nun in dem einen Fall „Uebertretung (Schuld) und Sühne“, im anderen Fall Uebertretung (Verbrechen) und Krönung mit dem in der Geschichte einzig dastehenden universalhistorischen Lorbeerkranz? „Gott hat sie mir gegeben“ (die Krone der römischen Caesaren); „wehe Dem, der an sie rührt.“ Kein Wunder, wenn der verschüchterte und vom Ruhm berauschte Böbel daran glaubte. Wie aber konnten die freien, rebellischen Byron und Vermonlow daran glauben? Wie konnten sie diesen „Tyranen“, der den größten Versuch der Menschenbefreiung, die Revolution, enthauptete, als ihren Helden anerkennen? Wie, endlich, konnten so ruhige und nüchterne Leute wie Buschkin und Goethe von ihm betrogen werden? Und doch ist es so. Als hätte er ihren geheimsten, für sie selbst noch furchtbaren Traum errathen und verkörpert. Und geradezu dankbar dichten sie die letzte wundervolle „Sage“ Europas von ihm, dem Märtyrer-Imperator auf Sankt Helena, von dem neuen Prometheus, der an den einsamen Fels inmitten des Ozeans geschmiedet ist. Dem Märtyrer welches Gottes? Das wissen sie nicht. Das sehen sie nicht. Nur dunkel ahnt ihr Instinkt, daß gerade hier, bei Napoleon, ein anderer Geist umgeht, einer, der ihnen wie näher und verwandter, der wie neuer und sogar freier, befreiender und schöpferischer ist als der Geist der Revolution. Erwachte nicht in dem alten, schon zur Ruhe gekommenen und ein Wenig sogar schon verknöcherten Goethe, als er sich an Napoleon wie an einer übernatürlichen, „dämonischen“ Erscheinung der Natur und der Menschheit begeisterte, nicht etwas Jünglinghaftes, grenzenlos Rebellisches, Unterirdisches, das Selbe, aus dem auch sein Prometheusruf geboren scheint:

Ihr Wille gegen meinen!

Eins gegen Eins. . . .

Götter? Ich bin kein Gott —

Und bilde mir so viel ein als einer.

Unendlich? — Allmächtig? —

Was könnt Ihr?

Bermögt Ihr, zu scheiden

Mich von mir selbst?

Auch bei Byron nimmt die Erscheinung Napoleons nicht umsonst die Gestalt Prometheus', Rains, Luzifers an, — aller Verstoßenen, Verfolgten, die sich gegen Gott erhoben und vom Baum der Erkenntniß gegessen haben. Dieser Geist, der weder hell noch dunkel ist, wie das fahle Dämmerlicht der ersten Morgenstunden, dieser neue Dämon Europas mit seinem frommen, leidenschaftlosen Lächeln: um wie viel ist er aufrührerischer als Robespierre oder Saint-Just, um wie viel will er mehr als Rousseau oder Voltaire! Es scheint, daß hier auch des Räthfels Lösung ist. Aber vielleicht ist Niemand diesem Errathen ferner als Napoleon selbst. Vielleicht würde sich Niemand so sehr darüber wundern, Niemand so entrüstet sein wie

er, wenn er begreifen könnte, welche Folgerung aus seinen Sätzen gezogen, welche Bedeutung seiner Persönlichkeit beigelegt werden wird. Schien doch nicht nur Anderen, sondern auch ihm selbst, daß er das gestörte Gleichgewicht der Welt wiederherstelle, daß er unerschütterliche Ordnung einführe, das auseinanderfallende Gebäude des europäischen Staatskörpers stütze und der Revolution ein Ende mache. Wenn nur er selbst und die Anderen den „ersten Schritt“, seinen Ausgangspunkt, vergessen könnten, diesen bleichen jungen Menschen mit den blutigen Händen, der nach dem rothen Koffer unter das Bett der alten Bucherin (der neuen Göttin „Bermunft“) kriecht! „Dio mi la dona. Gott hat sie mir gegeben.“ Die Krone oder die rothe Truhe? Und ist es wirklich Gott? Wirklich der christliche Gott oder der Gott des fünften Buches Moses? Immerhin hat er doch getötet und gestohlen! Er aber ist ein Einzelner; für die Anderen heißt es nach wie vor: „Du sollst nicht töten“, „Du sollst nicht stehlen!“ Wenn er, warum dann schließlich nicht auch ich? Ist er denn nicht aus der selben Nichtigkeit hervorgegangen wie ich, nicht aus einem eben so abstrakten mathematischen Nichtigkeitspunkt wie ich? Er ist Gott; ich bin „zitternde Kreatur“. Aber auch in meinem Herzen erhebt sich der Schrei des Titanen: „Götter? Ich bin kein Gott und bilde mir so viel ein als einer.“ Wenn er „beim Vorübergehen einfach Alles am Schwanz nahm und fortschleuderte zum Teufel“: warum soll dann nicht auch ich einmal das Selbe versuchen, und wäre es auch nur, sagen wir aus, aus Neugier? „Denn hier ist ja nur Eins erforderlich: man muß sich nur dazu erkühnen.“

Napoleon hat den Brand der großen Revolution nicht gelöscht; er hat nur ihren Feuerfunken aus dem äußeren, politischen, weniger gefährlichen Gebiet in das innere, sittliche, viel explosivere geworfen. Er wußte selbst nicht, was er that, ahnte selbst nicht, „weß Geistes er war“; aber mit seinem ganzen Leben, durch sein Beispiel, durch die Größe seines Glückes und die Größe seines Unterganges hat er die tiefsten Grundfesten der ganzen christlichen und vorchristlichen Sittlichkeit erschüttert; ohne seinen Willen, gegen seinen Willen hat er die „Umwertung aller Werthe“ begonnen, hat er noch nie dagewesene Zweifel an den Uroffenbarungen des Menschengewissens erweckt, hat er (wenn auch mit halbverschlafenen Augen) in das „Jenseits von Gut und Böse“ geblickt und hat auch Anderen erlaubt, auch Andere gezwungen, dorthin zu blicken. Das aber, was der Mensch dort erblickt hat, Das kann er nie mehr vergessen. Die alte politische „Große“ Revolution erscheint uns, trotz all ihren äußeren blutigen Gräueln, ungefährlich, fast gutmüthig und klein wie ein Kinderspiel, fast wie Schülerunart im Vergleich mit diesem kaum sehbaren, kaum hörbaren innerlichen Umsturz, der sich noch bis auf den heutigen Tag nicht vollzogen hat und dessen Folgen wir gar nicht voraussehen können.

Eines ganzen Jahrhunderts angestrengten philosophischen Denkens hat es in Europa bedurft, von Goethes „Prometheus“ bis zu Nietzsches „Antichrist“, um den ewigen Sinn der napoleonischen Tragoedie als universalhistorischer Erscheinung zu erfassen: die antichristliche und dabei doch heilige Liebe zu sich selbst, zu seinem „fernen“ Selbst, die der Liebe zu Anderen, zum „Nächsten“ entgegengesetzt ist; der titanische unterirdische Anfang der Persönlichkeit: „ich allein gegen Alle“; „ihr Wille gegen meinen“, der Wille zur Selbstbejahung, der „Wille zur Macht“, der dem Willen zur Selbstverleugnung, zur Selbstvernichtung entgegengesetzt ist; die Empörung gegen die alte, gegen die neue, gegen jede gesellschaftliche Einrichtung,

jeden „gesellschaftlichen Verband“, gegen alle „beengenden Fesseln der Civilisation“, nach dem Ausdruck Napoleons, den er gleichsam von dem Urahn der Anarchisten, Jean Jacques Rousseau, entlehnt hat; die Empörung gegen die Menschheit (Kain), gegen Gott (Luzifer), gegen Christus (der Antichrist-Niezsche): Das sind die emporführenden Stufen dieser neuen sittlichen Revolution. Unbegrenzte Freiheit, unbegrenztes Ich, vergöttertes Ich, Ich-Gott: Das ist das letzte, kaum zu Ende gesprochene Wort dieser Religion, die Napoleon mit so genialem Instinkt vorausgesehen hat („Ich habe eine Religion geschaffen“) und über die er mit so unverzeihlichem Leichtsinne scherzen konnte: „In allen Jahrmarktshütten würde man mich verlachen, wenn ich mir einfallen ließe, mich für Gottes Sohn auszugeben.“

Und von diesem selbst unterirdischen, vulkanischen Stoß, der scheinbar aus dem Westen kam, von diesem selbst unklaren, bald mitfühlenden, bald spöttischen, aber immer aufregenden und tiefen Gedanken, an die napoleonische Persönlichkeit, an die Raubvögel und aufreißerischen Helden, die „Menschen des Fatums“ begann auch die Wiedergeburt der russischen Literatur. Dieser Gedanke, der sich wohl zeitweilig verbarg, sich gleichsam unter die Erde versenkte, doch niemals endgiltig verschwand, da er immer wieder mit neuer und aberneuer Kraft hervorbrach, dieser Gedanke begleitete die ganze große universalhistorische Entwicklung des russischen Geistes in der russischen Literatur, von den „Moskowitern im Schild Harold-Mantel“, an deren Händen „Blut klebt“, von Aleko-Petschorin, der „nur für sich allein Willen haben will“, bis zum Nihilisten Kirilow, der sich für „verpflichtet“ hält, „Eigenwillen zu zeigen“, bis zu Stawrogin, der „in beiden entgegengesetzten Polen (in der Frevelthat und in der Heiligkeit) den gleichen Genuß findet“, bis zu Iwan Karamasow, der endlich begreift, daß „Alles erlaubt ist“, und damit Nietzsches „Alles ist erlaubt“ voraussagt.

Ein junger Mann*) mit bleichem Gesicht, „mit wundervollen Augen und eben solchem Aeußeren“ (und nicht nur Aeußeren), der an Bonaparte vor Toulon erinnert, stiehlt sich nachts in das Schlafzimmer der alten Gräfin, um ihr gewaltsam das Kartengeheimniß zu erpressen.“ Die Pistole, die er mitgenommen hat, um die Alte zu erschrecken, ist nicht geladen. Dennoch fühlt er sich als Mörder. Hier handelt es sich übrigens nicht um die Alte: „Die Alte ist Unsinn“, vielleicht auch ein Irrthum; „nicht die Alte, sondern das Prinzip“ erschlug er; er bedurfte nur des „ersten Schrittes“: „ich wollte nur den ersten Schritt thun, mich in eine unabhängige Stellung bringen, Mittel erlangen; dann, später, hätte sich Alles durch unermesslichen Nutzen ausgeglichen. Ich wollte das Gute den Menschen bringen.“ Und für das Gute erschlug er. Das sagt Raskolnikow; aber das Selbe könnte auch von Buschkins Herman in der „Bique-Dame“ gesagt sein. Wie Raskolnikow, so ist auch Herman ein Nachahmer Napoleons. Wie flüchtig auch sein innerer Mensch von Buschkin gezeichnet ist: jedenfalls ist er kein gewöhnlicher Verbrecher; dahinter steckt noch etwas Komplizirteres, Räthselhafteres. Buschkin selbst berührt natürlich, wie so seine Art ist, kaum diese Räthsel; er geht an ihnen vorüber und macht sich mit seinem unerhaschbar gleitenden, lächelnden Spott von ihnen los. Aber aus der wie zufällig von Buschkin hingeworfenen Skizze „Die Bique-Dame“ sind nicht zufällig Gogols „Tote Seelen“ und Dostojewskijs „Rodion Raskolnikow“

*) Herman, der Held in Buschkins „Bique-Dame“.

hervorgegangen. So gehen auch hier die Wurzeln der russischen Literatur auf Puschkin zurück: gleichsam als hätte er im Vorübergehen auf die Thür des Labyrinthes gewiesen. Nachdem Dostojewskij einmal in dieses Labyrinth eingetreten war, konnte er sich später sein Leben lang nicht mehr herausfinden: tiefer und tiefer drang er hinein, forschte, prüfte, versuchte, suchte und fand doch keinen Ausgang.

Wie von Puschkins Herman, so kann man auch von Raskolnikow sagen, daß er ein „durch und durch petersburger Typ“ ist, „ein Typ aus der petersburger Zeit“. In keiner anderen Stadt, in keinem anderen Zeitabschnitt der russischen oder europäischen Geschichte hätte dieser Herman sich zu einem Raskolnikow entwickeln und auswachsen können. Und hinter diesen zwei „kolossalen“, „außergewöhnlichen“ Gestalten hebt sich eine dritte Gestalt ab, tritt die noch kolossalere und außergewöhnlichere Gestalt des Ehernen Reiters auf dem Granitfels hervor. *) Was zuerst fremd, aus dem „angefaulten Westen“ importirt, romantisch, byronisch, napoleonisch erschien, wird verwandt, vollklich, russisch, wird zum Geist Puschkins, Peters; was aus den Tiefen Europas kam, trifft mit aus den Tiefen Rußlands Kommendem zusammen. Ist der Traum unseres sagenhaften Reden der Steppe, unseres Ilja von Murom, nicht der Traum von dem „Wunderthäter“, dem „Riesen“? Ja, in diesem Nebel der finischen Sümpfe und in dem Granit der aus ihnen emporgewachsenen Stadt fühlt man deutlich die Verbindung aller kleinen und großen Helden der aufständischen oder nur anbrängenden russischen Persönlichkeit, von Dnjegin bis zu Herman, von Herman bis zu Raskolnikow, bis zu Iwan Karamasow, mit Dem, „durch dessen Fatumswillen die Stadt sich aus dem Meer erhob“, die „absichtlichste aller Städte der Erdkugel“, die Stadt der abstraktesten Erscheinungen, der größten Vergewaltigung der Menschen und der Natur, des historischen „lebendigen Lebens“, die Stadt der anscheinend geometrischen Ordnung, des mechanischen Gleichgewichtes, in Wirklichkeit aber der gefährvollsten Aufhebung der Lebensordnung und des Lebensgleichgewichtes.

Schon Puschkin hat die Ähnlichkeit Peters mit Robespierre bemerkt. Und wirklich sind die sogenannten „Reformen“ Peters die größte Revolution, der größte Umsturz, die Empörung, der Aufstand von oben, „der weiße Terror“. Peter ist Tyrann und Rebell zu gleicher Zeit. Rebell im Verhältniß zum Vergangenen, Tyrann im Verhältniß zum Zukünftigen. Napoleon und Robespierre in einer Person. Und sein Umsturz ist nicht nur politisch, sozial, sondern in noch viel größerem Maße sittlich, er ist unerbitterlicher, unbarmherziger, wenn auch unbewußter Bruch aller kategorischen Imperative des Volksgewissens, ist zügellose Umwerthung aller sittlichen Werthe. Ich glaube, wenn in den Annalen alle menschlichen Verbrechen aufgezeichnet wären, würde man keins finden, das das Gewissen mehr befangen machen könnte als die Ermordung des Zarewitsch Alexei. Ist sie doch nicht wegen des fraglos Verbrecherischen furchtbar, sondern wegen der immerhin möglichen Gerechtigkeit und Schuldlosigkeit des Sohnmörders. Eine so räthselhafte Tragoedie finden wir in Napoleons Leben nicht. Das Furchtbarste ist hier aber die Frage: Wenn Peter so handeln mußte? Wenn er durch die Unterlassung dieser That das größte und wahre Heiligthum seines Zarengewissens zerstört hätte? Erschlug er denn den Sohn für sich selbst? Peter konnte doch nicht (er verstand es einfach nicht)

*) Anspielung auf das petersburger Denkmal Peters des Großen.

sich von Rußland unterscheiden, sich und Rußland nicht als Eins fühlen: er empfand sich als Rußland, liebte Rußland wie sich selbst, liebte es mehr als sich selbst. Wer wagt, zu sagen, daß er nicht tausendmal für Rußland gestorben wäre? Er wollte Rußlands Bestes, „wollte das Gute den Menschen bringen“: darum erschlug er, darum „übertrat“ er das Gesetz, trat er über das Blut, da er glaubte, daß dieser Schritt „später durch unermesslichen Nutzen wieder gut gemacht werden wird.“

Und da steht Peter, wie Buschkin sagt, „bis zum Knie im Blut“; eigenhändig foltert und enthauptet er. Und in dem Augenblick ahmt er Keinem nach, ordnet er sich keinerlei fremden Einflüssen des Westens unter; in dem Augenblick ist er im höchsten Grad russischer Zar, Nachfolger Zwans des Grausamen. Der moskauer Zar-Henker ist eben so autochthon wie der zaardamer Zimmermann, der einfache Arbeiter. Selbst seine ärgsten Feinde, die Abtrünnigen, die Rascolniten fühlen doch, wenn sie ihn auch den „Fremden“, den „Untergeschobenen“ nennen, daß er ihnen blutsverwandt ist. Und auch die Slavophilen hassen ihn als Blutsverwandten, hassen ihn mit dem größten Bluthaß, denn sie fühlen, daß er ihr eigen Fleisch und Blut ist, und was ihren Haß erzeugt, ist das selbe Blut, das in Buschkin seine eben so starke Liebe zu Peter erzeugt hat. Nie noch hat es in der Weltgeschichte eine solche Verwirrung, eine solche Erschütterung des Menschengewissens gegeben, wie sie Rußland in der Zeit der „Reformen Peters“ erfahren hat. Es scheint, daß diese Erschütterung sich noch bis auf den heutigen Tag nicht nur im russischen Volk, sondern auch in unserer kultivierten Gesellschaft bemerkbar macht. Es scheint, daß der sumpfige Grund des finischen Moores immer noch unter dem Ehernen Reiter schwankt. Wenn nicht heute, dann kommt morgen ein neuer Umsturz in dieser „phantastischen Geschichte“, eine neue Uberschwemmung, wie sie Buschkin in seinem „Ehernen Reiter“ geschildert hat.

Der Wirkung antwortet die Gegenwirkung, der Revolution der Staatsstreich, dem Rothen der Weiße Schreden. Der russische Sozialismus und Terrorismus (auch eine petersburger, nur in Petersburg zuständige Erscheinung) ist einer der ewigen Prophetenträume des „Giganten auf dem ehernen Pferd“, ist einer der steilen Abhänge, vor denen, unter seinem Bügeldruck, das den Abgrund ahnende Rußland sich aufbäumt. Die wilde Wirklichkeit, die der Phantasie so reichliche Nahrung bietet, stärkt hier den wilden Gedanken des Terrorismus. „Es begann mit der Anschauung der Sozialisten“, sagt der Student Rasumichin über Rascolnitows Lehre vom Verbrechen, aus der die ganze Tragoedie entstanden ist. In Rußland erst, nur in Rußland wurde der Sozialismus zur Alles verschlingenden philosophischen, metaphysischen, mystischen Lehre vom Sinn des Lebens, vom Ziel und Zweck der Weltentwicklung. Nur hier, in dem Rußland Peters und Petersburgs, kommt der Sozialismus zu seinen letzten Folgerungen. Die russische Antwort auf die Frage der westeuropäischen Kultur ist: Anarchismus. Ein furchtbares Wort. Ein Wort, dessen Sinn man in Rußland empfindet. Rascolnitow ist schon auf seinem Ausgangspunkt den Sozialisten weit voraus. Nach seiner Lehre muß Jeder, der für die Menschheit Etwas leisten und bedeuten will, „Übertreter“ sein, Verbrecher; sonst, sagt er, könnte ihm ja nicht gelingen, die Menschheit aus dem alten Gleis herauszubringen.

Petersburg.

Dmitrij Merschlowstij.

Berlin, den 25. Juli 1908.

Prozeß Eulenburg.

Genesis.

Wir üben nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn,
Doch endlich brüdt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt muß es sein.

Kleist: Die Hermannschlacht.

Vor sechzehn Jahren hörte ich aus Bismarcks Munde die ersten Urtheile über den Grafen Philipp zu Eulenburg, der 1891, als Nachfolger des Grafen Runo Ranzau, zum Preussischen Gesandten in München ernannt worden war. Im Lauf der nächsten Jahre sprach Bismarck oft über den Mann, der am Tag der Entlassung des ersten Kanzlers, am ernstesten, dunkelsten Tag neuer Reichsgeschichte dem Kaiser Stunden lang seine amüslichen Balladen vorgelesen hatte und der dem Entlassenen der gefährlichste Berather eines jungen, nach Bethätigungsmöglichkeiten ausspähenden Herrn schien. „Als Politiker nicht ernst zu nehmen. Als Diplomat auf wichtigem Posten nicht verwendbar. Aber sehr schicklich, belesen, liebenswürdig. Etwas wie ein preussischer Cagliostro. Augen, die mir das beste Frühstück verderben könnten. Werden will er nichts; weder Staatssekretär noch Kanzler. Die Zeitungen wissen da nicht Bescheid. Er denkt: L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux (wie es ja wohl in dem Stück Voltaires heißt, das Napoleon in Erfurt vor dem Parquet von Königen aufführen ließ). Mehr verlangt er nicht. Schwärmer, Spiritist, romantisirender Schönredner im Stil von Radowitz (Vater), der so geschickt den Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs machte. Für das dramatische Temperament unseres Kaisers ist die Sorte ganz besonders gefährlich. Wenn er in der Nähe des hohen Herrn

ist, nimmt Eulenburg Adorantenstellungen ein. Meinetwegen ganz aufrichtig. Nützlich ist Anbetung Unserem aber nie. Sobald der Kaiser aufblickt, ist er sicher, dieses Auge schwärmerisch auf sich geheftet zu sehen. „Pater ecclesiasticus, auf- und abschwebend“: Faust letzter Akt. Hier ist's kein pater, sondern ein filius. Nicht Philo, sondern: fili. Einer von denen, die mir das Geschäft störten, aber nie zu fassen waren. Mit allerlei Mystizismus und Spuk hat er sich wohl mehr beschäftigt als mit Politik; im diplomatischen Examen hats gehapert.“ Auch auf das normwidrige Sexualempfinden des Mannes hat, zur Erklärung besonderer Wesensart, Bismarck damals schon hingewiesen. Nicht, wie die Vierte Strafkammer des berliner Landgerichts I auf Grund falscher, wider besseres Wissen beeideter Aussagen angenommen hat, in hitzigem Zorn, sondern in gelassener Ruhe. Nicht wüthend, sondern ironisch; von ganz oben herab. Doch ungemein deutlich. Geheimrath Schweningen hat unter seinem Eid darüber gesagt: „Fürst Otto von Bismarck und sein Sohn Herbert haben das Wirken Eulenburgs, namentlich auf dem Gebiete der Personalien und in der Rolle eines befreundeten unverantwortlichen Rathgebers, für unheilvoll gehalten und wiederholt auch von einer geschlechtlich abnormen Veranlagung Eulenburgs gesprochen, die, verbunden mit einer Neigung ins Mystische, nebelhaft Schwärmerische, ihn nicht zum Vertrauten eines regierenden Fürsten qualifizire.“ Eine höchst drastische Redensart, die Schweningen im Haus Bismarcks oft über Eulenburg gehört und vor dem ihn vernehmenden Richter, Assessor Langes, dem Staatsanwalt Rasch und dem Justizrath Bernstein bekundet hat, ist in das Protokoll nicht aufgenommen worden. (Hier ist zu erwähnen, daß Bismarcks Arzt nicht den geringsten Grund hatte, dem Grafen Philipp persönlich zu grollen. Die Kunst dieses Arztes hatte in Eulenburg früh einen begeisterten Lobredner gefunden. Schon 1884 schrieb er an seinen homosexuellen Freund Fritz von Farenheid-Beynhnen: „Eine Anleitung für diätarisches Verhalten würde Dir Keiner besser geben können als Dr. Schweningen, der dem Fürsten Bismarck im Lauf eines Jahres sechzig Pfund Körpergewicht entzog und ihn zu einem gesunden Mann machte. Ich bin mit Schweningen gut bekannt und wünsche sehr, daß Du seinen Rath hörtest. Gern übernehme ich die Vermittlung dieser wichtigen Sache.“ Er übernahm sie, nachdem der „geliebte Fritz“ dem „geliebten, theuren Freund“ gedankt und ihn „aufs Innigste umarmt“ hatte. „Mit Professor Schweningen sprach ich lange Meinetwegen in Berlin. Er wird sich freuen, Dir seinen Rath zu geben, und hofft, Dir helfen zu können, wenn Du seine vorgeschriebene Diät befolgst. An dem Kanzler habe ich einen staunenswerthen Erfolg seiner Kur

gesehen.“ Farenheid antwortet: „Also Schweningen für immer!“ Und Beide rühmen nun gemeinsam die Heilkunst des Professors. Mit diesem Arzt, der Philipp Eulenburg und dessen Freunde genau kennt und dem Grafen Runo Woltke durch Heirath verwandt ist, habe ich die ganze Angelegenheit mit all ihren Symptomen und Wirkungen oft bis ins Kleinste durchgesprochen. Das ist durch beeidete Aussage erwiesen. Die Vierte Strafkammer hat sich um diese Aussage, die ihr in protokolirtem Wortlaut vorlag, nicht gekümmert und mir vorgeworfen, ich habe in strafbarer Leichtfertigkeit versäumt, Rath und Urtheil eines Arztes zu erbitten. Das gehört zum Bilde des Kammer-spieles.)

Besonders bitter wurde Bismarck's Kritik, seit (1894) Eulenburg als Botschafter nach Wien geschickt worden war. Auf diesen schwierigen, nach dem Verzicht auf den russischen Asseturanzvertrag doppelt wichtigen Posten passe er gar nicht; überhaupt nicht auf einen Platz ersten Ranges. Solche Plätze seien nicht nach persönlicher Gunst und Liebhaberei zu besetzen. Bei der Auswahl habe wahrscheinlich Herr von Holstein mitgewirkt, dessen Urtheil in schädlichem Maß von Sympathie und Antipathie bestimmbar sei und der gern glaube, seine Instruktion könne auch schwachen Geschäftsträgern, wenn sie nur hübsch gehorsam seien, zu Erfolgen verhelfen. Nach Wien gehöre ein erfahrener, nüchterner Mann, der das zu reichlicher Repräsentation nöthige Geld und eine dem österreichischen Hochadel imponirende Frau habe, den dem alten Kaiser bequemen trockenen Ton treffe, sich vor phantastischen Sprüngen hüte und jedes Techtelmechtel mit Aldeutschen oder Tschechen, Polen oder Magyaren, mit allen Förderern einer deutschen Expansion ins Böhmisches oder Türkische ängstlich meide. Mit seiner *l'ête de linotte*, seiner komoediantischen Sucht, durch „Einfälle“ an der maßgebenden Stelle Applaus zu finden, sei Philipp Eulenburg dort eine stete Gefahr. Geringes Vermögen; eine Frau ohne Salontalente; keine Ausdauer zu einförmiger Arbeit, der aller Reiz der Emotion und Sensation fehlt; und, als dem Kreis des Mystikers Rudolf Liechtenstein Angehöriger, Katholiken und Rationalisten ein Aergerniß. Man müsse schon froh sein, wenns nicht wieder üble Nachrede von der Art der aus Oldenburg, München, Stuttgart gehörten gebe. „Unter den Kinaeden sollen ja ganz gute Feldherren gewesen sein; gute Diplomaten habe ich in der Sorte noch nicht gefunden. Und ich kenne sie schon aus der Zeit, wo ich unter Brauchitsch als Auskultator beim Kriminalgericht gegen solche Leute eine Untersuchung zu führen hatte.“ („Die Verzweigungen dieser Gesellschaft reichen bis in hohe Kreise hinauf. Es wurde dem Einfluß des Fürsten Wittgenstein zugeschrieben, daß die Akten von dem Justizministerium eingefordert und, wenigstens während meiner

Thätigkeit an dem Kriminalgericht, nicht zurückgegeben wurden.“, Gedanken und Erinnerungen. ‘Ob der Wunsch Wittgensteins hierbei wirksamer war als die Furcht, den Prinzen Heinrich, den Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten, zu compromittiren, oder ob Wittgenstein den Prinzen, den er vom Krieg her kannte, schützen wollte, ist heute nicht mehr festzustellen.) Gegen Philipps Ernennung zum Generalintendanten der Königl. Schauspiele, die vor und während der Amtsthätigkeit des Grafen Hochberg in Frage kam, hätte Bismarck nichts einzuwenden gehabt; für eine Botschaft fand er ihn unzulänglich. Und ich war so leichtfertig, dem vor meinem Ohr oft in kühlem Ton wiederholten Urtheil zu glauben. Ich las Einiges von den Skaldenjängen, Märchen, Erzählungen des Grafen; auch ein Drama. Durchschnittsdilettantenwaare. Nicht einmal sprachlich über das Duzendmaß hinausreichend. Ein peinlicher Gedanke, daß diese Kost dem regen Geist des jungen Kaisers kredenzt werde; daß er bei ihr in der Schicksalsstunde, die ihn von dem Reichschöpfer trennte, Trost gesucht habe; daß die Kunstauffassung des Farenheidzöglings, den ein nachgemachtes Medicäerflorenz das Ziel artistischer Kulturwünsche dünkte, dem mächtigsten Deutschen das starke moderne Schaffen verleide. Restaurirte Burgen, Puppenalleen, deren Glanzpunkte den schlechten Berninistil geistlos wiederholen, Prunkceremonien, Negirmusik, politisch-religiöse Allegorien, Wifinger mit den Gestalten eines Hadrian und Antinous nachgestümpertem Empfindungsleben, bunter Opernplunder auf Marktplätzen und Schaugerüsten: Das ist philischer Geschmack; der Geschmack eines, der vom Scheitel bis zur Sohle ein Theatermensch ist und, ehe noch ein kleiner Kollege ihm aus der Gerichtsklemme zu helfen suchte, der Hofschauspieler genannt ward. Mußte so auch der Geschmack des gekrönten Soldaten und Seemanns bleiben, der auf anderem Gebiet begierig nach dem Modernsten griff? Philipp Eulenburg war der erste nach Artistenstimmung langende Mensch, der dem im Heim der Mafartbouquets, der Talmirenaissance, der Kunstverkündungen der Werner, Hertel, Seckendorff erwachsenen Prinzen Wilhelm näher trat: und die frühesten Eindrücke sind aus einer empfänglichen Seele niemals leicht wegzuharken.

In das Jahr 1894 fiel der Feldzug des Hannoveraners Bolstorff (Redakteurs am Kladderadatsch) gegen die Trias Eulenburg-Holstein-Riderlen, der den Namen des unschuldigen Ceremonienmeisters Lebrecht von Roze umzüngelnde Hoffskandal und die Entlassung des zweiten Kanzlers. Herr von Holstein wollte schießen, fand in Herbert und Henckel aber nicht die gesuchten Instigatoren; Herr von Riderlen schoß; Graf Eulenburg, der Hauptangeklagte, rührte sich nicht: er wurde von der berliner Sittenpolizei schon damals

den Männerfreunden zugezählt und mußte das Licht scheuen. Die an dem Brieffskandal Schuldigen sind öffentlich nie genannt worden; die Thatsache, daß die Niedertracht sich gegen die schöne Frau eines homosexuellen Hofherrn richtete, konnte auf die Spur helfen. Am Sturz Caprivis hat Phili, wie Jeder weiß, mitgewirkt. Daß er ein paar Monate vorher über die Möglichkeit dieses Sturzes laut gestöhnt und den General von Hahnke als Caprivis tückischen Todfeind verdächtigt hatte, sieht ihm ganz ähnlich. Blieb das Auswärtige Amt. Herr von Marschall, der in den Personalien der willfährige Erfüller liebenberger Wünsche gewesen war, schien ein Bißchen verbraucht und schon durch seine Vorbildung und die immer präsente Zungenfertigkeit für das Innere (wo Boetticher nun doch locker wurde) besser geeignet als für das Internationale. Wer sollte dahin? Herr von Holstein dachte an Eulenburg (welches Unheil dieses Planes Gelingen heraufbeschworen hätte, hat er gewiß längst eingesehen). Der wollte nicht. Wollte lieber der unsichtbare, unfaßbare Freund des höchsten Herrn bleiben; und bat in Karlsruhe Chlodwig Hohenlohe, Holstein von diesem Gedanken abzubringen. Seitdem hatte Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein schlechte Zeit. Erwähnte sich von heimlich durchs Dunkel schleichenden Feinden bedroht, von Polizeiaagenten umlauert; und die ihm ergebene Presse warnte täglich vor einer in der Finsterniß thronenden „Nebenregierung“, die den Verantwortlichen den Weg zu Erfolgen sperre. Wo die Häupter dieser unheiligen Schaar zu suchen seien, lehrte der Ertrag der landgerichtlichen Hauptverhandlungen gegen den Journalisten Leckert, den Polizeiaagenten von Lüchow, den Kriminalkommissar von Tausch. Der Kommissar sagte als beideter Zeuge, er sei in der Sache Polstorff dem Grafen Philipp Eulenburg behilflich gewesen, der ihm, zum Dank dafür, in Wien den Orden der Eisernen Krone erwirkt und gebeten habe, Alles, was den Botschafter interessiren könne, brieflich zu melden. Als Angeklagter hat er hinzugefügt, ein Schutzmann seiner Abtheilung habe den Grafen Philipp oft besucht und Mittheilungen hin und her getragen. (Dieser Schutzmann hieß Gustav Steinhauer. Graf Eulenburg hatte ihn als Matrosen auf der „Hohenzollern“ kennen gelernt und als Diener an den ihm aus der münchener Zeit als homosexuell bekannten Freiherrn von Wendelstadt empfohlen. Wendelstadt hat ihn auf Reisen mitgenommen und ihm später viele Briefe geschrieben, in denen er ihn als „lieben Gustav“ ansprach; nach der Beschlagnahme stellte der Untersuchungsrichter fest, daß von einem dieser Briefe der Theil des Papiers, der die Anrede enthielt, weggeschnitten war. Auch Eulenburg hat mit dem Matrosen, Diener, Schutzmann Briefe gewechselt, ihn besucht und empfangen. Aus dem Schutz-

mann, den wohl nicht der Zufall gerade in die Abtheilung Tausch, des Bayern, gebracht hatte, wurde sehr schnell ein Polizeikommissar, der zuerst in Aachen, dann in Potsdam Verwendung fand, in Liebenberg, wenn der Kaiser zu Besuch kam, den Ueberwachungsdienst vorbereitete und leitete und jetzt auch vom Admiralstab beschäftigt wird. Auf meine Vorladung zum landgerichtlichen Termin in der Strafsache Moltke wider Harden hat Herr Steinhauer geantwortet, er müsse dienstlich verreisen; dieser Anzeige folgten die Sätze: „Ich stehe zu dem Prozeß in keinerlei Verbindung und ist es mir unerfindlich, warum ich geladen worden bin. Die Genehmigung meiner vorgesetzten Behörde zur Abgabe einer Aussage würde mir bestimmungsgemäß nur ertheilt werden, wenn ich über die auszusagenden Punkte vorher unterrichtet würde.“ Noch auffälliger als der Stil ist die Neugier des Kommissars, der ruhig meine Fragen abwarten und dann prüfen konnte, ob die Dienstpflicht die Antwort erlaube. Als Fürst Eulenburg unter seinem Eide die „Schmutzereien“ geleugnet hatte, erklärte Herr Steinhauer sich bereit, der Ladung zu folgen; wurde aber nicht vernommen. Auch nicht vor dem Schwurgericht, dem ich acht Gegenzeugen genannt hatte.) Der Polizeiagent Lühow sagte aus, Tausch habe bei ihm Berichte bestellt, die an Eulenburg gingen und deren Inhalt der Botschafter dann in persönlichen Briefen dem Kaiser übermittelte. Graf Philipp wurde in beiden Prozessen beeidet und gehört; seine Aussagen sind noch heute interessant.

Dezember 1896:

„Ich habe absolut keine Beziehungen zu Herrn von Tausch gehabt als ganz äußerliche, gesellschaftliche bei der Begegnung im dienstlichen Leben. Ich habe ihm nur einmal geschrieben; in freundlicher Weise für eine Aufmerksamkeit gedankt und gesagt, daß er mich vielleicht in Berlin sprechen könne. Schon damals hatte ich nicht die Absicht, Herrn von Tausch zu empfangen, trotzdem er mir ‚interessante Mittheilungen‘ versprach; weil interessante Mittheilungen eines Polizeikommissars für mich uninteressant sind, wenn sie mich nicht angehen.“

Mai 1897:

„Ich halte es durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß ich Herrn von Tausch aufgefordert habe, mir zu schreiben; denn ich habe mit ihm vertraulich verkehrt. Für den Laien hat ein Kriminalkommissar ja ein gewisses Interesse. Man denkt sich, daß er alle Geheimnisse der Erde kennt. Deshalb ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß ich ihm einmal gesagt habe: Wenn Sie Interessantes haben, theilen Sie es mir mit! Das kann sich aber wohl nur auf das Interessante bezogen haben, was damals unser Leben mit sich brachte; die Reise Seiner Majestät des Kaisers und so weiter.“

Vor deutschen Gerichten lautet die Eidesformel: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde. So wahr mir Gott helfe!“ Welche Aussage Eulenburgs war objektiv richtig? Die zweite hörte der Kriminalkommissar vom Sitz des Angeklagten aus; er hatte nichts Amtliches mehr zu

verlieren und konnte in der Verzweiflung nach gefährlichen Mitteln greifen. Im Dezember 1896 hatte der bedrängte, gebrochene Mann mich aufgesucht, weinend seiner Unschuld versichert und den Ursprung des ihn umpfauhenden Verdachtes erzählt. Ein Mächtiger mochte ihn verpflichtet haben, Herrn von Marschall auf den Preßdienst zu passen; der Agentenbericht, der dem Staatssekretär eine den Oberhofmarschall Grafen August Eulenburg beleidigende Notiz zuschrieb, mußte den Gönner interessiren. Zwei Tage nach seinem Besuch wurde Tausch verhaftet und des Meineides beschuldigt. Nach seiner Freisprechung kam er wieder zu mir. Er hat mir Briefe von der Hand Waldersees und Philis gezeigt; der Botschafter spendete ihm darin die Anrede: „Mein lieber Herr von Tausch!“ Den Erzählungen entnahm ich, daß es zwischen den beiden Brieffschreibern Beziehungen gab (wie Bismarck immer vermuthet hatte); daß der Kommissar auch von dem Flügeladjutanten Grafen Runo Moltke empfangen worden war; und daß Eulenburg mit Madais homosexuellem Nachfolger gut gestanden habe; unter dem neuen Polizeipräsidenten sei er schon beobachtet, seien über ihn umlaufende Gerüchte notirt, Thatfachen, die zum Einschreiten zwingen konnten, aber nicht festgestellt worden.

Das war im Sommer 1897. Nach dem Prozeß hatte der Botschafter über Gicht und Neuralgie geklagt und den Freunden von der Absicht gesprochen, den Widrigkeiten des politischen Lebens bald zu entfliehen. Erholte sich aber und blieb. Im Herbst mußte Herr von Marschall, der ihm so lästige Zeugenpflicht aufgebürdet hatte, Herrn von Bülow weichen, der unter Hohenlohe mit ihm in Paris Sekretär gewesen war. Um die selbe Zeit bewies Wilhelms Magnanimität (die den Kroaten Triny zu Arpads Söhnen zählte, in der Hofburg verstimmt und die Schwierigkeit austro-ungarischen Rechtsausgleiches mehrte), wie ungenügend der Botschafter den Kaiser informire. Das schadete ihm nicht. Auch nicht, daß er mit Kasimir Badeni zu weit gegangen war und bei mancherlei Anlässen ins Gerede kam: durch die Rolle, die er im moltkischen Ehezwist spielte, und durch seine Neigung ins Okkultistische; durch den auffallend freundschaftlichen Verkehr mit seinem Sekretär Ristler und durch das Legat, das ihm, dem Vertreter einer fremden Großmacht, Nathi Rothschild hinterließ. Nichts. (Der währet ewiglich, meinte Bismarck, der nicht immer fromm sprach, noch im letzten Lebensjahr, und nannte ihn den von Schillers Weisem gesuchten ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.) Am ersten Januar 1900 wurde er Fürst, am siebenundzwanzigsten Erbliches Mitglied des Herrenhauses. Als noch nicht Dreiundfünfzigjähriger; ohne je politisch Nützliches geleistet zu haben. Der erste Kanzler ist nach drei Kriegen,

drei Siegen (1871) Fürst und als Einundsechzigjähriger (im Sommer 1876) Erbliches Mitglied des Herrenhauses geworden. Altes und neues Preußen. Das war die Gipfelhöhe philischen Glückes. Im neuen Jahrhundert ging es bergab. Verfeindung mit den Herren von Holstein und von Riederlen. Im Jenz 1901 muß der Bruder des Fürsten, Graf Friedrich Botho, aus der Armee scheiden, weil seine Homosexualität ihn in arge Händel gebracht hat; zugleich mit ihm gehen, der selben Noth gehorchend, Graf Friß Hohenau, ein Sohn des Prinzen Albrecht aus dessen zweiter, morganatischer Ehe mit Rosalie von Rauch, und der Prinz eines herzoglichen Hauses. Schon wird auf die Brüder der Geächteten als auf nicht minder Belastete gewiesen. Im letzten Monat schreibt Richard Dohna-Schlobitten (der am selben Tag wie Philipp in den Fürstenstand erhoben und auf einer Hofjagd in Liebenberg von dem ungeschickten Günstling Ristler verwundet worden war) als Rächer Hochbergs und Biersons den Brief, der mit der Anrede „Geehrter Fili!“ beginnt, ohne die winzigste Höflichkeitfloßkel schließt und die Sätze enthält: „Du bist ganz einfach so verlogen, daß es mir schwer auf das Gewissen fallen muß, einen solchen Kerl in die Gesellschaft unseres geliebten Allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn gebracht zu haben. Wie soll denn dieser groß und vornehm, vor Allem aber durchaus gerecht denkende Monarch von uns denken, wenn das Alles einmal bekannt wird? Und daß Dies geschieht, wenn Bolko mit seinem Bierson die Generalintendantur auf Seiner Majestät Befehl verlassen müssen, dafür garantire ich Dir. Es sind nur Deine innigen Beziehungen zu Eberhard und die alte, bis jetzt ungetrübte Freundschaft unserer Familien, welche mich vermocht haben, in dieser traurigen Sache noch einmal an Dich zu schreiben. Hoffentlich bist Du mir für diesen Entschluß dankbar. Ich kann nun einmal aus meinem Herzen keine Mördergrube machen.“ In dem selben Brief wird festgestellt, daß Graf Hülsen-Haeseler, der wegen seiner urberlinischen Verbtheit von Philippi seit den wienner Militärattachétagen so oft bespöttelt ward, eine Angabe des Botschafters als Lüge erwiesen habe. Es ist nicht der einzige Brief dieser Art, den Eulenburg bekommen hat; nicht der schlimmste. Nach dem Empfang wurde er stets pünktlich frank. Diesmal half das Mittelchen nicht: er mußte, da ihm mit Strafantrag und Immediatbericht an den Kaiser gedroht ward, dem Geheimrath Bierson demüthig abbitten. Vielleicht sicherte Etwas durch und gab ihm den Rest. Vielleicht schienen seine Berichte, die einem Kenner das Wort „Doppeltenpolitik“ in die Feder drängten, mit ihren hastig wechselnden Abenteuerplänen nachgerade doch gar zu abenteuerlich. Er stöhnte zum Erbarmen über Arterienverkalkung, mimte den Sterbenden und schlich nach Liebenberg.

A. D. Zu rechter Zeit. Den Kruppstandal, der bald danach begann, hätte er im Bannkreis der wiener Spottjucht nicht überlebt. Damals sagte ich hier: „Der Urning ist nach moderner Auffassung nicht ein Ehrloser, sondern ein Kranker; wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten.“ Sagte auch: „Im ‚Vorwärts‘ wurde die Legende der Grotta Azzurra (die widernatürlichen Geschlechtsakte, deren sich Krupp auf Capri schuldig gemacht haben sollte) ausführlich erzählt. Warum? Krupp war ein Großkapitalist, aber das Muster eines guten Arbeitgebers; und angeborene oder erworbene Homosexualität hätte seinen persönlichen Werth nicht gemindert. Wäre er beschuldigt worden, seine Unternehmersmacht geschlechtlich mißbraucht zu haben, oder hätte er je den Chor der Keuschen geführt, dann wäre die Veröffentlichung in einem Proletarierblatt leicht zu begreifen gewesen; dann mußte der Rabe die Schelle angehängt werden. So aber wars im schlimmsten Fall nach heute noch herrschendem Sittendogma eine Familienschande, die der politische Gegner nicht auf den Markt zerren durfte. Doch der Redakteur des ‚Vorwärts‘ ist angeklagt. Der gute Glaube wird ihm, der an einen Wahrheitbeweis gewiß nicht mehr denkt, nicht zu bestreiten sein; und es ist unanständig, einen Angeklagten zu schelten. Das Vernünftigste wäre, nach einer offenen, reuigen Erklärung das Verfahren einzustellen.“ (Das zu bewirken, wurde ich damals von vier Prominenten der Sozialdemokratischen Partei mit dringendem Eifer gebeten; habe es, ohne daß eine Erklärung nöthig ward, erreicht, von den Vieren überschwingende Dankreden gehört; und werde seitdem in der rothen Presse noch unflätiger geschimpft als vorher.) Diese Sätze, die allerlei Gentlemen nach ihrem Augenblicksbedürfniß flott umlogen, sollten meinen Thaten aus späterer Zeit schroff widersprechen. Hundertmal ist's gedruckt worden. Ist es darum auch wahr? Nein; wider besseres Wissen erfunden oder leichtfertig nachgeschwagt, ohne die Artikel, um die es sich handelt, vorher wenigstens zu lesen. Ich hätte das gute Recht jedes Menschen, sogar jedes Marxisten gehabt, in fünf Jahren eine Meinung zu ändern. Habe es im Urtheil über die Homosexualität aber nicht gethan. Niemals freiwillig die Geschlechtshandlung eines Mannichen ans Licht gebracht. Trotzdem sich seit Jahren ein ungeheures, ungesuchtes Material aus hoher und höchster Urningschicht bei mir gehäuft hat und mit den Einzelheiten, psychologisch und pathologisch werthvollen, ganze Bände zu füllen wären. Erst in diesem Jahr 1908 habe ich die fürchterliche Verbreitung des Kinaedenthumes kennen gelernt und, wie der Rescendar Bismarck, „die gleichmachende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des

Verbotenen durch alle Stände hindurch“ deutlich empfunden: vor den Haufen der Drohbriebe aus nahen und fernen Städten (sie schrecken mich nicht; mein Revolver ist gut und ich habe dafür gesorgt, daß am Tag nach einem gelungenen Ueberfall alle Beweismittel veröffentlicht werden); vor den Zeichen einer Kameradschaft, die stärker ist als die der Ordensbrüder und Maurer, fester hält und über die Wälle des Glaubens, der Staaten und Klassen hinweg ein Band schlingt, die einander Fernsten, Fremdesten zu Schutz und Trutz in Brüderlichkeit vereint. Ueberall sitzen Männer aus dieser Sippe: an Höfen, in Armee und Marine auf hohen Posten, in Ateliers, in den Redaktionen großer Zeitungen, auf den Stühlen der Händler und Lehrer, der Richter sogar. Alle verbünden sich gegen den gemeinsamen Feind. Viele blicken auf den Normalen schon wie auf ein niederes Wesen von unzulänglicher Differenzierung herab. Tausende fühlen es wie Schmach und Rassengefahr; dürfen sich aber nicht regen, weil sie Einen in der Familie haben und „Rücksicht nehmen müssen“. Das hatte ich nicht gewußt. Seit ichs weiß, bin ich nicht mehr so duldsam gegen das endemisch gewordene Uebel, das die Pariser schon vor zehn Jahren le vice allemand zu nennen wagten. Habe es als eine Landplage erkannt. Noch aber kann ich die Säge wiederholen, die ich vor einem Jahr schrieb: „Kranke soll man nicht strafen (die romanischen Gesetze thun es nur, wenn outrage public à la pudeur festgestellt ist); aber dafür sorgen, daß die Dienstgewalt nicht zu Sexualzwecken mißbraucht, Knaben, Sänglingen, zu Gehorsam verpflichteten Männern nicht zugemuthet werden darf, von Geschlechtsgeossen beischlafähnliche Handlungen hinzunehmen. Die Sache ist ernst. Mein Gefühl sträubt sich gegen die Vorstellung der ‚Arningliebe‘. Mein Verstand muß zugeben, daß Menschen von starkem Sittlichkeitsgefühl zu dieser Varietät gehörten. (Manche freilich auch, die, weil sie von Jugend auf Etwas zu verbergen hatten, von Jahr zu Jahr unwahrhaftiger wurden und schließlich, neben anderen Weibermerkmalen, auch die hysterischer Verlogenheit annahmen.) Soll man diese Menschen ächten? Das wäre unvernünftig und grausam. Darf man ihre öffentliche Propaganda dulden? Das wäre dumm und antisozial. Sie sind untüchtiger, doch nicht weniger ehrenhaft als wir Normalen. Die Geschlechtshandlung ist der privateste Akt. Nur wenn sie ein nationales oder soziales Recht antastet, darf der Fremde sie entschleiern. War sie das Ergebnis freier Uebereinkunft, die wohlthätig wirkende Rechtsgüter respektirt, so ist sie öffentlich hörbarem Urtheil entrückt. Ist es auch das Geschlechtsempfinden, das alles menschliche Wollen färbt? Ich glaube: Nein. Wenn uns ein großer misogyner Künstler lebte, dessen Bildwerk den

Leib des Weibes ausschöpfe: wäre eine ausschöpfende Charakteristik seines Schaffens ohne Erwähnung seines sexualphysiischen Zustandes möglich? Wer ohne Fug eine Geschlechts-handlung ans Licht zerrt, ist ein Schwein oder ein Denunziant. Wer ohne Sittenrichterhochmuth, ohne den Schutzmann oder die Heuchelgendarmen herbeizuwinken, als Politiker oder als *docteur ès sciences naturelles*, auf das normwidrige Geschlechtsempfinden einer mächtigen Gruppe hinweist, kann nützlich wirken. Frankreich hätte, unter dem letzten Valois, die Schrecken des règne des mignons nicht erlebt, wenn es zu rechter Zeit gewarnt worden wäre. Und Heinrich der Dritte kannte den Kitt, der seine Freunde zusammenhielt. Dem Herrscher, der von solcher Gefühlsperversion nichts ahnen, die Blutfarbe des eng um ihn gezogenen Kreises nicht sehen kann, schuldet Jeder, der zufällig davon weiß, warnende Wahrheit.“

Wir sind in der Kinaedenkultur schon so weit gekommen, daß die infamste Jünglingschändung mit dem Sexualabenteuer eines freien Paares auf eine Stufe gestellt werden darf. Auf abertausend Bogen ist gedruckt worden, ich habe politischen Gegnern durch die Enthüllung ihrer Geschlechtsakte den Sturz bereitet. Ein dummes Schwindel. Erstens hockten in dem Grüppchen keine „politischen Gegner“; überhaupt keine Politiker. Auch der Häuptling war keiner. Er hat nie eine Sache gewollt; immer nur Glanz und Gloria für sich und seine Kreaturen. Gab sich vor den Nachbarn für einen Agrarier, in Privatbriefen für einen Liberalen aus; spielte in Wien den katholisirenden Polenfreund und in Moabit den lutherischen Kulturkämpfer. Der mein politischer Gegner! Welche Politik vertrat er denn je ernsthaft? Vier Kanzler kannten und verachteten ihn als einen Geberdenspäher, Geschichtenträger und Hofkomoedian-ten. Zweitens habe ich niemals irgendeine Geschlechts-handlung dieser Leute entschlei-ert, bis ich durch ihre dreisten Gerichtsprozeduren dazu gezwungen wurde. Vorher hatte ich ganz behutsam auf ihren Salonmystizismus, ihre Gesundbeterei, ihr in harter Zeit gefährliches Gewinsel und Geflöte hingewiesen; auch erst, als in den Bund der Vertreter einer fremden Großmacht aufgenommen worden war. Ein nationales Rechtsgut war angetastet. Wenn der Botschafter eines in Klüftung lau-ernden Staates durch sein Verhältniß zu einer Königin, Maitresse, Ministerfrau die Möglichkeit zu ungebührlicher Einwirkung auf die Landesgeschäfte fände, würde nur ein feiger Tropf dazu schweigen. Und bei uns sollten zwei alte homosexuelle Freunde in gefährlichster Stunde den Verantwortlichen den Strom aus der Leitung schalten? Eine deutsche Schande ist's, daß solche Frage nur gestellt werden kann. Daß eine Bubenschaar sich erfrechen darf, Monate lang öffentlich zu greinen, weil der Hohenzollernhof von

fünf Männern befreit ist, die unter Ausnützung ihrer dienstlichen, geldlichen, gesellschaftlichen Macht Jahre lang den ekelsten Geschlechtsunfug getrieben hatten. Fragt Gericht und Polizei nach den Thaten der Eulenburg, Hohenau, Lecomte, Lymar, Wedel: und Ihr werdet hören, daß es sich da um Anderes gehandelt hat als um den nach freier Selbstbestimmung vereinbarten Geschlechtsverkehr abnorm empfindender Männer. Um die listige Verführung argloser, dienstlich oder ökonomisch abhängiger Jünglinge. Um Gräuel, deren Schilderung alten Soldaten, grauen Polizeiratten selbst das Blut in die Schläfen jagte. Was da ans Licht kam, kannte ich längst. Hatte den Thätern eine leise Warnung zgedacht, nicht den Schrecken persönlicher Infamirung; aus dem hellsten Bezirk sollten sie weichen, nicht in den Abgrund stürzen. Daß es dahin kam, ist nicht meine Schuld. Nur für das bis zum dritten Mai 1907 Geschehene trage ich aus freiem Entschluß die Verantwortung; trage sie gern.

Den Grafen, den Fürsten Philipp zu Eulenburg habe ich seit dem Jahr 1894 hier oft heftig angegriffen; nicht als politischen Gegner (wußte doch Keiner je, woran Der glaube), sondern als den unwahrhaftigsten, skrupellosesten, gefährlichsten Höfling im Reich. Von seinen persönlichsten Verhältnissen hörte ich aus dem Mund seiner Freunde und Feinde nur allzu viel: von den ostpreussischen, bayrischen, oldenburgischen Geschichten; vom Unglück des Bruders, von der Flucht zweier Kinder, die im schrillsten Ton über den Vater sprachen. Nicht ein Wort davon wurde hier erwähnt; nicht eins über seine weitere Verwandtschaft gesprochen. Erst als er im Marokkajahr den alten Freund Raymond Lecomte wieder herangewinkt und bald danach die Perversität eines dritten Albrechtsenfels Zungen und Federn in Bewegung gesetzt hatte, fragte ich, ob für den neuen Ritter des Schwarzen Adlers mildere Sazung gelte als für den preussischen Prinzen, der wegen geringeren Fehls der Johannitermeisterschaft unwürdig sein sollte. Lecomte, Graf Johann von Longay, Nagy und Philipp Eulenburg waren in München als Sekretäre dreier Gesandtschaften innig gesellt und hatten durch ihre Homosexualerlebnisse oft Vergerniß gegeben. Das wußte auch die berliner Polizei schon in der Herrschaftszeit der Richthofen und Meerfeld-Hülseffem. Und der Affiliirte von Liebenberg sollte am Pariser Platz nun Frankreichs Geschäfte besorgen? Der Kluge war klug genug, nicht klug zu sein. Zwar schickte er (nicht zum ersten Mal) Friedensboten; brach dann aber den von ihm erbetenen und schriftlich bestätigten Waffenstillstand. Zwar klagte er, der allein, nach dem letzten Angriff, Grund dazu hatte, nicht, sondern begnügte sich mit dem Spuk einer Selbstanzeige; schickte aber den Freund vor, der gar nicht beleidigt, nur als Philis Vertrauensmann und kritiklos williger Hofberichterstatte genannt worden war. Schöffengericht. „Ich schone die Herren, so

lange es mir möglich ist. Der Herr Graf sollte nicht eine Leiche zu bergen versuchen, nicht auf seinen Rücken eine Leiche laden, weil er vielleicht guten Glaubens Jahrzehnte lang Dem, der für das Empfinden Vieler jetzt eine Leiche ist, befreundet war.“ Freisprechung. Der Justizminister setzt durch, daß die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernimmt (die sie fünf Monate vorher abgelehnt hat) und die Freunde zum Reinigungseid kommen. Was ich wünsche, ist seit dem Maimond erreicht. Noch immer will ich die Herren schonen; und verzichte vor dem Landgericht, zum Entsetzen meiner Freunde, auf alle aggressiven Beweise. Eulenburg schwört. In dem Verfahren gegen den armen Brand hatte er mit schlaue gefügten Worten und plumpen Schimpfreden gegen mich seine Richter und Landsleute zu täuschen versucht und vermocht. Ein Eid, der das Wesentlichste verschwieg: ein Meineid. Jetzt trieb Tollkühnheit den von den alten Feinden aus der Holzpapierwelt plötzlich Gehätschelten ins Verderben. Einen unter Anerkennung der reinen Motive verurtheilenden Gerichtspruch hätte ich, wie die anderen Opfer an Gesundheit und Besitz, die dieser Feldzug mir eingebracht hat, hingenommen; hätte (ich Esel!) den alten Sünder ruhig Geister rufen und aus der Luft Kristalle fangen lassen. Nun ging's nicht. Eine Arbeit, die leicht wiegen mag, aber mühsam und sauber geleistet wurde, war zu vertheidigen. Ich habe den Meineidigen nicht angezeigt. Das Ergebnis des münchener Prozesses, des einzigen unter vier Eulenburgprozessen, der nicht pro nihilo geführt ward, zwang zur Verhaftung. Und als beeideter Zeuge mußte ich mein ganzes Beweismaterial vorlegen.

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld hat a) in dem Strafverfahren gegen den Schriftsteller Adolf Brand, b) in dem zweiten erstinstanzlichen Verfahren gegen mich wissentlich ein falsches Zeugniß mit einem Eide bekräftigt; in dem Fall sub b wissentlich zum Nachtheil des Angeeschuldigten, dessen Verurtheilung herbeiführen wollte und herbeigeführt hat. Beweise: in dem Fall sub a das Sitzungprotokol, das Zeugniß der Prozeßbetheiligten und der Kriminalkommissare von Treschow und Dr. Kopp (die erweisen werden, daß der Fürst wissentlich das Wesentlichste verschwiegen und dadurch den Glauben zu schaffen und durch einen Eid dem Gericht zu suggeriren versucht hat, seine *vita sexualis* sei vollkommen normal); in dem Fall sub b das in meiner Sache von der Vierten Strafkammer verkündete Urtheil und das Zeugniß der Prozeßbetheiligten (die erweisen werden, daß der Fürst jede Geschlechtsneigung zu männlichen Personen, jede mit solchen Personen jemals begangene „Schmutzelei“ [insbesondere mutuelle Onanie] abgeschworen, sich als durchaus normal hingestellt, also wieder wissentlich einen falschen Eid geleistet hat; den stärksten Beweis für Art, Umfang und Wirkung der eulenburgischen Aussage lie-

fert die „namens des Fürsten“ abgegebene Erklärung des Herrn Oberstaatsanwaltes Dr. Tsenbiel, der in öffentlicher Gerichtsitzung gesagt hat, wer nach dieser Aussage auch nur noch den allergeringsten Zweifel an der Normalität des eulenburgischen Sexuallebens äußere, beschuldige den Fürsten direkt des Meineides). Also: Meineid in zwei Fällen. Schon hier will ich keinen Zweifel darüber lassen, daß ich auch die nicht ins Sexualgebiet gehörigen eulenburgischen Aussagen für wissenschaftlich falsch halte und als solche erweisen will. Doch beschränke ich mich zunächst auf die sexuellen Dinge.

Durch zwei offensichtlich falsche Eide hat Fürst Eulenburg den Glauben (zu meinem Nachtheil) geschaffen, er habe sich nicht nur niemals gegen § 175 StGB vergangen, sondern auch nie irgendwelche Neigung zum Sexualverkehr mit männlichen Personen gehabt. Daß diese beiden Aussagen wider besseres Wissen dem Gericht vorgetragen wurden, mußte bewiesen werden.

Ist bewiesen worden; trotzdem die Hauptverhandlung nach achtzehntägiger Dauer abgebrochen und ein Halbdutzend der wichtigsten Zeugen noch nicht verhört worden ist. Bewiesen, daß der Angeklagte den Diener Franz Dandl an die Waden gefaßt, ihm später den Arm um die Schulter gelegt und seine schlanke Schönheit gepriesen hat. Als Gast des Kaisers auf der „Hohenzollern“ im Sommer 1898 den Matrosen Trost in eins der Gespräche zu ziehen versuchte, mit denen Homosexuelle ihre Anbändelungen einzuleiten pflegen, und sich dem jungen Mann mit einer Frage näherte, deren unflätthiger Wortlaut die öffentliche Wiedergabe nach unserem Strafgesetz unmöglich macht. Den Fischer Georg Niedel zu widernatürlichem Geschlechtsverkehr verführt und in der gräflichen Wohnung einem Freund zum größten päderastischen Akt zu verkuppeln versucht hat. Mit dem auf die selbe Weise umgarnten Fischer Jakob Ernst Jahre lang (ungefähr zweihundertmal) homosexuell verkehrte und oft, in verschiedenen Städten, unter einer Decke schlief. Das sind die Hauptergebnisse der Beweisaufnahme. Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg dreimal versucht hat, Jakob Ernst zum Meineid zu verleiten: durch einen Brief, den der Untersuchungsrichter in Starnberg fand; durch einen zweiten Brief, den Hofrath Ristler dem Fischer bringen mußte, aber nicht zurücklassen durfte; und durch eine Botschaft, die der von Philis Gnaden mit zwölf Orden geschmückte Hofrath auf seiner Lippe ins Fischerhaus trug. Die Geschworenen kamen nicht zum Spruch. Untersuchungsrichter und Oberstaatsanwalt haben erklärt, daß sie an der doppelten Schuld des Angeklagten nicht den geringsten Zweifel hegen; und der Schwurgerichtshof hat, wie vorher das Kammergericht, trotz attestirter schwerer Krankheit die Fortdauer der Haft verfügt, deren Aufhebung die Bertheidiger gar nicht erst zu beantragen wagten.

Bismarcks Todestag.

Wiehn lange Jahre sind dahingeschritten
 Seit jenes Sommers dunkler Todesnacht;
 Sie fragten nicht, was wir seither gelitten,
 Stumm sind sie, Jahr um Jahr, vorbeigeglitten —
 Indes wir immer, immer Dein gedacht.

Wie einst der Ruf Achills vor Trojas Thoren
 Zur Ruhe jäh des Feindes Heer gebracht,
 So grollte donnernd allen fremden Ohren
 Dein stolzes Wort — das längst sich nun verloren . . .
 Wir aber haben immer Dein gedacht.

Das Schweigen kniet am Marmorsarkophage,
 Vom heiligen Walde rauschend überdacht;
 Es hebt das Antlitz sich zu stummer Frage,
 Als Antwort schrillt der laute Lärm vom Tage —
 Doch wir, wir haben immer Dein gedacht.

Es rufen Kinder oft in bleichem Bangen
 Bei Namen an ein Schreckgespenst der Nacht —
 So wars, wenn rühmend Deine Thaten klangen,
 Da schwer Dein Schatten durch die Welt gegangen —
 Wir haben anders immer Dein gedacht.

Wir dachten Dein, wir werden Dein gedenken,
 So lang ein Aug' ein leuchtendes, noch wacht;
 Dich kann kein Schweigen, kein Vergessen kränken —
 Dein Bild wird tief sich in die Seelen senken,
 Ein ewiger Stern hoch über aller Nacht.

Hamburg.

Theodor Suse.



Verse.

Triptychon.

I.

Ede Nacht lagst Du in meinen Kissen;
 Und umarmt von Deinen Schattengliedern
 Gab ich Alles Dir.

Rosig glühte in den Finsternissen
 Deine Liebe auf; hold im Erwidern
 Gabst Du Alles mir.

II.

Mir bereitet, mir verliehen
 Warst Du vor Aeonen schon.
 Mystisch leuchtet unsre Flamme;
 Hörst Du dort den goldnen Ton?

Leise dämmert unser Morgen,
 Dampfes Dunkel ist entflohn;
 Nach dem tausendjährigen Traume
 Schreiten wir auf unsern Thron.

III.

Selb verglomm der Winter-sonne Feuer.
 Dunkelrothes Blau lag ungeheuer
 Auf der Wüste und auf Deinem Sarg.

Schaufelte ein Grab aus schwarzen Schollen;
 Tausend Träume mit den zaubertollen
 Zügen strömten auf und quollen
 Zu der Grube, da ich Dich verbarg.

Freundschaft.

Der Freuden Ströme und der Schmerzen,
 die weiß und dunkel voller Wuth
 bestritten sich in diesem Herzen,
 Du kennst sie gut.

Ein Blick: und ich rang nicht allein;
 Ein Wort zu Dir: der Strudel sank
 und athmend war ich wieder mein.
 So habe Dank.

Hans Böhm.



Die Bannerschwinger.

Die Mannschaft des Landes, ein wogendes Meer,
Wogt um die Fahnerschwinger her.
Schwingt Eure werbenden Banner, schwingt,
Ob Euch das Meer zu zähmen gelingt!
Singt Eure Fahnersprüche! Singt!

Singen die drei Fahnerschwinger gemeinsam:

Die Banner der Mannheit schwingen wir,
Das Lied der Menschheit singen wir.
Nun sagen wir einzeln den Bannerspruch
Und schwingen dazu unser Bannertuch,
Wählt Euch zum Segen und nicht zum Fluch!

Singt der erste Fahnerschwinger:

Ich schwinde mein Banner hoch in der Luft,
Es ist aus Linnen gewoben,
Seine Reinheit ist ihm Schmuck und Duft,
Ich muß es nicht preisen und loben.
Jeder Zierrath ist ihm frevel und fremd,
Ich schwinde als Banner ein Jungfernhemd!

Singt der zweite Fahnerschwinger:

Mein Banner flattert hell in der Luft,
Mein buntes Seidenbanner;
Wie glühn seine Farben, wie schmeichelt sein Duft!
Du jauchzendes Freudenbanner!
Mit Dir ist die Luft, das Leid ist Dir fremd!
Ich schwinde als Banner ein Dirnenhemd!

Singt der dritte Fahnerschwinger:

Mein kleines Fähnchen singt noch nicht,
Mißt drum ganz stille lauschen!
Doch wenn es sein ängstliches Sprüchlein spricht,
Hört ihr die Zukunft rauschen!
Jetzt ist es ganz klein, einst wird es groß:
Ein Kinderhemdchen ist es blos!

Singen die drei Fahnerschwinger gemeinsam:

Nun wähle Jeder! Die Fahnen wehn!
Soll Jeder bei seinem Banner stehn!
Und wähle Jeder zu seinem Heil:
Das Leben nimmt sich selbst sein Theil!

Bussy-Rabutin.

Roger Graf von Bussy und von Rabutin hatte dreißig Jahre militärischen Dienstes hinter sich und konnte sich kühner Thaten und glänzender Erfolge rühmen, die ihm das nächste Anrecht auf den Marschallstab von Frankreich gaben, als er in seinem siebenundvierzigsten Jahr mitten im Frieden plötzlich in die Bastille geworfen wurde, aus der er nach dreizehn Monaten herauskam. Den Rest seines Lebens hat er in ganzer oder halber Ungnade auf seinen Gütern verbracht. Kurz bevor ihn die Bastille in ihre kalten Arme schloß, hatte ihn die Akademie in ihren Schoß aufgenommen und unter die Zahl der „Unsterblichen“ versetzt. Denn dieser Graf war ein Dichter, dieser Soldat, der mit Leib und Seele Soldat sein wollte, war zugleich ein Schriftsteller von starker Leidenschaft. Er hatte alle Passionen seiner Standes- und Berufsgenossen, war ein toller Spieler, ein wüthender Duellant, ein Abenteuerer der Liebe wie nur Einer; mit keinem Standesgenossen aber hatte er die eine Passion (nicht die schwächste von allen) gemein, sich nicht nur im Handeln, sondern auch noch in Vers und Prosa auszuleben. Und diese nicht zu seinem Stande passende Liebhaberei (so wills die Gerechtigkeit) mußte ihm das Genick brechen. Epigramme und Chansons hat Bussy-Rabutin von Kindheit an gemacht, wie er von Kindheit an sich als Soldaten fühlte (er begann mit sechzehn Jahren seinen ersten Feldzug), und er hat sich dadurch, weil sie nicht immer von der harmlosesten Sorte waren, sein Leben lang viel Feindschaft zugezogen; auch die des großen Turenne, der zu allem Unglück noch sein Vorgesetzter war. Das Verhältniß der beiden Männer zu einander war seltsam. Der unerschrockene Turenne scheint nichts in der Welt so sehr gefürchtet zu haben wie den kleinen Bussy. „Wenn mir ein großes Unglück zustieße“, sagte er einmal zu ihm, „würden Sie es sicher in lustige Rehrreime bringen.“ Bussy verwahrte sich dagegen. Sie haben einander dann oft Freundschaft gelobt; die aber nie tief ging noch von Dauer war. Hartnäckig verschwieg Turenne dem König (oder dem mächtigen Kardinal) die Verdienste des Feldobersten Bussy und einmal soll er böshast in seinen Rapport geschrieben haben: „Von allen meinen Offizieren ist Bussy der beste Chansonnette-Dichter“. Bussy vermuthete richtig, daß der allmächtige Vorgesetzte ihn nach wie vor wenig liebe, mochte nun die Abneigung des Marschalls auf persönlicher Empfindlichkeit beruhen oder aus den verschiedenen Charakteren der beiden Männer herzuleiten sein. Bussy-Rabutin giebt in einem anderen Zusammenhang eine Erklärung, die auch auf Turenne stimmen mag. „Es ist die Art so gewichtiger Persönlichkeiten, daß sie Eigenschaften, die sie selbst nicht besitzen, verächtlich zu machen suchen. Wenn sie selbst nicht Geist und Wiß haben, so thun sie, als ob Das nur von ihnen abhängt. Sie könnten genug haben, aber sie wollen nicht, weil Wiß und Geist

„Einem Edelmann und gar einem Krieger schlecht anstehe.“ Was sie so sprechen läßt, ist entweder der gemeine Neid oder, noch schlimmer, eine Roheit, die sich sieben ihren guten Eigenschaften erhalten hat.

Bussy-Rabutin scheint übrigens das literarische Verdienst seiner galanten Madrigalen und böshaften Epigramme nicht überschätzt zu haben; er wußte so gut wie Cicer, daß man, von Doid oder Horaz inspirirt, recht wohl einen eleganten Vers machen könne, ohne gleich im höheren Sinn des Wortes ein Dichter zu sein. Er fühle wohl, wie sehr er sich von seinen Standesgenossen zu seinem Vortheil unterscheide; meinte aber, die geistige Kultur, die er sich erworben habe, werde man mit der Zeit von jedem richtigen Edelmann verlangen. „In der Akademie saßen immer einige Mitglieder von hohem Adel. Künftig werden ihrer noch mehr sein. Bis jetzt haben die adeligen Dummköpfe, deren Zahl groß ist, die Welt überredet, daß es für den Edelmann fast eine Schande sei, sich mit geistigen Dingen abzugeben; aber die Hochschätzung, die der große König diesen Dingen gewährt, wird die Unwissenheit und Roheit bei dem französischen Adel bald aus der Mode bringen.“

Daß die Akademie (sie war damals just dreißig Jahre alt) beschloß, den Reitergeneral Bussy-Rabutin zum Nachfolger des Perrot d'Ablancourt zu wählen, hatte wohl einen besonderen Grund. Sein literarisches Hauptverdienst war dafür kaum maßgebend. Worin dieses bestand? Man spricht auch bei uns viel von der Mutter des französischen Briefstils, der Frau von Sévigné, aber, als ob es sich um ein uneheliches Kind handle, wenig von ihrem geistigen Vater. Der war Bussy-Rabutin. Die Sévigné war seine Base und während der ganzen ersten Periode ihrer epistolaren Schriftstellerei blieb Bussy ihr Anreger und ebenbürtiger Partner. An seinem Geist, seiner Laune, seinen unererschöpflichen Einfällen, an der Eleganz seines Stils erwärmte sich zuerst ihre Kunst, mit der Feder graziös zu plaudern; er war der Mann, den sie brauchte, pour lui renvoyer le volant, wie Sainte-Beuve sich ausdrückt. Und seine eigenen Briefe gaben den ihrigen nichts nach. Wenigstens lange nicht.

Aber dieses Verdienst konnte damals natürlich noch nicht erkannt werden. Seine Versetzung unter die Unsterblichen verdankt Bussy-Rabutin offenbar einem sehr sterblichen Gedicht, den Maximes d'Amour, einer Art Philosophie der Liebe (richtiger: der Galanterie). Er hatte die Ehre, seine Verse dem König zu überreichen, der sie mit Vergnügen gelesen haben soll, und durfte sie selbst dem Herzog von Orleans und der Montespan vorlesen.

„Um diese Zeit“, so erzählt er selbst, „sagte mir der Herzog von Orleans (Bruder des Königs), daß der König große Lust gezeigt habe, meine ‚Grundregeln der Liebe‘ zu lesen, die mir aus meiner Leidenschaft für Frau von Montglas und aus dem Klüßiggang in der Zeit des Friedens erwachsen sind; Seine Majestät habe den Herzog beauftragt, sie von mir zu verlangen. „Um

Ihnen Gelegenheit zu geben, dem König den Hof zu machen' (so waren des Herzogs Worte zu mir) ,habe ich Seiner Majestät vorgestellt, daß es ihr Vergnügen machen könnte, sich das Gedicht von Ihnen vorlesen zu lassen; aber der König bestand darauf, die Verse allein lesen zu wollen. Wahrscheinlich, so meinte der Herzog, will er sie dem Fräulein von La Vallière vorlesen'. Ich dankte Seiner Königlichen Hoheit und brachte ihr am anderen Tag das Gedicht. Da hatte der Herzog die Höflichkeit, mich zu fragen, ob ich gestatte, daß die Gräfin von Montansier und Louise Rochedouard, Marquise von Montespan, der Seine Königliche Hoheit damals ein Wenig den Hof machte, das Gedicht kennen lernten. Ich antwortete, Seine Königliche Hoheit brauche nur zu befehlen. Nachdem wir uns in das Zimmer des Herzogs eingeschlossen hatten, las ich meine Verse. Ich las immer zuerst die Fragen, und ehe ich weiter ging, gaben der Herzog und die beiden Damen darauf die Antwort nach ihrem Dafürhalten, wobei sich herausstellte, daß die Marquise, so jung, sie war, meine Fragen aus dem Stegreif immer genau so beantwortete, wie ich sie, mit viel Erfahrung, nach langem Grübeln selbst beantwortet hatte. Als ich ausgelesen hatte, dankte mir der Herzog und erhob sich dann, um das Gedicht dem König zu bringen." Buffon, der sich von seiner Dichterei fast entschuldigen zu müssen glaubt, setzt hinzu: „Ich zweifle nicht, daß es Leute giebt, die laut sagen, solche Allotria seien eines Soldaten, eines Mannes in meiner hohen Stellung unwürdig. Darauf erwidere ich: Die Herren würden vollkommen Recht haben, wenn ich über diese Spielereien auch nur einen Augenblick meine Pflicht versäumt hätte; aber ich dachte an solche Dinge nur, wenn ich gerade gar nichts Anderes zu thun hatte. Der Friede war geschlossen und ich noch jung genug, um mir in Sachen der Liebe ein Beispiel an dem König zu nehmen, dem galantesten Fürsten der Erde, dessen Vorbild jedem Edelmann nachahmenswerth scheinen muß." Man sieht: Buffon nimmt seine Verse durchaus nicht wichtiger, als es einem Mann der großen Welt ansteht. Aber sein Erfolg bei Hof genügte der Königlichen Akademie zu dem Entschluß, ihn unter die Unsterblichen zu berufen.

Auch in seiner Antrittsrede pocht Buffon nicht auf seine literarischen Titel. Nicht als verliebten Reimeschmied stellt er sich seinen neuen Kollegen vor, sondern als verdienten Reitergeneral, der weiß, welche wichtige Dienste König und Vaterland ihm zu danken haben. „Wenn ich jetzt an der Spitze meiner Schwadronen stände, um sie durch meine Ansprache zum Kampf anzufeuern, so wäre ich von vorn herein überzeugt, daß meine Worte wirken würden; unter Allen, die mich hörten, wäre vielleicht nicht Einer, der sich rühmen dürfte, als Mann der That mehr geleistet zu haben; aber . . ." Am Tag nach dieser Rede traf ihn unter dem Portal des Louvre der mächtige Kanzler Le Tellier, gratulirte ihm zu dem Erfolg, setzte aber spöttisch hinzu: „Geld ist mehr werth als Lob."

Er spielte damit auf die Pension an, die der Graf auf seinem Posten beanspruchen durfte und die ihm der König vorenthielt. „Sie haben Recht, Herr Kanzler“, antwortet Bussy lachend; „man sieht schon daraus, daß Lob so leicht und Geld so schwer zu erlangen ist.“

So stand es um Bussy-Rabutin, als plötzlich, wie die Schönschreiber sich ausdrücken, ein Blitz aus heiterem Himmel ihn traf und vernichtete.

Die illustre Gesellschaft der Vierzig hatte Bussy in ihre Reihe aufgenommen, ohne zu ahnen, was für ein Teufelsei in Prosa der geistreiche und zierliche Reimer im Geheimen ausgebrütet habe; ohne zu ahnen, daß der Mann schon seit einiger Zeit ein Werk vollendet hatte, das bald ein europäisches Aufsehen erregen und für Jahrhunderte hinaus ein viel gelesenes Buch bleiben sollte, wenn alle berühmten Romane der Zeit, die der Scudéry und der Anderen, längst unberührt im Staub der Bibliothek moderten.

Um seiner geliebten Dame, der Frau von Montglas, ein Vergnügen zu machen, hatte Bussy einen Roman verfaßt, worin zwei hochstehende Damen vom Hof, die übrigens im schlechtesten Ruf standen, deutlich gezeichnet und andere Damen und Herren aus der Hofgesellschaft ziemlich leicht zu erkennen waren. Dieser Roman war die (später so berühmt gewordene) *Histoire amoureuse des Gaules*. Das Manuscript sollte nur für die Geliebte geschrieben sein. Bussy betont immer wieder nachdrücklich, an eine Veröffentlichung habe er niemals gedacht. Frau von Montglas aber ließ die Hefte einer ihrer Freundinnen, der Gräfin de la Baume, die sie abschreiben ließ; doch nicht wörtlich, sondern mit Lücken und entstellenden Zusätzen. Alle lasen diese Kopien, die bald durch Vermittelung des Auslandes im Druck erschienen, und der Scandal war groß. Eine allgemeine sittliche Entrüstung erhob sich gegen den Verfasser. Sie war um so größer und, so komisch es klingt, auch um so ehrlicher, als sich Jeder mehr oder weniger getroffen fühlte und die entblößten Eiterbeulen am blinkenden Leib des Hofes eben wirklich vorhanden waren und schon lange zum Himmel stanken. Bussy hatte eben nur ausgeplaudert, was die Späßen längst von den Dächern piffen. Nichts empört die Menschen mehr als die unangenehme Wahrheit. Hätte die *Histoire amoureuse* von verleumderischen Uebertreibungen gestrotzt, dann hätte man vielleicht gelacht und sie einfach amüsant gefunden. Hier aber war Alles zu wahr, um belustigend zu wirken.

Ihren literarischen Werth mußte man dennoch anerkennen. Nach der Tendenz der Zeit fand man ihn aber nur in der Form, im Stil. Bussys größte Feinde mußten ihm hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter den aufrichtigen Bewunderern vornan (Bewunderer in dem angedeuteten Sinn) stand auch der damals berühmte, heute vergessene Menage (eine Koryphäe des Hotel Rambouillet), der doch mehr als einen Grund hatte, auf Bussy ergrimmt zu sein. „Das ist ein feiner, ein seltener Kopf, dieser Herr von Rabutin“,

schreibt Menage, „und ich kann mir nicht versagen, Das offen anzuerkennen, obgleich er mir mit seinem Buch einen schlimmen Streich gespielt hat. Mit mehr Kraft und Feuer zu schreiben, ist kaum noch möglich.“ Saint-Evremond, der Buffon nicht liebte, nennt ihn dennoch „einen ganz entzündenden Geist“. Bigneul-Marvil sagt von ihm, sein Stil sei bewundernswerth, und Bayle spricht von seiner „bezaubernden Feder“. Wir sind eben in Frankreich, wo es nun einmal für eine Schande gilt, ein wirkliches literarisches Talent nicht zu erkennen, nicht anzuerkennen.

Und das Urtheil der Zeitgenossen wird später von den Autoritäten bestätigt. „Die Art Buffons“, sagt Sainte-Beuve, „ist nicht frei von Unkorrektheiten und Nachlässigkeiten, aber auch reich an Zügen eines vornehmen und ausgezeichneten Geistes; sein Stil erinnert in seinen Feinheiten an Hamilton.“ Sainte-Beuve schränkt allerdings dieses Lob ein, aber so, daß der große Kritiker, der sein Leben lang einem Balzac nicht gerecht werden konnte, sich damit nur selbst ein Armuthzeugniß ausstellt. „Diese Feinheiten sind aber lediglich eine Sache der Form, des Ausdruckes. Die Personen des Romanes sind im Grunde von abstoßender Roheit. Nicht nur die Männer, die sich jeder Niedrigkeit fähig zeigen; auch die Frauen, die er uns vorführt, sind nicht besser; sie sind heftig, gewaltthätig, von gemeinster Geldgier beherrscht.“ Diese Kritik ist zum Lachen. Das Verdienst Buffons ist ja gerade, daß er der geschminkten Gesellschaft die Schminke vom Antlitz gewaschen und die feinen Herren und Damen der Welt so gezeigt hat, wie sie in Wirklichkeit waren, in ihrer ganzen häßlichen Nacktheit. Darin liegt der Hauptwerth seines Werkes noch heute.

„Als am anderen Morgen Marcel und Buffon früh aufgestanden waren, gingen sie in das Zimmer Gitons. Da sie ihn dort nicht vorfanden, glaubten sie, er sei bereits in den Park hinuntergestiegen, und suchten deshalb das Zimmer Trimalets auf, wo sie denn Giton bei Trimalet im Bett fanden. ‚Ihr seht, liebe Freunde,‘ sprach Giton, ‚daß ich mir Eure frommen Mahnungen nutzbar mache und in allem Ernst danach trachte, die sündhafte Welt zu verachten. Mit der einen Hälfte ist es mir schon gelungen. Ich hoffe, daß ich mit der anderen Hälfte auch bald so weit sein werde.‘ Nun, antwortete Buffon, es giebt ja verschiedene Wege in die Seligkeit; ich will den von Ihnen gewählten nicht verdammen. Jeder hilft sich, wie er kann; nach meinem Geschmack ist er nicht.“ Das ist eine Probe. Gemeint war mit Marcel: der Graf Vivonne, Erster Kammerherr Seiner Majestät; mit Trimalet: Graf Armand von Grammont und Guiche, der Sohn des Marschalls Grammont und Oberster des Regimentes der Gardes du Corps; mit Giton: Bernhard, Herr von Manicamps und von Longueval, auch ein hoher Offizier und begünstigter Höfling. Das war skandalös. Aber es war keine Erfindung Buffons. „Reden wir aufrichtig“, sagt sogar Sainte-Beuve: „solche sittliche Verirrungen findet man in allen Zeiten. In der Zeit Buffons gaben sie sich nicht einmal die Mühe, sich zu verstellen.“

Die große Frage der Entrüsteten war natürlich: Was wird der König dazu sagen? Die Frage war auch für Bussy wichtig. Sobald er nicht mehr zweifeln konnte, daß Seine Majestät eine verstümmelte und verunstaltete Kopie seines Romans gelesen hatte, ließ er durch seinen Freund, den Herzog von Saint-Aignan, dem König das Original zustellen. Vier Tage behielt Ludwig das Manuskript; dann ließ er es durch Saint-Aignan dem Verfasser zurückgeben und ihn zu einer Audienz befehlen, von deren Verlauf und Ergebnis Bussy durchaus befriedigt war. Der König schien ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu wollen.

Am Tag nach dieser Audienz, am zwölften April, erhielt der König einen Brief der Herzogin von Soissons, die Bussy haßte, und noch am selben Abend, so erzählt Bussy, kam der Herzog von Saint-Aignan in großer Besorgniß zu seinem Freund. „Sie wissen“, sagte er, „daß ich Ihnen in aufrichtiger Freundschaft zugethan bin, und müssen mir die Wahrheit sagen. Haben Sie niemals Etwas gegen den König geschrieben?“ „Ich, gegen den König?“ rief Bussy; „halten Sie mich für verrückt?“ „Wie ich darauf komme“, war die Antwort, „kann ich nicht sagen; aber ich weiß, daß man dem König hinterbracht hat, Sie haben über ihn und die Königin-Mutter arge Dinge geschrieben und das Manuskript habe noch allerlei Fortsetzungen.“ Die Unterredung endete damit, daß Bussy unter den Augen seines Freundes die folgenden Sätze schrieb: „Wenn sich herausstellen sollte, daß ich auch nur ein Wort geschrieben habe, das den schuldigen Respekt gegen den König und die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses außer Acht läßt, so unterwerfe ich mich hiermit den strengsten Strafen, die über mich zu verhängen dem König gefallen mag. Aber wenn meine Feinde mich weiter anklagen, ohne Beweise bringen zu können, so bitte ich unterthänigst Seine Majestät, über die Ankläger die selben Strafen zu verhängen, die ich verdienen würde, wenn man mich schuldig fände.“

Paris, am zwölften April 1665.

Bussy-Rabutin.“

Saint-Aignan versprach, diese Erklärung seines Freundes noch vor Ablauf zweier Stunden dem König zu überreichen. Der scheint sie mit Befriedigung aufgenommen zu haben. Ganz beruhigt wurde Bussy durch eine Unterredung mit Le Tellier. Der Kanzler versicherte, daß Bussy besser beim König angeschrieben sei als je. Nicht den geringsten Verdacht mehr habe Seine Majestät gegen ihn und wegen der vielbeschrienen „chanson“ auf den König, die man Bussy zuschreibe, habe der König rundweg erklärt: „Unmöglich. Saint-Aignan hat mir sein Wort verpfändet, daß Bussy solcher Dinge nicht fähig ist.“

In diesen Tagen hörte Bussy, seine Feinde wollten ihn ermorden. Er antwortete, als kluger und tapferer Hösling, daß er auf der Welt nur Einen fürchte: den König; und der sei mit ihm völlig zufrieden.

Am siebzehnten April aber, als Buffy morgens seine Stadtwohnung verlassen wollte, um zum „Lever“ des Königs nach dem Louvre zu gehen, trat ihm der bekannte Chevalier Testu von der Scharwache entgegen und erklärte unter vielen höflichen Ausdrücken des Bedauerns, daß er ihn verhaften müsse. Auch habe er den Auftrag, ihn zu durchsuchen, und Alles, was er finde, dem König zu bringen. „Schön“, sagte Buffy, der bei aller Ueberraschung seine Fassung nicht verlor, „außer dem Brief meiner Geliebten (wenn ich zufällig einen bei mir tragen sollte) steht Alles zu Ihrer Verfügung.“ Er leerte seine Taschen, die nur gleichgiltige Papiere enthielten. Er stieg dann mit dem Chevalier in dessen Karosse, die nach halbstündiger Fahrt am Ende der Rue Saint-Antoine in einem hoch vermauerten Hof Halt machte: es war die Bastille.

Ueber diese Verhaftung hat Buffy später geschrieben: „Wer ein Wenig über meinen Fall nachdenkt, wird finden, daß er unerhört ist. Daß war noch nicht da: einen Mann von meiner Geburt, mit dreißig Jahren Kriegsdienst, mit einer so hohen militärischen Charge, zu verhaften und ohne Urtheil einzuferkern, nur weil er (zum Vergnügen und ohne Absicht der Veröffentlichung) in einer Art lustigen Romans die Ausschweifungen einiger Personen vom Hof erzählt hat, die ohnehin Jeder kannte, und weil man ihn beschuldigt, aber ohne Spur von Beweis, gegen den König und die Königin-Mutter allerlei Uebles geschrieben zu haben. Wenn ich des Einverständnisses mit dem Feind überführt und aus dieser Verschwörung eine Schädigung der Staatsicherheit zu fürchten wäre, hätte man nicht rascher gegen mich verfahren, mich nicht härter behandeln können.“

Unwillkürlich fragt man sich, was seit dem zwölften April vorgefallen war, daß den König, dessen Wille zur Gerechtigkeit außer Zweifel steht, plötzlich so umstimmen und zu der grausamen Gewaltmaßregel veranlassen konnte. Was war geschehen?

Ein nichtsnutziges Pamphlet war erschienen, *Histoire des amours du Palais-Royal* betitelt, das mit einem Schlag alle noch so heiligen Versicherungen Buffys, niemals Etwas gegen die Person des Königs und der königlichen Familie geschrieben zu haben, über den Haufen warf. Denn das Machtwort war kaum bekannt, als auch schon Buffy als dessen Autor denunziert wurde. Und der empörte König zeigt sich nun unerbittlich. Er hatte auch die ganze Oeffentliche Meinung auf seiner Seite. Alles war überzeugt und hielt Buffy für den Uebelthäter. Nur Wenige waren scharfsichtig genug, um den Abstand zwischen dem Roman Buffys und der anonymen Schmähschrift zu erkennen. Zu ihnen gehörte Bayle. „Bewundern wir,“ schrieb er, „bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Dummheit des Publikums, daß von einer vorgefaßten Meinung durch keine Gründe, nicht einmal durch den Augenschein abzubringen ist.“ So charakterisirt schon Bayle das Publikum. Da war nur zu begreif-

lich, daß Bussy in seinem Unglück kaum bei den nächsten Freunden Theilnahme fand. Er hatte die Schwächen seiner lieben Standesgenossen gar zu wenig geschont. Alle hatten eine Hölleangst vor ihm gehabt. Jetzt war er unschädlich gemacht: und sie athmeten auf. Sie machten nun witzige Epigramme auf ihn. Die alte Geschichte vom Felsfußtritt.

Volle dreizehn Monat blieb Bussy eingekerkert; er ist auch nachher nie wieder in die Gunst gekommen. „Endlich, am sechsten September (1666), reiste ich von Paris ab und kam am zehnten in Bussy an. Ich ließ sieben oder acht Künstler verschiedener Art kommen, um mein Haus zu verschönern. Das war mein größtes Vergnügen in der Einsamkeit; denn ich muß gestehen, daß ich für nichts weniger Sinn habe als für die Jagd.“ In diesem schönen Salonismus steckt echte Kraft. Bussy ließ sein Schloß so bauen, wie es heute noch zu sehen ist und besonders durch seine Innenausstattung (mit französischer und italienischer Kunst) die Bewunderung des Reisenden erregt.

Diese Geschichte, wie jede andere, hat eine Moral. Sie legt uns vor Allem die Frage vor, ob wohl der allmächtige Louis einen Richter gefunden hätte, der sich dazu hergab, den Grafen in die Bastille zu schicken. Der große König ließ es nicht darauf ankommen. Er hatte es nicht nöthig.

München.

Dr. Benno Rüttenauer.



Roger comte de Bussy-Rabutin, né dans le Nivernais en 1618. Il écrivit avec pureté. On connaît ses malheurs et ses ouvrages. Ses „Amours des Gaules“ passent pour un ouvrage médiocre, dans lequel il n'imita Pétron que de fort loin. La manie des Français a été longtemps de croire que toute l'Europe devait s'occuper de leurs intrigues galantes. Vingt courtisans ont écrit l'histoire de leurs amours, à peine lue des femmes de chambre de leurs maîtresses. Mort à Autun en 1693.

Marie de Rabutin, femme du marquis de Sévigné, née en 1626. Ses lettres, remplies d'anecdotes, écrites avec liberté et d'un style qui peint et anime tout, sont la meilleure critique des lettres étudiées où l'on cherche l'esprit, et encore plus de ces lettres supposées dans lesquelles on veut imiter le style épistolaire, en étalant de faux sentiments et de fausses aventures à des correspondants imaginaires. C'est dommage qu'elle manque absolument de goût, qu'elle ne sache pas rendre justice à Racine, qu'elle égale l'oraison funèbre de Turenne prononcée par Mascaron au grand chef-d'œuvre de Fléchier. Morte en 1696.

Tous les genres de science et de littérature ont été épuisés dans ce siècle; et tant d'écrivains ont étendu les lumières de l'esprit humain, que ceux, qui en l'autre temps auraient passé pour des prodiges, ont été confondu dans la foule. Leur gloire est peu de chose, à cause de leur nombre, et la gloire du siècle en est plus grand.

Voltaire: Le siècle de Louis XIV.



Die Schauspielerin. *)

Es war am Tage nach diesem Abend, als Hermann Lohé den Entschluß faßte, sich von seiner Frau zu trennen. Noch am Abend selbst hatte er nicht daran gedacht. Da hatte sie die neue große Rolle gespielt. Das Stück war zu Ende, aber der Vorhang mußte oft wieder aufgehen. Er flog in die Höhe, als hätte die Begeisterung, die wie ein froher Sturm durch den Saal sauste, ihn emporgehoben. Immer wollte er wieder herabfallen, aber immer wurde er von dem wehenden Athem des Beifalls gleichsam wieder emporgeblasen. Hermann Lohé stand im Parquet und schaute, wie seine Frau heraustrat, um sich zu verneigen. Er empfand einen Schimmer von Hoffnung. Diese schäumende Welle von Erfolg raffte so viel Bestimmtheit mit sich hinweg; und der Ausblick auf seine Frau schien ihm plötzlich wieder frei. Er war auch selber noch benommen von Dem, was sie jetzt da oben gespielt hatte. Dieses letzte Ausschreien von ihr, als sie sich dem Manne an die Brust warf, der in dem Stück ihr Geliebter war, dieses schluchzende Umschlagen ihrer Stimme hatte ihn, wie Alle, ergriffen. Und jener merkwürdig kindlichen Geberde der Gütlichkeit, mit der sie zum Nacken des Mannes hinaufslangte, schüchtern und doch Besitz ergreifend und unaussprechlich anmuthig, hatte er sich näher gefühlt als die Anderen. Diese Geberde sah er, wie etwas Unbekanntes, Neues und zugleich wie Etwas, das doch sein Eigenthum war. Er hoffte, diese von Beifall erschütterte Minute werde auch in ihr Manches lösen und aufschließen. Aufmerksam und angestrengt sah er zu Elisabeth hinauf, wie sie vor den Vorhang trat, leuchtend und trunken in all der Kraft, die jetzt noch in ihr fortschwang. Ihr kleiner, fester Körper federnd gestrafft, ihr frisches, rundes Gesicht unter der leichten Schminke erblässhend und nur am Rinn von jähher Röthe überhaucht und ihre grauen Augen jetzt hellblau glänzend und wie entrückt ins Licht gehoben. Alle seine künstlerischen Instinkte verehrten sie in diesem Augenblick. Dann kam sie wieder und wieder und er sah, wie ihre Erregung sich entspannte, wie das Hochgefühl von ihr wich, die Trunkenheit von ihr abfiel. Er merkte, daß sie ihre Schritte eiltiger nahm, daß sie weg wollte von der Rampe und ungeduldig war, sich durch das Rufen der Menge aufgehalten zu sehen. Daß ihr Gesicht wieder still wurde, verschlossen und mürrisch, merkte er; und seine Hoffnung verzagte. Das war wieder die Elisabeth von zu Haus.

*) Herr Felix Salten, der in dem Einaktercyclus „Vom anderen Ufer“ gezeigt hat, daß von seiner Verbe das Theater noch viel erwarten darf (das Theater, das hungernde, vielleicht noch mehr als das Drama), ist auch einer unserer guten Erzähler. Noch merkt man ein Bißchen zu oft, daß er das Beste gelesen und rezipirt hat. Doch diese literarische Kultur müssen wir an so vielen Deutschen (auch der stärksten) vermissen, daß wir uns fast freuen, sie hier bei Einem zu finden, der die glitzernde Last, ohne zu erlahmen, zu tragen vermag. Und schon wird auch eine Persönlichkeit sichtbar. „Herr Wenzel auf Rehsberg und sein Knecht Kaspar Dindl“: eine gute Novelle. Der Band „Künstlerfrauen“ (der bei Georg Müller in München erscheint und der die hier gedruckte Satire bringt) giebt etwas leichtere Waare; in allerliebster Verpackung. Daudets Femmes d'artistes, in denen der Dichter der Sapho erkennbar ist, sind nicht erreicht (der wiener Ungar wollte auch Anderes); aber das Buch des Jüngeren lieft sich sehr angenehm und kann den Psychologen laben. Ein Erzähler für gebildete Leute. Den konnten wir brauchen.

Dennoch lief er nach der Bühnenspforte, um sie zu erwarten. Auf dem Weg dahin sagte er sich, daß sie ja verlangt habe, er solle gleich nach Hause gehen und dem Dienstmädchen wegen des Nachtessens Bescheid sagen. Er fürchtete eine Sekunde, sie werde zornig sein, weil er Das nicht gethan habe. Aber dann wies er diesen Einfall ab. Jetzt mußte er sie haben, jetzt gleich. So, wie sie aus dieser kleinen Thür hier trat, durchwärmt von der Arbeit und vom Triumph des Abends. Mußte für sich, für sie Beide nützen, was jetzt noch, auf dem Heimweg, in ihr verglühte; irgendein Gefühl daran entzünden, das sie ganz zusammenbrächte. Von hier bis in die Wohnung: Das war ein richtiger Uebergang. Man konnte gestärkt zu Haus anlangen und viele trübe Stimmungen, die da in den Zimmern hausten, damit vertreiben . . . Er stand mitten unter der Schaar der Enthusiasten, die, wie er, auf Elisabeth warteten. Studenten, Schauspielschülerinnen, Ladenmädchen und Gymnasiasten. Viele erkannten ihn und schauten ihn mit jungen, freudigen Augen an. Er hörte seinen Namen flüstern. „Die weiße Grotte“, sagte Einer dicht neben ihm, Hermann Vohes neuer Roman hieß so. Ein blasser, junger Mensch warf ihm einen dunkel bohrenden Blick zu. Feindsälig beinahe. Zwei junge Mädchen sahen himmelnd zu ihm auf. Er fühlte sich von Achtung, Neugier, Eifersucht und Staunen umgeben.

Elisabeth kam herausgehuscht, verhummt, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, hielt den Mantel mit beiden Händen zusammen. Ihre feine Nase stach streng aus den herabfallenden Spitzen und Bändern hervor. Hermann half ihr durch das zubrängende Getümmel in den Wagen. Als die Pferde anzogen, schrien die jungen Leute „Hoch!“ und warfen Blumen herein. Elisabeth sagte sofort: „Was machst Du denn hier? . . . Ich hab' Dir doch gesagt, Du sollst direkt nach Hause gehen.“ Hermann griff nach ihrer Hand: „Elisabeth, ich mußte Dich früher sehen, Dir sagen: Kind, es war das Schönste, was Du je gegeben hast.“ Sie ärgerte sich: „Jetzt wird das Mädchen wieder nicht wissen, wann ich komme, jetzt wird der Tisch nicht gedeckt sein . . .“ Er wiederholte den Anlauf: „Geliebte, dieser letzte Akt, Das war was . . . Also . . . ich bin jetzt noch so tief ergriffen . . . ich . . .“ Elisabeth seufzte: „Und die Schnitzel werden nicht eingelegt sein und ich werde wieder warten müssen, bis mir übel wird. Nichts kann man von Dir haben, — nichts.“ Hermann seufzte auch und schwieg.

Während des Essens machte er noch einen Versuch. Aber sie schnitt ihm das Wort ab und wollte wissen, ob er beim Zimmerpußer gewesen sei. Nein, er war nicht dort gewesen. Warum denn nicht, wollte sie wissen. „Es liegt doch am Weg, Du hättest doch nur eine Sekunde dazu gebraucht und ich habe Dir doch gesagt, Du sollst nicht vergessen.“ Er war einfach fertig und zitterte vor Enttäuschung und Zorn: „Ich hab' gearbeitet, verstehst Du; es blieb mir dann keine Zeit; ich wäre zu spät ins Theater gekommen.“ Sie jammerte: „Jetzt kann der Fußboden morgen früh wieder nicht gewischt werden! Nichts kann man von Dir haben.“ Er schrie sie an: „Ich hab' gearbeitet . . .“ Nachdem abgeräumt war, klingelte sie nochmals dem Mädchen, ließ sich das Wirthschaftsbuch geben, setzte eine Brille auf, denn sie war kurzsichtig, und begann zu rechnen: „Ein Kilo Butter . . . ja, stimmt; zwei Hühner . . . na, hören Sie, die sind aber theuer . . . Was? Schon wieder Zucker? Ja, um Gottes willen, wo kommt denn der Zucker hin?“ Es machte ihn ill. Diese Brille erbitterte ihn jedesmal und dieses Versinken in Butter, Hühner, Zucker brachte ihn außer sich. Er stieß seinen Sessel zurück, sprang auf, rannte

Hinaus und warf die Thür hinter sich zu, daß die Wände bebten. In seinem Zimmer schaute er mit wilden Blicken umher. Der Tonfall, dieser verärgerte Tonfall, mit dem sie gesagt hatte: „Um Gottes willen, wo kommt denn der Zuder hin?“ grub sich in sein Ohr. Er nahm einen Wasserkrug, der da stand, schmetterte ihn zu Boden und brüllte nachäffend: „Wo kommt denn der Zuder hin?“

Am anderen Morgen hörte er das kreischende Schürfen der über den Fußboden getriebenen Bürsten in den Halbschlaf hinein. Der Zimmerpußer war da. Elisabeth hatte das Haar mit einem über der Stirn geknüpften blauen Tuch eingebunden, hatte eine verwaschene Satinblouse an, die ihr lose an den Hüften herabhäng, und trug einen zerشلiffenen, schwarzen Unterrock. Sie werkte im ganzen Haus umher. Verbissen leidete sich Hermann an, sah diesem Tag entgegen wie einem neuen, quälenden Ungemach, das näher und näher kam; und er revoltirte. Es packte ihn plötzlich und er fuhr auf Elisabeth los: „So geht es nicht weiter... Hörst Du? . . . So können wir Zwei nicht mit einander leben... Hörst Du? . . . Ich halte Das nicht aus. Ich nicht!“ Sie stand vor ihm und blickte mit ihren grauen Augen und mit ihrem gesunden, vom Wirthschaften erhitzten Gesicht zu ihm auf. „Was willst Du denn?“ Er nahm sich zusammen und sagte entschieden: „Was ich will? Daß ich mit Dir nicht leben kann, daß ich mich von Dir scheiden lasse: Das will ich. Und jetzt weißt Du.“ Ihre Augen wurden stählern blau; ihr Mund öffnete sich ein Wenig. Hermann dachte blitzschnell an die merkwürdige Geberde der Bärlichkeit, die er gestern an ihr gesehen. Wenn sie jetzt damit zu seinem Nacken herauslangen würde, dann war Alles gut. Sie blinzelte. „Berrückt!“ sagte sie leise. Er lief davon; und die Thür krachte wieder hinter ihm ins Schloß, daß die Wände bebten.

Durch die nächsten Straßen rannte er, durch den Park, um den Teich herum; und dann warf er sich auf eine Bank. Das dauerte nun drei, vier, fünf Jahre so. Er dankte dafür. Dabei gingen seine Nerven zu Grunde, dabei ging sein Talent kaput, sein Arbeiten und seine Lebensfreude. Er dankte dafür. Das hatte er sich anders gedacht, damals in der einsamen Alpenwirthschaft, als er die Bekanntschaft der berühmten Hofschauspielerin machte. Das war hübsch gewesen. Er nach dem ersten Nummel, den seine Bücher erregt hatten, sie nach einem Winter voll großer Erfolge. Ihm gefiel es, daß sie da oben aussah wie ein Bauernmädchen. Und sie fand es nett, daß er so gar nicht einem „Doktor“ gleich. Wie toll waren sie gewesen, hatten sich in den acht Wochen in einander verliebt, gleich verlobt und da draußen noch geheirathet. Das Aussehen dann in der Stadt! Na, er hatte ja wegen seiner ledigen Schriften Feinde genug. Und jetzt kamen noch so viele Meider dazu, weil er die berühmte Elisabeth Grädner zur Frau hatte. Was da die Zeitungen Alles schrieben!

Der König war sehr freundlich gewesen, hatte Elisabeth die Ehebewilligung nachträglich ertheilt, sie beglückwünscht und ihr, gewissermaßen als Hochzeitgeschenk die Medaille für Kunst verliehen. Hermann erinnerte sich, wie der Intendant kommen war, um ihr die Auszeichnung persönlich zu überbringen. Elisabeth u gerade damit beschäftigt, die Thürklinken und Fensterriegel zu putzen. Wie he trug sie das Haar damals eingebunden, hatte auch so eine unrettbare Blouse. Wenn er es bedachte: einen Monat nach ihrer Verheirathung! Der Intendant h. gelacht und die Situation reizend gefunden. Elisabeth war ganz unbefangen

blieben. Dann mußte sie zum König in die Audienz gehen. Hermann Vohe hatte später erfahren, daß der König gesagt habe: „Der Name Ihres Mannes ist mir schon bekannt. Er soll ja sehr freie Sachen schreiben, wie ich höre.“ Elisabeth aber war damals nach Hause gekommen und hatte erzählt: „Der König hat mich gefragt, warum Du solche Schweinereien schreibst.“

Hermann Vohe dachte daran, mit welchen Erwartungen er ihr den ersten Roman zu lesen gab, den er seit seiner Heirath vollendet hatte. Sie sagte nur: „Du, Das ist falsch, was Du vom schwebenden Flug der Schwalben schreibst. Die schweben ja gar nicht; die haben's immer zu eilig dazu. Die schleudern sich ja oder sie schießen durch die Luft; sie rennen.“ Er sah es ein. Aber sie machte aus diesem Fehler einen Querbalken, mit dem sie die Zugänge zu einer Unterhaltung über das Buch verrammelte. Sie behandelte diesen Fehler wie eine kleine Explosionspatrone, mit der man einen Steinblock in Stücke sprengt. Das ganze Werk flog in Splitter, stäubte auseinander. Hermann gab ihr nichts mehr von seinen Arbeiten zu lesen. Sie verlangte auch nicht danach. Und wenn dann wieder er sich ihrer Kunst nähern wollte, hielt sie ihn mit Scheuerlappen, Staubbesen, mit zer-schliffenen Unterröcken, Kopfstüchern, Brille und Wirthschaftsbüchern davon ab. Er hatte sich oft gefragt, wo denn ihre Kunst eigentlich sei, hatte sie angeschaut, wenn sie in dem Haus herumfegte, einer Magd gleich oder einer Kleinbürgerfrau, und sich gefragt, ob sie denn wirklich eine Ahnung von Kunst haben könne.

Er selbst liebte, in rauschenden Worten von Kunst zu sprechen. Er wollte, auch wenn er nicht am Schreibtisch saß, tönen lassen, was in ihm nach Klang und Ausdruck beehrte. Er wurde so fröhlich, wenn er es that, und so mutbig, und so schön gerührt dazu. Mit ihr konnte er Das nicht. Und jetzt war er dran, seine Fröhlichkeit wie seinen Muth zu verlieren. Er wurde wieder zornig. Hatte sie ihm nicht auch seine Freunde vertrieben? Einmal, abends, als es gemüthlich werden wollte, mußten Alle fortgehen, weil Elisabeth gerade heraus gesagt hatte, jetzt sei's genug, sie lasse sich die Wohnung nicht mit Rauch verfläntern. Einmal wieder hatte sie seinen Freund Rudolf fortgeschickt, weil er den Schnupfen hatte, und ihn noch beleidigt, indem sie ihm erklärte, mit so einer Nase gehe man nicht herum die Leute anstecken. Einmal wieder, als ein berühmter Gast ihn besucht hatte, war Elisabeth ins Zimmer gekommen, um zu sagen: „Entschuldigen Sie, aber mein Mann muß jetzt zu Tisch; das Essen wird kalt.“ Fünfzig, hundert solche Begebenheiten fielen ihm ein. Mußte er nicht jedesmal zittern, wenn irgendwer zu ihm ins Haus kam? War Das ein Leben? Und sein Groll entsachte sich mehr und mehr. Der Gatte einer gefeierten Schauspielerin sein, eine Künstler Ehe führen, als ein berühmtes Paar mit einander leben: er wußte jetzt, wie Das in Wahrheit aussah. Und er dankte dafür.

Er lief zu einem Advokaten und setzte ihm auseinander, daß es so nicht weitergehe; daß er ein Ende machen wolle. Der Advokat hörte ihn lächelnd an, überlegte zunächst eine Weile und sagte dann: „Es ist möglich, daß Ihre Frau so ist, wie Sie mir sie schildern. Die ganze Stadt aber sieht sie anders. Als ein liebreizendes, wundervolles, göttiges Geschöpf, als einen Engel, wissen Sie. Nicht wahr? Nun also. Sie dagegen gelten doch mehr für einen wilden Mann. Wenn's zur Scheidung kommt: bedenken Sie das Riesenaufsehen. Es ist klar, daß alle Sympathien bei Ihrer Frau sein werden. Bismlich leidenschaftlich sogar. Na,

sehen Sie! Dann sind Sie es, der unseren Liebling unglücklich gemacht hat. Ich glaube nicht, daß Ihre Position als Schriftsteller stark genug ist, um Das auszuhalten. Reinesfalls könnten Sie hier in der Stadt bleiben. Das wäre wirklich unmöglich.“ Hermann Lohé entgegnete heftig, die Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil könne ihn jetzt nicht beeinflussen. Sein Leben werde in dieser Ehe zerstört. „Na, und nachher,“ meinte der Advokat, „wird es auch zerstört sein. Denn überall wird Ihnen Das nachhängen, daß Sie der Mann der herrlichen Grädnier waren und daß Sie sie unglücklich gemacht haben. Und wenn Sie selbst laut Alles sagen wollten, was Sie Ihrer Frau vorwerfen: glauben Sie nur ja nicht, daß Sie damit gegen das ideale Bild antommen, das sich die Oeffentlichkeit von der Elisabeth Grädnier gemacht hat.“ Hermann Lohé wußte nicht viel zu antworten. Und der Advokat entließ ihn mit dem Schluß: „Ueberlegen Sie die Sache. Wir können ja noch darüber reden.“

Tage vergingen. Hermann Lohé ging umher und dachte: „Jetzt sitze ich in dieser Ehe eingekerkelt. Elisabeth ist eben die Stärkere. In ihrer Beliebtheit ist meine Arbeit, mein Ruf, mein ganzes Leben versangen wie in einem Netz.“ Er faßte Entschlüsse: „Gut. Wir werden beisammen bleiben. Aber Jedes geht seinen Weg für sich. Sie rechts und ich links.“ Er that sich leid und wurde gerührt. Seit er ihr gesagt hatte, er wolle sich scheiden lassen, sprach er kein Wort mehr mit ihr. Sie schien es nicht zu merken. Aber sie rebete ihn auch nicht an. Dennoch wartete er darauf; und litt, weil sie es nicht that.

Wochen vergingen, voll Unschlüssigkeit und Schwankungen. Wieder spielte Elisabeth eine neue Rolle. Und wieder war Hermann im Theater, stand im Parquet, hörte den Beifall, der wie ein Wolkenbruch auf Elisabeth niederging, sah, wie sie vortrat, die Schultern neigte und sich überschütten ließ. Dabei bebte er vor Aufregung, denn sie hatte Alles gegeben, wonach er in diesen langen Wochen schmachtete. Demuth und Buneigung und Abbitte und Verstehen und Antheilnahme. Den ganzen Zwist, der ihr Leben störte, der sie Beide von einander trennte, fand er wunderbar emporgehoben und mit unsäglicher Zartheit, mit formender Kraft dargestellt, in Kunst verwandelt. Was ihm vorgeschwebt hatte, daß sie es empfinden müsse: Das empfand sie dort oben auf der Bühne, spielte es, lebte es; aber Spiel und Leben so tief in einander verschränkt, daß er manchmal von einem Tiefklang ihrer Stimme, von einem Beben ihrer Hände wie von einer an ihn persönlich gerichteten Botschaft berührt wurde. Und ehe er noch davon erschüttert sein konnte, entschwebte alles Persönliche wieder höher, ferner und ergriff ihn auf andere, mildere und bessere Art.

Er eilte geradeaus vom Theater nach Haus, verschloß sich in sein Zimmer und ließ sie bei Tisch allein. Diesmal wollte er sich den Abend nicht verderben, indem er vielleicht wieder mit ihr zu reden versuchte. Er wußte jetzt, daß sie sich in ihrem Gemüth irgendwie mit ihm beschäftigte. Das war ihm einstweilen genug. Am anderen Morgen ging er früh aus. Bzinahe verstoßen. Er spazirte durch die Straßen, blieb an den Schaufenstern stehen und fand eins, darin lauter Bilder von Elisabeth hingen. Die Leute drängten sich, um die Photographien zu sehen. Auch Hermann betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Er sah in dreißig, vierzig Varianten dieses runde, frische Gesicht, lächelnd, mit einem süßen Lächeln; er sah es ernst, mit träumerisch verhängten Blicken, er sah es mit jenem entschlossenem

Ausdruck, in dem so viel Berbe lag, und er sah es schmerzlich verzogen, ganz von Seele übergossen, die hellen Augen stählern schimmernd. Er sah die Leute an, die den Duft dieses Gesichtes einschlürften und ihn mit in ihren Alltag nahmen. Er sah Leute auf ihren Geschäftsgängen innehalten, herantreten und den Baurer dieses Antlitzes mit aufgehellten Mienen genießen. Er ging weiter: und überall war sie zu sehen. Elisabeth Grädner-Lohe. Von allen Seiten rief der Name. Auf Schritt und Tritt winkten ihre Bilder, winkten ihre Augen, ihre Lippen, ihr Lächeln, grüßten und glänzten wie aus einem anderen Bereich in das Wühlen und Treiben der Straßen. Auf einmal war ihm die ganze Stadt erfüllt und erleuchtet von ihrem Wesen. Es strömte fühlbar dahin. Jeder fing einen Hauch davon ein. Jeder empfand es. Hermann ging heimwärts.

Als er die Wohnung betrat, sah er sie in der Küche wirthschaften. Die kleine, feste Gestalt, von der farblosen Blouse umhangen, stand sie über eine Pflanze gebeugt, ernst und fleißig, und glich einer Magd. Sie schaute gar nicht auf; und Hermann erreichte sein Zimmer. Er staunte. Sein Begehren nach Aussprache, nach Theilnahme, nach Schwärmerei und Behagen, dieses Begehren, das so lange vergebens hinter ihr hergelaufen war, sehnsüchtig, ungeduldig, verwaist, dann gekürrt, verbittert und wüthend, schwieg jetzt. Er kam sich schwach vor. Und empfand plötzlich, wie in ihm eine ungelante Ehrerbietung schwell vor der Frau da draußen, die mit triebhafter Sicherheit ihre Kräfte beisammenhielt, die den Mund nicht aufthat, um über ihre Kunst zu sprechen, und die alle Menschen von sich abhielt, um allein zu sein mit sich. Nicht ein Schnörkel, nicht eine einzige geträufelte, gezierte Linie war in ihrem Wesen. Nicht eine Spur von all dem Tand, der ihrem Beruf so leicht anhaftet, um ihn zu schmücken, kam ihr nah. Sie gab sich her, wenn sie da oben stand, auf der Bühne; und was konnte sie nicht Alles geben aus ihrer unverbrauchten Fülle! Dann aber tauchte sie wieder schnell in die Gewöhnlichkeit, ließ sich nicht belauern, nichts abfordern, warf sich mit Vier auf einfache Verrichtungen, auf schlichte, gegenständlich greifbare Arbeit, hing sich ans Leben, dort, wo es mechanisch, handlich und im Nächsten zweckhaft war. Er kam sich schwach vor.

Elisabeth stand in der Thür. Sie hielt eine große Schüssel im Arm, gegen die Hüfte gestützt, und trieb mit einem Kochlöffel feinen, goldgelben Teig ab. „Könntest Du nicht zum Hafner gehen?“ fragte sie, unaufhörlich dabei den Teig schlagend. „Die Röhre ist schlecht; er soll gleich einmal kommen, sonst kann ich den Strudel nicht baden.“

Hermann nahm rasch seinen Hut. „Natürlich“, sagte er sanft, „ich gehe schon.“ So sprachen sie also wieder mit einander. Und es fiel ihm nicht ein, von ihrem gestrigen Spiel oder von ihrem Erfolg oder von sich zu reden. Als er jedoch in der Thür an ihr vorbei mußte, umschlang er sie plötzlich, mit herbem Zugreifen, wie eine Magd, und küßte sie schnell. Sie stieß ihn von sich. Aber sie lachte bößlich und gewonnen hinter ihm drein.

Wien.

Felix Salten.



Eisenbahnpolitik.

Ein Menschenalter ist seit der Aera der Eisenbahngründungen vergangen. Vor fünfzig Jahren setzte die Spekulation ihre Hoffnungen auf das neue Verkehrsmittel. Die Welt sollte es umspannen; und die Phantasie der Unternehmer eilte dem gemessenen Schritt der Techniker weit voran. Ein Glück war's, daß das Privatkapital in kühnem Vorwärtsdrängen alle Bedenken über den Haufen warf; wäre es nach der ängstlichen Bedächtigkeit der Staatenlenker gegangen, dann hätte das kontinentale Europa nicht so früh ein engmaschiges Eisenbahnnetz bekommen. Die Regierenden ließen den privaten Unternehmern den Vortritt und warteten auf die sichere Beute. Im Deutschen Reich begann am Anfang der siebziger Jahre die Verstaatlichung der Eisenbahnen; jetzt giebt es, außer den ins letzte Jahr ihres privaten Daseins gelangten Pfälzischen Eisenbahnen, nur noch wenige private Nebenbahnen. Die staatliche Monopolisirung des wichtigsten Verkehrsmittels hat in Deutschland raschere Fortschritte gemacht als in irgendeinem anderen Lande. Der materielle Erfolg war freilich nicht überall gleich. Während die preußischen Staatseisenbahnen ihr Kapital mit $7\frac{1}{2}$ Prozent verzinsen, haben Bayern und Sachsen eine Eisenbahnrente von weniger als 3 Prozent. Der preußische Finanzminister ist in der angenehmen Lage, die Gläubiger des Staates auf das werthvolle Aktivum der Staatsbahnen hinweisen zu können, deren Rentabilität für die Aufnahme neuer Anleihen noch einen weiten Spielraum läßt. Und die preußische Anleihenpolitik ist eng mit der Eisenbahnwirthschaft verknüpft. „Daß ein Staat Schulden macht, ist so lange unbedenklich, wie es dazu dient, Eisenbahnen zu bauen oder zu erwerben.“ Dieser Satz ist durch die preußischen Verhältnisse bestätigt worden. Auch Bayern hat zum größten Theil Eisenbahnanleihen aufgenommen; aber das Ergebnis seiner Eisenbahnpolitik kann sich nicht mit dem Preußens messen. Die Rente der Bahnen verschlechtert sich von Jahr zu Jahr und die für die Anleihen aufzubringenden Zinsen erhöhen sich mit den allgemeinen Gelbsätzen. Die langsame Entwicklung der Industrie und der geringe Kohlenvorrath haben die Ergiebigkeit der bayerischen Staatsbahnen gehemmt. Daß, unter der suggestiven Wirkung partikularistischer Ideen, der Eintritt in die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft abgelehnt wurde, bedauert heute wohl Mancher. Der Ausbau der Wasserkräfte und die dadurch ermöglichte Elektrifizirung der Staatsbahnen könnte Bayerns Eisenbahnpolitik einen europäischen Ruhm bringen. Die von der Verwendung der Elektrizität zu erwartende Verbilligung des Betriebes würde die Verzinsung des Eisenbahnkapitals erhöhen; und Bayern könnte dann vielleicht einmal mit Preußen auf der Basis der Gleichwerthigkeit unterhandeln. Die Möglichkeit, daß die Bundesbahnen zu Reichseisenbahnen werden, ist nicht ausgeschlossen: und dann macht natürlich der Staat das beste Geschäft, der die höchstrentirenden Eisenbahnen zu vergeben hat. Mit der Vereinheitlichung des Eisenbahnbetriebes würde sich die Konzentrirung der Anleihe schulden verbinden. Die Gläubiger der Bundesstaaten hätten sich, dann an das Reich zu halten und die deutsche Anleihewirthschaft würde der anderer Großmächte ähnlich. Vielleicht pachten dann wieder Privatunternehmer die Eisenbahnen.

Während bei uns das Privatkapital im Eisenbahnwesen kaum noch Bedeutung hat, steht es im Ausland mitten im Kampf um seine Rechte. Draußen macht die Verstaatlichung langsame Fortschritte. Oesterreich hat erst in den letzte

Jahren mit der Uebernahme der Privatbahnen begonnen und ist jetzt der Staatseisenbahngesellschaft, der Nordwestbahn und der Südnorddeutschen Verbindungsbahn an den eisernen Leib gegangen. Der Unterschied nationaler und privater Wirtschaftsauffassung ist auch hier fühlbar. Der private Unternehmer denkt öfter an die Höhe seiner Rente als an die Betriebsbedürfnisse. Dadurch leidet die Sicherheit und Exaktheit des Dienstes; die Oesterreicher wissen davon ein Lied zu singen. Daß trotz der Verwendung eines oft vorstintfluthlichen Schienenmaterials auf völlig unzureichender Bettung und bei nur eingleisigem Betrieb auf überlasteten Strecken nicht noch mehr Unglücksfälle vorgekommen sind, hat man wohl nur der Thatsache zu danken, daß der österreichische Landsturm noch immer langsam marschirt. Aber der Fiskus zeigt geringes Verständniß für die erfolgreichen Grundsätze der Privatunternehmer und fordert energisch die Durchführung unterlassener „Investitionen“. Die Nordwestbahn, zum Beispiel, wurde durch den Spruch des Verwaltungsgerichtshofes zum Bau eines zweiten Gleises verurtheilt. Die Kosten muß die Gesellschaft tragen; der Staat will, auch wenn er die Bahn vor der Fertigstellung des neuen Gleises übernimmt, von dieser Ausgabe frei bleiben. Die Bahn soll möglichst billig erworben und dennoch der Anspruch der Aktionäre befriedigt werden. Doch Oesterreich ist das Land der „Formeln“; dort findet man stets einen Ausgleich, der einem harten Geschick die ärgste Bitterniß nimmt. Die staatliche Ueberlegenheit verführt ja leicht zu dem Versuch, dem privaten Kapital Gewalt anzuthun. (Dabei braucht man noch nicht an einen so argen Fall wie den der Transvaalbahn zu denken.) Unter unerfreulichen Begleiterscheinungen vollzieht sich die Eisenbahnverstaatlichung in der Schweiz. Die Behandlung der mächtigen Aktionäre der Jura-Simplonbahn, der Nordostbahn und der Centralbahn forderte die Kritik dreist heraus; die Bundesregierung ließ die Billigkeit, die sie dem im Schweizerland arbeitenden fremden Kapital schuldet, vermessen. Deutsche Aktionäre haben darunter eben so zu leiden gehabt wie Oesterreicher, Franzosen und Italiener. Seltsam, daß gerade die Schweiz, deren wirtschaftliche Entwicklung auf den Zustrom ausländischen Geldes angewiesen ist, sich zu so brüskem Vorgehen entschloß. Bei der Aktion zur Verstaatlichung der Gotthardbahn sieht es nicht viel besser aus als bei den früheren Aktionen; nur wird das deutsche Kapital davon weniger berührt.

Die privaten Unternehmer müssen schließlich doch immer der Gewalt weichen. Zuerst gab ihnen der Staat die Konzession zum Eisenbahnbau, weil er selbst das Risiko nicht tragen wollte; nachher heißt: „Oto-toi, quo je m'y mette!“ Der Eisenbahnaktionär ist, wenn man eine Skala der Selbständigkeit aufstellt, der unfreiste; wenn er nicht etwa einer so starken Majorität sicher ist wie das Haus Rothschild in Oesterreich und Frankreich. Das kümmert den Spekulanten nicht; wer aber zu dauerndem Besitz Eisenbahnaktien erworben hat, muß bluten, wenn das private Kapital durch den Fiskus abgelöst wird. Auch die Börse leidet dann unter der Verringerung der Eisenbahnwerthpapiere. Die österreichischen Staatsbahnaktien, die an der Börse, ihrer Abstammung wegen, Franzosen heißen, gehören zu den wichtigen Spielpapieren. Das Selbe gilt von der Südbahnaktie (Lombarden). Nach und nach werden diese Papiere verschwinden; wird dann Ersatz zu finden sein? Ob sich taugliche Nachfolger finden, ist auch hier zweifelhaft. Jede mögliche Veränderung in der Kontrolle der Eisenbahnen wirkt auf die Effektenmärkte. Das hat man besonders an den Entwicklungsstadien der amerikanischen Eisenbahnen gesehen.

Eine völlige Verstaatlichung der großen Bahnsysteme ist drüben fürs Erste nicht zu erwarten. Die Kapitalisierung der Bahnen, die den Betrag von fast 17 Milliarden Dollars erreicht hat, beruht auf einer Verschmelzung verschiedener Faktoren des Wirthschaftlebens; wer die Eisenbahnen verstaatlichen wollte, müßte zugleich in die Sphären der Industrie, der Finanzwelt und der Versicherungsgesellschaften eingreifen. Daß Repräsentantenhaus und Senat die Rücksicht auf Petroleum-, Stahl- und andere Trusts ganz vergessen, ist nicht wahrscheinlich. Man möchte die Eisenbahnen jetzt der Kontrolle eines Reichseisenbahnamtes unterstellen, dessen Kompetenzen weiter als die der zwischenstaatlichen Handelskommission reichen sollen. Daß man nicht mehr erreichen kann, ist die Folge eines durch Inzucht erzeugten Privatkapitalmonopols. Die Steigerung des Betriebskoeffizienten bei den amerikanischen Eisenbahnen ist zum Theil durch die schrankenlosen Kapitalinvestitionen zu erklären, zu denen der Privatbetrieb ja besonders leicht verführen kann, wenn der Trieb zur Agiotage so stark ist wie bei den smarten Leuten in Amerika.

Daß die privatkapitalistische Inzucht auch ganz andere Ergebnisse haben kann, lehrt ein Blick auf Frankreich. Die französischen Privatbahnen sind die bestrentirenden Eisenbahnen der Welt. Eine Konkurrenz mit Staatsbahnen giebt es nicht; das einzige Staatsbahnnetz ist klein und berührt die Linien der Privatbahnen nicht. Bei den sechs französischen Eisenbahngesellschaften (Südbahn, Paris-Orleans, Paris-Lyon-Mittelmeer, Nordbahn, Ostbahn, Westbahn) ist ein über 55½ Prozent hinausgehender Betriebskoeffizient nicht zu finden, während, zum Beispiel, in Preußen das Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen schon seit dem Jahr 1897 nicht mehr auf einem so niedrigen Niveau war; heute sind über 63 Prozent. Die konservative Eisenbahnpolitik Frankreichs soll nun, nach fünfzigjähriger Dauer, aufgegeben und die Verstaatlichung begonnen werden. Bis jetzt hat die Regierung vom Parlament nur die Erlaubniß erwirkt, über den Rücklauf der Westbahn zu verhandeln. Bis zur Verstaatlichung aller Hauptlinien ist der Weg noch weit. Das in den französischen Eisenbahngesellschaften arbeitende Kapital beträgt rund 16 Milliarden Francs. Das ist wenig im Vergleich mit dem Anlagekapital der englischen Eisenbahnen (26 Milliarden Mark.) Dieses Kapital verzinst sich mit kaum 3½ Prozent. Für Frankreich würde die Verstaatlichung eine weitere Immobilisierung des privaten Kapitals bedeuten. Abgesehen von den großen Summen, die in 2½- und 3prozentigen Eisenbahnpapieren angelegt sind, kommen die rund 1200 Millionen Francs nominellen Aktienkapitals in Betracht, denen bei der Umwandlung der Privatgesellschaften in Staatsbetriebe die Zuflucht in dreiprozentige Staatsrente bleibt, wenn sie nicht ins Ausland gehen wollen. Welcher Weg in solcher (noch fernen) Nothlage gewählt würde? Das hinge wohl von politischen Stimmungen ab.

Die neue Phase in der Entwicklung des Eisenbahnwesens, die in Deutschland mit seinem ausgedehnten Staatseisenbahnnetz eben so wie in den Ländern des Privatbetriebes eingetreten ist, muß zu einer Einschränkung der Ausgaben führen, die neuer Steigerung der Betriebskoeffizienten vorbeugt. Die Eisenbahnen sind überall das wichtigste Aktivum der Staaten; und eine gesunde Finanzwirthschaft fordert, daß man diesen Vermögensposten nicht unter den Nullpunkt des Normalwerthes sinken läßt. Die Kosten der Eisenbahnen setzen sich aus Löhnen und Gehältern und aus den Ausgaben für die Betriebsmaterialien zusammen. Auf die erste Koordinate ist schwerer als auf die zweite Einfluß zu gewinnen. Labon.

Berlin, den 1. August 1908.

Prozeß Eulenburg.

II. *)

Judicium.

Ich bin nur ein Gefühlsmensch, der wohl unbeschreiblich lieben, aber kaum hassen kann, dem selbst das Verachten unendlich schwer wird: und Das sind Eigenschaften, die mit einem Charakter nicht in Einklang zu bringen sind! So sehr fühle ich mich Gefühlsmensch, daß ich mich instinktiv Charakteren gegenüber in innere Opposition gedrängt sehe. Auf der Bühne sind Charaktere nothwendig; in der Geschichte machen sie mir Freude; im Verkehr sind sie unbequem ja, unerträglich, (speziell, wenn sie in Norddeutschland zu Hause sind. Philipp zu Eulenburg an Fritz von Farenheit.

In der Allgemeinen Buchhändlerzeitung ist am sechzehnten Juli über die literarische Leistung des Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld ein Artikel erschienen, der zeigt, wie die Männer derber Verlagspraxis über diese Leistung urtheilen. „Von Eulenburgs dichterischer und musikalischer Befähigung ist viel gesprochen worden; aber seine Schöpfungen, von denen die Mehrzahl im Buchhandel erschien, sind den Wenigsten bekannt geworden. Von einem buchhändlerischen Erfolg kann man nicht reden. Die Schuld liegt zweifellos nicht bei den Verlegern (Westermann, Braun & Schneider, Hansstaengl, Deutsche Verlagsanstalt), die als rührig und umsichtig bekannt sind. Die meisten eulenburgischen Werke wenden sich an die Kinderwelt. Einweichlicher

*) S. „Zukunft“ vom 25. Juli 1908.

(um nicht zu sagen: weibischer) Zug, der an die Art der Märchentanten erinnert, geht durch alle diese Erzählungen; trotz ihrem mythologischen Aufpuß und dem großen Aufgebot von Erd- und Luftgeistern, Rittern, Knappen und Reifigen zeigen alle eine Armsäligkeit der Erfindung und Phantasie, die nicht etwa auf eine starke Betonung der ‚Moral der Geschichte‘, sondern auf völlige künstlerische Impotenz zurückzuführen ist. Nicht dichterische Kraft, sondern rein dilettantische Spielerei beherrscht die Dichtungen Eulenburgs, so daß man nicht fehlgehen wird, wenn man den buchhändlerischen Mißerfolg lediglich auf sein Konto schreibt. Wie auch das Urtheil in dem Prozeß ausfallen mag: der Fürst Eulenburg kann der Welt verloren gehen, der Dichter nicht; denn er hat nie existirt.“ Diese Sätze (eines mir Unbekannten) habe ich all in ihrer Nüchternheit citirt, weil mein Urtheil über des Fürsten Poetenleistung zu hart genannt und der Versuch erneut worden ist, das wunderliche Wesen des Mannes aus seiner Künstlerpsyche zu erklären. Er selbst hats gewollt. „Ich war weder Soldat noch Politiker, trotzdem ich im Regiment Garde du Corps gedient und hohe diplomatische Posten erlangt habe; im Grund meines Herzens war ich immer nur Künstler und kann mich heute noch rühmen, der beste Führer durch die Kunstschätze von Rom und Florenz zu sein.“ So (ungefähr) sprach er vor Gericht. Daß er die römische Herrlichkeit, Affizien, Pitti, Bargeo genau kennt, ist nicht zu bestreiten; eher schon die Sicherheit seiner Werthung, an der das Farenheidbuch den Leser zweifeln lehrt, auch wenn die stete Antinouschwärmerei ihn nicht auf schlimme Gedanken bringt. (Ein Beispiel. „Wie konnten Sie nur, mein lieber, theurer Freund, errathen, daß es mein langjähriger Wunsch, ein sehr hoffnungsloser Wunsch, war, diesen Antinouskopf zu besitzen? Diesen Kopf wunderbarsten Zaubers, von einem Liebreiz ohne gleichen, den der zarte, tadellose weiße Marmor mit tausendfachen Reizen schmückt!“ Und Farenheid, der den Gedanken, mit Philipp zu reisen, „traumhaft schön“ nennt, schreibt: „Möge auf uns der ganze Griechenhimmel lächeln und die anmuthigste Göttin ihre schönsten Gaben spenden! Von Herzen umarme ich Sie! Sie haben mich mit einem Sonnenschein von Liebe und Freude überschüttet; mein ganzes Sein schlägt Ihnen voll entgegen im Zusammen tönen unserer wahren und tiefen Lebensakkorde! Wie hat mich Das beglückt was Sie mir, theurer, lieber Freund, über den Antinous sagen! Ein Mystrium sehnsuchtreicher Liebe. Sie lieben ihn so innig, daß er Ihnen reiche Gewährung zollen wird.“) Den Künstler dürfte gewissenhafte Kritik nur gelte lassen, wenn er nie laut gesprochen hätte. Er thats. Ich will noch zwei fast unbekannte Gedichte anführen, die in Starnberg entstanden und, als Geleger

heitpoesie im goethischen Sinn, das Persönlichste aus den Hüllen der Konventionen schälen müßten. Ein Freund Philipps hat sich erschossen: Konstantin von Dziembowski, Hauptmann in der sächsischen Armee. „Ein dunkles, grausames Geschick endet gewaltsam das Leben eines Freundes, den ich unendlich lieb gehabt habe und mit dem ich drei Jahre meines Lebens unzertrennlich verbunden war.“ Der Ueberlebende versucht, den Entwicklungsgang des Freundes zu schildern, und schreibt an Farenheid: „In einigen Tagen ist die Arbeit vollendet. Ich theile Dir daraus ein paar Verse mit; Dir, der Du so namenlose Qualen durch den Verlust Deines Herzenfreundes littest, der dem gleichen dunklen Verhängniß zum Opfer fiel. Du wirst den Gedanken dieser Verse inniger erfassen als Andere! Möchten sie Deinem verwundeten Herzen wohlthun!

Wenn heilige Ströme der Liebe
Im Herzen quellen und gehn,
Was wollen die dunklen Gestalten,
Die an ihrem Ufer stehn?

Sie neigen sich über das Wasser
Und senken tief in die Fluth
Der neidischen Zauberblide
Dämonische Sehnsuchtsgluth.

Sie wachen im schwarzen Gewande
Wie Wächter im Totenhaus
Und breiten wehende Schleier
Still über die Wellen aus.

Doch leise schimmern die Wasser
Tief unter der Schleier Nacht,
Sie schimmern und flimmern und blinken
In süßester Liebesmacht.

Und richten die schwarzen Gestalten
Auch dunkle, grausige Wehr!
Die heiligen Ströme der Liebe,
Sie rauschen ins ewige Meer!“

Die Verse lassen freilich das „dunkle Verhängniß“ ahnen, dem der Freund „zum Opfer fiel“. Ist dieses Gefüge tönender Worte aber Poesie? Ich habe, spricht Goethe, „in meiner Poesie nie affektirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen“. Philipp schreibt: „Die Mittheilung so schmerzlicher Eindrücke ist mir unüberwindlich peinlich. Ich kann diese stilifirte Wiedergabe von Herzenskummer kaum ertragen!“ Stilifirt und versifizirt ihn dann aber con amore schluchzend weiter. Das zweite Gedicht trägt die Widmung:

Seinem lieben, theuren Fritz zugeeignet.

Kennst Du es wohl, das wunderbare Zwingen,
Das gleiche Menschen zu einander führt?
Das weisevoll, geheimnißvolle Klingen,
Wenn unser Herz sich seinen Freund erkürt?

Das ist wie Sehnen tief im Walteschatten
Und wie Verstummen vor der Sterne Licht.
Als wenn aus Abendtönen, gluthensatten,
Ein Flammengruß der ewigen Heimath bricht.

Dem ewig Schönen und dem ewig Guten
Gehören Herzen, die sich treu erkannt —
Denn in uns flammen goldne Sonnengluthen
Aus einem ewig hellen Vaterland!

Die Reime werden gewaltsam herbeigezwungen und auch Etwas wie ein Rhythmus stellt sich ein. Nur kitzelt den Leser das Epigramm Grillparzers (der, Ihr Bruden, von Platens Rehr- und Rückseite gesprochen und Wagner den Lolo Montez des neuen München genannt hat): „Ob Längen sich und Kürzen in rechtem Maße mengen, kann ich entscheiden nicht: für mich find's lauter Längen.“ Und so schreiben sie Alle; in Vers und Prosa. Alle, denen nicht, wie Platen und Wilde, ein Gott gab, in eigenen Lauten ihr Leid auszusprechen. Farenheids Antwort: „Dein Grüßen tönte mir wie wunderbare, mystische Musik herüber und ich empfand ein inniges Zusammenstimmen der Geister. Ich lenkte meinen Lebensnachen zu dem Deinen, der mir entgegen glitt; und begegneten wir auch wohl mancher dunklen Wolke, mancher dunklen Klippe, die drohend vor uns lag, so mußten sie doch schnell dem lichten Himmelsbogen weichen, der seinen heiteren Sonnenglanz bald durch das weite Firmament entgegenstrahlen ließ. So treiben neben einander unsere Lebensnachen. Vor uns das wunderbare Leuchten der Sonnengluthen, das ferne Grüßen jenes Vaterlandes, wo die Sehnsucht getröstet wird und ein heiliger Friede die geängstete und gequälte Brust durchzieht. Du sollst mir für den Rest meines Lebensganges die Lebensblume sein, die ich um so lieber, um so treuer pflegen werde, je inniger und reicher die Vertiefung ist, welche unser Freundschaftsverhältniß in meiner Seele so hoffnungreich entzündet. „Denn in uns flammen goldne Sonnengluthen aus einem ewig hellen Vaterland!“ Ueber diesem Vaterland wölbt sich der Griechenhimmel; es ist das Hellas der klassischen Zeit, das, nach Nießsches Wort, „eine Kultur der Männer“ hatte. „Die erotische Beziehung der Männer zu den Jünglingen war in einem unserem Verständnis unzugänglichen Grade die nothwendige, einzige Voraussetzung aller männlichen Erziehung (ungefähr wie lange Zeit alle höhere Erziehung

der Frauen bei uns erst durch die Liebshaft und Ehe herbeigeführt wurde). Aller Idealismus der Kraft der griechischen Natur warf sich auf jenes Verhältnis; und wahrscheinlich sind junge Leute niemals wieder so aufmerksam, so liebevoll, so durchaus in Hinsicht auf ihr Bestes (virtus) behandelt worden wie im sechsten und fünften Jahrhundert. Je höher dieses Verhältnis genommen wurde, um so tiefer sank der Verkehr mit der Frau. Die Weiber hatten weiter keine Aufgabe, als schöne, machtvolle Leiber hervorzubringen, in denen der Charakter des Vaters möglichst ungebrochen weiterlebte, und damit der überhandnehmenden Nervenüberreizung einer so hochentwickelten Kultur entgegenzuwirken.“ Wollte die Natur einst (daran zu zweifeln, muß erlaubt sein) diesen Gefühlsstand, so will sie ihn heute, unter unserem Himmel, gewiß nicht mehr. Ein Grieche hätte nicht über das „dunkle Verhängniß“ gestöhnt, das ihn zum „gleichen Menschen“ trieb; wäre auch nicht dieses Verhängnisses Opfer geworden. Von den Varietäten des Geschlechtsempfindens wissen wir noch immer nicht viel. Glauben aber, zu wissen, daß in beiden Geschlechtern Bau und Leben des Charakters durch einen Hauptzweck determinirt ist: durch die Pflicht, die Gattung zu fördern. Wo dieses Telos fehlt und, wie in urchristlicher Zeit, ein frommer Wahn das Hindämmern, Hinsterben der müden Menschheit ersehnt, kann Keuschheit das Ideal sein. Wo das Gedeihen der Gattung das höchste Ziel ist, muß die Sexualität als die unter allen Koordinaten wichtigste gelten. Begreift endlich (wenn Ihr nicht taub sein wollt), daß Einer, der von Sexualität spricht, nicht an Handlung noch gar an Verfehlung zu denken braucht; daß Sexualität die stärkste Wurzel des Wesens ist und jeder Lebensregung, dem Thun und dem Sinnen, dem Willen und der Vorstellung, Form und Farbe giebt. Daß eine Menschengruppe von normwidrigem Geschlechtsempfinden sich auf dem Gipfel des Staatsgebirges nicht festnisten darf. Und daß der Mann, dem, in dem frankhaften Streben, ungestehbares Leid wenigstens den Schicksalsgenossen anzudeuten, eine gebildete Sprache zu leidlichen Versen verhilft, noch kein Dichter, kein Kunstschöpfer ist.

Hier ist ein Wort über die Freundschaft zu sagen, die Fürst Eulenburg vor drei Gerichtshöfen als den herrlichsten Besitz der Germanenwelt gepriesen hat. Der Superlativ mag hingehen (obwohl er die Frau nicht freuen wird). Ist das Gefühl, das in Eulenburgs Briefen und Reimereien keucht und schreit, schwagt und kost, aber das gesunder, männlicher, gar das germanischer Freundschaft? Seit wann will die Sitte, daß deutsche Männer einander anhim-meln, ihre Rufnamen ins Zärtlich-Niedliche kürzen, den fernen Freund „meine Seele“, „mein Alles“ nennen, einen Thronenden, dem sie sich befreundet fühlen, als „Liebchen“ bezeichnen, sich in ein Antinoosglück träumen und die Fe-

der in die Verheißung „warmer Umarmung“ abirren lassen? Das ist der Ton der Liebe; und in allen Formen schlüpft denn auch das Wort durch den Briefwechsel und das Gedichte dieses Kreises. „Mein Guter“, „mein Theuerster“: auch der alte Goethe hat an die paar Menschen, die er sich nah kommen ließ, manchmal so geschrieben; Zelter, als dessen Stieffohn sich getötet hatte, sogar als den „geliebten Freund“ angesprochen. (Nur achte man auf die Tonfarbe des ganzen Briefes. „Du hast Dich auf dem schwarzen Probirstein des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!“ Selbst der „Geliebteste“ könnte da nicht auffallen. Wer den Unterschied nicht merkt, ist mindestens halb taub.) Einen ruhigen Freund wünschte sich Sphigeniens Schöpfer; und hat in langem Erleben nicht oft einen gefunden. Der Herr von Liebenberg fand ihrer Duzende, in allen Zonen internationaler Geselligkeit; und jeden, Grafen und Fischer, Mimen und Matrosen, hat sein Mund geduzt, sein Gruß zärtlich gestreichelt. Nur an Jüngferchen kannten wir solche Freundschaft; nur sie sahen wir, wie Shakespeares athenische Mädchen, zu einer Doppeltirsche zusammenwachsen (seeming parted, but yet a union in partition); „dem Scheine nach zwei Körper, doch ein Herz“. Die Freundschaft reifer Männer glaubten wir durch ein unübersteigliches, fest verschlossenes Gitter von den Bezirken der Liebe getrennt. „Welch ein Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe! Die eine ein schöner, milder Herbstabend von gesättigtem Rolorit, die andere ein schaurig entzückendes Frühlingsgewitter; die eine die klare und reine Harmonie, die andere das geisterhafte Klingen und Klauschen der Aeolsharfe, das ewig Unfaßbare, Unsagbare, Unausprechliche; die eine ein lichter Tempel, die andere ein ewig verhülltes Mysterium.“ So steht in Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“; und ungefähr so hat jeder gesunde Mann empfunden. Erst wenn die Sinne mitsprechen, wenn eine erotische Wallung den Blutlauf beschleunigt, wird die Schwärmergemeinschaft, die Brautstandesekstase, das Sehnen nach Hingabe, Hinspreitung möglich, die wir in der philippischen Literatur finden. Im Dorerlande des Wahnes, die Stammestugend werde von dem liebenden Mann in der Umarmung auf den geliebten Jüngling übertragen, mochte man's Freundschaft nennen. Wer's in Deutschland heute so nennt, schändet in einem Athemzug zwei blühende Provinzen im Reich männlichen Gefühls. Freundschaft fordert Wahrheit; der Liebende langt gern nach holdem Trug. Ein Unwahrhaftiger kann bis zur Selbstvergessenheit lieben; niemals wird er ein Freund, der die Nothprobe besteht.

Weil Eulenburg die Welt seines Empfindens, in der andere Sittlich

keit, Schönheit, Tugend gilt, andere Gottheit wirkt als in unserer, den auf die Höhen und in die Tiefen der Uraniermystik nicht zugelassenen Richtern nicht schildern konnte und doch trachten mußte, die Seltsamkeit seines Wesens irgendwie zu erklären, gab er sich für einen Künstler, einen allzu gutmüthigen und allzu enthusiastischen Freund aus (vor Geschworenen, wie piffige Schläuheit empfehlen mußte, auch für einen Mann des Volkes, der einem Dorfbewohner im schlichten Rock nie einen geschniegelten Hofherrn vorgezogen habe). Von seiner Kunst und von seiner Freundschaft war drum auch hier leider zu reden. Ob er sich Güte und Enthusiasmus mit Recht zusprach, braucht nicht geprüft zu werden. Der Kranz, den er sich in 100 gewunden hatte, welkte schnell. Als Landgerichtsdirektor Kanzow, der dem Schwurgericht vorsah, den Angeklagten aufforderte, der ausführlichen Darstellung seiner Vorzüge nun auch ein offenes Wort über seine Fehler folgen zu lassen, wurde ihm, zwischen Seufzern, nur das Uebermaß an Gutmüthigkeit und Enthusiasmus bekannt. „Diese Eigenschaften“, sprach er, „meinte ich nicht; würde sie auch kaum zu den Fehlern rechnen. Ich dachte, Sie würden selbst das Bedürfniß haben, über die Mängel Ihrer Wahrhaftigkeit uns Etwas zu sagen.“ Das härteste Wort, das der des Meineides und der Verleitung zum Meineid Angeklagte in achtzehn Verhandlungstagen hörte. Er hatte es verdient. Von dem unentreißbaren Recht des Angeklagten, Unwahres auszusagen, gar zu reichlichen Gebrauch gemacht. Schon als Zeuge, der doch schwor, die reine Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen, hatte er eine Fülle wissentlich falscher Angaben aufgetischt. „Der Reichskanzler ist bekanntlich mein Freund. Mit Herbert Bismarck war ich eben so befreundet wie mit dem Grafen Runo Moltke. Zu männlichen Personen habe ich in meinem Leben nie auch nur die geringste Geschlechtsneigung gehabt. Seit ich nicht mehr Botschafter bin, beschäftige ich mich absolut nicht mehr mit Politik. Mit Herrn Lecomte (der im Lauf eines Jahres zehnmal in Liebenberg war und den Fürsten auch in Berlin sah) habe ich über den Marokkostreit und über deutsch-französische Fraktionen nur ein einziges Mal, bei flüchtiger Begegnung auf der Straße, gesprochen. Herrn Harden hätte ich verklagt, wenn nicht alle Juristen, die ich fragte, mir gesagt hätten, diese Angriffe seien gerichtlich nicht faßbar.“ Das wurde in der Hauptverhandlung gesagt, in der ich mich gegen die Anklage, den (im Kampfe wider den Liebenberger nur gestreiften) Grafen Moltke beleidigt zu haben, zu wehren hatte; und vom Gericht als ein unantastbares Zeugniß hingenommen. „Die Behauptung, mein Geschlechtsleben sei abnorm, hat der erste Reichskanzler aufgebracht und verbreitet, um sich dafür zu rächen, daß ich in der Zeit des Konfliktes nicht zu ihm gehalten hatte, sondern zu Seiner Majestät. Das

war der Partherpfeil.“ Der in Gift getauchte Pfeil, hörts, den der fliehende Bismarck gegen den tugend samen Helden Philipp Eulenburg von der Sehne schickte. Auch diesen Satz nahm die Vierte Strafkammer wie Apokalyptikerweisheit hin. Und so weiter. Alles wider besseres Wissen. Alles beschworen. (Shakespeares Wintermärchenszene zwischen dem alten und dem jungen Schäfer. Der Alte: „Sagen magst Du; darfst aber nicht schwören.“ Der Küpel: „Nicht schwören, da ich jetzt ein Edelmann bin? Bauer und Bürger mögens sagen; ich wills beschwören.“ Der Alte: „Wenn es nun aber falsch ist, Junge?“ Der Küpel: „Und wenns noch so falsch wäre, dürste ein echter Edelmann es, zum Besten seines Freundes, beschwören.“ Das hörte Englands hoher und höchster Adel lächelnd; der brave Bill, der dem Haufen nie eine bittere Wahrheit ersparte, war ja kein Demokrat. Heute weiß jeder Unbefangene, daß der Edelmann nicht mit leichterem Herzen schwört als der Bauer und Bürger. Daß der Adel noch die Kraft und den Willen zur Ausscheidung unwürdiger Standesgenossen hat. Und daß die konservativthuende Presse, die ihren Phili noch immer wie eine von arger Tücke verfolgte Unschuld schützt, von armen Bourgeois hergestellt wird, denen nur hier und da sich ein entgleister Adelige gesellt.) Von dem Angeklagten, den keine Schwurpflicht schreckt, war also Manches zu erwarten. Und er hat nicht enttäuscht; hat die Erwartung übertroffen. Aus der langen Liste seiner falschen Aussagen sollen hier nur ein paar Proben geliefert werden.

Gegen die Thatzeugen Georg Niedel und Jakob Ernst schien nicht viel zu machen. Sie waren in München, Berlin, Liebenberg, Starnberg und abermals in München bis ins Winzigste vernommen und ihre nachprüfbaren Angaben beim Augenschein als richtig befunden worden. Der Untersuchungsrichter, Landgerichtsrath Schmidt, ein gescheiter, energischer und durchaus nicht weltfremder Herr, erklärte unter seinem Eid, er habe nicht den allergeringsten Grund, nach den ausführlichen und oft wiederholten Verhören die Glaubwürdigkeit dieser Zeugen anzuzweifeln. Die Verhaftung des Fürsten habe er, trotz dem Drängen des Oberstaatsanwaltes, erst beschlossen, als die Zeugen bei der Konfrontirung in Liebenberg aufrecht geblieben waren. „Das Resultat bestärkte mich so in meiner Ueberzeugung, daß ich sofort die Verhaftung anordnete.“ Im Fürstenschloß liegt der Herr im Bett; der preußische Richter kommt mit zwei oberbayerischen Fischern: und das Ergebnis ist, daß die Durchlaucht verhaftet wird. Zwei Oberlandesgerichtsräthe aus Bayern und der Bürgermeister von Starnberg stellen der Redlichkeit Niedels und Ernsts das beste Zeugnis aus; auch wird bewiesen, daß Beider Beziehungen zum Grafen Eulenburg schon seit Jahrzehnten besprochen wurden, Beide einst vor Freunden erwähnt haben, daß der Graf ihnen Geld gebe. Was war zu thun? Nie-

del hat viele Vorstrafen; nicht mehr freilich als mancher grobe, rauflustige Landsmann, dem die Kirchweihabenteuer bei den Mitbürgern die Achtung nicht schmälern, und nur eine, die seine Zeugnißfähigkeit herabsetzen könnte. Ein münchener Bezirkskommissar, der nie ein Wort mit ihm gewechselt und dessen Aussage das Schöffengericht unter Mayers Vorsitz deshalb für belanglos gehalten hat, eifert wider ihn. Doch der Polizeipräsident von München hat dem preußischen Untersuchungsrichter gesagt, der Kommissar scheine den Mann falsch zu beurtheilen. Und der fünfundsechzigjährige Oberlandesgerichtsrath Zehle, der den wilden Georg oft vor seinem Richterstuhl sah, oft strafen mußte und durch üble Nachrede von ihm gekränkt worden ist, tritt vor das berliner Schwurgericht und spricht also: „Niedel ist streitsüchtig, kann Zunge und Faust nicht zügeln; was man so ein Raubbein nennt. Er sagt einfach heraus, was er denkt, ohne zu fragen, ob es ihm Nutzen oder Schaden bringe. Gegen seine Ehrlichkeit liegt kein Verdacht vor. Die schwerste Strafe bekam er, weil er mich beleidigt hatte. Man glaubte ihm damals nicht, daß er das dumme Gerede Anderen nachgesprochen habe, sondern nahm an, er habe es erfunden und wider besseres Wissen verbreitet. Wenn ich der Verhandlung beigewohnt hätte, wäre es anders gekommen; denn ich traue dem Niedel nicht zu, daß er etwas Verleumderei-ches erfundet.“ So spricht ein alter Richter über den Mann, den er oft verurtheilt und der ihm Bestechlichkeit nachgeschwaßt hat. Das Urtheil zweier anderen Richter, Mayers und Schmidts, lautet eben so günstig. Nord und Süd sind einig. Einen so stark gestützten Zeugen umzuwerfen, hofft wohl nur der Verzweifelnde. Niedel hat, weil er durch Eulenburgs Eid einen Unschuldigen geschädigt glaubte, die Wahrheit gesagt und sich selbst dadurch Geschäftsverlust, Unbequemlichkeit und Aerger aller Art zugezogen. Für die Richtigkeit seiner Aussage zeugen innere Gründe mit überwältigender Kraft: was er befundet, kann nicht falsch sein, weil nur Einer, ders erlebt hat, diese Einzelheiten anzugeben vermochte. Und der trozige Grobian läßt nicht ein Wort mehr, als das Gewissen erlaubt, von der sonst so flinken Zunge und scheut vor dem Aergerniß der Selbstbelastung nicht zurück. Er ist von dem Grafen Philipp verführt, mit einem ansehnlichen Häuflein Geld beschenkt worden und, trotz naher Aussicht auf noch höheren Gewinn, weggelaufen, als ihm zugemuthet ward, in Eulenburgs Wohnung mit dessen feinem, weißhäutigem Freund wie mit dem Weibe der Mann zu verkehren. Das Amtsgericht München I hat ihm bescheinigt: „Mit der urwüchsigen Naivetät, die den Grundzug seines Charakters bildet, gab er über Alles, auch das für ihn Beinlichste, Auskunft; und der Eindruck unbedingter Glaubwürdigkeit seiner Angaben wurde noch dadurch verstärkt, daß für ihn jedes Motiv zu einer unwahren Angabe (wie etwa Geld-

gier, Haß, Nachsicht, Streben nach Anerkennung) fehlte.“ In Berlin, wo er in seinem typischen und persönlichen Wesen so schwer zu verstehen war, wie ein rixdorfer Kollkutscher an der Tsar gewesen wäre, mußte er immer wieder, als sei er noch nie gehört worden, durch die Spießruthen laufen; bis er pfauchend schließlich die Landsleute fragte, ob denn er oder Fürst Eulenburg der Angeklagte sei. Er hat 1907, als Familienvater, weil das Geschäft nicht recht ging, auf einem Bau gefront. „Bauarbeiter? Die Sorte kenne ich. Die sind fast immer Sozialdemokraten, also bereit, wo es gegen einen reichen oder vornehmen Herrn geht, einen Meineid zu leisten.“ So spricht ein Geschworener; dessen (an die schwächste und doch nützlichste Stunde des Staatsanwaltes Komen erinnerndes) Vorurtheil der Präsident mit ruhiger Entschiedenheit zurückweist. Ein anderer Geschworener meint, in Bayern gehe wohl auch der Preußenhaß schon bis zum Meineid. Was Niedel auf dem Korridor zu einem Schreiber, in einer Spelunke zu einem Frauenzimmer gesagt haben soll oder kann, wird von Spürnasen beschnüffelt; und wer je mit ihm Händel hatte, wird vors Gericht geladen. Der Stank verfliegt schnell; wer aber, der sich mühsam durchs enge Leben schlug, that nicht einem im Weg Stehenden auch einmal Unrecht? Und was wäre gegen Niedels Glaubwürdigkeit im Fall Eulenburg bewiesen, wenn festgestellt würde, daß er in einer Bagatellsache mit der raschen Faust mal daneben gehauen und eine Instanz ihm deshalb den Glauben versagt hat? Wäre die Menschenkenntniß der drei Richter Zehle, Mayer, Schmidt, des starnberger Bürgermeisters und der drei gebildeten Schöffen, die ihn glaubwürdig fanden, damit widerlegt? Daß er den Mann kenne, muß der Angeklagte, dessen Aussagen einander vorher widersprochen hatten, jetzt ja selbst zugeben. Nur: „Mein Leben war so reich, so bewegt; da war dieser Niedel nur eine vorübergehende Figur, an die ich mich kaum noch erinnere.“ Natürlich ist nichts Schmutziges vorgekommen. Und der Fürst faßt nicht, warum der Mann ihn belastet.

Auch nicht, wie Jakob Ernst zu seiner Aussage gelangt sein könne. Oder doch? Der getreue, dem hohen Herrn fast knechtisch ergebene Fischermeister ist ihm nicht nur durchs reiche Leben gehuscht; hat ein Vierteljahrhundert lang mit ihm verkehrt, viele Reisen gemacht, oft das Lager getheilt und galt schon in Zehles starnberger Richterzeit als „Eulenburgs Verhältniß.“ Gegen Den ist auch kein Kriminalverdacht vorzuflunkern. Trotz dem Gerede über das Verhältniß hat ers zu besonderem Ansehen gebracht; und auf dieses Mannes Verschwiegenheit hätte der Fürst (nicht wider besseres Wissen) geschworen. Der schien ihm der Treuste der Treuen. Erstens hat er dem Fischer-Jackl Fahrzehnte lang Wohlthat erwiesen. (Wohlthat darf mans vor einem deutschen Gerichtshof heißen, wenn ein Höfling Einem, den er listig zur Mutualbefrie-

digung verleitet und in sein Bett genommen hat, mit Sümmchen, deren Verlust ihn nicht drückt, vorwärtshilft. Wer dem verführten Mädchen aus voller Kasse des Lebens Nothdurft bezahlt, ward bisher nicht als Wohlthäter gefeiert.) Zweitens hat er ihn in einem herzlichen Brief gebeten, nichts zu sagen, da „doch Alles verjährt ist;“ in einem Brief, der nach der landgerichtlichen Hauptverhandlung in Sachen wider Harden (also nach dem Antrag, Riedel und Ernst zu vernehmen) geschrieben war. Drittens hat er ihm den Hofrath Ristler geschickt, der einmal einen Brief des Fürsten brachte (und, als Jakob ihn gelesen hatte, in einem vorbereiteten Umschlag dem Schreiber zurückschickte) und bei dem anderen Besuch mahnte: „Wenn Du nach Berlin kommst, sagst nichts von den Sachen“ (mit einer Handbewegung, die keinen Zweifel ließ). Herrn Hofrath Ristler, der vor der Vierten Strafkammer geschworen hatte, ihm sei nie auch nur ein Gerücht von der Homosexualität seines „gütigen Brotherrn“ ins Ohr gedrungen; also wohl erst nach der Weihnacht von dem starnberger „Verhältniß“ gehört hat. All dieser Liebe Mühen war nun als nutzlos erwiesen? Das münchener Amtsgericht hatte Ernsts Geständniß „zugleich ergreifend und überzeugend“ genannt und Oberlandesgerichtsrath Wilhelm Mayer (der erwähnte, das Urtheil sei einstimmig beschlossen und die Stimme des Vorsitzenden zuletzt abgegeben worden) hat vor dem berliner Schwurgericht als beeideter Zeuge gesagt, der Augenblick, da Ernst im Kampf gegen Scham und Furcht den Muth zur Wahrhaftigkeit fand, habe ihn plötzlich an die Minute erinnert, in der ein Mörder sich, nach hartnäckigem Leugnen, vor ihm endlich zum Schuldbekennniß entschloß; in Ernsts Augen und Antliß seien die selben Vorgänge sichtbar geworden. Zu solcher Bestimmtheit wagt nur ein völlig überzeugter Richter sich vor. Fürst Eulenburg aber sagt, Ernst sei in der münchener Verhandlung das Opfer „geistiger Nothzucht“ geworden; Justizrath Bernstein habe ihm so zugesetzt, daß der Zeuge die Wahrheit widerrief. Also, weil der Anwalt ihn dringend vor den Folgen des Meineides warnte, rasch einen Meineid leistete und Unwahres beschwor, das ihn selbst schwer belastete und schädigte. Das ist zwar ein vollkommener Unsinn. Niemand hat den Fischermeister bedrängt; der Richter ihm väterlich zugesprochen und Zeit zur Sammlung anboten; der Anwalt nicht eindringlicher gemahnt, als jeden Tag hundert Anläger und Bertheidiger thun; nicht mit einem Zehntel der Drohungen ihn geschreckt, die Frau von Olbe und deren Mutter in Berlin hören mußten; einmal nur, mit leiser Stimme, ihn aufgefordert, nicht durch Verschweigen des Wesentlichsten sich selbst ins Zuchthaus zu bringen. Und die innere Wahrheit dieser Zeugenaussage verschrucht jeden Zweifel. Wie das Bekenntniß einer Ehefrau wars, die nach langem Sträuben, langem Tasten von einem ins an-

dere Versteck zugeben muß, daß der geliebte Mann Schuld auf sich geladen hat. Ernsts Aussage muß wahr sein, weil sie, nach der Art ihrer Entstehung und mit der kunstlosen Fülle ihrer Details, nicht unwahr sein kann. Den Anwalt (dem Ernst nach freimüthiger Bekundung fröhlich ins Gesicht lachen durfte) soll der vom Richter geschirmte Zeuge mehr gefürchtet haben als seinen Fürsten? Wenn er dabei blieb, daß nichts Schmutziges geschehen sei, mußten die Starnberger Schweigen und er konnte fürstlichen Lohn von der Gnade des Herrn heischen. Er soll Vermögensverlust, Schande, Meineidsgefahr vorgezogen haben? Und die zärtlichen Briefe von Eulenburgs Hand, die bei der Haussuchung gefunden wurden? Das verleitliche Schreiben von den verjährten Sachen? („Der Ausdruck hat sich nur, ich weiß selbst nicht, wie, hineingeschlichen“, sagt der Angeklagte; und wähnt, damit das größte Verleitungsmerkmal weggewischt zu haben.) Kistlers Missionen? Ist es nicht Wahnsinn, gegen einen so stark gepanzerten Zeugen anzurennen? Doch Philipp kennt seinen Jakob. Den kranken, schwerhörigen, scheuen Menschen, dem die Zeugenpflicht ein Martyrium ist, der immer noch der so lange angestaunten Macht des Herrn zu erliegen fürchtet und keine Silbe, keine Vorgangsschilderung herausbringt, die nicht mit den Zangen der Inquisition aus seinem dunklen Hirn geholt ward. Den kann ein schlauer Dialektiker am Ende verwirren, in Wortfallen locken, als einen allzu schweigsamen, zu viel zurückhaltenden Zeugen verdächtig machen. Nicht dem Richter; dem kriminalpsychologisch unerfahrenen Laien vielleicht. Wirklich: noch am siebenzehnten Verhandlungstag fragt ein Geschworener, ob Ernst in München vor oder nach der ersten (im Wesentlichen unwahren) Aussage beeidet worden sei; fragt ein anderer, ob das Geständniß in zusammenhängender Rede oder in mühsam durch Fragen erzwungenen Satzbruchstücken ans Licht kam. Der münchener Richter und zwei münchener Schöffen sind gehört: und noch wissen zwei zum Wahrspruch berufene Männer nicht, was in der Tzarau geschehen ist. Daß Ernst schon vormittags den ganz ungewöhnlichen intimen Verkehr, die Reisen, Besuche, materiellen Vortheile zugeben mußte und, als er dann auch den letzten Schlupfwinkel räumte, kaum noch Neues zu sagen hatte. Daß schon die Vormittagsausgabe an Eulenburgs Schuld keinen Zweifel mehr ließ. Der Schulfall eines Geständnisses war; der Fall des Diebes, der nach und nach zugeben muß, daß er in der Verbrechensstunde mit Blendlaterne, falschem Bart, Stemmeisen am Thatort war und im Kreuzverhör schließlich gezwungen wird, als den Thäter sich zu bekennen.

So viel kann glatte Dialektik und fluge Beherrschung der jzenischen Mittel erreichen. Jeder Schwurgerichtssaal ähnelt einem Theater. Ankläger, Angeklagter, Vertheidiger spielen ein Stück, das der Präsident für den Tag

der Aufführung (Hauptverhandlung) vorbereitet hat; und mühen sich, es so zu spielen, die Effekte so anzubringen, daß ihr zwölfköpfiges Publikum zufrieden ist. Das nur hat ja zu entscheiden. Zwar nicht die Reihenfolge der Bilder, Szenen, Akte anzuordnen noch die Beleuchtungstärke für jede Stunde zu bestimmen (alle Regierechte sind dem Vorsitzenden eingeräumt); aber auf die Schuldfragen mit Ja oder Nein zu antworten. Ohne Begründung; wie vor dem Schaugerüst die größere Schaar. *Stat pro ratione voluntas*. Dieser blinde Wille hat geständige Mörder freigesprochen, weil ihr Motiv ihm gefiel, und Angeklagten, die unter der Schuldbeweislast fast schon zusammenbrachen, die Kerkerthür geöffnet, weil er sie durch Schmach, Haft, Vermögenseinbuße, Krankheit genug bestraft fand. Theater; wo man sich seinen Gefühlsregungen überläßt, wo Sympathie und Antipathie ohne Hemmung schalten und der ufermärktische Dilettant sogar Charaktere erträgt. Die empört Widersprechenden brauche ich nur zu fragen, ob nicht jeder Staatsanwalt und Vertheidiger weiß, daß er vor Geschworenen eine Rolle zu spielen, seine Darstellungsmittel und Wirkungswünsche dem Verstandesumfang, dem Gesellschaftempfinden, der Lebensgewohnheit und dem Staatsbürgerglauben der Zwölf anzupassen hat; ob sie nicht oft gehört haben, ein Prokurator oder Rechtsanwalt sei vor Geschworenen jedes Sieges beinahe gewiß, finde bei Strafkammern mit seinem Wetzern und Flennen aber kaum noch Gehör; ob unter vier Augen nicht mancher Kriminalist ihnen das Markschreiergeheimniß verrathen habe, daß die Laienjustiz nur von der Unzulänglichkeit der Gerichtspraktiker lebt. (Deshalb ist auch fraglich, ob der Zustand viel besser würde, wenn, nach dem Vorschlag des wiener Professors Löffler, Richter und Geschworene nach den Schlußvorträgen gemeinsam über Schuld und Strafe beriethen und für die Verurtheilung außer den acht Jurystimmen noch zwei gelehrter Richter verlangt würden.) In einem zur Schaubühne gewandelten Gerichtssaal darf das tüchtigste Theatertalent auf lauten Erfolg rechnen; gilt ein auf den Brettern ergrauter Routier, der keine Applausmöglichkeit verpaßt, harmlosem Schauerfönn leicht als „hochbegabt und genial“. Der Fall Haase einst; der Fall Eulenburg jetzt. Vielleicht hätte der eiskalte Klügling, dessen überschwingende Phantastik auf Handwerkskennner stets nur wie *violence à froid* (wir haben keinen so kurzen und doch den Kern treffenden Ausdruck) wirken kann, der aber vor Erfahreneren schon den Gefühlsmenschen, Künstler, schwärmenden Freund und fischen Amfortas mit Glück gemimt hat, im dichtesten Drang noch drei, vier Stimmen gefangen. Vielleicht. Noch war die Beweisaufnahme dem Abschluß fern. Die Aussage der Herren Gerig, Ristler, Bodenn, Steinhauer, manches anderen Zeugen noch zu hören. Und just in den letzten Tagen der Angeklagte von Kan-

zowas fühler Klarheit enger eingekreist und aus den Phrasenbollwerken vertrieben worden. Wer weiß, wie die vierte Woche begonnen hätte? Doch wer am achtzehnten Tag noch nicht zu sicherem Urtheil gelangt war, fand es wohl nie.

Auf dem Weg, der den dieser politisch, rechtlich und psychologisch bedeutsamen Sache Fremden die Fundamente des Urtheils erkennen lehrt, komme ich auch heute noch nicht bis ans Ende. Will nur die Proben nicht länger schuldig bleiben, die ich versprach. In Liebenberg wurde ein Häuflein vergilbter Homosexuelliteratur gefunden; auf dem Einpackpapier stand, von Philipps Hand geschrieben, der Name „Graf Edgar Wedel“. Ist der Graf, den die Enthüllung des in den Hiranlagen und auf der Sendlingerthorwache Erlebten das Kammerherrnamt und die Dienstwohnung im berühmten Prinzessinnenpalais gekostet hat, der Besitzer so verdächtiger Waare? Vor dem Untersuchungsrichter bestreitet ers wüthend (und erzählt im Zorn, Eulenburg habe ihm aus China stammende Bilder, die päderastische Akte darstellen, gezeigt und verheißten). Der Angeklagte wird gefragt. „Ja, die Bücher gehören mir; da es aber leicht zu Mißdeutungen gekommen wäre, wenn man sie in meinem Nachlaß gefunden hätte (ich bin ja schon sehr lange krank und kann jeden Tag sterben), habe ich den Namen meines alten Freundes Edgar Wedel draufgeschrieben.“ „Halten Sie solchen Versuch, von sich den Verdacht auf einen Anderen abzulenken, der davon nichts ahnt, denn für anständig?“ „Ja. . Ich muß zugeben, daß es nicht schön von mir war; aber Wedel ist Junggeselle: Dem hätte es nicht so geschadet wie mir.“ Dem Fürsten zu Dohna-Schlobitten, der ihn einen verlogenen Kerl genannt hat, sagt er nach: „Dieser Fürst ist das Aergste an Neid und Mißgunst, was mir auf der Erde je vorgekommen ist, und außerdem in seinen Urtheilen ganz unzuverlässig.“ Als er den Diener Dandl ans Bein faßte, trieb ihn nicht etwa sinnliches Wohlgefallen, sondern der Wunsch, den schlecht riechenden Mann wegzuschieben; als er ihm später den Arm um die Schultern legte und Dandls schönen Wuchs rühmte, war der Geruch wohl verflogen. Auf der „Hohenzollern“ will er, bei derzotigen Annäherung anden Matrosen Trost, morgens um zehn Uhr bezechet gewesen sein. „Auf Befehl Seiner Majestät gab es schon morgens an Bord eine kräftige Mahlzeit mit starken Getränken; da mein Magen mir Mäßigung im Essen gebot, hielt ich mich manchmal an die Getränke.“ Oberhofmarschall Graf August Eulenburg beschwört, daß es morgens zwar, wie auf allen Schiffen, Fleisch und Fisch, an Getränken aber nur Thee und Kaffee gebe, und erklärt es (nachdem sein Vetter Etwas von Seefrankheit und Portwein gemurmelt hat) für „absolut ausgeschlossen“, daß ein vom Kaiser eingeladener Herr der engsten Tafelrunde um zehn Uhr früh nicht mehr nüchtern gewesen sein könne. Genügte? Noch nicht Allen? Gut: Fortsetzung folgt.

Besessenheit.

Im dreißigsten Heft der „Zukunft“ habe ich als einen der Beweise dafür, daß das Neue Testament Irrthümer enthält, den Glauben der Evangelisten an Besessenheit angeführt und die vermeintlichen Besessenen für Epileptische erklärt. Ein höherer Offizier a. D. schreibt mir nun, daß die Besessenen des Neuen Testaments nicht Epileptische gewesen seien (ich besitze keine Spezialkenntnisse in der Medizin und versteife mich nicht auf Korrektheit des Ausdrucks; die fragliche Nervenkrankheit mag in eine andere Kategorie gehören als in die Epilepsie), sondern wirkliche Besessene und daß solche auch heute noch vorkommen; er habe eine von Blumhardt durch Gebet geheilte Besessene persönlich gekannt. (Der evangelische Pfarrer Johann Christoph Blumhardt in Boll in Württemberg, gestorben 1880, stand in dem Ruf, durch Gebet Kranke und Besessene heilen zu können.) Und er schickt mir zu weiterer Information das Buch: „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete katodämonisch-magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von G. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber.“ Nun sind diese Geschichten in der That so, daß sie auch den stärksten Zweifler belehren können, wie denn mehrere der Berichterstatter bekennen daß sie vor dieser Erfahrung in Beziehung auf die Dämonologie vollkommen ungläubig gewesen seien. Und wenn man die uns Heutigen ganz unbekanntem Gewährsmänner für unzuverlässig hält, so ist doch in zweien von den acht beschriebenen Fällen Kerner selbst, ohne Zweifel ein tüchtiger Arzt und rechtschaffener Mann, es gewesen, der die Kranken längere Zeit hindurch beobachtet und ihre „Dämonen“ geprüft hat, und die eine von ihnen hat auch der Gönner Friedrich List, der als Zerstörer des alten Rechts von Umland angegriffene liberale Minister von Wangenheim, besucht und mit ihrem Dämon eine lange Unterredung geführt. (Daß das W., mit dem ein Bericht unterzeichnet ist, Wangenheim bedeutet, schreibt mir der Offizier). Trotzdem bleibe ich bei meiner Ansicht.

Von den drei Hauptarten dämonischer Manifestationen sind zwei, die Geistererscheinungen und die Zauberei, als Einbildung und Betrug erwiesen. Die Geistererscheinungen sind Halluzinationen, die Zauberei ist ein aus Unkenntniß der natürlichen Ursachen von Krankheiten und anderen Uebeln entstandener Aberglaube (wenn heute eine Kuh keine Milch giebt, klagt die Bäuerin nicht ihre Nachbarin der Hexerei an, sondern schickt zum Thierarzt); in beiden Gruppen von angeblichen Vorkommnissen spielt auch der Betrug eine Rolle. Obwohl nun nicht alle Spuk- und Spiritistengeschichten in den Bereich des Schwindels oder Aberglaubens gehören und von den übrig bleibenden noch nicht alle erklärt sind, zweifelt doch kein Vernünftiger daran, daß auch diese auf natürliche Ursachen zurückgeführt werden müssen. Bei elektrischem Licht

und in Gegenwart der Polizei erscheinen keine Geister und wird höchstens noch von konzessionirten Taschenspielern gezaubert. Wenn sich nun im Licht der Wissenschaft die zwei wichtigsten und ehemals verbreitetsten Arten dämonischer Manifestationen in nichts aufgelöst haben, so wird diesem Schicksal auch die dritte, viel seltener vorkommende Art nicht entgehen.

Weiter Die zwei Beiniger des „Mädchens von Orlach“ sind die Seelen eines Mönchs und einer Nonne, die im fünfzehnten Jahrhundert gelebt haben sollen. Der Mönch hat Nonnen und andere Mädchen in Männerkleidern in sein Kloster geschmuggelt, mit ihnen gebuhlt, ihre Kinder und, wenn er sie satt hatte, sie selbst ermordet; die andere Seele ist die eines seiner Opfer. Diese Geschichte ist ein so handgreiflicher Abklatsch romantischer Klostergeschichten, daß man sie deutlich als Reproduktion von Erzählungen erkennt, welche die Kranke gehört haben mag; Romane hat sie allerdings nicht gelesen.

Drittens. Der Naturphilosoph Eschenmayer, der eine sehr geistreiche Erklärung dämonischer Erscheinungen und Einwirkungen giebt, bekennt, daß er an Zauberei ursprünglich nicht geglaubt hat, aber zum Glauben daran durch Prozeßakten belehrt worden ist, in denen Bekenntnisse von Hexen mitgetheilt werden, die nicht auf der Folter erpreßt wurden. Wir sehen also, wie ein gelehrter und geistvoller Mann dadurch, daß er überhaupt an dämonische Einwirkungen glaubt, auch in den alten Hexenaberglauben zurückgeworfen wird, der zwei Jahrhunderte lang so entsetzliches Unheil in Europa angerichtet hat. Demnach ist jede Konzession an den Dämonenaberglauben gefährlich, während der allgemeine Unglaube in Beziehung auf ihn, wie unsere Zeit beweist, nicht das Geringste schadet; es ist gar kein Schade denkbar, der daraus entstehen könnte. Darum ist es eine Forderung der praktischen Vernunft, diesem Aberglauben oder Glauben auch nicht das kleinste Zugeständniß zu machen.

Viertens. Wenn der Glaube an Besessenheit auf die Autorität der Heiligen Schrift gestützt wird, so kann für die Beglaubigung dieser Autorität die protestantische Theologie bei deren bekannter heutiger Verfassung nicht mehr in Betracht kommen. Heute giebt es nur noch eine von ein paar hundert Millionen anerkannte kirchliche Autorität: die der römischen Kirche. Jeder giebt heute dem Augustinus Recht, der sagte: Ego vero evangelio non crederem, nisi autoritas ecclesiae catholicae me moveret. Wer diese Autorität nicht anerkennt, gesteht dem Neuen Testament nur so weit Autorität zu, wie es mit seiner eigenen subjektiven Vernunft übereinstimmt. Nun sind Kerners Dämonen Seelen verstorbenen Menschen, von denen einige durch Bekenntniß und Reue noch Erlösung von der Pein und die Seligkeit erlangen, andere verstockt bleiben. Die katholische Kirche lehrt dagegen, daß das jenseitige Schicksal des Menschen beim Tode entschieden wird. Stirbt er im Gnadenzustand, so kommt er in den Reinigungsort oder in den Himmel,

stirbt er im Zustand der Ungnade, so ist er verdammt und es giebt für ihn weder Buße noch Erlösung mehr. Davon, daß Seelen Verstorbener die Leiber lebender Menschen als Wohnung erwählen dürften, weiß die Kirche überhaupt nichts. Diese also, die einzige Autorität, die uns, wenn wir autoritätgläubig wären, die Besessenheit verbürgen könnte, muß Kerner's Geschichten verwerfen.

Der Offizier übersendet mir auch einen Bericht über die stuttgarter Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am einundzwanzigsten September 1906. Da hat Dr. Bälz über Fälle von Besessenheit berichtet, die er in Ostasien zu beobachten Gelegenheit hatte. Während es bei uns Teufel oder Seelen Verstorbener sind, die im Leibe der Kranken ihre Wohnung aufschlagen, deren Gesichtszüge verzerren und Dinge erzählen oder „offenbaren“, von denen der Besessene in seinem gewöhnlichen Zustand nichts weiß, bewirkt alles Dieses in Ostasien ein Fuchs. Die bei uns an Besessenheit glauben, sehen eine Bestätigung ihres Glaubens darin, daß der Exorzist den Dämon durch Gebet und die Anrufung des Namens Jesu zu bannen vermöge; aber, sagt Bälz, die Schamanen, Taoisten und Buddhapriester erzielen mit ihren Exorzismen ganz den selben Erfolg. Woraus zu schließen ist, daß die Besessenheit nicht von einem Dämon und die Heilung nicht von der Anrufung heiliger Namen bewirkt wird, sondern daß, wie Bälz zeigt, beide Erscheinungen die Wirkungen psychophysischer Prozesse sind, die vielleicht der Kategorie der Autosuggestionen beigezählt werden dürfen.

Was die hierher gehörigen Geschichten des Neuen Testaments betrifft, so glaube ich, daß Jesus mit seinen Teufelaustreibungen dem ganzen heidnischen Dämonenspul ein Ende machen wollte. Daß seine Absicht in diesem Stück wie in anderen Stücken erst heute verwirklicht wird, nachdem sie Jahrhunderte lang von den zur Verwirklichung Berufenen in ihr Gegentheil verkehrt worden war: gerade darin sehe ich einen Beweis für die Göttlichkeit seiner Sendung.

Reiße.

Karl Jentsch.



Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugestcht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht des Ansehens der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie, zum Beispiel, die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist Das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Ueberzeugung von unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. (Goethe.)



Vergessene Augen.

Prag, im Mai 190*.

Mein ferner Liebster!

Es ist nicht leicht, einen solchen Brief, wie ich ihn heute schreiben muß, zu **b**eginnen. Du weißt, wie sehr ich Anlehnungen oder Plagiate scheue. Und für diese eine Art giebt es schon eine bestimmte Vorlage: „Wenn Du diese Zeilen liest“; oder: „Es sind die letzten Worte“; oder so ähnlich. Eigentlich wäre Schweigen am Besten; doch ich habe gar zu lange geschwiegen und die unterdrückten Worte drängen sich gewaltsam in die Spitze meiner Feder. Ich muß Dir Manches erzählen, bevor ich für immer verstummen will.

Hörst Du? Ich will! Das klingt so stolz, so bewußt. Seit Monaten (Was sage ich? Seit Jahren!) hatte ich keinen anderen Willen als den Deinen. Ich sprach mit Deinen Worten, dachte mit Deinen Gedanken, ja, ich schrieb sogar mit Deiner Schrift. Und jetzt, mit einem Mal, fühle ich mich selbst, fühle meine eigene Kraft, meinen eigenen Willen, mein eigenes „Ich“. Es ist so sonderbar . . .

Als mir nach langer, langer Zeit das Bewußtsein meiner eigenen Psyche wiederkehrte, schrieb ich es dem Einfluß der alten Stadt zu, die so magisch und belebend auf mich einwirkte. Jetzt weiß ich den wahren Grund. Doch davon erst später.

Seit drei Monaten befinde ich mich im Sanatorium des bekannten Psychiaters Professor L. Als meine Familie erkannte, daß meine Liebe zu Dir durch gar kein anderes Mittel zu bezwingen ist, daß keine Kraft der Erde mich von der Leidenschaft zu dem verheiratheten Mann zu befreien vermag, schickte sie mich zu Besuch nach Prag. Ich erwachte in einer Zelle der Privatirrenanstalt (wir sagen so kühl: „Maison de santé!“)

Seit drei Monaten! Es ist eine Ewigkeit; ein ganzes Menschenleben. Man bewachte mich sorgsam. Es war ganz ausgeschlossen, einen Brief zu schreiben, weder an Dich noch an die Meinen. Schwester Maria wich nicht einen Augenblick aus meiner Nähe. Du wirst nun verstehen, was mein Schweigen verschuldete. Vielleicht wirst Du dann auch begreifen, wie unsäglich ich am Anfang dieser Frist gelitten habe. Doch nicht davon will ich Dir in diesem letzten Brief erzählen. Es lag etwas unsagbar Schwüles, Unheimliches in unserer Liebe, das die Jahre durchwuchs, endlich auch zu einem wahren Mysterium der geheimsten Sakramente wurde, etwas Unbeschreibliches. Warum versuche ich so verzweifelt, jeden dieser Augenblicke nackt und scharf gezeichnet vor mein geistiges Auge zu stellen? Zum letzten Mal noch will ich es durchstreifen, dies Land meiner einstigen Wünsche, und dann . . .

Ja, das „Mysterium der geheimsten Sakramente“. Ich glaube, daß ich den richtigen Namen fand, ich, die in der Zeit unserer Liebe „nicht schlecht die Feder führte“, wie Du mir einst selbst gesagt; aber lange wollte mir diese Bezeichnung nicht einfallen. Nun halte ich sie und werde versuchen, sie mit mir zu führen, so lange man überhaupt Etwas mit sich führen kann.

Kennst Du den Namen des Professors L.? Er ist in Oesterreich sehr berühmt; früher, hinter unserer Grenze, hörte ich ihn nie. Er behandelt durch Suggestion und durch Hypnose.

Wenn Du nun bis hierher gelesen hast, wirst Du Dir die Ursache meines kranken Augens leicht erklären, Du, der Alles kennt, Alles weiß und Alles vermag.

Als man mich vor den Mann brachte, der mich so sonderbar „geheilt“ hat, geberdete ich mich fast wie eine Masende; ich schrie und tobte, ich drohte, denn ich begriff nur das Eine: Meine Verwandten wollten mich hier lebendig begraben! Der alte Herr nahm meine Hände und blickte mich fest an. „Stuhig, ruhig, mein Kind. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie nicht länger als drei Monate bei mir bleiben sollen.“ „Ihr heiligstes Ehrenwort?“ fragte ich aufgeregt. „Mein heiligstes Ehrenwort“, sprach er.

Ich war jeden Tag bei ihm; jeden Tag ließ er mich schlafen. Mehr weiß ich nicht. Und morgen soll ich sein Sanatorium verlassen und nach Haus fahren. Ich bin geheilt, sagt er.

Geheilt! Gewiß: ich bins. Was mit mir geschah, weiß ich nicht mehr; nur das Eine steht fest: ich werde Dich nicht wiedersehen.

Du staunst, Liebster? Du denkst an meine einstigen Worte, meine einstigen Schwüre zurück, Du entsinnst Dich meiner tollen, heißen Liebe, die auf dieser Welt kaum ihresgleichen hatte. Und Du begreifst diese Zeilen nicht. Du sagst am Ende: „War sie denn wirklich wahnsinnig? Liebte ich denn eine Irre?“ Nein, so darfst Du von mir nicht denken! Diese Zeilen schreibt ein vollkommen klares, kaltes Wesen; aber es hat mit dem Weib, das Du einst in den Armen hieltest, nichts mehr zu thun. Mir ist in den drei Monaten Vieles allzu klar geworden, so klar, daß es die Augen, die stets nur in großer Finsterniß lebten, nicht mehr ertragen können. Vielleicht wird Dir Professor L., mein „Retter“, noch manches erlösende Wort sagen können; er ist ein großer Arzt und ein tüchtiger Gelehrter; er behandelt die Seelen vortrefflich. Nur meine ertrug dies Verfahren nicht.

Denn diese große Finsterniß, dieses unsagbar tiefe, mysteriöse Lieben, dieser wahre schwarze Gottesdienst waren mein Leben, mein inneres und äußeres Dasein. Alles, was von Dir kam, war mir nothwendig; es war wie die Luft, die ich athmete, wie das Blut, das in meinen Adern pulsrte. Ich entsinne mich jedes Augenblickes, den ich mit Dir, in Dir gelebt, ich zähle die Worte trunkenen Liebe; es sind so viele, tausende, abertausende . . . Ich sehe uns Beide so deutlich vor mir, mein Blick ist fast wie ein scharfes Vergrößerungsglas, ein feines Sezirmesser . . .

Entsinnst Du Dich der ersten Augenblicke unserer keimenden Liebe? Erinnerst Du Dich des seltsamen Tristan-Abends? Warum frage ich nur? Ich weiß: Du erinnerst Dich gewiß. Die Stelle der Insolde: „Er sah mir in die Augen“.

Damals wurde mein Schicksal besiegelt, das heiße Geschick, das mich Jahre lang an Dich fesselte.

Er sah mir in die Augen!

Dieser Blick! Er ist das Einzige, was ich mir nicht mehr ins Gedächtniß zurückrufen kann, das Einzige, das ganz und gar in mir erloschen ist. Wie ich mich auch mühe: ich entsinne mich seiner nicht mehr. Und ein Bild von Dir besitze ich nicht.

Als ich gestern mit Schwester Maria ausging, kaufte ich mir einige Bücher; ich sagte: Für die Reise. Um meine Lecture hat sich die Schwester sonst nie bekümmert, auch gestern nicht; ich suchte also Bücher heraus, die frei waren, sehr frei sogar. In dem einen fand ich die folgenden Zeilen: „Und fast sind sie nicht min-

der schön, die Augenblicke, wo der glühendste Kuß noch zu kalt, die wildeste Umarmung noch nicht wild genug ist, wo man verzweifelt fragt: Was nun noch, womit Dir nun noch zeigen, wie sehr ich Dich liebe? Und keine Stelle an Deinem Körper ist, die meine Lippen nicht sehrend gesucht haben. Und doch: Alles nicht genug! In diesen gebensfreudigen, liebevollsten Augenblicken ist vielleicht die erste Berverstätt geboren worden, diese höchste Sinnenliebe, die nichts Niedriges kennt, weil ihr Alles an der geliebten Person heilig, Alles schön und natürlich ist.“ Als ich diese Stelle gelesen hatte, klappte ich das Buch zu und meine Thränen rannen lange, lange, unaufhörlich. Ich gedachte der letzten Nacht unserer Liebe, der letzten . . . Weißt Du sie noch? Wie die rothe Ampel so geheimnißvoll brannte und ich endlich vor Müdigkeit in Deinen Armen eingeschlafen war? Als ich plötzlich erwachte und empor sah, mit einem leisen Schreck, begegneten meine Augen Deinem Blick. Und Du küßtest mich wie toll, bis mein Bewußtsein in heißem Entzücken schwand.

Ja, dieser Blick! Er ist entschwunden, man hat ihn mir geraubt, man hat mich um dies letzte Gut betrogen, um dies Kleinod, das ich selten und nur auf Stunden besaß. Ich werde ihn nicht hinüber, ins Land der Träume, nehmen können. Das allein bedaure ich tief, tief . . . Alles Andere ist ja längst dahin, längst verloren.

Es ist tiefe Nacht, die Kerze brennt unruhig flackernd, ihr Schein tanzt auf meinem Papier und zittert in tiefen, rastlosen Schatten; aber meine Hand, die diese Zeilen schreibt, ist fest und ruhig. Warum soll ich aufgereggt sein? Ich bin ja — gesund! Professor L. ist ein tüchtiger Mann. Seine hypnotische Macht, sein seelisches Verfahren sind von großem Werth. So darf ich Dir sagen, daß ich von meiner Liebe und meiner „unseligen Leidenschaft“ zu Dir (so sagte meine Familie) geheilt bin. Und ich gehe noch weiter: ich sage Dir, daß ich es für immer bin.

Ich habe Deinen Blick vergessen; und in diesem Blick lag die tiefe Einwirkung Deiner Macht auf mich; mein ganzes Lieben lag darin. Ich kann Dir nicht mehr angehören, denn ich liebe Dich nicht mehr. Man hat meine Seele in Fesseln gelegt, eine fremde Kraft hat sich Deiner Kraft gegenüber gestellt. Sie war stärker, denn meine Sehnsucht nach Dir ist erloschen. Ich kann Dich nicht wiedersehen! Die Kraft, die in mir ist, sagt mir, daß ich es nicht darf, sagt mir, daß ich Dich nicht mehr lieben kann. Ich werde ihr folgen.

Aber Eins gebietet sie mir nicht: das Leben ohne Dich, ohne die Liebe zu Dir, ohne die Freude meiner grenzenlosen Hingabe weiterzuleben. Ich kanns nicht. Ich liebe Dich nicht mehr; und damit erlischt mein Leben für immer.

Heute durfte ich zum ersten Mal allein in die Stadt gehen. Ich brachte verschiedene Kleinigkeiten mit; eine davon versteckte ich unter mein Kopfkissen; sie soll mir den letzten Dienst erweisen.

Im Geist sehe ich Deine freie Stirn, die ich zum letzten Mal leise küsse. Wenn ich nur ein einziges Mal Deine Augen vor mir sähe! Deine Augen!

Lebewohl, mein einst so heiß Geliebter, — Lebewohl! Lucie.

Emmy Destinn.



Bismarck-Erinnerungen.

Unter dem Heumond wird wieder einmal viel über Bismarck geschrieben. Weil seit dem Tag seines Todes zehn Jahre verstrichen sind, wird gethan, als ob er uns noch lebe. Der Versuch täuscht wohl keinen Wachen. Dem Leben der Nation ist der Mann fern; als nah wird sie ihn, als Mitlebenden erst empfinden, wenn die Gefahr sie dichter umdrängt und den Phrasensputz wegscheucht, der so lange schon den Blick trübt und das Ohr täubt. Als Bismarck ins Sachsenwaldhaus geschickt war, hieß es: Gut, daß er ging; nun ist drinnen für soziale Reformen, draußen für moralische Eroberungen freie Bahn; nun kann Germania mit gepanzerter Faust auf dem Erdball den Raum für sich gewinnen, den sie zu behaglicher Einrichtung braucht; kann das Volk, aus der Enge europäischen Hinkümmerns und von der Last versteinender Autorität befreit, endlich sich selbst regiren lernen. Als Bismarck gestorben war, gab es abermals Weise, die sprachen: Gut, daß er ging; ein großer Mann, ein sehr großer, doch seine Greisenwarnung hat uns immer wieder gehindert, nach neuen Küsten die Fahrt zu wagen. Und heute? Sind wir freier geworden, reicher, beliebter?... Doch nicht von inzwischen Verlorenem, soll in dieser Stunde gesprochen werden, nicht von vergebens Erstrebtem: von Dem, den wir hatten und in Nöthen stets haben werden. Das Heft, das nach Bismarcks Tod erschien, ist vergriffen; weil ich von Freunden der „Zukunft“ drum gebeten wurde, will ich aus dem Inhalt heute Einiges wiederholen.

*

Seit neun Monaten war es gewiß, wars bei jeder Frage nach dem geliebten Fürsten im bangen Blick des Arztes zu lesen, dessen sorgendes Auge an einem dunklen Oktobermorgen die erste Spur des neuen Leidens erkannt und nicht eine Sekunde sich scheu der schrecklichen Gewißheit verschlossen hatte, die Tage Ottos Bismarck seien gezählt. Im Fuß der Rieseneiche, deren unverwelflich grüne Greisenkrone kein Sturm zu brechen vermochte, nagte und bohrte geschäftig der leise Wurm; und die Liebe mußte der lange genährten Hoffnung entsagen, den Ragen den werde eines Tages ein Streich aus der Fülle der Lebenskraft reißen, ein dem Blitz jäh folgender Donnerschlag mit gewaltigem Wurf ntwurzelt zu Boden schmettern. So hatten wirs uns erhofft, hatten wirs ihm gewünscht; und der Gedanke an ein langsames Absterben, ein leidvolles Verwittern so starker Herrlichkeit war fast furchtbarer noch als die Gewißheit des nahen Scheidens. Auch in diesen Gedanken mußten wir uns nun schicken: Wochen konnten, Monate vielleicht vergehen, bis die stille Lücke des unüberwindlichen

Ragers an der Redengestalt ihr Zerstörungswerk vollbracht, den letzten Lebenssaft ihr vergiftet hatte. Noch stand der Stamm aufrecht in alter Pracht, der so oft Gewittern getrogt, in Stürmen so oft, im Innersten unbewegt, sacht nur die hohen Wipfel geschüttelt hatte, und staunend sah der Betrachter das stolze, junge Prometheuslächeln, das kein Blitz und kein Donner je verschrecken konnte. Nur Wenige wußten, daß es zu Ende ging, und des treuen Arztes Freundesorge war bemüht, dem Leidenden und den ihm Nächsten so lange wie möglich das Schreckbild der Wahrheit zu verhüllen und ein Sterben bei offenen Thüren zu hindern, — das Sterben vor den Augen einer lauenden, nach Sensationen langenden Menge, die jede Phase des Todeskampfes neugierig verfolgt, jedes Sinken der Kraft emsig notirt hätte. Mancher helle Tag brach noch an und erfüllte die Wissenden selbst wieder mit neuer Hoffnung. Wer den großartigen Ausbrüchen der politischen Leidenschaft des in den Rollstuhl Gebannten lauschte, wer auch von fern nur vernahm, mit welchem Eifer der Leidende den Tagesvorgängen folgte, wie glänzend abends namentlich noch seine Rede war, wie unangetastet die prachtvoll plastik seiner Darstellung, wie die Sicherheit des Diplomatenblickes und die unbeirrbar Erkenntniß des in jeder Stunde Nothwendigen ihm geblieben war, Der konnte, konnte nicht glauben, so schnell schon werde für immer die schwarze Nacht hereinbrechen. Wenn dieses Auge im alten Feuer aufflamte, diese feine, in der Gedankenfülle stockende Stimme von den Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Geschichte, von den bis zum Unheiljahr 1890 ungeahnten Erfolgen der russischen Politik und von den weiter vielleicht, als die Kurzsichtigkeit sich jetzt träumt, reichenden Wirkungen des häßlichen lippischen Handels sprach, das Kleinste in historische Zusammenhänge einreichte und die winzigste Alltagserscheinung mit dem schlanken Finger in die richtige Perspektive rückte, dann wich die Vorstellung, hierrede ein nahem Tode Geweihter. Man glaubt so leicht, was man gern glauben möchte. Und wer sollte sich vermessen, zu sagen, wann diese über der Menschheit Grenzen hinausgereckte Natur völlig erschöpft, ihre letzte Kraftquelle versieckert sein würde? Der Gott, der im märkischen Sande den Genius weckte, konnte auch an dem Greis noch ein Wunder wirken. Doch immer wieder brachte ein leise nur andeutendes Wort des Arztes die aufglimmende Hoffnung zum Verlöschen. Die letzte Leidenwoche kam, die Verfallszeichen mehrten sich und die bebend der Qual Zuschauenden fürchteten, hofften, die nächste Stunde müsse Erlösung bringen. Wie das erwartete Wunder wurde es begrüßt, als der schon verloren Geglaubte am Abend des achtundzwanzigsten Julitages plötzlich auf dem gewohnten Platz am Familientisch saß, mit dem Behagen des Gesundenden zum

ersten Male wieder seinen Lieblingchampagner, den mit der weißen Kapsel, trank, leichte Speisen aß, fünf Pfeifen rauchte und, nachdem er Stunden lang in alter Anmuth geplaudert hatte, auf Schweningers Mahnung, nun wieder ins Bett zu gehen, die heitere Antwort fand: „Schon? Das ist aber grausam!“ In den Mienen seiner Kinder las er das Glück froher Hoffnung, die sich ihm selbst um so sicherer mittheilen mußte, als der Arzt, der ihn in seiner kritischen Stunde je verließ, jetzt, um den durch seine kluge Kunst erreichten psychischen Eindruck zu vertiefen, für anderthalb Tage von Friedrichsruh schied. Der Erfolg dieses Abends war der letzte Lohn eines fast zwei Jahrzehnte währenden, zu jedem Opfer bereiten Mühens, das kein Dank, keine amtliche Ehrung bezahlen kann, das nur hingebende Liebe zu leisten vermag. . . Ich sah Schweningeringer, wie er am dreißigsten Juli nachmittags totenblaß dem Eisenbahnwagen entstieg, die Depeschen in der Hand, die ihn an das Lager seines Fürsten riefen. Er war neun Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und hatte in der Erschöpfung den Frühzug versäumt. Ohne des strömenden Regens zu achten, jagten wir auf den Bahnhof, — umsonst: auch mit einem Extrazug war das Ziel seines Sehns nicht um eine Sekunde früher zu erreichen. Wir saßen im leeren Wartesaal und sprachen von ihm. Vielleicht hatte die nervöse Sorge der Angehörigen die Gefahr übertrieben, vielleicht war es wieder nur ein Anfall der Krankenbettsschwäche, war Rettung noch einmal möglich. Im Auge des Anderen las der Sprecher, daß er kein Wort davon glaube. Die Minuten schlichen dahin, als wollte der müde Chronos gerade jetzt, gerade hier säumig werden. Endlich war es so weit. Ein Händedruck, — und Beide wußten: es ist aus. . . Und dennoch, trotz aller Vorbereitung in Wochen und Monaten: als nachts dann die Trauerkunde kam, der Weckruf schrill durch das Sturmgebraus klang, da war es wie ein unerwartet aus heiterer Höhe niederfahrender Streich, da schien es undenkbar und war doch wehe Gewißheit: der Großen groß empfindenden Menschheit war der Fürst für immer geraubt.

„Trost giebt es nicht,“ hatte Schweningeringer geschrieben. Aber die letzten Nachtstunden mußten überstanden werden. So griff ich nach dem größten Beruhiger und schrieb auf das Kalenderblatt des entwichenen Tages aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke die Strophe:

Da hör' ich schreckhaft mitternächts'ges Läuten,
 Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
 Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
 An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
 Den Liebenswürdig'gen soll der Tod erbeuten?
 Ach! Wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!

Ach! Was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt. Und sollten wir nicht weinen?

Und, in Erinnerung an den Freund, dessen Arm den Leidenden so lange gehalten hatte, in dessen Arm er nun verschieden war:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, athemlos, in unsrer Mitte
In Leiden bange, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unjer, leidend miterfahren.

Und endlich die letzte, tröstende:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehn sinds fast! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdant' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sichs in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

*

Der Arzt, der nur die letzten Minuten des Geliebten noch erleichtern konnte, war im ersten Schmerz ungerecht: es giebt einen Trost. Der Fürst — es gab für uns stets nur den einen — hat viel gelitten, aber er hat einen guten Tod gehabt, den Tod, den er selbst sich wünschte. Wenn das Licht dieser Seele, wie über einem nicht mehr getränktem Docht ein müdes Flämmchen, sacht erloschen wäre, dieses gewaltsame Herz von Woche zu Woche kraftloser gepocht und dem entsetzten Blick sich das Bild eines geistig verfallenden Bismarck geboten hätte! . . Das hatten die Freunde gefürchtet; und dieses Furchtbarste blieb ihnen, blieb ihm durch die Gnade des Schicksals erspart. Er hatte seit Jahren davon gesprochen. Ihm lag nichts mehr am Leben, er fühlte sich in der erzwungenen Unthätigkeit überflüssig, einen Gefangenen, wehrte jeden Widerspruch ab und pflegte schon vor Jahren zu sagen, nur die Rücksicht auf seine Frau, der er nicht wegsterben möchte, fessele ihn noch an das Dasein, das ihm keine freundliche Gewohnheit mehr war. Als im Herbst 1894 auch die äußerlich stille, im Innersten aber leidenschaftliche, nur mit ihm und für ihn empfindende Hausfrau von seiner Seite gerissen war, kamen die trüben Stimmungen, die Sehnsuchtseufzer nach dem Tode häufiger; er murrte, lei manchnial und manchnial auch laut, gegen die ärztliche Mahnung, die ih

erhalten wollte, und meinte, er habe „hier unten ja nichts mehr zu suchen und zu finden“. „Ich bin alt und verbraucht: Das ist meine Krankheit; und dagegen giebt's nur ein Mittel, das ich mir täglich wünsche.“ Jedes Versagen der Gedächtniskraft, das selbst an dem Jüngsten nicht auffällig gewesen wäre, stimmte ihn zu solchen Sentenzen; und immer kehrte die Angst wieder, elendiglich zum „Zammermann“ zu vergreifen. Wenn beim Aufstehen aus dem Lehnstuhl einmal die Beine „nicht wollten“ oder die quälenden Gesichtschmerzen ihn zwangen, eine seidene oder wollene Mütze über den mächtigen Schädel zu ziehen, bis über die weißen, buschigen Brauen, hart an die mädchenhaft zarte Haut der feinen, wachsbleichen Ohren, dann sagte er lächelnd: „Ja, — auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“ Und die Hörer konnten noch so lebhaft protestiren, konnten, aus ehrlicher Ueberzeugung, versichern, in seinem Wesen sei keine Greisen spur sichtbar: es half nicht. Er litt am Leben, litt unsäglich unter dem Bewußtsein, daß seinem rastlos arbeitenden Geist die Körperkräfte entglitten, seinem stürmischen Temperament die Ausdrucksmittel zu welken begannen. Wie hätte er, der sich so genau beobachtete und kontrolirte, eist gelitten, wenn er geistig hilflos geworden und verdammt gewesen wäre, das Absterben der Sinne immer deutlicher zu spüren! Ist es nicht ein Trost, daß er bis in die letzten Lebensstunden gut sah und hörte, die ganze Macht seiner unvergleichlichen Intuition sich bewahrte und in ungetrübter Klarheit des Geistes den oft gerufenen Erlöser heranschleichen fühlte? . . . Und ein zweiter Trost ist's, daß er scheidend nur die Treuesten um sich sah, nur gute Gesichter, nur echte Thränen. Keine Heuchlerzähne, kein Klageruf eines schlechten Gewissens, keine Komödiantengrimasse hat, so lange er athmete, das Sterbezimmer des Mannes entweicht, dem nichts so widrig war wie die Lünche der Heuchelei, der aus seinem Hörbereich nichts so entschieden verbannte wie das leere Pathos lärmender Prologe und Retrologe. Der Lebende konnte sich solchen „Huldigungen“ nicht immer entziehen; dem Sterbenden wurden sie fern gehalten und Die gerade, die am Besten um ihn trauerten, athmeten erleichtert auf, da, ohne Feiertragikomödie, der Sarg geschlossen und verlöthet war. Nun mochte das Unvermeidliche Ereigniß werden, mochten Alle, die ihn gekränkt, geschmäht und im Lebenserev verwundet hatten, ihre Trauerchoräle und Patriotenhymnen anstimmen: er sah sie, sie sahen ihn nicht mehr. Einfach lag der stets Einfache in den letzten Kissen; und einfach würde, so durften die Freunde hoffen, die Feier sein, wenn der Leib in den geliebten Boden des Sachsenwaldes versenkt wird.

Es war im Jahr 1894, nach dem Januartage, der Bismarck im ber-

liner Schloß gesehen und, wie Gläubige lange behaupteten, den Abschluß einer „Versöhnung“ gebracht hatte. Der Fürst durfte damals selbst bei kühlem Wetter noch im Freien Gespräche führen und lud Gäste, deren Art ihm nicht unbehaglich war, gern in den Wagen, in dem Paßke, der sichere, in Wald und Feld heimische Kutscher, ihn vor der Hauptmahlzeit täglich ein paar Stunden herumfuhr. Allerlei Geschichtenträgereien, allerlei Versuche, die Beziehungen des wieder Begnadeten zu Hof und Regierung zu entstellen, hatten ihn erst verstimmt und später zu ironischer Heiterkeit erregt. Auf dem Heimwege wurde er still und ließ dicht vor dem Herrenhaus halten. Er wies mit der Krücke des Stodes auf einen Hügel gegenüber dem Hause, das man thöricht ein Schloß genannt hat, und sagte: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Ich hatte auch an Schönhausen gedacht; aber hier ist's wohl paßlicher, denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder.“ Der Gast hatte zu schweigen. Abends, als die altfränkische Delampe freundlich brannte und die kränkelnde Fürstin auf ihrem Sofa, neben Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, eingenickt war, schlug der Sinnende wieder das Thema an, verarbeitete es nach seiner Weise und schien sich in humoristischer Ausmalung des feierlichen Lärmes, der nach seinem Tode losbrechen würde, nicht genug thun zu können. Frau Johanna schrak auf und rief ganz ärgerlich: „Aber, Ottochen, wie kannst Du nur so traurige Sachen reden!“ „Liebes Kind“, war die Antwort, „gestorben muß einmal sein, trotz Schweninger, und ich will wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein; und eine von der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich, Uff! macht, inszenirte Trauerkomoedie, so zwischen Vogelwiese und Prozession, wäre so ziemlich das Einzige, was mich noch schrecken könnte.“ Die Freunde des Hauses wissen, wie oft der Große dann später noch diesen Gedanken ausgesprochen und mit der ihm allein eigenen graziösen Laune beleuchtet hat, und sie sind dem ältesten Sohn dafür immer zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet geblieben, daß er von dem Willen des Vaters nicht um Haarsbreite gewichen ist.

*

Vier Wochen nach Napoleons Rückkehr von Elba wird in Schönhausen an der Elbe dem Rittmeister a. D. Ferdinand von Bismarck von seiner klugen und schönen Frau, der schlicht bürgerlich geborenen Wilhelmine Luise Mendten, ein gesunder Knabe geschenkt. Der kleine Otto lernt, was ein Jungerlein damals eben zu lernen pflegte; und da eine frühe Neigung ihn bald zur Geographie treibt, entsteht auch frühzeitig das erste Erstaunen in dem Kinderge-

hirn: neununddreißig verschiedene Landesgrenzen zeigt ihm die Karte von Deutschland, die er mit hitzigem Anabeneifer immer wieder studirt. Die bunten Farben verwischen sich, als der Siebenzehnjährige vom berliner Grauen Kloster nach Göttingen kommt, aus der Beschränktheit des Pennälerthumes in die schrankenlose Freiheit der Universitas literarum, vom engen Gymnasialzwang altberlinischen Stils in die helle und luftige Welt blanker Schläger und bunter Mützen. Junker Otto wird ein fideler Bursche, raucht, raust, zecht und randalirt und vergißt darüber doch das Arbeiten nicht völlig; die Historie lockt ihn jetzt, deren Wunderland ihm der alte Heeren erschließt, und bei Hugo und später in Berlin bei Savigny lernt er, wie das Recht in die Welt kam und wie es im Wechsel der Zeiten sich wandeln mußte. Weil er niemals nur ein Corpsbursche war, kann er nachher auch nicht, als er in den Verwaltungsdienst tritt, ins leichte Philisterthum versinken. Er arbeitet in Berlin, Aachen, Potsdam, aber er fühlt in der dumpfen Luft der Schreibstube sich nicht lange heimisch, er merkt rasch, daß zum Bureaukraten, der die Persönlichkeit abthun und, selbst eine Nummer, schematisch die Aktennummern erledigen muß, nicht das Zeug in ihm steckt, und kehrt zu den väterlichen Gefilden zurück. Die Epoche beginnt, die er mit leisem Spott einst die Zeit seiner agrarischen Unwissenheit genannt und die doch vielleicht seiner im goethischen Sinne natürlichen Weltanschauung die feste Grundmauer errichtet hat; in der pommerischen Monotonie fand der tolle Junker vom Kniephof das innige Verhältniß zu einer weislich waltenden Vorsehung und das sichere Gefühl für die Bedürfnisse des in den einfachsten Lebensbedingungen sich regenden Menschen. Ein guter Wirth, ein getreuer Haushalter und bei aller wilden Vergnüglichkeit doch eine ernste und Ernstes inbrünstig suchende Natur: so steht er, namentlich in den Briefen an die Schwester Malwine, vor unserem Blick. Diese Natur blieb still und stumm, so lange sie im selbstgeschaffenen Pflichtenkreis frei sich ausleben durfte; sie mußte in dem Augenblick vulkanisch losbrechen, wo eine fremde und feindliche Weltanschauung sich in ihr Gesichtsfeld drängte. Ohne das Erstarken des liberalen Ideals wäre Bismarck vielleicht nur einer von vielen Vertretern des Alten und Befestigten Grundbesitzes im preußischen Herrenhause geworden, obwohl er, wie Sybel ganz richtig bemerkt hat, der geborene Staatsmann und Politiker ist; er bedurfte immer der Reibung, des Anstoßes von außen, um sich „tanti“ zu fühlen, um ganz er selbst sein zu können, mit den flackernden Funken einer genialen Persönlichkeit. Erst der revolutionäre Sturm stöberte den Landjunker aus seiner Verschollenheit auf, erst das instinctive Gefühl, dem organischen Wachsen und Werden des geliebten Preußenlandes könnten ernste Ge-

fahren drohen, trieb ihn in die Doffentlichkeit. Er hätte ſich ohne großen Gegenſtand gewiß niemals geregt; jezt ſchien der große Gegenſtand ihm gegeben und die Aufgabe geſtellt: Preußen vor weither geholten und in der Mark nicht erprobten Erziehungsrezepten zu ſchützen, — und nun gab es für ihn kein Halten mehr. Der unruhig nach Stützen umhertaſtende Schwarmgeiſt Friedrich Wilhelms des Vierten wittert in dem Manne, der von den Gerlach, Manteuffel, Brandenburg, Radowiß und Genoffen ſo grundverſchieden geartet iſt, den möglichen Retter; er ſieht, wie Bismarck ſpäter gern ſagte, in ihm ein Ei, aus dem die Hitze des königlichen Willens einen Miniſter ausbrüten könnte. Aber die Zeit iſt noch nicht erfüllt. Der ganz und gar nicht ehrgeizige Märker entkommt ungefährdet nach Frankfurt, nach Petersburg und Paris; er übt, wie der junge General Bonaparte, ohne die Abſicht merken zu laſſen, auf die Entſchließungen der Vorgeſetzten den entſcheidenden Einfluß, aber er bleibt hinter den Couliffen und tritt erſt ins grelle Rampenlicht, als in Preußen das Militärdrama zum gefährlichen Abſchluß neigt und die Furcht wach werden läßt, der Machtkonflikt könne die Monarchie an ihrer Wurzel bedrohen. Hier ſetzt der wild aufgewachſene Autodidakt ein, — mit dem ganz beſtimmten Programm: unbeirrt von anderer Rückſicht den beſonderen Zweck des preußiſchen Staates zu fördern und erbarmungslos jeden Trieb auszujäten, der dieſem beſonderen Zweck ſchädlich werden könnte, und von dem ganz beſtimmten Empfinden geleitet, daß die politiſche Kunſt im Weſentlichen nur richtig angewandte Kenntniß der Geſchichte iſt und daß den großen Politiker die Fähigkeit macht, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen. Er gewinnt das waghalsige Spiel. Und da er die Grenzen des Erreichbaren weiter gerückt ſieht, kehrt ihm auch das erſte Staunen des über die Landkarte gebeugten Knaben zurück, der Kindertraum von der deutſchen Einheit dämmert wieder auf, — und der ſtockpreußiſche Junker aus dem Vereinigten Landtag wird zum Exponenten der liberalen Jugendbegeiſterung. Der Schüler Heerenſ ſchafft als Praktiker eine neue Geographie von Europa, der Hörer Savignys bereitet einer neuen Rechtsgeschichte den Boden. Den Starken, der ſo lange gegen den Strom ſchwamm, faßt und trägt nun die Woge, den erſt Verächten und dann Verläfterer umheult ein vielhunderttauſendſtimmiger Jubel. So iſt es ſeitdem geblieben trotz Ungnade und Achtung, avant et après la bouteille. Wenn man zurückblickt auf das im letzten Luſtrum Erlebte, auf die faſt ununterbrochen Reihe beinahe ſchon allzu geräuſchvoller Huldigungen, dann muß man, um in der deutſchen Geſchichte dafür ein Beiſpiel zu finden, des Meiſters Martir

gedenken, von dem Wilhelm Scherer sagen durfte: „So lange Luther lebte, war er der Mittelpunkt Deutschlands; nach Wittenberg strömten die Schüler von allen Gegenden her, in denen man Deutsch sprach, und erfüllten die Welt mit dem reformatorischen Geiste.“ Aber Luthers Werk war noch nicht vollendet, er war noch ein Kämpfender; und dem Kämpfer für neue Wahrheit drängt immer die Jugend zu. Die nationale Politik Bismarcks war zum Abschluß gelangt; seit einem Vierteljahrhundert hatte er sein saturirtes Volk stets zur Ruhe gemahnt; seit fünf Jahren war auf fast allen Gebieten sein Leitwort: *Quieta non movere*; er selbst war, nach Goethes weisem Greisenrath, in einem gewissen Lebensalter mit Bewußtsein auf einer bestimmten Anschauungsstufe stehen geblieben und hielt neue Wünsche und Forderungen sich vorsichtig vom Leibe; reformatorische Verkündungen konnten die Wallfahrer in Friedrichsruh von ihm nicht vernehmen und den Mann, der den grauen Mantel, den blinkenden Kürasß und den goldenen Ballasch des Kaisers trug, konnte auch die Böswilligkeit nicht mehr für einen grimmen Frondeur halten. Und dennoch hatte er nicht nur, wie Luther, die Sprudeljugend: er hatte sie Alle, Junge und Alte, Männer und Frauen, Freunde und Feinde; Keiner kam an dem achtzigjährigen, machtlosen Manne vorbei, ohne in Liebe oder in Haß ihm den Tribut zu bezahlen. Wodurch hat er dieses größte unter allen von ihm gewirkten Wundern erreicht? Wie kommt es, daß eine von neuen Gedanken und neuem Sehnen erfüllte Welt für eine Weile still zu stehen schien, um dem Wort des in der napoleonischen Zeit Gezeugten zu lauschen, dessen Vollbringen doch der Vergangenheit angehörte und dessen Rede mit dem Anspruch dieser gewandelten Welt so oft hart zusammenstieß?

. . . . Wenn ich zurückdenke, wie ich selbst ihn lieben lernte, erst von fern und später in der Nähe, dann scheint die Antwort mir nicht gar so schwer. Er war einfach, — und wir kleinen Menschen von heute sind fast sämmtlich ganz abscheulich komplizirt; er war organisch aus einer gesunden Wurzel erwachsen, in gerader Linie, — und heute herrscht das Gewimmel der künstlich Gepfropften und Deflassirten; er gab nie Etwas von sich, das er vorher nicht wirklich besessen hatte, keinen Gedanken, den er nicht bis ans Ende gedacht, kein Wort, das er nicht empfunden oder als für das Empfinden der Hörer nöthig erkannt hatte, — und heute zahlen die Vielzuvielen mit fettiger Scheidemünze und abgegriffenen Kassenscheinen aus aller Herren Ländern; er war stark und doch fein, — und ringsum sieht der Blick heute nur schneidige Brutalität oder zimperliche Neurasthenie. Und weil er einfach war, organisch geworden, geradlinig, geistig immer solvent, wie nur je ein echter Prinz aus Genieland, weil er nie den festen

Boden unter den Füßen verlor und weil der merkwürdigen Mischung eines heißen Temperamentes und einer fast verzärtelt empfindlichen Seele doch nie unheimlich brodelnde Blasen entstiegen: deshalb gewährte er einer gährenden Zeit das Gefühl wohliger Sicherheit, deshalb war er ein in seinem Werth deutlich bestimmter Faktor und deshalb wünschte Mancher sogar, der öffentlich mit ihm haderte, insgeheim ihm doch noch ein langes Leben. Sein bloßes Dasein schon wirkte beruhigend, wie den Muth der Schiffsmannschaft und die Zuversicht der Passagiere die Gewißheit stählt, daß für den Nothfall der alte Kapitän in der Kajüte sitzt, der mit Wind und Wetter Bescheid weiß und bei dem es keine Kurschwankungen und keine gefährlich raschen Impulse zu fürchten giebt. Braucht man noch ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Ansehen eines solchen Kapitäns und das Vertrauen in seine untrügliche Weisheit dann gerade am Höchsten steigt, wenn er das „Fehlermachen“ Anderen überlassen durfte und vom eigenen Können lange schon keine Probe mehr abzulegen brauchte? Otto Bismarck war ein viel zu nüchterner Rechner, um nicht ganz genau zu wissen, daß die reine — auch durch den unklugen, aber für den zu Kränkenden ehrenvollen Beschluß einer Reichstagsmehrheit kaum ernstlich getrübt — Polyphonie der Geburtstagschöre einst nur möglich war, weil sie einem Entampteten angestimmt wurden, an den die Hoffnung jeden, die Furcht keinen Anspruch mehr hatte. Er hat immer das Talent besessen, Glück zu haben, immer zu den geliebten Gotteskindern gehört, denen alle Dinge zum Guten gedeihen. Nie warb er vergebens um Liebe, nie starb oder verdarb ihm ein Kind, und als die herzensgütige und bei aller Verbheit der Formen tiefinnerlich adelige Frau, mit der ihm die schwere Eheprobe so glänzend gelungen war, endlich nach langem Siechthum zur Rüste ging, da war es kein wehes Sterben, kein jäher Riß eines schmerzlich umklammerten Bandes, sondern ein stiller, mählich auf leisen Sohlen einerschürfender Tod, dessen Nahen die friedsam in Hoffnung Gebettete gar nicht ahnte. Dem Günstling des Glückes, den ein hohes geistiges Sehnen doch selten nur zu behaglichem Glücksgefühl kommen ließ, ist auch die Entlassung zum Guten gediehen; den nationalen Politiker traf sie hart, aber dem Menschen wurde sie nützlich: er sah Manches in anderer Beleuchtung, als er von der Bühne in die Proszeniums-Loge stieg, und er selbst wurde anders gesehen, seit der Kreis seines Verkehrs sich weitete und die Boetticher, Rottenburg, die Wirklichen Geheimen nicht mehr seine Schwelle versperrten. Napoleon hat die umgekehrte Wandlung erlebt; aber wie der in Malmaison für Jedermann zugängliche Erste Konsul uns menschlich näher ist als der fette Imperator im Brunpalast, so wird auch kommenden Geschlechtern

der Gutsherr von Friedrichsruh und Barzin den „eisernen“ Kanzler der Wilhelmstraße verdrängen. Unsere demokratische Zeit erträgt große Männer nicht gern; sie erträgt sie eben, spürt aber stets nach den kleinlichen Malen der Menschlichkeit und ist entzückt, wenn sie an den unbequem Großen Etwas von der gemeinen Art des zweizinkigen Gabelthieres entdecken kann. Daher die unersättliche Gier nach Kammerdiener-Indiskretionen, daher die Verweichlichung und Verzimperlichung der ragenden Redengestalt Bismarcks, die rührsamem Thränen, die beständig aus einer alten Schwäche seiner Augen herausdestillirt wurden; daher der rasche Massenerfolg der allerliebsten Philisterbilder des munteren Zeichners Allers, daher der Wunsch, den grausen Oger von früher nun in den behaglich schmaßenden Wolf aus dem Kindermärchen umzufälschen.

Wo ich nur konnte, habe ich nachgeforscht, ob Bismarck sich als Privatmann verändert habe. Kurd von Schloezer, der sein Lob ganze Stunden hindurch singen konnte, sagte mir immer wieder: „Nein, er ist noch heute genau so, wie ich ihn in Petersburg kannte, im Verkehr mit Kaisern und Königen ganz der selbe Mann wie in der Unterhaltung mit einem Spazirgänger, dessen Namen und Stand er nicht kennt.“ Dieses Urtheil hat Ernst Schweninger, der ihn ganz sicher am Besten liebt, mir oft bestätigt; und Franz von Lenbach hat dann etwa hinzugefügt: „Der? Der lebt ja in einer ganz anderen Welt, Den beirrt gar nichts und wir Alle zusammen kribbeln nur so durch seine Visionen hin.“ Ich glaube, sie haben Recht; nur in schlechten Theaterstücken habe ich ungläubig erlebt, daß mit dem Szenenwechsel auch die Charaktere sich wandelten; der Schreiber der Briefe an „die Arnimen“, an Bolte Gerlach und John Lothrop Motley, der Tischnachbar der schönen Eugenie, der Zauberer der Wilhelmstraße, der Verbannte und der vom Winter unsäglichen Mißvergnügens scheinbar Befreite: sie Alle dünken mich eine Person, eine einzige, die im Erleben reifte, deren Prägung aber stets unveränderlich blieb.

Man muß in Berlin, in der säuerlich scharfen Atmosphäre verspäteter Achtundvierziger, aufgewachsen sein, um ganz begreifen zu können, was wir Jungen noch lange nach dem großen Krieg uns unter Bismarck so ungefähr vorstellten. Ein Wärmwolf ist dagegen ein zierliches, lebenswürdiges Geschöpf. Alles Unglück, so lehrte man uns Tag vor Tag und so stand es ja auch in den Zeitungen, die altkluge Neugier beschnüffelte, kommt eigentlich von Bismarck, dessen ganzes Lebenswerk auf schnöde Gewaltthat, auf frivole Rechtsverletzung und frechen Eidbruch gegründet ist, der das arme Volk ausjaugt und schindet, an neuen Steuern ein Hundert-Millionen-Projekt nach dem anderen entwirft, nur zu seinem Privatvergnügen und um den fürchterlichen

Moloch des Militarismus zu füttern. Er selbst wurde von den freundlichsten Beurtheilern etwa so geschildert, wie er im Börsen-Epos Zolas abgemalt ist: „Un colosse, vêtu d'un uniforme blanc, éclatant et superbe, riant d'un rire large, les yeux gros, le nez fort, avec une mâchoire puissante que barraient des moustaches de conquérant barbare.“ Auch der an einer anderen Stelle von Zola bevorzugte Vergleich mit einer treuen Dogge fehlte schon damals nicht; nur pflegten die berliner Epiker die Bissigkeit noch weit mehr als die Treue des Thieres zu betonen. Keine Spur von flug nachspähender Psychologie; man folgerte nach übel apriorischer Sitte: So ist er und so mußte er deshalb handeln, aus solchen Beweggründen, statt zu fragen: Wie ist er, der so gehandelt hat, und aus seinem Handeln und Unterlassen ihn dann zu erklären und zu beurtheilen. Dahinter kam man ja allgemach, als man älter wurde, aber das Innerlichste der Persönlichkeit blieb Einem doch fern und fremd. Der Mann war zu weit, zu groß, und da in der Nähe Alles ihn nur häuchlings bestaunte, war auch von den in die Intimität Zugelassenen nichts Rechtes zu erfahren. Er hatte unzählige détracteurs und manchen Vêrangergesunden, aber noch keinen Laine, der den Riesen uns klinisch erklärte.

Als wärs gestern gewesen, so genau weiß ich noch, wie mir zu Muth war, als ich zum ersten Male nach Friedrichsruh fuhr. Die Befangenheit war natürlich; ihr gesellte sich aber noch ein banges Zittern vor dem möglichen Verlust einer Illusion; es giebt gar so viele berühmte Männer, die bei näherer Bekanntschaft enttäuschen. Und nun — zu meinem Entsetzen war ich von der Bahn direkt ins Eßzimmer geleitet worden —, nun erhob sich im hellen Schneelicht schwer eine mächtige Gestalt und eine hohe und höfliche Stimme bot gültigen Gruß. Alles an dem Manne ist schön: das gewaltige Auge, die fast mädchenhafte Zartheit der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, die schlanke und frische Hand, die nicht einem Greis, sondern einem soignirten Diplomaten von fünfzig Jahren anzugehören scheint. Er wirkt in dem langen schwarzen Rock, mit dem altväterischen Halstuch, wie ein aus der Goethe-Zeit Zurückgebliebener, der in heiterer Ruhe auf das wirre Treiben ringsum schaut. In der Uniform erscheint er massiger, mythischer, möchte ich sagen; aber von seiner feinen Besonderheit nimmt sie doch Einiges hinweg. Er ist kein Kavallerist wie andere Kavalleristen, ist, trotz Küras und Ehrenpalasch, im Grunde gar kein Soldat; er erzählte selbst einmal, daß er es nie dahin gebracht habe, bei wichtigen Anlässen nach der Vorschrift adjustirt zu sein, und als der oberste Kriegsherr im Alten Schlosse seinen General-Obersten empfing, da merkte Der viel zu spät, daß er die Achselstücke vergessen habe. Das künstle-

rische, das tief poetische Element in Bismarcks Natur, das Lenbachs rastlos erneuter Eifer so meisterhaft nachgeföhlt hat, ist durch die Uniform vielleicht dem Blick der Betrachter verhüllt worden. Mir trat es bei der ersten Begegnung gleich plastisch entgegen und ich begriff sofort, warum diese Erscheinung oft so falsch und so thöricht beurtheilt worden ist. Die Synthese fehlte, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirter Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Man hat Bismarck zu einem Fabelwesen von ungeheuerlicher Intelligenz und nahezu zarathustrischer Moralinlosigkeit gemacht, zu einem Manne, der Alles weiß und schlau Alles erwägt, der in der Wahl der Mittel aber niemals bedenklich ist. So sieht der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit aus, der temperamentlosen, kurz-sichtigen, spekulativen; so sieht auch der einseitig nach der Verstandeschärfe Gebildete den genialen Menschen: so sah Börne einst Goethe. Ein Stückchen, und wärs nur das winzigste, von einem Künstler muß in Jedem lebendig sein, der menschliche Größe ermessen will. Wenn man Bismarck in seinem Treffen und Fehlen nicht als eine naiv aus dem Instinkt heraus schaffende Persönlichkeit gelten läßt, wird man zu den abenteuerlichsten Irrthümern gelangen. Sybel hat ihn dem Themistokles verglichen, an dem Thukydides die Fähigkeit rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken sofort das für den Augenblick Erforderliche zu finden. Vielleicht kann man ihn noch besser einem Jäger vergleichen, dem die Bitterung das Ueberlegen und Nachdenken ersetzt. Er hat in seinem langen Leben auf allerlei Hasen und Hirsche und Reiler gezielt, wohl auch oft auf bössartigeres Gethier; immer wartete er die Bitterung ab, und stieg ihm die unangenehm in die Nase, dann gab es für ihn keine Schonzeit und keine Rücksicht auf noch nicht jagdbares Wild, dann knallten die Büchsen, — und mitunter sah der Jäger erst beim Beschreiten der Strecke, was er da eigentlich niedergeschossen hatte. Nachher kamen dann die Ganzflugen und erfanden ex post einen umständlich schlauen Plan, dessen Einzelheiten der rüstige Waidmann selbst wohl oft genug in heiterem Staunen vernahm. Nach manchem Virschgang hat er's, bei einem guten Tropfen, erfahren.

Otto Bismarck kann, so wie er wirklich ist, in der silbernen Bornehmheit seines Wesens, ohne Retouche bestehen. Narren nur oder Lakaien können leugnen, daß er häufig gefehlt hat wie ein ganz sterblicher Mensch und daß er von altpreußisch begrenzten Vorurtheilen ein reichliches Väter-Erbe im Blute trug. Das höchste Glück der Erdenkinder aber hat er erlangt und hat er gewährt: die Persönlichkeit. Er dachte, er sprach, er schrieb wie kein Anderer. Nie habe ich von ihm ein banales Alltagswort gehört, ob er nun von Politik

oder von Küchenfragen, von landwirthschaftlichen Sorgen oder von weltgeschichtlichen Ereignissen sprach. Er hatte viel gelernt, Mancherlei gelesen und am Meisten erlebt; auf keinem Gebiet war er fremd und ein wunderbar zähes Gedächtniß gab ihm die Möglichkeit, bei der leisesten Berührung die angeschlagene Saite gleich fortspielen zu lassen. Und im Lernen, Lesen, Erleben hat er doch die Ursprünglichkeit des Empfindens nicht verloren, die ihn über alle Fährlichkeiten hinwegführte; als ihn im Herbst 1894 der schwerste Verlust traf, hat er sich an das letzte Bett seiner Johanna gesetzt und sich wie ein Kind ausgeschluchzt; er war im Schlafrock, ohne Strümpfe, und saß und weinte still vor sich hin . . . Wo ist der Heros von achtzig Jahren, der selbst vor den Allernächsten sich so sehen lassen dürfte? Freilich: Goethe hat Recht, wenn er seine Ottilie in ihr Tagebuch schreiben läßt, der Held könne nur vom Helden anerkannt werden, während der Kammerdiener nur Seinesgleichen zu schätzen wisse. Aber hier ist der Held, den auch die Kammerdiener bewunderten, der große Mann, auf den auch das Gehudel der Kleinen sich Etwas zu Gute that. In diesem stärksten Charmeur war stets eben ein Bezwingendes, eine geschlossene Einheitlichkeit, der selbst der stumpfe Sinn sich nicht entzog, und ein kindhafter Adel, den Alles kleidete. Man brauchte die schwerfälligen Verstandeskrücken nicht, brauchte nicht durch die Erinnerung daran, daß man neben dem Schöpfer und Zerstörer von Reichen sitze, künstlich die Autosuggestion zu schaffen, um den Mann zu bewundern und herzlich zu lieben, der 1815 geboren wurde und aus dessen Wesen 1895 dennoch kein einziger falscher Ton hervorklang. Er wurde von den Besten geliebt und verdiente ihre Liebe, weil, in der schwachgemuthen Epoche des Mitleidens mit dem unendlich Kleinen, es Trost und stolze Freude gewährte, zu sehen, wie vor dem Walten der mächtigen Individualität die Grenzen der Menschheit sich weiten können.

*

Goethe läßt die in die irdische Hülle des Nestorsohnes Antilochos gekleidete Pallas Athene also zu Achilles sprechen, der ein kurzes, rühmliches Leben einer langen, ermattenden Laufbahn vorzog:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reife Nestor,
 Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
 Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
 Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
 Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
 Allen Künftigen auf und Jedem stirbt er aufs Neue,
 Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Völlig vollendet, wie Nestor, ist Bismarck gestorben. Dennoch erregte er, fallend, unendliche Sehnsucht und dem Dreiundachtzigjährigen folgte in die Familiengruft der Seufzer, der Goethes Göttin beim Tode des Achilles von der Lippe glitt: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet!“ War es nicht wunderbar, nicht ein nie vorher noch gesehenes Schauspiel, daß um einen an der Grenze des Daseins angelangten, fast ein Jahrzehnt nun schon machtlosen Greis in der Germanenwelt getrauert ward, als wäre ein heldisch ins Leben blickender Süngling gestorben, dessen lockiges Haupt die Hoffnung mit der Strahlenkrone des Retters schmücken zu dürfen wähnte? Das seltsame Räthsel wird nicht gelöst, wenn man den Staunenden sagt, die Trauer gelte nicht dem Manne, sondern der Zeit, als deren letzter, größter Repräsentant er ins Grab gesunken sei; die Heroenzeit der deutschen Geschichte ist seit dem März 1888 dahin, seit dem März 1890 eingeturmt, das Gewimmel der Zielzuvielen fühlte sich an den immer gedeckten Brunntafeln der neuen Aera einstweilen sehr wohl, und wer an vergangene Herrlichkeit zu erinnern wagte, Der wurde, während man lärmend weit und breit am Gemeinen sich freute, als ein Festspielverderber barsch in den Winkel gewiesen. Nein: die Totenklage des lebenden Geschlechtes, das zu neuen Ufern ein neuer Kahn lockt, galt nicht der verschwundenen Zeit, galt auch nicht dem Politiker, dem Reichsgründer, dessen Tagewerk nach der Ansicht der Mehrheit gethan war und der in Lebensfragen der sozialen Rechtsordnung das moderne Empfinden oft zu entschiedenem, mitunter sogar zu empörtem Widerspruch zwang. Den Verlust eines unersehbaren Menschen bejammerte die Menschheit, Eines, den selbst der erbittertste Feind im harten Kampf der Meinungen nicht missen mochte, und unendliche Sehnsucht wurde durch die Gewißheit geweckt, daß dem leidenschaftlichen Menschenbedürfniß, verehrend zu lieben, für lange, vielleicht für immer, der große Gegenstand fehlen werde. Keine ärgere Thorheit läßt sich denken als die der guten Leute, die den Fürsten Bismarck anderen Staatsmännern vergleichen, ihn etwa gar, wie es noch 1898 der wackere Herr Crispien hat, zu ehren glauben, wenn sie ihn neben Gladstone stellen. Die Frage ist müßig, ob es stärkere, in der Einheit ihrer Weltanschauung besser zum Anspruch der Zeit gestimmte, mit hellerer Einsicht in nahende Nothwendigkeiten begnadete Politiker gab, geben wird, geben kann: was den von langer Wanderung müstenden aus der Reihe der politischen Meister hebt, ist, daß er mehr war als ein Politiker. Auch Gladstone wollte mehr sein; er schwitzte, als Polyhistor und Dilettant in allenschwierig scheinenden Wissenschaften, über Büchern und Papier und kam über eine kümmerliche Rärnerarbeit

doch nicht hinaus. Bismarck war kein Buchmensch; er hatte nach heutigem Begriff nicht besonders viel, das Wenige aber gut gelesen und das einmal Aufgenommene nicht mit dem Ballast des Bildungphilisteriums überbürdet; wohl das Meiste von Dem, was Naturerkenntniß und Oekonomie in den letzten Jahrzehnten geleistet haben, war dem Alternden fremd geblieben und er sprach über die Eroberungen der Wissenschaft von je her gern mit der Geringschätzung des Naturburschen, der von grauer Theorie nichts hält und über den Werth der gepriesenen Systeme die Nase rümpft. Er gehörte mit Haut und Haar von Jugend auf zum horazischen *genus irritabile vatum*: er hatte die leidenschaftliche Subjektivität, die empfindsamen Nerven, die musische Grundstimmung und das heiße Temperament des genial geborenen Künstlers. Deshalb sah er stets Menschen, wo Andere nur Sachen, nur theoretische Fragen sahen; deshalb konnte er sich von einem Vorurtheil, einer Sympathie oder Antipathie, die eine Persönlichkeit ihm erregt hatte, nur schwer wieder befreien; und deshalb lebte in seinem Sinn plastisch nur, was sein Auge erblickt hatte, und von der Lage des Industriearbeiters, der, bis er stirbt, in einer Riesenmaschine ein in ewigem, monotonem Gleichmaß bewegtes Rädchen ist, entstand ihm kaum eine klare Vorstellung. Ist es Zufall, daß den Politiker der Pfad so oft an ein Ziel führte, das er gar nicht gesucht hatte, — bis er eines Tages ironisch sagte, man komme am Weitersten, wenn man nicht wisse, wohin man gehe? Des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und Nationalitätenschwindel zu bewahren, war der eigensinnige Borusse ausgezogen: er fand eine Kaiserkrone und bereitete rüstig noch die Zeit, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Für junkerliche Ideale wollte der feudale Genosse der Stahl und Gerlach, der Hasser bürgerlicher Anmaßung, kämpfen: er wurde der Exponent der großbourgeoisen Entwicklung und führte das früher befehdete Bürgerthum auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Nur die Leidenschaft, deren Wirbelwind die Sehweite kürzt, kann solche Irrsal erklären. Und es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß Bismarck in Leidenschaften lebte und starb; sie glühten, wie Lava aus dünner Schneeschicht, noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes hervor. Hier wurzelte seine Kraft, wurzelten auch seine wundervollen Tragoedienfehler, — wenn durchaus denn moralisirend von Fehlern des Genius gesprochen werden muß. Man liebt im neuen Deutschland das stürmische Temperament nicht; man hat es selbst Bismarck nur gnädig verziehen; verzeihts ihm noch heute nicht gern. Aber die Leidenschaftlichen bleiben bis zum letzten Wank jung und wecken im Scheiden noch, wie der Jüngling im Lied vom Beliden, unendliche Sehnsucht.

Berlin, den 8. August 1908.

Alla turca.

Abd ul Hamid hat den Ueberbleibseln des Memalik-i Osmaniye eine Verfassung gewährt und König Eduard hat den Wunsch ausgesprochen, im Taunuschloß der hessischen Richte mit dem Neffen zu plaudern. In allen dem internationalen Reichsgeschäft geweihten Hallen ward darob Freude. Zwar hat der Padischah schon einmal, im vierten Monat seiner Regierung, sich hinter das Goldgitter einer Konstitution geflüchtet; und der zärtliche Onkel hat im vorigen Sommer den Neffen sogar in dessen eigenem Haus besucht. Beide Ereignisse wurden wie neue Morgenröthen begrüßt: und blieben doch Episoden. Jetzt aber war Deutschlands Lage so unbequem geworden, daß jede Aenderung willkommen sein mußte; auch wenn ihr nicht lange Dauer verbürgt war. Franko-britische, anglo-russische, franko-russische Freundschaft. In London wird die alliance permanente empfohlen und Herr Fallières wie ein Verwandter empfangen. (Clemenceau, des King treuester Mann, bleibt, in kluger Discretion, den Verbrüderungsfesten fern; dafür ist Delcassé im engsten Kreis Eduards Gast.) In Neval wird der anglo-russische Vertrag ins Europäische erweitert, über Makedonien, die Dardanellen und die afghanisch-indische Eisenbahn geredet (die Linie Zekaterinoslaw-Haidarabad-Kalkutta, die der Bagdadbahn die Lebensmöglichkeit schmälern soll). Auf der selben Rede trifft, als den Vertreter der verbündeten und befreundeten Nation, Nikolai Alexandrowitsch den Präsidenten der Französischen Republik; den die Völker Skandinaviens wie den liebsten Kümmling umjubeln. In Marienbad wird Eduard den Thronfolger, in Ischl den Geschäftsführer der austro-ungarischen Monarchie sehen; und aus Paris kommt der Ministerpräsident zu ihm. Am Balkanhimmel ist geschäftige Bewegung und zu Aehrenthal eilen aus Bel-

grad, Bukarest, Rom Besucher. Nicht auch Versucher? Auf dem prager Slavonkongress tauschen Polen und Russen, die seit Jahrhunderten verfeindet waren, den Bruderkuß. In der selben Stadt spricht, an einer britischen Zeitungschreibern gedeckten Tafel, Frankreichs Konsul (ein Beamter, nicht ein Kaufmann) die Hoffnung aus, Oesterreich werde bald den Platz wechseln und in die entente cordiale eintreten. Schon muß man fürchten, der Makedonenknäuel soll ohne Deutschlands Mitwirkung entwirrt werden. Das gäbe, nachdem wir eben erst aus Persien verdrängt worden sind, einen neuen Prestigeverlust in der islamischen Welt; einen nach der Scherifenenttäuschung schwer erträglichen. Da hilft Abd ul Hamid. Er fühlt die Gefahr. Auf seine Kosten sollen Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien für die Britanien zu leistenden Dienste belohnt werden. Bahnkonzessionen heischen, Landbesitz wollen sie. Makedonien dem Prophetenerbe entreißen. Endlich die immer wieder aufgeschobene Theilung des Osmanenreiches beginnen. Die jungtürkische Bewegung hat an Wucht und Tempo zugenommen. Das Heer meutert; will die dem Islam drohende Schmach nicht dulden. Morgen kann der Wirbelwind die Revolution bis an die Mauern des Yildiz fegen. Und dem Greis, der da im Glanz hockt, lähmt Angst den sonst noch so regen Verstand. Draußen und drinnen umlauert ihn Feindschaft. Den Zorn der Heerführer an goldene Ketten legen? Die Osmanenbankleiter zeigen sich spröde; und sein Privatvermögen will der Bedrängte nicht angreifen. Was bleibt ihm? Der Versuch, hinter dem in der Gluth nationaler Inbrunst geschmiedeten Schild sich zu bergen. Dazu ist die Erfüllung jungtürkischer Wünsche nöthig. Dem Sultan, der die Modernisirung des Osmanenreiches verheißt, jauchzen in Europa mindestens alle Musulmanen zu; können die Giauren fürs Erste nichts Arges anthun. Verfassung, Freiheit, Selbstbestimmungsrecht, Volksvertretung: Alles, was die Länder des Erdwestens an Komfort bieten, sollt auch Ihr, geliebte Brüder, nun haben. Brüder nennt er die Menschen, deren Lebensflamme gestern ein Wink seiner müden Hand erlöschen ließ. Spricht als Khalif, als Nachfolger des Propheten; und segnet mit priesterlicher Demuth die Gemeinde der Gläubigen. „Padischahim tschok jascha“: der Laumel brüllt den Ruf alter Huldigung zu dem Palastfenster hinauf, in dessen Oeffnung der Großherr zum ersten Mal wieder sichtbar ist. Auch Europa preist ihn (preist Jeden, Zaren, Schah oder Sultan, der nach ihren Rezepten zu furiren trachtet). Lauter als andere Zungen die Michels. „Setzt werdet ihr sehen, wie ich im Recht war, als ich die Lebenskraft der Türkei rühmte. Wie werthvoll die Freundschaft des Khalifen uns werden kann. Zweihundertfünfzig Millionen Menschen ge-

hören ihm; fünfzehn von jedem Hundert der Erdbewohner. Solcher Bundesgenosse darf sich sehen lassen. Erstarbt er zur alten Macht, dann wird vor ihm und seinen Freunden selbst England sich hüten. Und als freier Priester-Kaiser im freien Reich wird er schnell erstarben. Drum kommt Eduard nach Cronberg und seine Minister mühen sich, den Nachhall der kriegerischen Rede Cromers zu lindern. Wehren sich gegen die Verdächtigung, uns isoliren zu wollen, und girren sogar schon von einer entente mit Deutschland. Die Makedonenpläne und andere Projekte zur Türkenreichstheilung sind bestattet.“

Sind einstweilen wenigstens aus dem Lichtkreis geschafft. Kluge Leute warten geduldig. Was in Konstantinopel geschehen ist, kann nur ein Anfang sein. Wie wars denn vor zweiunddreißig Jahren? Unruhe auf dem Balkan. Aufruhr in der Herzegowina. Serbien und Montenegro von den Türken bedroht. Weil ein Bulgarenmädchen gezwungen worden sein soll, sich zu Mohammeds Glauben zu bekehren, kommts in Salonichi zwischen Türken und Christen zum Gassenzweist und die Konsuln Deutschlands und Frankreichs werden ermordet. Alle Großmächte unterstützen das Verlangen nach Genugthuung; alle schicken Kriegsschiffe nach Salonichi. In Bulgarien braust die Volkswuth auf. Zwanzigtausend Sostas erzwingen in Konstantinopel den Sturz des verhassten Großwesirs und des Scheich ul Islam, der ihn geschützt hat. Die Westmächte fordern (noch nicht offiziell) für die von christlichen Mehrheiten bewohnten Provinzen das Recht zu unbeschränkter Selbstbestimmung. Ignatiew, Rußlands Botschafter am Goldenen Horn, ladet die Kollegen zu einer Christenschutzkonferenz und läßt sein fest verrammeltes Haus von Montenegrinern bewachen. Sieben Tage nach der Ermordung der Konsuln wird das Memorandum der drei Kaiserreiche veröffentlicht, das dem Sultan Abd ul Aziz, dem schwachen Brasser, die Schuld an der blutigen Wirrnis zuschreibt und einen zweimonatigen Waffenstillstand fordert. Frankreich und Italien stimmen zu; England erklärt, das Memorandum lasse einen Eingriff in die Souverainetät des Sultans fürchten, und schickt seine Mittelmeerflotte in die Besikabai. Weil der Zar sich der Stadt Konstantins bemächtigen wollte? In Wien wird ein antiislamisches Bündniß Oesterreichs, Englands und der Türkei empfohlen. Die Hohe Pforte lehnt die Forderungen des berliner Memorandums ab. Doch der Sultan wagt schon nicht mehr, sich dem Volk zu zeigen. Am dreißigsten Mai 1876 wird er von seinen Ministern und von dem Scheich ul Islam zum Verzicht auf den Thron gezwungen und vier Tage danach ermordet. Murad V ist Khalif; die Paschas Ruschdi, Midhat, Hussein Avni sind seine Berater. Midhat, der dem Staatsrath vorsitzt, empfiehlt konstitutionelle Ein-

richtungen, erwirkt den Insurgenten aus Bosnien und der Herzegowina Amnestie und läßt die Studenten zur Ruhe mahnen. Eine neue Aera wird verheißen. Doch Midhats Verfassungsentwurf stößt schon im Staatsrath auf zähen Widerstand und seine Absicht, den Christen das selbe Recht wie den Mohammedanern einzuräumen, wird auch von den Jungtürken leidenschaftlich bekämpft. Die Balkanrebelln wollen nicht unter türkischer Herrschaft weiterleben; lieber den Fürsten von Serbien und Montenegro den Unterthaneneid leisten. Der Serbenfürst Milan, der am neunten Juni den Sultan seiner Treue versichert hat, erklärt ihm noch im selben Monat den Krieg. („Unsere Bewegung ist eine rein nationale und hat mit religiösem Fanatismus und sozialem Umsturz nichts gemein.“) Serben und Montenegriner dringen ins Türkenland ein; und die Pforte vermag in solcher Noth den fälligen Sulicoupon der Staatsschuld nicht einmal zur Hälfte einzulösen. Tschernajew, der in Serbiens Dienst getretene russische General, ruft „die Freiheit liebenden Söhne des Balkans zu den Waffen für die heilige Idee des Slaventhumes“. Wird England dem Sultan helfen? Die Berichte über das grausame Wüthen des Türkenheeres wandeln in London allmählich die Stimmung. Murad muß aus Asien Hilfe rufen und sein Großweßir im Staatsrath sprechen: „Wir haben uns die Sympathie der Völker entfremdet. Seit zwanzig Jahren hat die Türkei keine ihrer Zusagen gehalten, keine ihrer Pflichten erfüllt und durch solche Enttäuschung unter ihren eigenen Bürgern und draußen sich nur Feinde gemacht. Unsere Isolirung ist verdient, unsere Schwäche nicht abzuleugnen. Wir müssen jeder eiteln Hoffnung auf fremde Hilfe entsagen und allein, mit dem Aufgebot aller Kräfte, das Reich vor dem Untergang retten.“ So offen ward in einem Sultanat nie gesprochen. Doch der Staatsrath vertrödelt die Zeit und die junge Theologenschaar wendet sich heftig gegen Midhats Plan der Christenemanzipation. Daß die Truppen des Großherrn im Krieg gegen Serbien den Ruf tapferer Ausdauer bewährt haben, nützt der alttürkischen Agitation. Murads Schwachfirt ist nicht mehr zu verbergen. Der Scheich ul Islam erklärt ihn für unheilbar und spricht in dem Erlaß vom einundzwanzigsten August den Thron Abd ul Hamid zu. Die Botschafterkonferenz, der Sir Henry Elliot präsidirt, mahnt zum Friedensschluß; den die Pforte aber weigert. Der erste Erlaß des neuen Sultans verheißt alle längst ersehnten Reformen; auch Generalstände, in die das Vertrauen des Volkes würdige Männer abordnen solle. Rußland warnt vor neuer Gewaltthat gegen die Slavenvölker und läßt der Warnung die Drohung folgen. England hat, schon als Abd ul Kerim an der Morawa den Serben zu schaffen machte, seine Vermittlung angeboten; jetzt ist die Oeffentliche Meinung durch die Berichte über atrocities erregt und

Lord Derby wird ärgerlich. Die von den Großmächten so lange vergebens verlangten Reformen müssen sofort ausgeführt werden; morgen schon: nur so kann die Pforte sich von der Gräuelschmach reinigen. Was ist zu thun? Eine kritische Stunde. Abd ul Hamid II zeigt zum ersten Mal seine Klugheit.

Die Reichsverfassung, spricht er, wird Alles ordnen, ganz wie Ihr wünscht; und fürs Erste werden dreißig Musulmanen und dreißig Christen in einer Reformkommission das Nöthigste berathen. Zeit gewonnen? Alexander wird ungeduldig. Mit ihm, Gortschakow und Ignatiow konferiren in Livadia die Häupter der deutschen, britischen, österreichischen Missionen; wenn der Padischah nicht zunächst einen Waffenstillstand gewähre, werde ers zu büßen haben. Bosnien, Herzegowina, Bulgarien müssen von der Türkei getrennt und für die Sicherung der Reformen Bürgschaften gegeben werden. Längeres Zögern brächte vielleicht ernste Gefahr. Im November werden die Grundzüge der Verfassung veröffentlicht; zwei Kammern und ein erträgliches Wahlgesetz. Nützt nicht. Zwar klingt D'Israelis Guildhallrede den Russen drohend ins Ohr und Alexander antwortet auf eine Ansprache der moskauer Duma mit dem Gelöbniß, aus eigener Kraft, wenns nicht anders gehe, die Türkenchande zu rächen; läßt bald danach auch sechs Corps an die türkische Grenze vorrücken. Stimmt schließlich aber dem britischen Plan zu, in Konstantinopel eine neue Konferenz zu eröffnen. Da soll also wieder um das Schicksal des Osmanenreiches gewürfelt werden. Sputet Euch, Ihr Herren vom Großen Rath der Hohen Pforte! Salisbury ist schon in Pera und Nikolai Nikolajewitsch befehlt der russischen Südarree. Am zwölften Dezember präsidirt Ignatiow zum ersten Mal der Vorkonferenz; am dreiundzwanzigsten verkündet der Sultan in einem an den Großwesir Midhat Pascha gerichteten Hat das Staatsgrundgesetz. „Für immer sollen die Schranken fallen, die das mir unterthane Volk von dem Recht civilisirter Völker trennen. Ich danke dem Himmel dafür, daß er mich als Werkzeug zu dieser Erneuerung ausgewählt hat.“ Der Sultan ist unverleßlich und unverantwortlich; seine Macht reicht nicht weiter als die aller konstitutionell Herrschenden. Nur dem Gesetz hat sich der Osman zu beugen. Die Presse ist frei; jedes Amt jedem tüchtigen Büræer erreichbar; die Elementarschulpflicht wird eingeführt und das Versammlungrecht ohne kleinliche Quälerei gewährt. Kein Bürger darf dem zuständigen, unabsehbaren Richter entzogen werden. Die Minister sind verantwortlich, dem Staatsgerichtshof unterstellt und an das Botum der Kammer gebunden, deren zweite aus geheimer Wahl (auf je hunderttausend Einwohner ein Abgeordneter) hervorgeht und die für jedes Rechnungsjahr das Budget zu bewilligen haben. Kann die Kammermehrheit sich mit den Ministern

nicht einigen, so muß der Sultan neue Berather wählen oder das Parlament auflösen. Die Verwaltung der Provinzen, Kreise, Gemeinden wird nach europäischem Muster modernisirt. Jeder Türke las es an dem Tag, da die Konferenz zum ersten Mal tagte; las, daß der Scheich ul Islam (der Großmufti, dessen religiös-politische Gewalt viel größer ist als selbst in Bobedonoszew's Zeit die des russischen Synodprokurators) der Verfassung zugestimmt habe; und grüßte den Padischah-Befreier mit Jubelchören. Vier Tage danach hört Salisbury von Abd ul Hamid, die Vorschläge der Konferenz seien leider unannehmbar, weil die Verfassung für das ganze Reich gelte und Ausnahmemaßregeln für einzelne Provinzen nicht gestatte. Auch die zweite Konferenz bleibt ohne Ertrag. Alexander hat Costus und Schweinitz versprochen, „niemals nach Konstantinopel zu gehen“. Thiers findet das Versprechen lächerlich, da ein Sieg Rußland weiter führen könne, als es selbst jetzt ahne. Decazes ruft Hohenlohe zu: „Mon cher Prince, il faut nous serrer les coudes“; damit im Orient der Friede erhalten bleibe. Bis in den April 1877 bleibt ers: dann erklärt Rußland den Krieg. Abd ul Hamid hat Zeit gewonnen. Schon im Februar sich aber des unbequemen Midhat entledigt, die eben erst gewählte Kammer aufgelöst und der Verfassungskomoedie ein Ende gemacht.

Wird es jetzt anders werden? Dann folgt auf das welthistorisch wichtige Jahr, das den ersten Erfolg der Luftschiffahrt sah, ein nicht minder wichtiges: das dem Islam ein neues Schicksal vorbereitet. Dann muß sich zeigen, ob das Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen vertragen kann. Abwarten. Was wir sahen, kann ein Anfang, kann auch das erste Symptom eines Endes sein. Daß die Wandlung uns auf die Dauer nützen werde, ist unwahrscheinlich. Rußland und Britanien lassen den neuen Bund so leicht nicht durchlöchern. Für Rußland wirkt leise die ganze Macht der Balkanflavenstämme; und die Freundschaft der türkischen Demokratie wäre, wie der russischen, den Westmächten, nicht dem heute konservativsten Kaiserreich, gewiß. Einstweilen aber haben alle Interessenten sich in die veränderte Lage zu schicken. Der aufgepeitschte Osmanenstolz will von Reformplänen und Konzessionen ans Ausland nichts hören (wird sich in der Geldklemme aber auch dazu entschließen; und wer, in dem Winter der russischen Milliardenanleihe, das für all diese Kulturarbeit nöthige Geld liefern wird: that is the question). Soll auch Egypten, auch Bosnien und die Herzegowina nun ein Parlament bekommen? Wo findet Italien für die in Nordafrika begrabene Hoffnung Ersatz, wenn die Osmanenflanke nicht zu zerstückeln ist? Entspannung, Muße zur Orientirung: so heißt das Lösungswort. Wir gewinnen Zeit; zur Ueberlegung?

Heimarbeit.

Die zweite größere Heimarbeit-Ausstellung Deutschlands hat Mitte Juni ihre Pforten geschlossen. Hat sie die bedeutsame berliner Ausstellung erreicht? Ueberragt sie ihr Vorbild?:

Eigenen Charakter schreibt Elisabeth Altmann-Gottheiner der frankfurter Ausstellung zu, da sie vollständige Unparteilichkeit zu ihrem Grundsatz gemacht und sich in gleicher Weise auf die Mitarbeit der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer gestützt habe. Ich kann in der Arbeitsweise der frankfurter gegenüber der berliner Ausstellung von 1906 einen besonderen Vorzug nicht erblicken. Im Zusammenwirken des Bureau für Sozialpolitik mit den Freien und Christlichen Gewerkschaften, den Hirsch-Duncker-Gewerkvereinen und den Vertreterinnen verschiedener Frauenvereine entstand die berliner Ausstellung als das erste größere sozialpädagogische Unternehmen dieser Art, zwar ohne Mitwirkung oder ohne erhebliche Mitwirkung von Arbeitgebern (an eine solche war bei dem damaligen Stand der Frage gar nicht zu denken), dabei aber in Ansehung der obwaltenden Schwierigkeiten, sachlichen Unzulänglichkeiten und menschlichen Gebrechen eine hervorragende Leistung von nur irgend erreichbarer objektiver und subjektiver Unparteilichkeit, einer Unparteilichkeit, die auch von der frankfurter Ausstellung nicht übertroffen wurde und auf dem von ihr gewählten Weg nicht übertroffen werden konnte.

Man hat der berliner Ausstellung vorgeworfen, daß sie tendenziös allzu sehr Grau in Grau gemalt habe; der frankfurter Ausstellung ist die Infamiation nicht erspart geblieben, daß sie durch die Heranziehung von Arbeitgebern in bewußter Weise zur berliner Darbietung ein freundliches Gegenstück habe schaffen wollen. Keiner dieser Vorwürfe ist gerechtfertigt. Die in erster Linie für die beiden Unternehmungen verantwortlichen Persönlichkeiten stehen im Dienst einer Wissenschaft, deren Helle, Kraft und Hoheit bewußtes Abirren vom Weg mit dem Fuß oder auch nur in Gedanken unmöglich macht. „Das Material“, so schrieb Franke in der „Sozialen Praxis“ über die berliner Ausstellung, „ist gewissenhaft und ehrlich zusammengestellt worden. Mit voller Absicht haben wir großen Werth darauf gelegt, auch günstige Zeugnisse aus der Heimarbeit zu bringen; solche waren in großer Zahl vorhanden. Wenn die Besucher und die Zeitungen trotzdem vorwiegend den Eindruck einer Glendausstellung hatten, so liegt Dies eben an der Thatsache, daß in der Hausindustrie die Noth überwiegt, und in dem zwingenden Mitleid, das dieser Menschenjammer weckt.“ Und Arndt, der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Ausschusses für die frankfurter Heimarbeit-Ausstellung, sagt in seinem Vorwort zu den „Kurzen Beschreibungen“: „Der Wissenschaftliche Ausschuss hielt sich hierbei streng an den von der Ausstellungsleitung von Anfang an aus-

gesprochenen Grundsatz vollständiger Sachlichkeit und Unparteilichkeit. Die Leiter der Fachauschüsse wurden immer wieder darauf hingewiesen, daß tendenziöse Darstellungen vermieden werden müßten und daß es unbedingt erforderlich sei, zum Entwerfen eines wahrheitgetreuen Bildes der Verhältnisse in gleicher Weise die Mitwirkung der Unternehmer wie der Arbeiter in Anspruch zu nehmen.“ An dem redlichen guten Willen und dem festen Vorsatz zu zweifeln, der hier kundgegeben wurde, hat Niemand das Recht. Ob und wie weit es der Leitung der frankfurter Ausstellung gelungen ist, Willen und Vorsatz zur That zu machen, steht allerdings auf einem anderen Blatte.

Else Lüders unterscheidet die beiden Ausstellungen, indem sie dem berliner Unternehmen propagandistischen, dem frankfurter pädagogischen Charakter zuschreibt. Dem kann ich nicht ganz beipflichten; die berliner Ausstellung hatte propagandistischen und pädagogischen Werth. Der Charakter des frankfurter Unternehmens dagegen wird erst völlig offenbar werden, wenn die von Arndt versprochenen „Monographien“ vorliegen, aus denen hervorgehen muß, wie sich die Wissenschaft mit den Schwierigkeiten paritätischen Zusammenwirkens von Arbeitgebern und Arbeitern abzufinden vermochte, mit den Schwierigkeiten, die von der Ausstellung selbst und den „Kurzen Beschreibungen“ nicht überwunden wurden, sondern als Mängel zu Tage traten. Bei der berliner Ausstellung überwog, so meint Else Lüders, das Arbeiterelement, bei der frankfurter das wissenschaftliche Element. Ich will Dem nicht widersprechen, wenn mit dieser Charakterisirung des frankfurter Unternehmens auf den vierundzwanzigköpfigen Wissenschaftlichen Ausschuß, den zwanzigköpfigen Hygienischen Ausschuß und auf die nicht weniger als dreiundsiebenzig Fachauschüsse hingedeutet sein soll. Dagegen sei mir vergönnt, auszusprechen, daß in den Darbietungen des Unternehmens, der Ausstellung und den „Kleinen Beschreibungen“, von einem wissenschaftlichen Einfluß wenig zu spüren war.

Von verschiedenen Seiten sind Stimmen laut geworden, daß in näher bezeichneten Fällen unter dem Einfluß der Arbeitgeber die Arbeitszeiten zu niedrig und die Stundenlöhne zu hoch angegeben worden seien. Es wurde von Objekten gesprochen, die für die Ausstellung besonders angefertigt worden seien und deren Berechnung zu Ergebnissen habe führen müssen, die wesentlich günstiger seien als die Wirklichkeit. Auch verlautete Manches von Konflikten in einzelnen Fachauschüssen und von Nachprüfungen, die zu erheblichen Aenderungen auf einzelnen Etiketten führten. Auf all Das sei hier nicht eingegangen; die Ausstellingleitung wird es sicher für ihre Pflicht gegen Wissenschaft und Wahrheit halten, in den verheißenen Monographien auf die gemachten Erfahrungen und die sich daran knüpfenden Weiterungen zurückzukommen, da es für die breite Oeffentlichkeit von größtem Interesse ist, zu erfahren, wie sich das paritätische System bewährt hat. Das Vorwort zu

den „Kleinen Beschreibungen“ sagt ja, dieses System habe sich „durchaus bewährt und werthvolle Ergebnisse gezeitigt“; dies Urtheil scheint mir aber, zumal in eigener Sache, etwas vorweggenommen, da es erst in der noch in Aussicht stehenden wissenschaftlichen Untersuchung der Ergebnisse seine Begründung finden kann. Bemerkenswerth war jedenfalls, daß namentlich in den ersten Wochen der Ausstellung so oft Aenderungen vorgenommen wurden; einmal fand ich einen Raum sogar längere Zeit für das Publikum gesperrt, weil eine Kommission Nachprüfungen vornahm. Die Angaben der Arbeitszeit und der Stundenlöhne wurden nicht nur in der Arbeiterpresse, von Arbeitern und deren Organisationen bemängelt, sondern auch aus bürgerlichen Kreisen. Herr Hugo Bach, ein münchener Fabrikbesitzer, hat darüber gesagt:

„Der gewählte Weg war zweifellos richtig; aber ich habe (und mit mir wohl ein großer Theil der fachkundigen Ausstellungsbesucher) den Eindruck gewonnen, daß die Arbeitgeber es verstanden haben, Vieles in günstigerem Licht darzustellen, als es bei wirklicher Parität möglich gewesen wäre. Wie schon erwähnt, haben die Arbeitgeber die ausgestellten Gegenstände geliefert und die Arbeiter ausgesucht, die sie herstellen mußten. Es war also möglich, die leistungsfähigsten Arbeiter auszuwählen, und man sah Stücke mit relativ hohem Stundenverdienst, die die Fabrikanten sicher normaler Weise in diesem Zustand nicht angenommen hätten; sie sind schnell und schlecht gemacht worden; dadurch sind dann hohe Verdienste herausgelommen. Bei manchen Stücken können auch die Arbeitszeiten gar nicht stimmen. Zwar hatte sich die Leitung das Recht der Nachprüfung vorbehalten und auch, wie berichtet wird, mehrfach bethätigt; was will dieses Recht oder selbst die Nachprüfung aber bedeuten, wenn die Arbeitgeber nicht verpflichtet waren, die Namen der Arbeiter oder Arbeiterinnen zu nennen, die die Sachen hergestellt hatten? Dadurch war ja die wirkliche Gegenkontrolle in Zweifelsfällen durch nochmalige, unter unparteiischer Aufsicht erfolgende Herstellung des Gegenstandes nicht möglich.“

Mit Recht rügte man von verschiedenen Seiten die Beeinträchtigung des eigentlichen Zweckes der Ausstellung durch die Schauwerkstätten, die die Aufmerksamkeit der Besucher von der sozialen Seite der Heimarbeit auf die gewerblich-technische ablenkten. Gewiß sind Schauwerkstätten in einer Heimarbeitausstellung nothwendig, denn trotz allen Etiketten und Beschreibungen spricht und überzeugt das tote Material sehr wenig oder gar nicht, insbesondere wenn es so wenig charakteristisch „aufgemacht“ ist. Auch bei Einrichtung und Betrieb der Schauwerkstätten hatte die Ausstellungsleitung eine nicht sehr glückliche Hand. Für die Elphenbeindrehöler und für die Töpfer durfte kein Platz in der Ausstellung sein, denn diese die Aufmerksamkeit der Besucher übermäßig auf sich ziehenden Leute sind Kleingewerbetreibende, selbständige Handwerker. Der Töpfer that (wie ich bei drei Besuchen jedesmal feststellte)

genau das Gegentheil von Dem, was er als Miterzieher des Publikums hätte thun müssen: er spielte mit dem plastischen Thon, statt ihn zu verarbeiten. Kaum hatte er unter bewunderndem Ach und Oh der Zuschauer eine hübsche Vase fertig gedreht und gedrückt, so warf er sie wieder zu einem formlosen Klumpen zusammen, unter erneutem Ach und Oh, diesmal des Bedauerns, über das er sich unverhohlen zu freuen schien. Was dem Publikum oft fehlt und ihm hier eingepfist werden sollte, ist die Achtung vor dem Arbeiterzeugniß, der Arbeit, dem Arbeiter. Hier aber bezeugte der Arbeiter selbst seiner Arbeit und seinem Erzeugniß Mißachtung. Dies hätte anders gemacht werden können, anders gemacht werden müssen.

Schauwerkstätten waren nöthig; aber von anderer Art und anderer Einrichtung. Zunächst nur verlegte Heimarbeit, dann Heimarbeit an kleinen, rasch anzufertigenden Objekten, damit der Besucher die Fertigstellung der Gegenstände vom ersten bis zum letzten Handgriff zu beobachten Gelegenheit hatte und zugleich auch, womöglich die Uhr in der Hand, einen Begriff von der zeitlichen Leistung gewinnen konnte. Schauwerkstätten, die das Interesse an der Arbeit und den Arbeiterzeugnissen so tief erwecken, daß der Besucher nicht nur mit allgemeinen, rasch zu verwischenden Eindrücken, sondern mit Gedanken nach Hause geht und künftig keine Bürste, keine Schachtel, keinen Stuhl, keine Cigarre, keinen Hut in die Hand nimmt, ohne auf das Lebhafteste das Bild der Heimarbeiterin, die den Gegenstand herstellte, vor Augen zu haben.

Sprechende Schauwerkstätten wären etwa in folgender Weise zu denken: neben einander einige Kojen, die kleine häusliche Arbeiträume darstellen und als solche nach vorhandenen Mustern einfach eingerichtet und ausgestattet sind. In ihrem Zimmerchen arbeitet eine Bürsteneinzieherin. Auf einem Tisch oder auf einem Regal an der Wand liegen, in übersichtlicher Weise geordnet, auf der einen Seite die für den nächsten zehnstündigen Arbeitstag angelieferten Rohmaterialien (Bürstenhölzer, Draht und Borsten), auf der anderen Seite die am Tage vorher in zehn Stunden fertiggestellte Anzahl von Bürsten. In einem Korb zu Füßen der Arbeiterin sammeln sich die Arbeiterzeugnisse des Tages. Zwei Stiletten enthalten insbesondere Angaben über die verbrauchten Materialien und hergestellten Erzeugnisse: Holzart, Zahl, Gewicht und Werth der Bürstenhölzer; Art, Gewicht und Werth der Borsten; Meterzahl, Gewicht und Werth des Drahtes; Zahl und Verkaufswerth der hergestellten Bürsten; Angabe des Lohnsatzes und Tagesverdienstes, der Stundenleistung und des Stundenverdienstes; Spannweite zwischen Rohmaterialwerth und Verkaufswerth der Tageserzeugung.

Eine Kartonnagearbeiterin ist in einem anderen Raume beschäftigt. Neben ihr liegen die zugeschnittenen Pappe- und Papierstücke für eine Tageserzeugung, die (etwa 250 fertige Schachteln) so aufgestapelt ist, daß sie mit einem Blick

übersehen und rasch gezählt werden kann. In gleicher Weise ist eine Stuhlflechterin und eine Cigarrenarbeiterin inmitten einer Tagesproduktion sichtbar. Die Etiketten geben über die Verarbeitungsmengen, Preise, Verdienste und den Lohnantheil am Verkaufspreis genauen Aufschluß als Ergänzung der lebhaften Sprache unablässig fleißiger Hände. |

Eine Hasenhaarschneiderei durfte den Besuchern nicht erspart geblieben sein, die mit eigenen Augen sehen sollen, wie sich Thierfelle und Hasenhaare, Schmutz und Staub in einer kleinen Küche ausnehmen, auf dessen Herd für Mann und Kinder das Mittagessen brodelt. Die Hasenhaarschneiderei ist zwar in den kleinen Beschreibungen skizzirt (hier habe ich den nothwendigen Hinweis auf die Präparirung der Felle mit Sublimat vermischt), aber in der Ausstellung selbst war von dieser Branche, die aus den Wohnhäusern völlig verbannt werden mußte, nichts zu sehen. |

Auch eine Sädeffickerei hätte gut gewirkt; sicher wäre eine der Fabriken, deren Sädeffickerei von dem Leiter des Fachauschusses als „Wohlfahrteinrichtung zur Unterstützung bedürftiger Arbeiterinnen“ aufgefaßt wird, zur Vorführung dieser neuen Schöpfung des Altruismus gern bereit gewesen.

In solcher oder ähnlicher Weise konnten auch manche andere Objekte ohne Schauwerkstätten dargeboten werden: Tages- oder Stundenerzeugnisse mit den entsprechenden Mengen Rohmaterial für Pelzwaaren, Lederwaaren, Schirme, Holzwaaren, Eüten und Couverts, Glacéhandschuhe, Rosamenten, Perlkränze, Kettenportemonnaies, Glühstrümpfe, Säcke, Tailienstäbe, Strohhüte, Stoffknöpfe, Nadelröllchen, Gürtel, Papierfächer und so weiter. In der frankfurter Aufmachung, Objekte neben Objekte gehäuft, lag mehr Verwirrendes als Eindringliches, Alarmachendes, Ueberzeugendes. Die Gruppen mußten besser getrennt sein, das Auge mußte Stützpunkte und Ruhepunkte finden.

Bei den großen Mitteln, die der Ausstellungsleitung zur Verfügung standen, hätte im Interesse kräftiger Wirkung beträchtlich mehr für die Ausstattung gethan werden dürfen. So entstand im unteren Saal, da, wo die Gegenstände nicht in überlasteten Schaukästen lagen, im Lauf der Wochen unter den Etiketten und Nummern eine sich vergrößemde Unordnung, deren Nichtbehebung oder ungenügende Behebung das Studium sehr erschwerte. Nicht wenig Antheil an dem Entstehen dieser Zustände hatte der Massenbesuch der Ausstellung durch Schulen; sicher sehr gut gemeint und für Besuchstatistik und Budget erfolgreich, aber für die Diabolo spielende Jugend ohne den leisesten Gewinn, zugleich ein Hinderniß für die erwachsenen Besucher. Ordnungsmängel, auf die ich aufmerksam machte, waren bei meinen einige Wochen später erfolgenden Besuchen noch unbehoben. Die Erfahrung lehrt, daß solche Ausstellungen eines Konservators bedürfen, wenn nicht Zerfallerscheinungen auftreten sollen, wie sie sich hier zeigten.

genau das Gegentheil von Dem, was er als Miterzieher des Publikums hätte thun müssen: er spielte mit dem plastischen Thon, statt ihn zu verarbeiten. Kaum hatte er unter bewunderndem Ach und Oh der Zuschauer eine hübsche Vase fertig gedreht und gedrückt, so warf er sie wieder zu einem formlosen Klumpen zusammen, unter erneutem Ach und Oh, diesmal des Bedauerns, über das er sich unverhohlen zu freuen schien. Was dem Publikum oft fehlt und ihm hier eingimpft werden sollte, ist die Achtung vor dem Arbeiterzeugniß, der Arbeit, dem Arbeiter. Hier aber bezeugte der Arbeiter selbst seiner Arbeit und seinem Erzeugniß Mißachtung. Dies hätte anders gemacht werden können, anders gemacht werden müssen.

Schauwerkstätten waren nöthig; aber von anderer Art und anderer Einrichtung. Zunächst nur verlegte Heimarbeit, dann Heimarbeit an kleinen, rasch anzufertigenden Objekten, damit der Besucher die Fertigstellung der Gegenstände vom ersten bis zum letzten Handgriff zu beobachten Gelegenheit hatte und zugleich auch, womöglich die Uhr in der Hand, einen Begriff von der zeitlichen Leistung gewinnen konnte. Schauwerkstätten, die das Interesse an der Arbeit und den Arbeiterzeugnissen so tief erwecken, daß der Besucher nicht nur mit allgemeinen, rasch zu verwischenden Eindrücken, sondern mit Gedanken nach Hause geht und künftig keine Bürste, keine Schachtel, keinen Stuhl, keine Cigarre, keinen Hut in die Hand nimmt, ohne auf das Lebhafteste das Bild der Heimarbeiterin, die den Gegenstand herstellte, vor Augen zu haben.

Sprechende Schauwerkstätten wären etwa in folgender Weise zu denken: neben einander einige Kojen, die kleine häusliche Arbeiträume darstellen und als solche nach vorhandenen Mustern einfach eingerichtet und ausgestattet sind. In ihrem Zimmerchen arbeitet eine Bürsteneinzieherin. Auf einem Tisch oder auf einem Regal an der Wand liegen, in übersichtlicher Weise geordnet, auf der einen Seite die für den nächsten zehnstündigen Arbeitstag angelieferten Rohmaterialien (Bürstenhölzer, Draht und Borsten), auf der anderen Seite die am Tage vorher in zehn Stunden fertiggestellte Anzahl von Bürsten. In einem Korb zu Füßen der Arbeiterin sammeln sich die Arbeiterzeugnisse des Tages. Zwei Etiketten enthalten insbesondere Angaben über die verbrauchten Materialien und hergestellten Erzeugnisse: Holzart, Zahl, Gewicht und Werth der Bürstenhölzer; Art, Gewicht und Werth der Borsten; Meterzahl, Gewicht und Werth des Drahtes; Zahl und Verkaufswerth der hergestellten Bürsten; Angabe des Lohnsatzes und Tagesverdienstes, der Stundenleistung und des Stundenverdienstes; Spannweite zwischen Rohmaterialwerth und Verkaufswerth der Tageserzeugung.

Eine Kartonnagearbeiterin ist in einem anderen Raume beschäftigt. Neben ihr liegen die zugeschnittenen Pappe- und Papierstücke für eine Tageserzeugung, die (etwa 250 fertige Schachteln) so aufgestapelt ist, daß sie mit einem Blick

übersehen und rasch gezählt werden kann. In gleicher Weise ist eine Stuhlflechterin und eine Cigarrenarbeiterin inmitten einer Tagesproduktion sichtbar. Die Etiketten geben über die Verarbeitungsmengen, Preise, Verdienste und den Lohnantheil am Verkaufspreis genauen Aufschluß als Ergänzung der lebhaften Sprache unablässig fleißiger Hände. |

Eine Hasenhaarschneiderei durfte den Besuchern nicht erspart geblieben sein, die mit eigenen Augen sehen sollen, wie sich Thierfelle und Hasenhaare, Schmutz und Staub in einer kleinen Küche ausnehmen, auf dessen Herd für Mann und Kinder das Mittagessen brodelt. Die Hasenhaarschneiderei ist zwar in den kleinen Beschreibungen skizziert (hier habe ich den nothwendigen Hinweis auf die Präparirung der Felle mit Sublimat vermisst), aber in der Ausstellung selbst war von dieser Branche, die aus den Wohnhäusern völlig verbannt werden mußte, nichts zu sehen. |

Auch eine Sädesflikerei hätte gut gewirkt; sicher wäre eine der Fabriken, deren Sädesflikerei von dem Leiter des Fachauschusses als „Wohlfahrteinrichtung zur Unterstützung bedürftiger Arbeiterinnen“ aufgefaßt wird, zur Vorführung dieser neuen Schöpfung des Altruismus gern bereit gewesen.

In solcher oder ähnlicher Weise konnten auch manche andere Objekte ohne Schauwerkstätten dargeboten werden: Tages- oder Stundenerzeugnisse mit den entsprechenden Mengen Rohmaterial für Pelzwaaren, Lederwaaren, Schirme, Holzwaaren, Tüten und Couverts, Glacéhandschuhe, Bosamenten, Perlkränze, Kettenportemonnaies, Blüßstrümpfe, Säcke, Tailienstäbe, Strohhüte, Stoffknöpfe, Nadelröllchen, Gürtel, Papierfächer und so weiter. In der frankfurter Aufmachung, Objekte neben Objekte gehäuft, lag mehr Verwirrendes als Eindringliches, Alarmmachendes, Ueberzeugendes. Die Gruppen mußten besser getrennt sein, das Auge mußte Stützpunkte und Ruhepunkte finden.

Bei den großen Mitteln, die der Ausstellungleitung zur Verfügung standen, hätte im Interesse kräftiger Wirkung beträchtlich mehr für die Ausstattung gethan werden dürfen. So entstand im unteren Saal, da, wo die Gegenstände nicht in überlasteten Schaukästen lagen, im Lauf der Wochen unter den Etiketten und Nummern eine sich vergrößernde Unordnung, deren Nichtbehebung oder ungenügende Behebung das Studium sehr erschwerte. Nicht wenig Antheil an dem Entstehen dieser Zustände hatte der Massenbesuch der Ausstellung durch Schulen; sicher sehr gut gemeint und für Besuchstatistik und Budget erfolgreich, aber für die Diabolo spielende Jugend ohne den leisesten Gewinn, zugleich ein Hinderniß für die erwachsenen Besucher. Ordnungsmängel, auf die ich aufmerksam machte, waren bei meinen einige Wochen später erfolgenden Besuchen noch unbehoben. Die Erfahrung lehrt, daß solche Ausstellungen eines Konservators bedürfen, wenn nicht Zerfallerscheinungen auftreten sollen, wie sie sich hier zeigten.

Der Ansicht, daß die vielfach dargebotenen Milieuphographien einen werthvollen Bestandtheil der Ausstellung bildeten, vermag ich nicht völlig beizupflichten. Nach meiner Beobachtung und nach manchen Urtheilen, die ich von Beschauern hörte, machten die abgebildeten Arbeit- und Wohnstätten mit ihren Insassen auf den Laien meist einen wohlhabigen und behaglichen Eindruck, der eher der bekannten, von Sombart so löstlich persiflirten Idylle als der grauen Wirklichkeit entspricht. Solche Interieuraufnahmen haben zunächst in Bezug auf die Raummaße wenig Wahrheitwert, was von der übertriebenen Perspektive nahgestellter Apparate herrührt. Hiervon kann man sich aus kunstgewerblichen Zeitschriften durch Vergleich beliebiger perspektivischer Interieuraufnahmen mit den Grundrissen leicht überzeugen. Jeder Amateurphotograph weiß, daß ein Zimmer von vier Meter Länge und drei Meter Breite als ein geräumiger Saal auf die Platte gebannt werden kann. Dazu kommt noch die Belichtung, die beinahe jede gewünschte Impression hervorzubringen vermag. Ein warmer brauner Bildton thut das Uebrige. Nicht zu vergessen ist, daß das Bild einer friedlichen Heimstätte, einer zur Arbeit versammelten Familie immer anmuthet. Staub, Schmutz, Dürftigkeit sind nicht sichtbar und auf dem Bild wirkt malerisch, was in der Wirklichkeit wenig erfreulich ist. Zum Vergleich: ein von Meisterhand gemaltes Stilleben, neben einer halb vom Tisch herabgeglittenen Decke ein Hummer, ein Kopf Blumenkohl, ein Reithandschuh, ein halbausgetrunkenes Glas Moselwein mit der obligaten Fliege, ein Armband, eine Besuchskarte und eine Rose, mag ein löstliches Meisterwerk sein; im Leben ist solche nach Hauspolizei schreiende Zusammenstellung nicht möglich. Anders in der Hausindustrie. Säuglingswindeln und Tabakblätter, Schweineborsten und Reissuppe, Christbaumschmuck und Speisfläschchen eines Tuberkulösen, Cementstaub und Kinderbetten: das Leben zeigt's, das Bild verschweigt's. Nur mit starkem Vorbehalt können daher die Heimstättenbilder als Darstellungen der Wirklichkeit gewürdigt werden. §

Obgleich nach den Beschreibungen in allen drei Gebieten der Bürstenindustrie animalische Materialien zur Verwendung kommen, zeigte die Ausstellung außer einigen Zahnbürsten ausschließlich Pflanzensaserbürsten, gab also kein ausreichendes Bild Dessen, was sie darstellen wollte. Gerade auf die Verarbeitung thierischer Borsten und Haare hätte die Ausstellung hinweisen müssen, insbesondere auch wegen der Milzbrandgefahr. Die Beschreibung der westerwälder Hausindustrie kann „in gesundheitlicher Hinsicht nichts Nachtheiliges sagen“. Die Beschreibung der Hausindustrie im Taunus findet die Verdrängung der ausdrücklich als „nicht gesundheitsschädlich“ hingestellten Heimarbeit durch die Verbesserungen in der maschinellen Herstellung der Bürsten „sehr bedauerlich“ und stellt zugleich fest, daß das Einziehen der Bürsten keinen besonderen Arbeitraum verlange. Im Gegensatz zu diesen kaum ernst-

lich vertretbaren Urtheilen wird in der Beschreibung der Bürstenhausindustrie im Kreis Neuwied gesagt: „Die Bürstenhaare geben einen unangenehmen, sich fast überall festsetzenden braunen Staub ab, so daß man die Arbeit nicht als gesund bezeichnen kann.“ Das ist verständig gesprochen; doch sind es nicht Bürstenhaare, sondern Kolosfasern, die einen braunen Staub absondern.

Für das Nähen von Borten zu Strohhüten sind in der Beschreibung Stundenlöhne von 20 bis 46 Pfennig angegeben; wie die Berechnung zu Stande kam, ist nicht gesagt, eine Nachprüfung deshalb unmöglich. Nach Angabe der Beschreibung wird beim Garniren von Strohhüten in der Stunde ein Lohn von 7 bis 12 Pfennig verdient. Im Gegensatz hierzu gab die allgemeine Durchschnittswerthe darstellende Etikette Nr. 5 zu einem in der frankfurter Hausindustrie hergestellten Strohhut einen Stundenverdienst von 20 bis 24 Pfennig an. Auch sonst stimmten Etikette und Bericht nicht überein. Bei den aus Darmstadt gelieferten Hüten war die Art der Arbeit mit „Nähen und Garniren“ bezeichnet, obgleich es sich meist um geflochtene Hüte handelte, für die ein Nähen nicht in Frage kam. Die Beschreibung der odenwälder Stuhlflechterei gab den Nettolohn auf 9 Pfennig in der Stunde an, Etikette Nr. 3 dagegen auf 21 Pfennig. Diese Angabe ist unrichtig, da hier die Abrechnung des von der Arbeiterin zu zahlenden Rohrpreises völlig vergessen ist. Das Studium der ausgestellten Gegenstände war sehr erschwert, da ein Theil der Etiketten dauernd fehlte und manche Nummernkartons verwechselt waren; diese Mängel wurden von Woche zu Woche stärker (übrigens auch bei anderen Branchen der Ausstellung).

Der Referent über die Stuhlflechterei in Bogelsberg sagt am Schluß: „Eine schädliche Einwirkung auf die Gesundheit läßt sich nicht direkt nachweisen; doch ist als sicher anzunehmen, daß die Durchführung des Kinderschutzgesetzes eine wohlthätige Wirkung auf Körper und Geist der beschäftigten Kinder nicht verfehlen wird.“ Wie nichtsagend!

Aus der frankfurter Herrenmaßschneiderei waren vier Garderobenstücke ausgestellt: ein Smoking, eine Weste, eine Hose und ein Sommerpaletot auf Seide. Die angegebenen Stundenverdienste betragen 48, 52, 46, 63 Pfennig. Beim Paletot arbeitete ein Gehilfe mit, dessen Lohn wohl in dem Stundenverdienst enthalten ist, eben so wie bei den anderen Gegenständen der Mitverdienst der Frau. Angaben hierüber fehlten auf den Etiketten. Der Bericht über die Herrenkonfektion in Frankfurt a./M., Mainz und Umgegend sagt, daß die Stundenlöhne wegen Mitarbeit der Frauen schwer zu berechnen seien, und giebt die Nettostundenlöhne auf 22 bis 30 Pfennig an. Aus der Etikettirung der ausgestellten Gegenstände ist das häufige Vorkommen von Hilfspersonen (473 befragte Heimarbeiter hatten 449 Hilfspersonen) nicht ersichtlich. Die auf den Etiketten angegebenen Stundenverdienste waren meist höher als der

in der Beschreibung angegebene Höchstdurchschnittslohn (35, 40, 55, 59 Pfennig); dabei war nichts von Hilfspersonen vermerkt, so daß die Etiketten völlig unzutreffende Anschauungen erweckten. Auf Etikette Nr. 19 war die Frage nach den Unkosten unrichtiger Weise verneint.

Wie keine andere Abtheilung der Ausstellung ist wohl gerade die der Rosamentenherstellung (Kahlgrund im Speffart und Seligenstadt in Hessen) geeignet, dem Beschauer, der nicht mit den „Kurzen Beschreibungen“ in der Hand die ihm durch die Objekte und durch das Studium der Etiketten gegebenen Eindrücke revidirt, eine irrige Ansicht über die hausindustriellen Verhältnisse beizubringen. Diese Erkenntniß veranlaßte auch den Verfasser des Berichtes, am Schluß seiner Beschreibung zu sagen: „Die Ausstellungsgegenstände sind nicht dem laufenden Betrieb entnommen; es sind ältere Muster nachgearbeitet worden, wozu natürlich die geschicktesten Arbeiterinnen herangezogen wurden. Daraus erklärt sich zum Theil der Unterschied zwischen den auf den Etiketten der Ausstellungsgegenstände bemerkten Preisen und den eben angeführten Durchschnittslöhnen.“ Nach den Angaben des Berichtes beträgt „der Durchschnittsstundenlohn 15 Pfennig für bessere und 10 Pfennig für weniger geschickte Arbeiterinnen“. Eine Reihe von Stundenverdiensten, die ohne Auswahl den Etiketten entnommen wurden, zeigte dagegen Verdienste von: 19, 18, 16, 22, 18, 24, 20, 16, 23, 18, 18 bis 20, 18 Pfennig. Wenn nach der Ansicht des Berichterstatters der Umstand, daß „natürlich die geschicktesten Arbeiterinnen herangezogen wurden“, den Unterschied zwischen den Angaben der Etiketten und seinen eigenen Beobachtungen „zum Theil“ erklärt, so trägt wohl auch der Umstand „zum Theil“ zur Erklärung bei, daß die Etiketten „nach Angabe des Fabrikanten“ ausgefüllt wurden.

Die Etiketten Nr. 14 und 15 der Filetstrickerei zeigten neben anderen folgende Angaben:

- | | |
|--|---|
| 2. Alter, Geschlecht und Familienstand der Arbeiter: | 66 Jahre, weiblich. |
| 10. Nettoverdienst pro Stück: | 1½ Pfennig. |
| 11. Arbeitszeit pro Stück: | 1 Stunde. |
| 12. Verdienst der Arbeitsstunde: | 1½ Pfennig. |
| 14. Besondere Bemerkungen | Arbeiterin ist seit 14 Jahren total erblindet. Ihre Schwester hilft ihr beim Sortiren und bei der Fertigstellung der Gegenstände. |

Hier wurden lebhafteste Aulse der Entrüstung hörbar. Underthhalb Pfennig! Man denke! Blindenbeschäftigung, meine ich, gehört nicht in eine Heimarbeits-Ausstellung.

Ueber die hausindustrielle Schuhmacherei war eine Beschreibung nicht gegeben. Man hörte da und dort bezweifeln, daß das ausgestellte elegante

Schuhzeug überhaupt aus der Hausindustrie stamme. Sicher ist, daß der Schuhbazar nicht typische Erzeugnisse der Heimarbeit, sondern seltener angefertigte Spezialartikel zeigte, die nur von besonders geübten und geschickten Arbeitern hergestellt werden können. Von den vierzig Stiketten dieser Abtheilung waren nur neun durch die Kommission nachgeprüft; die andere: nicht.

„Fast alle ermittelten Heimarbeiterinnen waren kränklich, was größten Theiles jedoch auf persönliche Veranlagung und schlechte Wohnungsverhältnisse zurückzuführen ist. Ueberall wurde die Arbeit in Räumen ausgeführt, die auch zum Wohnen und Schlafen dienen und meist sehr eng waren.“ So sagt die Referentin über die Anfertigung von Christbaumschmuck; und glaubt, die Heimarbeit durch ihr seltsames „jedoch“ hygienisch entlastet zu haben.

Die Beschreibung der Cigarrenmacherei sagt allgemein, daß die Cigarrenmacherei sich in gleicher Weise für die hausindustrielle wie für die fabrikmäßige Ausübung eigne. Dies ist unrichtig. Die Beschreibung sagt ferner, daß die hausindustrielle Herstellung von Cigarren „aus der ursprünglich als alleinige Arbeitsform in Deutschland eingeführten Werkstattarbeit hervorgegangen sei“. Dies ist auch nicht richtig. Die hausindustrielle Herstellung der Cigarren ist aus der Fabrikarbeit hervorgegangen.

„Als eine Wohlfahrteinrichtung zur Unterstützung bedürftiger Arbeiterinnen ist das Sädefflicken in Heimarbeit bei einer Fabrik in Worms und einem Cementwerk in Amöneberg aufzufassen.“ Und als Parallele hierzu: „Die Sädefflickerei ist der Gesundheit nichts weniger als zuträglich; denn der Staub von Mehl, Kleie, Farbe, Kohle und so weiter wird eingeathmet, ruft leicht Hustenreiz hervor und greift unter Umständen die Lunge an. So klagte denn auch ein großer Theil der Sädefflickerinnen mehr oder weniger über Hustenreiz und Brustschmerzen. Es arbeiten 60 Prozent in der Küche, 25 Prozent in der Wohnstube und 15 Prozent im Hausflur.“ Eine sozialwissenschaftliche Leistung! „Der Gesundheitszustand der Gürtelnäherinnen zeigte viel Nervosität, Blutarmuth und Verdauungsstörungen.“ Das ist klipp und klar gesagt. Dagegen wagt der Referent für die Herstellung von Papierfächern nicht, „das Herumfliegen der nicht fest am Papier haftenden giftigen Farbentheilchen“ gesundheitschädlich zu nennen; er sagt nur, daß es ihm als gesundheitschädlich angegeben worden sei.

Diese Stichproben geben so handgreifliche Beispiele von Ungeprüftem und Unkritischem in der frankfurter Heimarbeit-Ausstellung, daß der Zweifel wohl gerechtfertigt erscheint, ob der eingeschlagene Weg auch wirklich der richtige gewesen sein mag. Man stelle der langen Zeit, die für die Vorbereitung der Ausstellung verfügbar war, und dem erstaunlichen Apparat von Ausschüssen das im Vorwort zu den „Kleinen Beschreibungen“ abgelegte Bekenntniß gegenüber, daß es sich „aus Mangel an Zeit und Hilfskräften nicht immer erreichen“

ließ, „daß jede Thatsache, die nun auf den ‚Etiketten‘ oder in den ‚Beschreibungen‘ veröffentlicht wird, gemeinsam geprüft und festgestellt wurde“. Für diesen Gedankengang kann ich auch bei tiefstem Nachsinnen kein Verständnis finden; als unbedingte Voraussetzung muß doch gelten, daß die Fachauschüsse dem wissenschaftlichen Ausschuss nur solches Material ablieferten, das sie, die Fachauschüsse, an Ort und Stelle erhoben und geprüft hatten und für das sie, wie auch das Vorwort sagt, die volle Verantwortung tragen. Eine „gemeinsame“ Prüfung der symptomologischen Aufnahmen, eine höchst schwerfällige und bei entsprechender Besetzung der Fachauschüsse unnöthige Aktion, gehörte nicht zu den Aufgaben des Wissenschaftlichen Ausschusses, der für die Leitung der wissenschaftlichen Arbeit, die Sammlung und Sichtung des Materials, die Feststellung der Richtlinien für die Untersuchungen, die Vereinheitlichung der Arbeiten zu sorgen hatte, nicht aber für die Erhebungsgeschäfte.

Die Ausstellungleitung hat offenbar die (durch Heranziehung der Arbeitgeber wesentlich vergrößerten) Schwierigkeiten des Unternehmens beträchtlich unterschätzt und insbesondere waren nicht alle Leiter der Fachauschüsse ihren Aufgaben völlig gewachsen. Man hat sich die Ausschöpfung der Heimarbeitsprobleme, den Verkehr mit den Heimarbeitern und den Arbeitgebern viel zu leicht gedacht. Man hat geglaubt, durch Instruktionen und durch Aufforderung zum Studium von Heimarbeitsliteratur den Fachauschüssen einen Ersatz bieten zu können für Schulung und Erfahrung, die ihnen fehlte. Die Zersplitterung in so viele Fachauschüsse, deren Erhebungen (den eng begrenzten Aufträgen entsprechend), kaum begonnen, auch schon wieder beendet waren, konnte nicht zum nothwendigen Einleben in die Heimarbeit führen; und in einem Stadium, da der Fachmann sich bekennen muß, daß er noch in den an Irrthum so reichen Anfängen der Rezeption stehe, wurden hier schon Urtheile gefällt und Berichte geschrieben. Daß dieser Weg nicht zu einem Erfolg führen konnte, ist klar. Auch das Vorwort verschweigt dem aufmerksamen Leser diese Erkenntniß nicht. Mit vier bis sechs strebsamen Jüngern der Volkswirtschaft, denen man Zeit und Gelegenheit gegeben hätte, sich in die Hausindustrie des erfaßten Gebietes zu vertiefen, hätte man etwas ganz Anderes leisten können als mit den vielen Fachauschüssen, deren Leiter, meist Dilettanten (nicht im goethischen Sinn des Wortes), die hart im Raum sich drängenden Sachen und die weit auseinanderwohnenden Gedanken nicht immer unter den Gesichtspunkt der Einheit zu bringen vermochten.

Für die Thätigkeit des Wissenschaftlichen Ausschusses scheint es an einer zusammenfassenden, kritischen und, wenn nöthig, rücksichtslosen Initiative gefehlt zu haben. Eine erhebliche Anzahl von Etiketten mußte zur Vervollständigung oder Berichtigung zurückgegeben werden. Manche „Kleinen Beschreibungen“ bedurften dringend wissenschaftlicher Neuredaktion. Kein Gegenstand durfte

ausgestellt werden, für dessen Herstellung nur Angaben der Arbeitgeber vorlagen. Kein Gegenstand durfte in die Ausstellung kommen, dessen Verfertiger oder Bearbeiter nach Namen und Adresse der Ausstellungsleitung nicht bekannt war und nicht ausdrücklich seine Zustimmung zum Inhalt der Etiketten gegeben hatte oder dessen Etikette mit dem Inhalt der „Kleinen Beschreibungen“ nicht im Einklang stand. Kein für die Ausstellung besonders angefertigter Gegenstand durfte Aufnahme finden, wenn nicht nachgewiesen war, daß sich die Arbeit genau unter den sonst üblichen Umständen vollzogen habe und daß Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsqualität von dem sonst Ueblichen nicht abweichen. Bei jeder im sweating-system hergestellten Arbeit mußte neben dem Stücklohnsatz des Heimarbeiters auch der des Zwischenmeisters angegeben werden. Seltene und besonders gut bezahlte Arbeiten und Ausnahmeleistungen gewandter Personen mußten eben so wie das Gegentheil (zum Beispiel: Blindenarbeit) vom typischen Hauptinhalt der Sammlung völlig abgefordert werden. Noch manches Andere mußte gethan, noch manches Andere unterlassen werden.

Und die Verkaufspreise der ausgestellten Gegenstände? Die Ausstellungsleitung hat sich der Illusion hingegeben, sie werde durch die Mitwirkung der Arbeitgeber diese Verkaufspreise erfahren und auf den Etiketten anbringen können. Welcher Erfolg wäre es gewesen, wenn die frankfurter Ausstellung eine Frage beantwortet hätte, die in der berliner Ausstellung so oft vergebens gestellt worden war! Aber die Ziffer 13 der Etiketten, „Verkaufspreis des Gegenstandes“, blieb unausgefüllt. Daß die Arbeitgeber versagten, war zu erwarten. Und sie versagten. Vielleicht hat man sie nach den ersten Ablehnungen auch gar nicht mehr befragt. Niemand kann ihnen übel nehmen, daß sie ihre intimsten Geschäftsgeheimnisse der Konkurrenz, der Deffentlichkeit und der Wissenschaft nicht preisgaben, nicht mit eigenen Händen die Fackel hielten, die in die letzten Winkel ihrer „Finanzgekablung“ hineinleuchten sollte. Der Verkaufspreis hat übrigens nur Rechnungswerth, wenn neben dem Stücklohnsatz auch der Materialpreis dargestellt wird.

Mit stählernem Steven hat die gewerkschaftliche Heimarbeit-Ausstellung von 1906 Eisdecke und altes Packeis durchbrochen und eine Fahrerinne freigelegt. Diese Fahrerinne zu verbreitern, wäre die lohnende Aufgabe einer zweiten Ausstellung gewesen. Doch die „Frankfurt“ begnügte sich damit, im Kielwasser der „Berlin“ dahinzuziehen, buntbewimpelt und aus siebenzig Stückpforten salutirend. Sicher werden nach Beendigung der Fahrt die heute noch in der Kajüte verschlossenen „Monographien“ und die Bereicherung ans Land setzen, die auf dem Promenadendeck der Ausstellung nicht zu gewinnen war. Dann wird Jeder, der die ehrliche und opferwillige Arbeit der frankfurter Ausstellung schätzt, auch freudig einen Erfolg rühmen können.

Karlsruhe.

Ober-Reg.-Rath Dr. Karl Bittmann.

Zanga. *)

Ich bin heute fünfundsechzig Jahre alt, aber niemals habe ich bereut, ledig geblieben zu sein; niemals, sage ich, und ich weiß, was ich sage. Ich habe mich meinen Pflichten als Mensch und Staatsbürger entzogen? Wer wagt, Das zu behaupten? Wer dürfte so unverschämt und ohne Verstand sprechen? Ich bin vierzig Jahre lang Richter gewesen, mein Herr! Habe ich nicht mein ganzes Leben der Gesellschaft gewidmet, Tag um Tag, und wie oft schlaflose Nächte? Da kommt nun so Einer und redet daher. Als ob jemals Einer eine Frau genommen hätte, um seinen Pflichten als Mensch und Staatsbürger nachzukommen! Den Teufel auch! Zu seinem Vergnügen hat er sie genommen. Das versteht sich am Rande. Ich aber meine, das Leben ist kein Vergnügungstablissement und nichts ist dümmere als die Ausrede von der gewissen Würde als ein Vater und Papa. Dann wieder heißt es: Das Leben ist so interessant. So? Es ist wirklich zum Lachen. Also interessant, das Leben? Ich möchte gern wissen, was der Mensch, der Dies sagt, eigentlich dabei denkt. Mein Verehrtester, wenn man mit dem Ding einige Zeit sich befaßt hat, dann hört es auf, interessant zu sein; aber wie! Als ob es eigens den Romansublern vorgespielt würde; Verzeihung, ich glaube, Sie sind ja auch so Etwas; nein, nein; es wird Niemandem vorgespielt, daß er sich ansieht und dann Bravo dazu sagt; es ist eine verdammt betrübliche Angelegenheit. Jener aber versteht unter Leben natürlich die Frauen oder wenigstens das Heirathen. Und wenn Sie ihm härter an den Leib gehen, wird er Ihnen bekennen: Interessant? Interessant sind natürlich die Frauen; oder ist wenigstens die Heirath. So ein armer Karpfen! Das Leben erscheint nur Dem interessant, der nicht mitspielt. Fragen Sie Einen, der am Ertrinken war oder bei einem Eisenbahnunglück davongelommen ist, ob es interessant war. Und wer von uns war noch nie in seinem Leben am Ertrinken? Immer wieder steigt morgens die Sonne schön aus dem Gewölk und wir hoffen immer wieder: Dieser neue Tag wird es sein, der wird es bringen; nein, mein Verehrtester, auch der ist es nicht, der wieder nicht, aber für uns Narren ist das optische Phänomen hinreichend, neue Hoffnung zu schöpfen, und auch den Nachfahren wird es genügen, um dieser Fopperie weiter zuzusehen. Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb ein Kostverächter bin und über dem Sündenpfuhl die Hände zusammenschlage.

Nichts Dümmeres als die Unschuld. Sie rührt mich ganz und gar nicht; wie ein Teig, der noch nicht gebacken ist, mich ganz kalt läßt. Der Mensch muß

*) Zu den Glücksgünstlingen gehört der Brünner Philipp Langmann nicht. Einmal nur, mit dem verb gezimmernten Volksstück „Bartel Turaxer“, hat er der Menge Beifall gefunden. Einmal, mit dem Lustspiel „Die vier Gewinner“, die Zustimmung der Feineren. Oft wurden dem schladigen Talent, das nie ganz frei werden zu können schien, Enttäuschungen beschert. Noch darf man hoffen, daß der Währe mit seinem robusten Sinn für kräftige Bühnenwirkung sich das Theater erobern wird. Einstweilen sucht er sich in epischer Darstellung zu läutern; das allzu Theatralische loszuwerden. In dem Novellenband „Wirkung der Frau“ (der bei Georg Müller in München erscheint und die hier gedruckte Skizze bringt) spricht ein ernster, auf innere Sauberkeit haltender Künstler, der sich redlich müht, Empfundenes und Gesehenes zu gestalten.

Durch die Sünde, wenn er zur Erkenntniß bringen, er muß durch die Dsenhige seiner Laster, Begierden, Leidenschaften, wenn er gar werden soll, reif und würdig, den Schleier der Maja zu heben. Das widerspricht der Thatsache nicht, daß wir an den Thieren Freude haben. Wir erfreuen uns nicht ihrer Unschuld, nicht ihrer Offenheit, sondern das Thun der Thiere erfreut uns nur insofern, als es eine Beziehung auf unser Thun hat. Darum eben erfreut uns der Hund am Meisten, weil wir bei ihm ein Verständniß unserer Thätigkeit voraussetzen, darum die Bienen, weil sie uns einen Staat zeigen, die Ameisen, weil sie arbeiten; den unschuldigen Maikäfer zertreten wir und der ellen Kröte weichen wir aus.

Ich kannte einen Hund, eine Dadeline (ihr Name ist mir entfallen), über die ich oft nachgedacht habe. Sie war nicht unschuldig, keineswegs, aber sie mischte sich in Alles; die geheimsten Seelenregungen wußte sie herauszuschüffeln; ein eigensinniges, launenhaftes Geschöpf; unbrauchbar, unzuverlässig (ich glaube, zehn Einbrecher wären von ihr unbehelligt geblieben; sie hätte nur geschmunzelt); aber sie wußte ihre Beziehungen zu den Menschen zu pflegen, heuchelte, vermittelte; kurz: Lasterhaft; aber sie war sehr beliebt. Niemals hätte ein biederer, ehrenhafter Bulldogg so viel Achtung genossen. Da sehen Sie abermals, wie es zugeht. Diese verschmitzte Dadeline also besaß ein Herr, ein junger Mann (die Geschichte ist zwanzig Jahre her), tüchtiger Jurist übrigens, der mir zur Aushilfe beigegeben worden war. Ich gewann ihn lieb.

Ein recht netter, zuthunlicher Mensch, eifrig im Dienst, hübsch gewachsen, hatte auch das selbe Band getragen wie ich dazumal. Der brachte das Thier mit. Wie sich machte, weiß ich nicht, kümmerte mich auch nicht weiter darum. Er schenkte die Hündin einer Dame seiner Bekanntschaft; auch meiner: es war die Frau meines Freundes, der heute schon lange tot ist. Schließlich hatte ich nicht dareinzureden; er konnte mit ihr machen, was ihm gefiel. Sie war sein Eigenthum und er schenkte sie weg. Zwei Jahre war Dr. Grumpach in meinem Bureau und ich hatte nicht den geringsten Anlaß, mit ihm unzufrieden zu sein.

Eines Tages aber erhielt ich einen Besuch. Der Schwager der Dame, der Bruder meines verstorbenen Freundes, kam zu mir in den Vierten Stock heraufgklettert: er habe mir eine Bitte vorzutragen.

„O bitte, sprechen Sie nur von der Leber weg; was ich thun kann, soll gern geschehen. Ich kenne Sie. Sie sind mir auch als Bruder meines lieben Miming werth.“

„Um Miming eben geht es. Er hat eine Frau.“

Ach, dachte ich, dann wird es interessant. „Ist Das nicht die Dame, die eine wunderhübsche kleine Dachshündin hat?“

„Ja.“

„Sie hat das Thier von einem unserer Beamten bekommen, vom Dr. Grumpach.“

„Ja; und eben um Dr. Grumpach geht es.“

Ich war zuerst sprachlos. „Fängt Der es so an! Ich hätte doch von diesem anständigen Menschen Alles eher vermuthet als Das. Macht Der solche Geschichten! Ich hatte, mein Wort darauf, nicht eine Ahnung. Armer Miming. Ja . . . also . . . sagen Sie mir doch nur: wozu erfahre ich denn diese schreckliche Geschichte? Was soll ich denn da thun?“

„Verzeihen Sie: ich als Bruder kann wohl nicht eingreifen. Und doch muß dieses skandalöse Verhältniß aufhören. Es geht nicht weiter, es darf nicht weiter gehen, wenn mein armer Bruder nicht zum Gespött werden soll. Und seine Praxis, bedenken Sie, seine Praxis!“

„Allerdings, die Praxis!“

„Da dachte ich so hin und her und her und hin; und endlich faßte ich mir ein Herz, auf Betreiben meiner Frau, und trage Ihnen die Bitte vor, Herrn Doktor Grumpach doch ins Gewissen zu reden.“

„Um Gottes willen!“

„Leisten Sie Ihrem Freunde den Dienst. Sie haben über diesen Herrn die nöthige Autorität. Sie alle Drei sind auch sonst verbunden. Ein ernstes Wort kann auf die Folgen hinweisen, die Sache zum Stillstand bringen, Alles gut machen. Ich bitte Sie im Namen der Familie, die unangenehme Affaire anzugreifen. Schließlich riskiren Sie nicht viel, wenn sie Herrn Grumpach am Ehrenpunkt fassen, ihm das Schändliche vor Augen halten und ihn von einer Beziehung lösen, die nicht nur für meine Schwägerin, sondern auch für ihn selber verhängnißvoll werden wird.“

Versetzen Sie sich nun in meine Lage! Immer war ich dem Leben klug ausgewichen, dem interessanten, und sollte nun mit ihm persönlich und handgemein werden. Ich schürzte mir die Ärmel so hoch, wie ich konnte. Doch hatte ich viel tiefen Verdruß in mir zu überwinden. Weder war ich Minings Vormund noch Grumpachs Vater, konnte also nicht die Verpflichtung fühlen, ihr privates Leben zu beeinflussen; ein Freund und Vorgesetzter kann aber bei Geschäften, die ihn nichts angehen, böse anlaufen. Hinwider war es mir nicht möglich, das Mandat der Familie einfach abzulehnen. Mandat der Familie: ich fühlte mich sehr gehoben und trug die neue Würde mit Stolz, mit Genugthuung, aber auch mit Schadenfreude (so böse kann ein Junggeselle sein) und schließlich tief zerknirscht. Ich sah die Frau zufällig auf der Straße; sie ging auf der anderen Seite und die Hindin (richtig: Banga hieß die Bestie) schritt erhobenen Kopfes und mit wackelndem Behang, die Ruthe wagerecht, stolz ihr voran.

Eine liebe Frau. Feines Gesicht, zierliche Erscheinung, vollständig geeignet, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Es fiel mir auf die Seele und ich fühlte ganz mein frevelndes Beginnen. Wenn sie wüßte, daß haben ein Bösewicht in seiner schwarzen Seele darauf sinnt, ihr den Liebsten wegzunehmen! Psui Teufel! Zu welchen Schlechtigkeiten giebst Du Dich her? Laß die Leute froh sein auf eigene Rechnung, Mensch und Griesgram, und zerstöre nicht, was Schönes das Leben giebt! Was gehts Dich an? Giebt es so viel in der Welt, daß Du so, mir nichts, Dir nichts, hingehen dürftest und wüthen mit Brand und Schwert?

Fast hätte ich es aufgegeben. Doch wir Menschen sind Pack, durchaus, und auch einer mit guten Vorsätzen ist gemein. Am selben Tag fiel es Grumpach ein, das Bureau um eine Stunde früher zu verlassen. Vielleicht hatte er ein Geschäft oder er war an dem Tag ungeduldig; er machte bald Schluß und wollte fort. Das wurmte mich. Man ist nicht ungestraft ein Vierteljahrhundert lang Beamter. Man wird kleinlich, ärgerlich: „Erlauben Sie, Herr Doktor, auf ein Wort.“

„Bitte“, sagte er zuborkommend, „Bitte!“

Und nun legte ich los. „Wissen Sie, mein Herr, was Tugend ist? Eine große Sache, meine ich. Und die Familie? Die etwa nicht? Der stärkste Pfeiler:

des Staates, eine ungeheure Nothwendigkeit, darum heilig, jawohl: ein Heiligthum! Dann die Ehre. Was halten Sie von der, Herr Doktor! Jetzt aber erst der Ehebruch! Das wagen Sie? Mein Grundgütiger, Sie? Das?!" Dann fing ich von der Freundschaft an, flocht geschickt Etwas von Betrug ein, ließ ein Wort von Verbrechen fallen und schließlich sagte ich kalt: Ehebrecher! Hierauf fing ich wieder von vorn an, noch einmal von der Ehre, wieder die Familie, die Tugend; eine ganze lange Stunde, bis mir der Athem ausging, redete ich so allerlei großmächtige Worte daher und warf nur so herum mit Vorwürfen, Anklagen, Drohungen, bis ich mich vor mir selber ordentlich in die tiefste Wurzel meines Gewissens hinein schämte. Aber je mehr ich mich schämte, desto eifriger sprach ich, und je länger ich sprach, desto demüthiger, stiller und betrübter wurde der arme Mensch. Schließlich weinten wir gemeinsam; zum Erbarmen. Es war kein Spaß. Und ein Glück dabei, daß uns keine Weiber sahen. Die hätten sich eine Haut voll gelacht.

Um die Sache kurz zu machen: er ging in sich, schrieb einen langen, langen Brief und kam um seine Versehung ein. Das eben war meine Absicht gewesen. Einmal fort, fünfzig Meilen weit: dann geht die Uhr wieder richtig und Miming hat seine Frau wieder allein.

Ja, diese verdammte Dadeline! Ein merkwürdiges Individuum von einem Thier, muß ich bekennen. Ist mir noch nicht vorgekommen! Diese Hündin . . . Aber da fällt mir Etwas ein. Es ist ein Aberglaube von uns, wenn wir meinen, daß nur wir einen bewußten Willen haben; auch das Thier, auch die Dinge wollen mehr oder weniger oder ganz unbewußt. Denken Sie nach: gewisse Gegenstände verlieren Sie nie, andere behalten Sie unter gar keinen Umständen längere Zeit im Eigenthum. „Sie gehen verloren“: so lautet die Redensart. Die schlechte, abgenützte Börse bleibt Ihnen treu, die neue, schöne ist nach vier Tagen spurlos verschwunden; die alte Taschenuhr aus Knabentagen, mit der man sich den lieben langen Tag ärgert, geht doch, sie geht immer wieder, man giebt ihr mit dem Federmesser einige Stiche, klopft mit ihr auf den Tisch: und gut; die neue aber geht gar nie. Es giebt Bücher, die kann man dreißigmal wegborgen: sie kommen wieder; andere nicht. Es giebt Federn, die immer besser werden, je länger sie schreiben; dann wieder findet man Wochen lang keine gute. Haben Sie nie ein Möbel gehabt, das es gut mit Ihnen meinte? Ich besitze einen Lehnstuhl, dessen linker Vorderfuß immer mit Geräusch herausfällt, wenn ein Hämischer, ein Laurer in meine Stube tritt. Oft erprobt, vielfach experimentell nachgewiesen! Seien Sie überzeugt: was Ihnen je gestohlen wurde, Das wollte Ihnen gestohlen werden; „es ging verloren“. Das ist höchst merkwürdig.

Nicht lange, vierzehn Tage etwa nach jenem Ereigniß, an einem Mittwoch, saßen wir über unseren Akten, als es klopfte. Herein! Niemand kam, aber das Klopfen wurde lebhafter. Dr. Grumpach öffnete die Thür. Denken Sie nun: Zanga lag vor der Schwelle, sah Grumpach fragend an und schlug mit der Ruthe freudig bewegt auf die Bretter, daß es nur so schallte. Grumpach schloß rasch die Thür und that, als verstehe er nichts. Schließlich wäre nichts daran gelegen; doch, unglaublich, aber wahr: abermals Mittwoch, wir dachten nicht mehr daran (oder vielmehr: ich dachte nicht daran, da ich billig nicht für Grumpach sprechen mag), also da klopft es wieder. Zanga lag vor der Thür und sah Doktor Grumpach fragend an, und mit so sprechendem Ausdruck, mit so viel Verstand, mit so viel Glanz im

Blick und so viel Beredsamkeit in der Bewegung. Ich sah nach Grumpach; er setzte sich an die Arbeit. Zanga war offenbar damit nicht einverstanden.

So ging es Monate lang; endlich bekam die Sünderin einen ausgiebigen Tritt. Sie mußte nicht und schlich heim. Aber Grumpach war sehr erregt, ganz schrecklich roth im Gesicht, zitterte und konnte sich lange nicht fassen. Auch ich nicht. Es war eben nicht anders möglich gewesen. Wenn es nur um uns gegangen wäre, unsererwegen hätte Zanga jeden Mittwoch kommen mögen, sie hätte immer ihr Stück Zucker gefunden oder ein Würstchen, oder was immer der Tag beschert; aber es wußten ja auch Damen von der Geschichte. Denken Sie, wenn ihnen Zangas Erinnerungen bekannt geworden wären: welches Volksfest für die Stadt! So bekam Zanga einen Tritt in die Weichen und ich aus. Sie kam nicht mehr.

Das Gesuch um Versetzung wurde „weisend“ beschieden. Grumpach blieb. Und als ich die schöne Frau Mimings wieder einmal sah, tänzelte die Dadeline nicht mehr wie einst vor ihr einher, sondern folgte ihr sehr geschäftsmäßig, offenbar von häuslichen Sorgen in Anspruch genommen, und sah weder nach rechts noch nach links, sondern einfach geradeaus.

Bemerken Sie nur, wie zuthunlich ein Thier ist, das gut behandelt wird; wie dankbar glücklich es für eine Lieblofung seines Herrn ist. Halten Sie es unerschütterlich fest und lassen Sie sich von keinem Rutscher, keinem Wärter, keinem Träger auch nur im Geringsten in der Ueberzeugung wankend machen, daß ein Thier nie und unter gar keinen Umständen weiß, warum es geschlagen wird. Nie und unter keinen Umständen! Hat denn jemals ein Mensch gewußt, warum er unglücklich ist? Fällt das Unglück nicht über ihn her wie ein Räuber aus jenem dunklen Schicksalswald, der uns umgiebt, ist nicht Jeder von uns ein Opfer zufälliger Grausamkeit, unvernünftiger Lücke? Also! Des Thieres Unglück ist das Uebelwollen seines Herrn; es ahnt nicht, warum es leiden muß. Es leidet stumm wie wir. Kein Schlag hat je ein Thier getroffen, der gerecht war, aber tausendfach hat der Herr in seinem Inneren sich zugestanden, daß sein Thier klüger war als er, wie das Kind oft klüger ist als die Eltern.

Nun, glauben Sie, ist es wohl aus? Nein. Zanga ruhte nicht. Ein Femininum, Herr, ein Femininum: Das sagt genug. Sie war mit dem Lauf der Dinge nicht einverstanden. Mein lieber Miming war für die Ehe nicht geschaffen; ein Tourist und Bergsteiger ohnegleichen, ein tiefer, inniger Charakter. Er hätte es sollen bleiben lassen; nicht sich und seine Frau unglücklich machen. Sie lebte die offenen, heiteren Menschen, besser lustig und flach als tief und Lebenswerth. Miming erfror im ewigen Eis. Jawohl. Er hatte sich in den Tauern vergangen, war von Nacht und Graus überfallen worden und starb dort, wo er am Liebsten gelebt hatte: in der dünnen Luft. Einige Zeit, nachdem sie ihn begraben hatten, klopfte Zanga wieder an.

Ich und Grumpach, wir sahen einander ins Auge und schwiegen lange. Die Thür war weit geöffnet, die Sünderin lag davor, hatte den Kopf demüthig gesenkt und wedelte. Herr, machen Sie sich selber einen Reim darauf.

Aber Grumpach rief sie an, nahm sie auf den Schoß . . . oh!

„Lebt sie noch? Die Dadeline?“

Nein, sie ist gestorben oder, um mich so auszudrücken, wie es bei Thieren üblich ist, verendet. Grumpach und seine Frau haben ihr ein hübsches Denkmal gesetzt.

Anzeigen.

Karl Asenkofcr. Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus Heinrich. Albert Langen, München.

Wieder die Geschichte eines jungen Herzens. Eine harte Jugend diesmal, die aus Armuth und Demuth emporkwächst, die leicht sein will, nicht arm und nicht demüthig. Sein Geist ist sein Recht, seine Ehrlichkeit die Waffe. Schüchtern tritt er in die Welt, will nicht mehr als die Anderen. Fromm und tapfer, streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen die Anderen; und er hat das Leben lieb. Schluchzend muß er sich bescheiden; doch er händigt das Schicksal, ob er ihm auch unterliegt. Er wird ein Mensch seiner Klasse bleiben, aber seine Klasse wird durch ihn gehoben werden. Er wird sich eine Welt bauen, seine Welt: denn der Kampf hat ihm Sicherheit und Stärke gegeben. Er wird die Anderen zu sich zwingen. Es wird eine Lust und ein Glück sein, mit ihm zu leben. Dieses ganz unliterarische Buch ist auch ganz anspruchslos und ganz menschlich. Ein gütiger Mensch öffnet sein reines, reiches Herz; aus Leid und Enge entblühen tausend verschwiegene Schönheiten. Alles verwandelt sich in Blumen, was diese kindlichen, ehrfürchtigen Hände berühren. Das Kleinste wird ihm groß, das Größte klein. Seine Augen sind weiter als unsere und seine Seele fand die Flügel, die wir nicht fanden. Wir stehen beschämt vor dem Reichthum dieses Armen.

München.

Maximilian Brantl.

Ignis Ardens. Von Matteo Pierotti. Pius X. und der päpstliche Hof. Deutsch von Maria Textor. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Ein Buch, das man nicht selbst verfaßt, sondern nur nachempfunden und übertragen hat, darf man loben. Befäße das Buch nicht Qualitäten, die man als hoch zu schätzende erkannt hat, so hätte man es nicht auf den ohnehin übervollen deutschen Büchermarkt geworfen. So ist mirs mit dem Werk gegangen, das unter der Flagge einer alten, auf Pius den Zehnten weisenden Prophezeiung („Ignis Ardens“) in die Welt gesegelt ist und das ich zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes den deutschen Lesern anbot. Nicht nur den Katholiken, sondern Allen, die hinter einem oft gehörten Namen eine Persönlichkeit sehen möchten. Die Persönlichkeit, die im Mittelpunkt dieses Buches steht, wird Jeder gern betrachten und Alles, was an Menschen und Vorgängen sich um sie gruppirt, wird er als miterlebt empfinden; denn das Buch ist mit der packenden Anschaulichkeit eines Südländers geschrieben, der in sonst schwer zugängliche Regionen hineinblicken durfte.

Maria Textor.

Was will unsere Zeit von der deutschen Studentenschaft? Gustav Fischer in Jena. 50 Pfennige.

Die Schrift ist eine Ausführung der folgenden vier Leitsätze: 1. Die in Deutschland hergebrachte Auffassung des studentischen Lebens erscheint rückständig angesichts der Gaben und Forderungen unserer Zeit. 2. Sie ist also nicht der Boden, woraus heute noch eine Führerschaft für unser Volk erwachsen könnte. Sie hindert daher die akademisch Gebildeten, in unserer Entwicklung die führende Stel-

lung einzunehmen, die ihnen sonst gebühren würde. 3. Soll diese Stellung wiedergewonnen werden, so bedarf die Auffassung des studentischen Lebens einer gründlichen Erneuerung. 4. Die Probe dafür, ob eine solche Erneuerung möglich ist, liefert das Verhältniß der deutschen Studentenschaft zur Alkoholfrage.

Hamburg.

Amtsrichter Dr. Hermann M. Popert.



Gedichte. Von Stephan Ronay. Hamburg, bei Alfred Janssen.

Eines katholischen Priesters Gedichte wird man immer mit einer wunderlichen Empfindung in die Hand nehmen. Steht katholische Belletristik ohnehin nicht in besonderem Ansehen, so muß man wohl besonders vorsichtig sein, wenn es sich gar um das Buch eines Priesters handelt. Der wird wohl die Welt verfluchen und nichts Anderes singen als Lobhymnen auf seine Kirche. Bei Stephan Ronay, dem 1893 gestorbenen katholischen Priester, Kanonikus und Pfarrer, ist fast umgekehrt. Mit glühender Sehnsucht hat dieser leidenschaftliche, hochbegabte Mann in die Welt hineingesehen, die ihm, dem Priester, in ihren letzten und höchsten Schönheiten immer ein verschlossener, verbotener Garten bleiben mußte. Als schweres Joch lagen die Pflichten des Standes auf ihm, dieses Standes, der ihn von dem heißersehnten Glück des Familienlebens, des Glückes mit Weib und Kind ausschloß. Man darf, wenn man nach seinem Buch greift, nicht nur schöne Gedichte lesen wollen. Lyrisches Neuland hat er nicht entdeckt, auch neue Formen hat er nicht geschaffen. Aber in die alten Formen hat er den ganzen Inhalt seines heißen, nach Liebe dürstenden Herzens gegossen und mit diesen Versen legt er die Weichte seines verpflanzten, unglücklichen Lebens ab.

Hamburg.

Hanns Fuchs.



Ein Sieger. Verlag Kontinent. Berlin W. 50.

Der Konflikt ist nicht neu. Hier die Reinheit des Lebens und Schaffens, der mühsame Aufstieg auf steinigem Pfad zum leuchtenden Ziel künstlerischer Betätigungsmöglichkeit. Dort müheloser Glanz und Ruhm, Gold und Liebe, ein gleißendes Blühen auf sumpfigem Boden. Ich bin nicht der Erste, der einen jungen Künstler in diesen Widerstreit hineingestellt hat. Aber ich sah die Lebenskreise, die ich schilderte, ohne den zärtlichen Schleier theilnehmender Sentimentalität. Mir kam darauf an, zu zeigen, wie ein im Grunde guter Charakter durch die Schwäche seines eigenen Selbstvertrauens und durch die Neze einer verliebten Frau in die Gemeinschaft der Allzuflugen gezerzt wird. Daneben wollte ich gewissen Kreisen des berliner Thiergartenviertels einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihr Bild erblicken. Und vor Allem wollte ich mir mit Ekel Gesehenes, in Bitternissen Ueberwundenes von der Seele schreiben. Daraus ergab sich mir der wahrhaftige Ton der Darstellung und der Milieuschilderung. Mag sein, daß die glührothe Welle von Sinnlichkeit, die durch das Buch tropft, Manchem allzu wenig gehemmt erscheint. Wenn ich den Dirnentyp des Weibes schildern will, kann ich nicht Bilderbogen für Mädchenschulen daraus zu machen versuchen. Freilich: wir sind so übertulivirt, daß wir höchstens noch hübsch verzußerte Boten vertragen, vor der brutalen, nackten Erotik des Lebens aber grausend zurückbeben. Mir schien es nöthig, auch diesen Dingen einmal ruhig, mit leichter Ironie, ins Auge zu sehen.

Erich Röhrer.



Politische Blandereien. Virgil-Verlag, Charlottenburg-Berlin. 1½ Mark.

Das Genre des politischen Feuilletons hat in Deutschland noch eine Mission: unsere bestgebildeten Kreise der politischen Indifferenz zu entreißen. Viele ästhetisch empfindende Deutsche, besonders die Frauen, glauben noch immer, Politik sei entweder roh oder ledern. In dieser irrigen Auffassung liegt eine Gefahr für Deutschland. Wir müssen ein durch und durch politisches Volk werden. Das fordert die Noth der Zeit. Und zur Anregung des politischen Interesses hoffe ich durch eine Darstellungsweise beizutragen, die versucht, leicht, doch nicht leicht zu sein.

Eduard Goldbeck.

**Die Jagd auf Harden.** Neuer Biographischer Verlag. Berlin-Schöneberg.

Unmittelbar nach dem Schöffengerichtsprozeß Moltke-Harden schrieb ich diese kleine Brochure. Nach der Verurtheilung Maximilians Harden durch die Vierte Strafkammer des Herrn Lehmann arbeitete ich sie um. Ich änderte sie nach dem münchener Prozeß Harden-Stäbele abermals; und gab ihr nach dem Spruch des Reichsgerichts die letzte Fassung. Herstellungsdauer für drei Druckbogen: November bis Mai. Daß die Druckschrift nicht in einer der früheren Fassungen schon im Winter oder doch im Frühling erschien, lag daran, daß ich dafür keinen Verleger finden konnte. Mehr als ein Duzend deutscher Literaturvermittler lehnte es ab, mein Manuskript auch nur zu lesen; entweder unter Ausflüchten oder mit dem ehrlichen Eingeständniß, man halte die Publikation einer Harden günstigen Schrift nicht für opportun; meist mit der gewiß eben so aufrichtigen Begründung, man dürfe seinen Verlagsnamen nicht durch eine Schrift kompromittiren, in der die deutsche Presse nicht gerade geliebt wird. Schließlich fand ich einen Verleger, der meine Arbeit muthig in den Druck gab, in eine provinzstädtische Offizin, deren Inhaber der Charakter eines Hofbuchdruckers schmückt. Als dieser Herr nach fünfwöchigen Bemühungen, das Manuskript, aus dem inzwischen eine revidirte Satzkorrektur geworden war, von seiner Druckpresse fernzuhalten, doch noch entschlossen erklärt hatte, er könne nicht wagen, meine Brochure herzustellen, besann sich auch der Verleger auf die Rücksichten, die er dem hardenfeindlichen Theil der Presse gegenüber zu nehmen habe; und erst weiteren angestregten Mühen gelang es, einen anderen Verlag und eine Druckerei ausfindig zu machen, die sich von der Furcht frei zeigten, ihre Firmen auf diese gefährliche Brochure drucken zu lassen. Mein Bestreben war, die Angriffe zu entkräften, die seit Jahr und Tag gegen den Herausgeber der „Zukunft“ gerichtet werden, und darzuthun, wie Einer, dem es um Kultur zu thun ist, trotz der schroffsten Gegensätzlichkeit der Perspektiven zu einer entschiedenen und unbedingten Anerkennung der Dynamik und der Bedeutung des Mannes kommen muß, der wie kein Zweiter das Objekt des Hasses und der inbrünstigen Abneigung für die um alle Standpunkte gelagerte Masse ist. Meine Erlebnisse bei den Versuchen, die Brochure der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, meinte ich hier erzählen zu sollen: erstens, weil ich sie für charakteristisch halte als Symptome für die Stimmung der deutschen Zeitgenossen gegen ihren wichtigsten Chronisten und für die heillose Angst aller Geschäftemacher vor der Presse; dann auch, weil ich um meiner selbst wie um Herrn Hardens willen den Wunsch habe, meine Publikation zur Lecture zu empfehlen.

Wilmersdorf.

Erich Mühsam.



Finanzreformen.

Die Mittel eines Staates sind immer beschränkt. Großartige Reformprogramme zu entwerfen, ist leicht; aber der Horizont einer Finanzverwaltung ist im Allgemeinen sehr eng. Finanzreformen sind nur nach mühevoller Arbeit durchzuführen; ohne Enthaltbarkeit, Ueberlegung und konservative Zähigkeit geht es nicht. Auf keinem anderen Gebiet sind Neuerungen so schwer durchzuführen und auf keinem wirkt ein mißlungenes Experiment so schädlich wie auf dem der Finanzen.“ So sprach (nicht der Schatzsekretär des Deutschen Reiches, sondern) der russische Finanzminister Kozowzow in der Reichsduma. Kozowzow ist ein Mann von Geist, der es mit seiner Aufgabe höllisch ernst nimmt. Seriöser als Wyshnegradskij und Bunge und sensibler als Witte. Was er am zweiten Juli vor den Vertretern des russischen Volkes sagte, hätte im Wallothaus den Beifall aller Parteien gefunden. „Der Horizont einer Finanzverwaltung ist im Allgemeinen sehr eng“: das Wort hat einen bösen Doppelsinn, der durch die Erfolge der bisherigen Finanzreformen im Deutschen Reich gewiß nicht entkräftet wird. Ein Vergleich mit Rußland darf uns heute nicht mehr geniren. Wir sind gewöhnt, das Zarenreich als den finanziell schlichtest verwalteten Staat zu betrachten; haben die russische Schuldenwirthschaft als warnendes Exempel hingestellt und täglich auf den russischen Staatsbankerot gewartet. Nun sind wir beinahe so weit, daß auch dem Deutschen Reich die Gant prophezeit wird. Nur über Tag und Stunde ist man noch nicht ganz klar. Aber die fünfte Milliarde Reichsschulden rückt heran und allgemein herrscht das Gefühl: So kann es nicht weiter gehen. Wer wird früher mit der Finanzreform fertig werden: Rußland oder Deutschland? Der russische Staatsetat für 1908 schließt mit einem Defizit von rund 190 Millionen Rubel ab. Die ordentlichen Einnahmen übersteigen die Ausgaben um 83 Millionen Rubel. Der Fehlbetrag ist also auf die außerordentlichen Ausgaben zurückzuführen, die durch die Einlösung kurzfristiger Schatzscheine, durch die Dedung aus dem Krieg rückständiger Posten und durch Ausgaben für den Bau von Eisenbahnen erhöht worden sind. Diesen Fehlbetrag muß die Finanzverwaltung herbeischaffen. Einstweilen ist eine innere Anleihe (die dritte ihrer Art) aufgenommen worden. Aber auf die Dauer läßt sich das Mittel nicht anwenden, da dem russischen Kapitalmarkt die Ausnahmesfähigkeit für größere Summen von Anlagepapieren fehlt. Ohne die Hilfe der Banken und Sparkassen wären Anleihetransaktionen auf dem inländischen Markt nicht möglich. Der Luxus einer Verfassung kostet Geld. Die Volksvertretung will für Kultur sorgen; und es giebt keine theurere Einrichtung.

Der allgemeine Elementarunterricht und die Agrarreform sind die wichtigsten Gegenstände des russischen Kulturprogrammes. Die dafür nöthigen Ausgaben können nicht immer aus den ordentlichen Einnahmen gedeckt werden. Das letzte Budget fordert für die Unterstützung der Nothstandgebiete eine dreimal so hohe Summe wie für Schulzwecke. Das deutet auf den eigentlichen Schwerpunkt der russischen Reform. Die Wirthschaft des Landes muß so verbessert werden, daß Nothstände, die staatliche Hilfe erfordern, nur noch selten vorkommen. Kenner der russischen Verhältnisse behaupten aber, daß der Bauer gar keinen Werth darauf legt, sich zu emanzipiren, weil er mit den Kostenbeiträgen der Regierung auskommen kann. Wozu das Land rationell bebauen, wenn der Staat Einem hilft? Und Rußland kann solche Unterstützungen leisten, weil die dafür aufgewendeten Summen den Staatskassen auf dem Umweg über das Brannt-

weimonopol wieder zufließen. Wer aber trotzdem an die Möglichkeit glaubt, den russischen Bauernstand zu heben, darf dabei die Gefahr für die Reichsfinanzkraft, für das Nationalvermögen nicht in blindem Eifer vergessen. Durch die Befreiung der Bauern wird der Großgrundbesitz geschädigt. Das wäre hinzunehmen, wenn der Wohlstand danach in die Breite wüchse. Da der russische Finanzminister Selbstzucht und Enthaltbarkeit predigt, ist anzunehmen, daß er zunächst nur die dringendsten Aufgaben erledigen will. Die ober- und unterirdischen Bodenschätze des Zarenreiches müssen nutzbar gemacht werden. Man spricht in Ost und West gern von den mineralischen Reichthümern Rußlands, aber Niemand hat den Muth, sie zu heben. Weite Gebiete müssen erst durch die Eisenbahn erschlossen werden. Die russische Regierung hat im Haushalt für 1908 eine Summe von rund 60 Millionen Rubel für Bahnbauten vorgesehen; damit ist noch nicht viel gethan. Die Hauptleistung erwartet man vom privaten Kapital. Der russische Geldmarkt reicht aber zur Befriedigung der Eisenbahnansprüche noch lange nicht aus. Die Hilfe muß vom Ausland kommen. Die ausländischen Kapitalisten werden Gelegenheit haben, ihre Bereitwilligkeit zur Aufnahme neuer russischer Eisenbahnprioritäten zu zeigen. Seit vielen Jahren haben die russischen Eisenbahngesellschaften vom Ausland nichts mehr gefordert; die Staatssparcassen aber haben mehrfach große Posten neuer Eisenbahnschuldverschreibungen aufgenommen. Da jetzt die Konzession zu neuen Eisenbahnlinien gewährt worden ist, da ältere Strecken ausgebaut und schon begonnene Tracen fertiggestellt werden sollen, ist für diese großen Aufwendungen mit den Spartassengeldern nicht mehr zu rechnen. Die zu emittirenden Anleihen müssen den üblichen Weg auf den Kapitalmarkt nehmen. Das ausländische Kapital, das den Eisenbahnen zufließt, fördert zugleich auch die russische Industrie. In der Herstellung von Eisenbahnschienen sind, zum Beispiel, die russischen Werke konkurrenzfähig. Und das Gedeihen der russischen Industrie kann, selbst wenn dadurch der Absatz erschwert wird, dem Ausland, dem das Zarenreich so hoch verschuldet ist, nur angenehm sein. Rußland braucht eine gesunde und moderne Wirthschaft. Nur die kann seinen Kredit auf die Dauer stärken.

Die Finanzkraft des Deutschen Reiches ruht in seinem Nationalvermögen von rund 200 Milliarden Mark und in dessen jährlicher Zunahme um beinahe 4 Milliarden. Trotzdem hat sich die Nothwendigkeit ergeben, ein Defizit von 400 bis 500 Millionen Mark und die Gefahr immer neuer Anleihen (weil die Einnahmen die Ausgaben nicht decken) zu beseitigen. Dazu sollen dem Reich neue Geldquellen erschlossen werden. Deutschland ist besser daran als Rußland: es hat viel höheren Kredit und seine Reichthümer sind nicht nur latent, sondern sichtbar und greifbar; auch nutzbar gemacht. Man müßte hundertmal Gehörtes wiederholen, wenn man alle Forderungen des inoffiziellen Finanzreformprogramms wiederholen wollte. Wer zahlt die Steuern, kennt die Namen! Aber so viele es auch waren: keine wurde als wirklich brauchbar bezeichnet. Die politischen Parteien dürfen keine andere Meinungen als die vom Dogma vorgeschriebene; und da es eben so viele Dogmen wie Parteien giebt, fand kein Reformvorschlag einstimmigen Beifall. Im Herbst erst wird man erfahren, wie der Sanirungsplan schließlich aussehen soll. Bis dahin haben Phantasie und Vertrauen freien Spielraum. Was versäumt wurde, ist nicht mehr nachzuholen: die Heranziehung jeder Generation zu den Leistungen, die ihr eigen. Dieser Grundsatz wurde niemals beachtet. Heute müssen die Steuerträger für die Lasten aufkommen, die aus der Vergangenheit stammen und damals nicht abgetragen

worden sind. Keiner zahlt Schulden für Einen, der ihn nicht angeht. Der Bürger, der die bevorstehende „Hebung der Reichsfinanzen“ erlebt, muß es thun. Das Reich hat sich eine Schuldenlast von 4 Milliarden aufgeladen, weil es niemals bar bezahlt, sondern stets Wechsel auf die Zukunft gezogen hat. Das beste Prinzip aber ist: die Bedürfnisse pünktlich stets der Leistungsfähigkeit des Tages anzupassen. Niemand denkt daran, daß die 19 Milliarden deutscher Reichs- und Staatsschulden den Gläubigern Sorgen machen könnten. Die Vermögenswerthe, die diesen Verbindlichkeiten gegenüberstehen, sind ja viel höher als der gesammte Schuldenbetrag (die deutschen Eisenbahnen allein repräsentiren ein Anlagekapital von 15 Milliarden) und die für den jährlichen Schuldendienst erforderliche Summe bleibt um rund 300 Millionen Mark hinter den Erträgen der rentablen Unternehmungen des Reiches und der Bundesstaaten zurück. Eine zu weit reichende Immobilisirung des Kapitals (durch Anlagen in Schuldbeschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten) muß aber vermieden werden; schon deshalb ist die Reichsfinanzreform nöthig. Ein noch in der Vollkraft seiner wirthschaftlichen Entwicklung befindlicher Körper wie das Deutsche Reich ist auf die Elastizität des Geldmarktes angewiesen. Die darf deshalb nicht durch eine Ausbreitung der Rentenklrose in Frage gestellt werden. Nicht nur die Schuldenvermehrung muß nachlassen: auch an die Schuldentilgung muß endlich gedacht werden. Das Deutsche Reich steht da hinter England sehr weit zurück; auch hinter Frankreich noch. Man darf von solcher Reform natürlich nicht erwarten, daß sie mit einem Schlag die Situation ändert. Das wäre nur zu verlangen, wenn das Reich vor einer etwa drohenden Insolvenz bewahrt werden müßte. Davon ist nicht die Rede. Um die Finanzlage des Deutschen Reiches zu verbessern, ist aber mehr nöthig als die momentane Herbeischaffung etlicher Hundert Millionen Mark; die Finanzierung muß den Grundsätzen eines soliden kaufmännischen Betriebes angepaßt werden, damit die Einnahmen nach und nach die Ausgaben decken. Das sieht wohl auch der gerühmte Herr Sydow ein.

Die Kraft der Selbstheilung hat sich in der Kursentwicklung der russischen Renten gezeigt; unseren deutschen Anleihen fehlt noch immer die Kraft zur Gesundung. Das Zarenreich hat seit dem Frühjahr 1906 im Ausland keine Anleihe aufgenommen und doch seine Zinspflichten erfüllt. Deshalb hat der Kurs der russischen Papiere sich gehalten. Würde die Finanzreform den deutschen Renten nützen? Manche zweifeln daran. Sicher scheint aber, daß wir zu einem höheren Anleihetkursniveau kämen, wenn die Reichsschuld (besonders die dreiprozentige) rasch getilgt würde. Was man bis jetzt über die Absichten der Regierung gehört hat, klingt nicht ermutigend. Der viel erörterte „Kriegsschatz“ von 120 Millionen Mark im Spandauer Juliussturm interessirt die Finanzreformer mehr als die Frage, wie das Reich seine alte Schulden los werden soll. Vier Milliarden aber sind keine quantité négligeable. Ohne Heilung der alten Wunden kann ich mir ein Gesundung der Finanzen nicht denken. Denn damit, daß uns die fünfte Schuldenmilliarde noch ein Weilchen erspart bleibt, ist nicht viel gethan. Auch die Last, die das Reich heute schleppt, muß erleichtert werden. Und das ewige Weh und Ach wird nicht aufhören, bis das Reich bewiesen hat, daß es, allen demagogischen Bedenken zum Troß, aus eigenen Kraftquellen seinen Durst zu stillen vermag. Wenn aus diesen Quellen Alkohol fließt, dürfen wir nicht klagen. Die Hauptsache ist, daß dem Reich die entwürdigende Popanzrolle endlich abgenommen wird. Ladon

Prozeß Eulenburg.

III. *)

Paralipomenon.

Sei nicht ohne festen Grund Zeuge wider Deinen Nächsten und betrüge nicht mit Deinem Munde. Freue Dich nicht, wenn Dein Feind fällt, und lasse nicht über sein Unglück Dein Herz jauchzen. Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Die Untreuen werden ausgerodet und nur die Gerechten dürfen im Lande wohnen. Der Herr hat Wohlgefallen an völligem Gewicht; aber falsche Wage ist ihm ein Gräuel. Sprüche Salomos.

Dem vor acht Tagen über den Gefühlsbereich eulenburgischer Freundschaft Gesagten lasse ich die Urtheile folgen, die Professor Kraepelin, der münchener Ordinarius, in seinem Lehrbuch der Psychiatrie über dieses dunkle Gelände menschlicher Irrung gefällt hat. „Eine eigenartige Umwandlung der geschlechtlichen Neigungen hat Westphal, nach ihrem wichtigsten Zeichen, als ‚konträre Sexualempfindung‘ bezeichnet. Es handelt sich hier um eine meist in früher Jugend bereits hervortretende geschlechtliche Zuneigung zu Personen des selben Geschlechtes, während das andere Geschlecht den Kranken in dieser Hinsicht gleichgiltig bleibt oder sogar Abscheu und Ekel einflößt. Fast immer ist angeborene, häufig ererbte psychopathische Veranlagung vorhanden. In manchen Fällen bestehen zunächst gesunde, ‚heterosexuelle‘ Neigungen, die erst später durch den stärker anwachsenden Trieb überwältigt werden. Meist aber beziehen sich die wollüstigen Begleitbilder der geschlechtlichen Erregung im Wachen und Träumen von vorn herein auf das gleiche Geschlecht und alle Versuche natürlichen Geschlechtsverkehrs mißglücken vollständig oder gewähren doch wenigstens keine Befriedigung. Entscheidend ist für die weitere Entwicklung die Bekanntschaft mit irgendeiner Person gleichen Geschlechtes, die entweder einfach durch ihre körperlichen und geistigen Vorzüge die Sinnlichkeit des Kranken mächtig erregt oder geradezu die gleichen Neigungen hat und ihn verführt oder sich von ihm verführen läßt. Es kommt zu einem leidenschaftlichen ‚Freundschaftsbündniß‘ mit allen Uberschwänglichkeiten eines Liebespiels: schwärmerischen Briefen, Blumensendungen, Geschenken, Eifersucht-

*) S. „Zukunft“ vom 25. Juli und 1. August 1908.

ausbrüchen und Händedrücken. Meist schreitet es zu wollüstigen Umarmungen, gegenseitiger Masturbation und allen möglichen anderen ‚beischlafähnlichen Handlungen‘, seltener zu wirklicher Päderastie vor. Ganz wie bei den Beziehungen verschiedener Geschlechter bestehen solche ‚Verhältnisse‘ bisweilen längere Zeit, selbst viele Jahre hindurch, fort. Weit häufiger ist jedoch ein Wechsel der Neigungen oder sogar große Unbeständigkeit. Meist sind beide Theile homosexuell; doch giebt es manche Kranke, die gerade nur mit gesund fühlenden Personen zu verkehren lieben. Standesunterschiede scheinen, genau wie im gewöhnlichen Geschlechtsleben, hier eine weit geringere Rolle zu spielen als etwa beim rein gesellschaftlichen Verkehr. Einzelne Kranke der besseren Stände fühlen sich sogar am Meisten zu Fabrikarbeitern, Kutschern, Lastträgern und ähnlichen Männern hingezogen. Einer besonderen Beliebtheit erfreuen sich auch hier die Soldaten. Aus allen diesen Umständen erklärt es sich, daß in größeren Städten gewöhnlich auch eine männliche Prostitution mit allem Zubehör zu bestehen pflegt, die sich nicht nur aus homosexuellen, sondern auch aus geschlechtlich normalen Personen zusammensetzt. Neben den körperlichen Reizen werden aber meist auch zusagende Eigenschaften des Gemüthes und des Verstandes gefordert, mit denen freilich die Einbildungskraft des Homosexuellen den Gegenstand seiner Liebe eben so freigiebig ausstattet wie der gewöhnliche Liebesrausch. Der Unbefangene begegnet in seinem ganzen Leben nicht einer solchen Schaar von ‚hochgebildeten‘, ‚edel denkenden‘, ‚charaktervollen‘ Männern, wie wir sie in der Schilderung eines einzigen Freundeskreises solcher Kranker anzutreffen pflegen. Den Homosexuellen gelingt es sogar, Nachkommenschaft zu erzeugen; allerdings nur, wenn sie sich während des Geschlechtsaktes mit Aufbietung ihrer Einbildungskraft in die Arme einer jungen und schönen Person gleichen Geschlechtes zu versetzen vermögen. Daneben unterhalten sie vielfach noch gelegentlichen oder regelmäßigen homosexuellen Verkehr. Ihr Verstand ist meist normal entwickelt; doch macht sich oft neben guter Auffassungsgabe große Ermüdbarkeit, geringe Ausdauer bei geistiger Arbeit und Neigung zu Träumereien geltend. Die Einbildungskraft pflegt stark über die Fähigkeit zu rein verständemäßiger Thätigkeit zu überwiegen. Besonders auffallend ist gewöhnlich die erhöhte Erregbarkeit im Gemüthsleben. Die Kranken sind empfindlich, von Stimmungen und Eindrücken in besonderem Maas abhängig, schöngeistig und künstlerisch, namentlich musikalisch veranlagt, Schwärmerei und Gefühlsausbrücheneig, manchmal auch auffallend schütern und unsicher. Ihr Charakter ist meist weich, lenksam, unselbständig, oft sogar schlaff und haltlos. Ihre Lebensführung weist daher häufig eine gewisse Zerfa

renheit und Abenteuerlichkeit auf. Unzuverlässigkeit, Mangel an Wahrheitliebe, Neigung zum Prahlen und kleinliche Eitelkeit sind gewöhnliche Untugenden. Die geschlechtlichen Beziehungen spielen vielfach eine namentlich für Männer ganz merkwürdig wichtige und entscheidende Rolle in ihrem Leben und können ihre Schicksale in durchaus maßgebender Weise beeinflussen. Bei ausgeprägter Homosexualität zeigt sich häufig eine Veränderung der ganzen Lebensführung im Sinn des anderen Geschlechtes. Der Mann wird weiblich in seinen Bewegungen, seinem Gang, seiner Haltung, seiner Geschmacksrichtung. Er zeigt ein süßliches, geziertes Wesen, wird eitel, gefallsüchtig, legt großen Werth auf Aeußeres, kleidet sich mit besonderer Sorgfalt, nach der Mode, trägt Blumen im Knopfloch, parfümirt, schminkt sich, läßt sich frisiren, schreibt zierliche Briefe auf duftendem Papier, schmückt sein Zimmer nach Art der weiblichen Boudoirs aus. Vielfach besteht die Neigung, sich mit weiblichen Handarbeiten zu beschäftigen, weibliche Kleidung (Korset) zu tragen, Busen und Hüften auszustopfen, in Füstelstimme zu sprechen, kurz, sich in allen Stücken auch äußerlich möglichst der erwünschten geschlechtlichen Stellung zu nähern. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die konträre Sexualempfindung auf dem Boden einer krankhaft entarteten Persönlichkeit erwächst. Die überwiegende Mehrzahl der Homosexuellen besitzt aber vollständig alle körperlichen Eigenschaften ihres Geschlechtes. Möglich wäre, daß bestimmte Charaktereigenschaften wegen der gesammten Stellung, die sie dem Einzelnen in seiner Umgebung anweisen, von vorn herein die Entstehung homosexueller Neigungen begünstigen. Die Erfahrung hat im Lauf der letzten Zeit gezeigt, daß bei nicht wenigen Kranken eine sehr weit gehende Besserung und sogar Heilung möglich ist. Das Endergebniß wird natürlich auch nach dem allmählichen Schwinden der homosexuellen Neigungen eine krankhaft entartete Persönlichkeit sein.“

So urtheilt der Arzt. Ihn können die „edel denkenden“, „charaktervollen“ Männer nicht täuschen; nicht in den Glauben an die feinste Blüthe germanischer Freundschaft schwagen. Kranke sind sie ihm, krankhaft Entartete; und die Frage, ob sie als Gruppe sich auf dem Gipfel des Staatsgebirges festnisten dürfen, würde er sicher verneinen. Nicht Eulenburgs Handeln nur: schon sein Schreiben verräth ihn dem Kenner als zu dieser Varietät Gehörigen. (Nur dem Kenner? Als Eulenburgs Drama „Der Seestern“ im berliner Hoftheater aufgeführt worden war, schrieb Herr Karl Frenzel, der sich wohl nie mit Sexualpsychopathie beschäftigt hatte: „Man kann sich kaum zu der Annahme entschließen, daß ein Mann diese unmöglichen Männer gezeichnet hat“; der Satz steht in dem Theaterbericht, den die Deutsche Rund-

Schau im Februar 1888 brachte. Graf Philipp selbst, der damals vier Tage lang beim Prinzen Wilhelm in Potsdam gewohnt hatte, schrieb über sein Stück: „Es wurde tüchtig applaudirt und der Erfolg war unleugbar. Darum will ich mich über die Kritiken nicht ärgern, die mich abscheulich mitnehmen. Romantischer Stoff, blumenreiche Sprache und ein moralischer Hintergrund: Das sind unserer modernen Welt zu viele unerträgliche Zumuthungen. Der Beifall aber hat mir bewiesen, daß ich Recht hatte, wenn ich in dem Publikum trotz Alledem einen Rest von Romantik vermuthet habe. Wir sind eben Deutsche!“

Semper idem vultus. Der Känder deutscher Romantik kam aus der münchener Intimität mit den Gesandtschaftsekretären Raymond Lecomte und Johann Grafen von Lonyay, deren Homosexualität an der Tsar und an der Spretpolizeifundig war. Der Ungar wurde, weil seine Vorliebe für Soldaten allzu unliebsames Aufsehen machte, früh aus dem Diplomatendienst entfernt; der Franzos, dessen Wandel schon in München zum Aergerniß geworden war, nach dem Lärm von Clemenceaus witziger Laune zuerst in die dorische Heimath der Knabenliebe, dann nach Teheran versetzt, wo an jeder Ecke Männer aller Sorten sich dem Mann anbieten und der Schah den Jünglingen die prächtigsten Räume im Harem reservirt.) Heute, mit ergreifendem Bart und ins Barytonale hinabgezwungener Stimme, die den süßen Klang der viola d'amour kaum noch erkennen läßt, wirkt Philipp, der auf einem liebenberger Jugendportrait einem ins Kürassierkoller ver mummtten Mädchen gleicht, durchaus nicht unmännlich. Sein Geist aber hat die Wesenszüge der Weiblichkeit bewahrt; sogar Etwas von ihrer Anmuth, die dem Urning fast immer fehlt. Er assoziirt und spekulirt wie eine Frau (nicht eine freilich, die sich dem Herd verlobt hat: wie eine der grandes amoureuses); hat ihre Hyperaesthesie, als Nothwehrmittel ihre jeder Anpassung fähige Trugkunst und ihren tollkühnen Muth zur Unwahrhaftigkeit, ihren bequemen Fatalismus und, in ärgster Fährniß noch, den unausrottbaren Glauben an die Wirksamkeit persönlichen Reizes. (Gegenbilder sind Christine von Schweden und Emma Hamilton, die Freundin der Königin Maria Karolina von Neapel; auch sie äugelten, Jede auf ihre Art, mit der Kunst, waren in Wollen und Handeln von einem kranken Geschlechtstrieb determinirt und strebten auf den seltsamsten Schleichpfaden nach verantwortungsloser Macht. „Im individuellen und im sozialen Dasein,“ sagt Kraft-Ebing, „ist das Geschlechtsleben der gewaltigste Faktor, der mächtigste Impuls zur Bethätigung der Kräfte. In den geschlechtlichen Empfindungen wurzelt, in letzter Linie, alle Ethik; zum guten Theil vielleicht auch Aesthetik und Religion.“ Die ihres Reizes sichere, mit ihrem Reiz nicht kargende Frau erhebt nie vor

der Gefahr; läuft ihr im Uebermuth gar noch entgegen. Sie ward auf einem Spelunkenfest gesehen? Verwechslung. Mit der Hoheit einer Heiligen streift sie, wie staubige Herbstfäden, den Verdacht von ihrem Feiertagskleid. Ein Mann, an dem ihre Brunst Jahre lang hing, tritt auf den Weg, den sie nun als tugendhafte Ehegefährtin wandelt. Ihm ist's Verlegenheit. Ihr? Sie ruht nicht, bis er dem Legitimen vorgestellt ist, an dessen Tisch sitzt und von der fernem Zeit ihrer harmlosen, nur von Lästermäulern begehrten Freundschaft erzählt; und küßt ihn, dem Angstschweiß die Haarmurzeln feuchtet, mit heißer Lippe rasch, wie einst, auf's Ohr, während der Eheherr Cigarren aus dem Rauchzimmer holt. „Schmeckt's noch?“ Der Wiederkehrende kann nicht ahnen, daß der Gast, den sie mit so gelassener Herzlichkeit behandelt, ihr je mehr war als ein angenehmer Ballkamerad. Neben dem Bett ihres Kindes umfinge sie den Geliebten. Sorge würzt ihrer Gier nur das Mahl. Sie kann lichern und schluchzen, die Grillen weglachen und nach verzücktem Ausblick zwischen den Wimpern ein Tröpflein zerdrücken, in Zorn erlodern und in Ohnmacht fallen; und hat stets das dreimal glühende Licht eines Leidens bereit, das ihrer Kunst eine ganze Fakultät nicht abzustreiten vermöchte. Unwiderstehlich. Sie weiß es und vertraut blind ihrem Glück. Wenn die Rede des Hypereides versagt: die dem Auge der Richter enthüllte Brust sichert Phrynen den Freispruch.

Auch Fürst Eulenburg ist der Gefahr muthwillig entgegengelaufen. Er konnte behaglich in Liebenberg oder Territet, auf Capri oder bei Albert Honorius sitzen; wenn er nur den Verantwortlichen nicht mehr das Geschäft erschwerte. Brauchte die Freunde dann, die ihn vergötterten, nur um stille Beilegung des Handels zu bitten oder aus der Fremde Krankheitatteste zu schicken. Niemand hat ihn zum Schwur gezwungen. (In einem Blatt der Sozialdemokratie las ich neulich, ein Meineid, der von der Person und Familie des Schwörenden Unehre abwenden solle, sei nach der Norm hoher Sittlichkeit kein Verbrechen, sondern eine tapfere That. Also, scheint mir, auch der Meineid eines Industriehäuptlings, der, um schändenden Betrug zu bergen, gegen das Zeugniß ihm höriger Arbeiter die Schwurfinger hob. Jedes von einem Tribunen angegriffenen Offiziers, der, um sich und den Seinen Rock und Namen rein zu erhalten, wissentlich Falsches beschwor. Der Geschädigte muß sich vor der tapferen That in Ehrfurcht neigen. Nur: wer wagt denn die Verletzung der Eidespflicht, wenn ihre Erfüllung ihm und den Nächsten nicht Ansehensverlust und Schmach zu bringen droht? Wird die Verpflichtung zu wahrhaftiger Aussage nur für die Fälle anerkannt, wo sie nicht schaden kann, dann ist mit dem crimen perjurii auch der Eid aus dem Strafrecht gestrichen. „Wo

Einer durch seinen falschen Eid Jemand zu peinlicher Strafe schwüre“, soll ihm nach der Carolina mit strenger Strafe vergolten werden. Das ist Eulenburgs Fall; den ein Sozialdemokrat nicht nur verzeihlich, nein: rühmendwerth findet. Ein Arbeiter bezichtigt den Fabrikherrn oder Aufseher geschlechtlicher Ausschreitung. Der Beschuldigte ist Familienvater, kann, in seiner sozialen Stellung, den Vorwurf nicht hinnehmen und würde durch das Bekenntniß der Wahrheit nicht sich allein in Verruf bringen. Wäre sein Meineid darum rühmendwerth? „Was meine Ruh? Das ist ein ander Ding!“) Der Fürst meinte, Eidespflicht und Meineidsgefahr gebe es nur für das Gehudel der Kleinen da unten; ein Großer brauche sich nicht ins Joch der Massengesetze zu krümmen. Und verließ sich auf seinen von glatten Zungen so oft gepriesenen „Charme“. Zweimal hob er die Hand; beschwor, wider besseres Wissen, zweimal Falsches; und erbot sich, es zum dritten Mal zu thun, um die Verurtheilung zweier von ihm Angeschuldigten herbeizuführen. Zum berliner Oberstaatsanwalt sprach er: „Ich bin rein, völlig, und ein Jahrzehnt schon verfolgt mich auf allen Wegen der häßliche Verdacht. Was soll ich thun? Helfen Sie mir! Ich habe geschworen. Rufen Sie Jeden auf, der meinen Eid anzweifeln zu dürfen wähnt, und stellen Sie mir ihn im Gerichtssaal gegenüber!“ Durchlaucht, Botschafter, Ritter des Schwarzen Adlers: das Haupt der Anklagebehörde vergißt, daß der Mann, der die Konfrontirung herbeizusehen scheint, vor drei Tagen dem Antrag, die Haltbarkeit seines Eides durch Zeugenbeweis nachzuprüfen, ausgewichen ist, und wird selbst ihm zum Bürgen der Reinheit. Ein Kriminalkommissar bringt aus der Ufermark das Ehrenwort des Fürsten mit: Verleumderrinn erfand und verbreitete die bösen Gerüchte. Philipp ist mit seinem Bruder, auch mit einem Erzherzog verwechselt worden. Daß er mit seinem Haushofmeister Gerig das Hotelzimmer getheilt habe, könne nicht auffallen; er war krank, der alte, treue Diener wegen eines Nierenleidens nicht reisefähig; da mußte der junge Haushofmeister ihn, als geschickter Mann, ersetzen. In das anrühige wiener Badhaus ist der Botschafter zufällig gerathen; weil er ein vom Arzt vorgeschriebenes Bad zu Haus nicht haben konnte. Erpressungsversuche? Nicht einer. „Ich habe nichts zu fürchten als Hardens falsche Zeugen.“ Die Zeugen Ernst und Niedel, deren Vernehmung Justizrath Bernstein vier Wochen vorher beantragt und Eulenburg nicht gewünscht hat. Das klingt dem Kommissar nicht verdächtig. Den Müller oder Levi, der Angst vor „falschen Zeugen“ merken ließe, würde er auffordern, keine Flausen zu machen. Hier aber hat er das Ehrenwort eines Fürsten. Der dritte Erfolg. Gericht, Staatsanwalt, Polizei. Noch wirkt der Charme; wird auch weiterwirken. „Die Wahr-

haftigkeit des Fürsten Eulenburg ist außer Zweifel“: Das steht im Urtheil der Vierten Strafkammer; und in der Deutschen Tageszeitung: „Wie ein Schwan aus schmutzigem Schlamm tauchte Eulenburgs Ehre schneeweiß und silberblank aus allen Anwürfen empor. Weder politisch noch sittlich blieb ein Stäubchen des Verdachtes an ihm hängen. Ein Reinigungseld in des Wortes heiligstem und edelstem Sinn und eine Erquickung für alle deutschen Herzen! Ein Zeugniß für das Schönste und Herrlichste, was wir Deutsche unser Eigen nennen: für die Freundschaft!“ So viel ward erreicht; constantia et virtute. Wer denkt nun noch an Furcht? Hell strahlt der Stern. Die Zeugen mögen nur kommen.

Sie kommen. Die Feststellung dieser Deliktart ist besonders schwierig. Der verirrte Geschlechtstrieb scheut so ängstlich das Licht, daß selbst in die Polizeiakten meist nur Gerüchte fidern. (Daß über Eulenburg seit Jahren solche Gerüchte umliefen, hatte Herr von Tresckow schon vor der Vierten Strafkammer bezeugt; sie im Einzelnen wiederzugeben, war ihm verboten. Wenn polizeilich notirte Gerüchte, die ja nicht unter den Viertischen aufgelesen sind, einen BureauSchreiber oder Commis unnatürlichen Geschlechtsverkehrs beschuldigten, würde der Mann leise gebeten, sich einen andern Platz zu suchen. „Ich bedaure Sie und bin von Ihrer Schuld nicht etwa überzeugt; doch Sie verstehen, daß der Ruf des Hauses nicht leiden darf.“ Dem Fürsten und Adlerritter hats nicht geschadet.) Stellt sich ein Thatzeuge ein, so ist's fast immer ein Erpresser aus der Lustknabenzunft. Hier sind zwei anständige Männer, die nicht Eigennuß zur Aussage drängt; denen die Zeugenpflicht nur Verlust bringt. Hier ist eine dichte Schaar anderer Zeugen; darunter, außer Dandl und Trost, der Klavierträger Schömmel, den ein Herrnhilf eng befreundeter Graf in einem starnberger Hotel zu Homosexualbefriedigung verführt hat und der durchs Guckloch einer verschlossenen Thür die beiden Grafen dann gepaart sah. Sind Briefe, die lauter zeugen als Menschenmund, und erwiesene Verleitungen zum Meineid. Ein so lückenloser Schuldbeweis, wie er bei nicht eingestandenen Kapitalverbrechen fast nie möglich ist, von Gerichtshof und Jury kaum je verlangt wird. Ein Mann, gar einer von hohem Rang, miede vielleicht den Kampf; den erniedernden Versuch, Unbestreitbares mit Wortgespinnst zu umschleiern und das Geständniß einer Verführung und Geschlechtsverkehrsart listig zu widerlegen, die diesen Menschen zu unvergeßlichen Erlebnissen geworden sind. Der Fürst wagt den Versuch. Er leugnet Alles; giebt nicht einmal so viel zu wie vor der Präsidialwarnung sein Freund Wendelstadt (der sich nachher in ein Bekenntniß flüchtet). Das unterscheidet ihn nicht von anderen Angeklagten. Davon hofft er auch nichts

Rechtes. Nicht von dem schwachen Widerhall seines Leugnens, der die dröhnende Stimme der Wahrheit nicht übertönen kann: nur von dem besonderen Reiz seiner Persönlichkeit. Ein Mann, der aus solcher Höhe stürzte, so reich begabt ward, den Frau und Kinder so innig lieben, der so angenehm plaudert, von Hochmuth so fern und dem dunklen Grab jetzt so nah ist...

Frauentaktik. „Ich bin vornehm, graziös, liebenswürdig, leidend; wo ist der Entmenschte, der ein so interessantes Wesen verurtheilt?“ Ein Buchstabenrichter thäte es vielleicht; niemals ein Laie, dem des Mitleids holde Stimme ins Ohr drang. Die schönste Frau hat mit schlauster Kopfkissenkletterie nicht mehr erreicht als dieser Kürassier a. D. mit feinen Krankheitskünsten. Aus jeder Lebensgefahr rettete er sich ins Siechenbett. Auch diesmal hats ihm geholfen. Ein des Meineides oder eines anderen mit Zuchthausstrafe bedrohten Verbrechens dringend Verdächtiger kommt nach bei uns geltender Vorschrift in eine Sträflingszelle, in der er, oft Monate lang, von der Außenwelt abgesperrt ist und mit ihr nur durch die Organe der Gefängnisverwaltung verkehren darf. Besuche, auch der nächsten Angehörigen, werden selten gestattet. Jede Möglichkeit zu unbewachten Gesprächen, zu irgendeiner Kollusion wird mit dem Aufwand äußerster Sorgfalt vereitelt. Zwar bestimmt §. 116 der Strafprozeßordnung: „Dem Verhafteten dürfen nur solche Beschränkungen auferlegt werden, welche zur Sicherung des Zweckes der Haft oder zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängniß nothwendig sind. Bequemlichkeiten und Beschäftigungen, die dem Stand und den Vermögensverhältnissen des Verhafteten entsprechen, darf er sich auf seine Kosten verschaffen, so weit sie mit dem Zweck der Haft vereinbar sind und weder die Ordnung im Gefängniß stören noch die Sicherheit gefährden.“ Doch solche Erleichterungen werden nicht oft gewährt. Löwe sagt: „Ohne Genehmigung des Richters darf der Verhaftete weder Unterredungen haben noch Briefe oder sonstige schriftliche Mittheilungen empfangen oder absenden noch auch sich im Besitz von Schreibmaterialien befinden.“ Hier handelt sich um einen Mann, der nicht nur der Thatbestandsverdunkelung verdächtig und dessen Enthaftung deshalb, trotz dem Angebot ungewöhnlich hoher Kaution, von drei Instanzen verweigert worden, sondern der auch einer schon unternommenen Kollusion (Verleitung zum Meineid) beschuldigt ist. Da würde jeder Wunsch nach Begünstigungen wohl zehnmal geprüft. Doch der Untersuchungsrichter, der schon den Transport des Verhafteten gegen das Sträuben der Aerzte beschließen mußte, will noch schwerere Verantwortungslast nicht auf sich nehmen. Schick seinen Häftling drum, statt ins Gefängniß, in die Charité, wo sich gewiß

nicht unbequemer haust als in dem Gastzimmer eines Gebirgsdorfes, und erlaubt ihm, einen Diener zu halten und die Seinen, so oft er will, zu sehen. Freilich: zwei Kriminalschutzeleute wachen; sind aber so lange beim Fürsten, daß seine bewährte Umgangskunst sie wohl vertraulich gemacht hat; und die Annahme, daß sie fremde Sprachen nicht meistern, kann die braven Männer nicht kränken. Zwei Monate gehts so; drei Aerzte, ein Diener, Krankenhauszucht und Verkehrsfreiheit. Konnte irgendwo noch verdunkelt werden, so ist's inzwischen geschehen: und der Schwurgerichtspräsident hat deshalb keinen Grund, für die kurze Zeit seiner Nachvollkommenheit die Privilegien abzuschaffen. Ihm liegt nur daran, die Verhandlungsfähigkeit des Angeklagten zu sichern. Der wird täglich nun in einem Automobil vor's Gerichtshaus gefahren, auf einer Bahre in den Saal geschleppt, in weiche Kissen gebettet, vor und nach der Verhandlung und während der Pausen von seiner Familie umringt; von Familienmitgliedern, die in der selben Strafsache noch als Zeugen gehört werden sollten. Ein Angeklagter, der unter einer Tag und Nacht bespähnten Glasglocke sitzt, von draußen nur erfährt, was der Schließer hereinläßt, zur Hauptverhandlung von Gerichtsdienern vorgeführt wird und auf dem Sünderstuhl sitzen muß, darf die Durchlaucht beneiden. Die war im Krankenrecht. Der objektive Befund sagte nicht viel. Arterienverkalkung und Gicht sind Dauergäste; die Venenentzündung scheint nur vermuthet, die Thrombose ungemein leicht gewesen zu sein; Beinschwellungen kann der ungefährlichste Sturz vom Gaul bewirken und lange sichtbar sein lassen (und die Erfahrung lehrt, daß psychogene Schwellungen im richtigen Augenblick stets den gewünschten Umfang erreichen); daß ein Bein um neun Centimeter dicker als das andere ist, kann nicht für ein Symptom ernstes Leidens ausgegeben werden; und Temperaturen bis zu achtunddreißig Grad pfliegen bei erwachsenen Männern bisher nicht als Beweise hohen Fiebers zu gelten. Einerlei. Der Angeklagte gab sich als einen Schwerkranken, der um keinen Preis aber die Verhandlung aufgeschoben sehen, viel lieber mit dem Aufgebot letzter Kraft für seine Ehre fechten wollte: und die Aerzte glaubten ihm. Ein alternder Mann, der üppig gelebt, vor Jahrzehnten schon über allerlei Gesundheitsstörungen geklagt hat, von damenhafter Empfindsamkeit und an Morphinum gewöhnt ist, Physis und Psyche meisterlich beherrscht und, nach dem Spruch dreier Instanzen fast überführt, dicht vor dem Zuchthausthor steht, hat immer Grund, über Neuralgie, Hitze, Rache zu stöhnen. Und die Welt der psychophysischen Möglichkeiten ist den meisten Aerzten heute noch mit vernagelten Brettern gesperrt. Jeder Tag brachte also Bulletins, die manchmal, wenn sie den Heldenmuth des Angeklagten

rühmten, Plaidoyers ähnelten; als der Transport gefährlich schien, wurde im Charitésaal verhandelt; und schließlich den Geschworenen ein Lichtbild des geschwollenen Beines (als Beweismittel) vorgelegt. Warum? Weil der Angeklagte im Suli verhandeln und auf die Krankenrolle doch nicht verzichten wollte. In Amfortaspose auf einer Tragbahre oder gar im Bett, aus dem man sich an einer Leine aufrichten muß und in das der entkräftete Leib, wenns ihm bequem ist, zurücksinken kann: der Stärkste könnte sich in Schwurgerichtsnoth nichts Wirksameres wünschen. Jede Aufregung, spricht der Arzt, bringt hier vielleicht Lebensgefahr. Und welche Aufregung, fragt sich der Laienrichter, wäre wohl heftiger und ginge tiefer als die durch unsere Bejahung der Schuldfragen bewirkte? Soll der Wahrspruch, der Freiheit und bürgerliches Ehrenrecht nimmt, den feinen Herrn auch noch das Leben kosten? Als die Verhandlung, deren vorbedachter Plan dem Druck ärztlicher Befehle weichen mußte, zum zerflatternden Zerrbild geworden war, kam noch zu einem Schlusseffekt. Die Vertheidiger empfahlen die Vertagung, der Klient wehrte sich ungestüm gegen jeden Aufschub; und von seiner Stimme Gewalt bebte das Gebälk. Hält ein Schwerkranker, selbst mit der größten Willenskraft, achtzehn Verhandlungstage aus, in denen es um die ganze Existenz geht? Weiß ein Doktor der Rechte, der mit drei Anwälten den winzigsten Schritt besprochen, auch die Vertagungsmöglichkeit erörtert hat, nicht, was ein Angeklagter heischen darf? Nein, flüstert der Fürst. „Ich kenne die Rechte des Angeklagten nicht.“ Zwei Stunden vorher hat sein Vertheidiger ihm die Wahrscheinlichkeit des Abbruchs angezeigt; und hätte auf die Frage, ob es dagegen kein Mittel gebe, erwidert: „Eure Durchlaucht brauchen nur ruhig zu sagen, daß Sie sich zur Fortsetzung fähig fühlen; alle Betheiligten werden solche Versicherung dankbar hinnehmen.“ Statt ruhiger Rede kommt ein wilder Ausbruch (dessen erstes Brodeln der besorgte Arzt ersticken mußte): „Das Grab kann sich über mir schließen, ehe meine Unschuld erwiesen ist!“ Jede Aufregung bringt hier vielleicht Lebensgefahr. Die in achtzehn heißen Tagen aufgewandte Mühe ist verthan.

Ist sieß? Der Mann, der, als Verführer geschlechtlich gesund empfindender Jünglinge, auch redlichen Homosexuellen ein Gräuel sein mußte, hat sich Mitleid erworben. Er wollte zwei Gegner, die ihn, gegen ihr Interesse, doch lange geschont hatten, mit seinen Meineiden ins Gefängniß schwören, zwei Zeugen, deren Aussage ihn gefährdete, ins Zuchthaus bringen: und galt nun als Totkranker, den in der nächsten Stunde die Sichel aus der Zeitlichkeit mähen wird. Erster Vortheil. Der Gesunde wäre am dritten Tag verloren gewesen; der Kranke konnte sich immer darauf berufen, daß Siechthum seine Selbst-

vertheidigung lähme, und das Gefecht vor der letzten Entscheidung abbrechen. Wer packt einen martyrisch Leidenden rauh an? Den Zeugen, nicht dem Angeklagten wurde Meineid vorgeworfen; die Glaubwürdigkeit der Zeugen, nicht des Angeklagten wurde mit kränkendem Wort angezweifelt. Zweiter Vortheil.: Dritter: Die Möglichkeit, ohne ernste Gefährdung sich an die Schwurgerichtsluft zu akklimatisiren. Vierter: Die Gewißheit, fortan die Entwicklung der Sache mitbestimmen zu dürfen. Nur als leidlich Gesunder wird Eulenburg wieder vor die Jury gerufen; nur, wenn er nach ärztlichem Ermessen die Hauptverhandlung erträgt. Sonst? Vielleicht braucht er Landluft und Südsonne; und draußen wird ihm bescheinigt, daß er nicht reisen darf. Kommt's aber zur zweiten Verhandlung, dann war die erste eine nützliche Generalprobe. Dann kennt der Angeklagte die Zeugen, hat im Krankenbett Antworten, Widersprüche und Ausflüchte ersonnen und weiß genau, womit er zu wirken vermag. Nein: nicht ohne Nutzen für ihn ward der große Aufwand verthan.

Vom Genius hat er nichts; doch in einem bewegten Doppelleben, dessen Schauplätze Kaiserpaläste und Fischerhütten waren, die Geschicklichkeit des Mannes von vielen Graden erworben. (Nichtiger hieße es: der amoureuse, die mit Szeptern gespielt und sich in geiler Wonne aufs verschwitzte Laken des Kutschers geworfen hat.) Kein Schöpfer: ein Mächler. Höfling, Magus, Artifex und Lagergenosse von Knechten. In alle Sättel gerecht. Stets auf sichtbaren Effekt und heimliches Glück bedacht und in allen Künsten der Verstellung zur Meisterschaft gereift. Nun sitzt er (oder liegt) vor Leuten, die ihn nie sahen, in deren Sinnen Name, Rang, Gunst ihm einen Nimbus dichtet und die nicht ahnen, wie oft er, seit Dezennien, im Kreis der Standesgenossen mit ärgerem Schimpf gezüchtigt ward als in Dohnas und Hochbergs Briefen. Was kann er ihnen sagen? Nichts, was die Last der Zeugenaussagen zu mindern vermöchte. Was wollen sie von ihm hören? Wie sein Erleben war (von dem sie dann träumen dürfen). Ein leidender Künstler, der sich in Kasernendrill, Diplomatenarbeit, Hofdienst schicken mußte. Der gütigste Herr, der, um den gemietheten Mann nicht zu demüthigen, das Schlafzimmer mit ihm theilt; das Bild eines treuen Dieners in seine Schreibstube hängt und aus feuchtem Auge betrachtet. Der Enthusiast, dessen heiligstes Gefühl in den Roth gezerrt wird. („Jetzt kann ich Jedem nur rathen, keine Freundschaft zu schließen und bis in die Knochen Egoist zu sein!“) Das Opfer dunkler Ränke. Daß Luise von Sachsenelf „Eheirungen“ nachgewiesen werden konnten, war nur durch Jesuitentücke zu erklären. Daß Philipp zu Eulenburg in den Ruf der Homosexualität kam, hat erstens Bismarcks Haß, zweitens die Nachsucht der Klerikalen

bewirkt. „Ich hatte in München Preußen nicht nur politisch, sondern auch kirchlich zu vertreten. Mein Leben lang bin ich ein Verfechter des protestantischen, in Norddeutschland wurzelnden Kaiserthumes gewesen. Das hat mir namentlich im Süden viele Feinde gemacht. Wir haben nicht in Berlin, sondern in München den Nuntius des Papstes; dort sind also wichtige Verhandlungen zu führen und ich habe sie im Sinn der protestantischen, der norddeutschen Kaiserreichsidee geführt. Dadurch bin ich dem Klerikalismus eben so wie dem bayerischen Partikularismus verhaßt geworden. Vielleicht bin ich jetzt ein Opfer dieser großen Idee. Ich will nichts Bestimmtes behaupten; aber aus diesem Milieu heraus könnten so infame Verdächtigungen entstanden sein.“ Der Vorsitzende unterbricht den Redner mit der Frage, ob er glaube, daß solche Strömung den frommen Katholiken Jakob Ernst in den Meineid getrieben habe. „Nein. Das nicht. Aber der Klerikalismus hat mir nie verziehen, daß ich ihn mit der ganzen Energie eines norddeutschen Protestanten bekämpfte.“ Neue Unterbrechung. „Wollen Sie etwa die Behauptung aufstellen, der Klerikalismus habe die Briefe veranlaßt, die Sie selbst an Ernst geschrieben haben und aus denen die Art Ihrer Beziehungen zu diesem Mann hervorgeht?“ Schweigen. Bayerns Ministerpräsident sagt, dem Angeklagten sei solche Diverſion zu verzeihen; Graf Eulenburg habe in München kirchliche Geschäfte von irgendwelcher Bedeutung nicht zu führen gehabt und hätte sich durch konfessionelle Parteinahme eines Dienstvergehens schuldig gemacht; was er als Gesandter mit dem Nuntius zu erledigen hatte, war so unbedeutend, daß er es einem seiner Räte überließ. Und als er, in seiner ersten münchener Zeit, Werthers Sekretär war, hat er wohl auch nicht für lutherische Kultur gegen Roms Macht gekämpft. Er lebte in einem Kreis „hochgebildeter,“ „edel denkender,“ „charaktervoller,“ „seltener“ Männer, denen „innige Sympathie“ ihn verband, und trachtete eher nach literarischem als nach politischem Erfolg. Was ihn beschäftigte und wer ihn in München hielt, zeigt ein Brief aus dem Sommer 1887. „Die Frage der mir angebotenen Theaterintendantur zu Weimar hat mich eine Zeit lang schwankend bewegt. Während des Besuches, den Prinz Wilhelm in Liebenberg machte, fand eine Klärung Statt. Das drohende Gespenst meiner Versetzung auf einen anderen diplomatischen Posten, der ich unter den obwaltenden materiellen Verhältnissen nicht hätte folgen können, hat der Prinz, ohne mein Zutun und durchdrungen davon, daß ich in München nützlich sei, von mir abgewendet. So bleibe ich denn in Gottes Namen, wo ich bin!“ Sonst wäre er weimarer Theaterintendant geworden (und säße heute dann wohl in Hülsens Loge). So sehen die Fanatiker des Glaubenskampfes nicht aus. Und wollte der Prinz, der ihn nützlich fand, am Hof des Prinzregenten etwa einen Katholikenfeind und Stockpreußen ha-

ben? Hätte er Einen dieses Kalibers später nach Wien geschickt? Thut nichts: die Augenblickswirkung ward erreicht. Daß ein perversen Geschlechtsverleheres, ein des Meineids und der Verleitung zum Meineid Angeschuldigter sich für das Opfer des protestantischen Reichsgedankens ausgiebt, ist immerhin neu.

Neu (und nicht gerade würdig) auch, daß ein in solche Lebensnoth Gerathener täglich den Kaiser in die Erörterung zieht. „Seine Majestät baten mich, kräftige Nahrung zu mir zu nehmen.“ „Ich stand Seiner Majestät sehr nah.“ „Vor Seiner Majestät hatte ich nie ein Geheimniß; auch nicht als Privatmann.“ „Herr Ristler war auf allen Nordlandreisen, die ich im Gefolge Seiner Majestät mitmachte, bei mir an Bord.“ Und so weiter. Das ist der Takt des Günstlings, der einst schrieb, noch sein letzter Athemzug sei ein Gruß an Seine Majestät. In einen Brief, der ein Testament sein sollte, Herrn Ristler zur Uebergabe an den Kaiser anvertraut war und auf dessen Schutzhülle der junge Sekretär geschrieben hatte: „Nach Philipps Tod zu öffnen.“ In einen Brief aus dem Jahr 1888. Damals wußte Phili, daß, wann er auch sterbe, sein letzter AthemzugeinGruß an den Kaiser sein werde. Damals war der Privatsekretär, den er kaum zwölf Monate kannte, ihm so lieb, daß er von vier Briefbogenseiten drei benutzte, um diesen Herrn Ristler, mit stürmischer Dringlichkeit, der Allerhöchsten Gnade zu empfehlen, und für sich selbst und für seine Familie mit einer Seite auskommt. „Meine Familie war Seiner Majestät bekannt; wer Herr Ristler ist, wußte Seine Majestät nicht; ich mußte deshalb eine ausführliche Aufklärung geben.“ Er gab sie. Rühmte die Treue und die mannichfachen Talente des Empfohlenen, dessen Zukunft er, bei geringem Vermögen, leider nicht sichern könne und der sich doch „für jede Stellung eignen werde, die Eure Majestät ihm anweisen würden“. Und Philipps Verhältniß zu dem so zärtlich Gepriesenen soll nicht anders sein als des Reichskanzlers zu dem Geheimrath Scheefer? In einer der letzten Philippiken ward es behauptet. Herr von Bülow hat Scheefer in Rom als Kanzlisten der Botschaft gefunden und, als zum Diktatschreiben brauchbaren Mann, nach Berlin mitgenommen. Da ist der Gehilfe so schnell wie der Herr auf die Höhe gekommen. Fürst Eulenburg hat über Scheefers Avancement eine hämische Glosse gemacht. Und daß ein Subalterner es bis zum Geheimen Regierung-Rath bringt, ist ja ungewöhnlich (aber, wie die Fälle Krüger und Mießner lehren, auch nicht ganz vereinzelt). Als Beamter, nicht als Person, ist der Geheimrath in das Vertrauen des Kanzlers zugelassen. Er speist alljährlich ungefähr dreimal, mit anderen Reichskanzleibeamten, am Tisch des Chefs, bleibt ihm sonst aber ganz fern und ist, trotz dem Titel, heute noch Subalterner. Ob der kühle Herr Cancellarius ihn je in einem Privatbrief erwähnt hat? Sicher nicht so wie Phili seinen Ristler.

Im Juli 1887, als Ernst schon nicht mehr mit ekstatischen Blicken umfassen, nur noch wie ein treues Bruderherz gestreichelt wird, schreibt Eulenburg an den „geliebten Fritz“: „Der junge Sekretär Ristler, dessen Bild Du kennst, ist von seinem Regiment für einige Wochen beurlaubt worden und arbeitet fleißig für mich. Er hat soeben mein letztes Stück ‚Seestern‘ (das Du ‚Die Entsagung‘ nennst) abgeschrieben und geht nun, da er sehr musikalisch ist, daran, meine Manuskripte zu ordnen. Ich bin recht glücklich, diesen fleißigen und von Herzen guten Menschen zu meiner Disposition zu haben, und hoffe, mit seiner Hilfe in gründlicher Weise meine Arbeit fördern zu können. Es wird Dein Interesse erwecken, daß ich eine Art Journal anlegen will, in das ich die interessantesten Fakten meines Lebens und die bedeutendsten Briefe, die ich erhalte, eintragen will.“ Auch dabei hilft Herr Ristler; dessen Bild der geliebte Fritz schon kennt: dessen äußere Erscheinung den Freunden also angenehm sein muß. Er ist nur für einige Wochen vom Regiment beurlaubt und erst im nächsten Winter dem Grafen „fleißig zur Hand“. Der duzt ihn bald, schreibt an den Abwesenden lange Briefe und legt dessen Zukunft dem Kaiser als „Letzte Bitte“ ans Herz. Später hat er ihm eine wohlhabende Wienerin geworben. Ich kenne den Fürsten Bülow nicht, zweifle aber, ob er für einen Mann, selbst für einen von feinerer Geisteskultur, als dem Feuerversicherungsgenten zu Theil ward, je so viel that.

Da wir gerade bei Bülow sind . . . Nachdem Monate lang die dumme Lüge ausgebrüllt worden war, Herr von Holstein (der alt und machtlos ist und den tapfere Seelen deshalb besonders gern schelten) habe zum Kampf gegen Eulenburg mir die Waffen geliefert, ist jetzt gar der Reichskanzler verdächtigt worden, der Stratege des Feldzuges gewesen zu sein. In Paris natürlich, wo man die Aera Whili-Lecomte schmerzlich vermißt und, unter Assistenz einer gewissenlosen berliner Hoffschranze, die sich lieber recht tief ducken sollte, die Mär verbreitet, der Herr von Liebenberg sei gestürzt worden, weil er für den Frieden und die „Verständigung“ mit Frankreich eingetreten war; also nicht vom bayerischen Klerikalismus, sondern vom borussischen Chauvinismus. Bei so albernem Quark möchte ich nicht die Zeit vertrödeln. Nur sagen: daß ich Eulenburg, aus oft erörterten Gründen, schon angriff, als er noch Holsteins Vertrauen hatte; daß weder Herr Fritz von Holstein noch irgendein anderer Beamter mir je auch nur die Möglichkeit angedeutet hat, für Eulenburgs Sexualpsychopathie Beweise zu schaffen (den Namen Lecomte hat nicht der Wirkliche Geheime Rath mir, habe ich ihm genannt); daß ich, der zum Werkzeug völlig untauglich ist, allein den Kampf begonnen und nach bestem Vermögen ausgefochten und im Mai dem Untersuchungsrichter, auf sein Verlangen, die damals keinem Anderen bekannten Beweismittel geliefert habe.

Berlin, den 15. August 1908.

Zeppelin.

Über der Löwenbucht verglüht der fünfte Augusttag. Auf dem Cornicheweg ist leerer als sonst beim Dämmern eines Sommerabends; das immer hastige Leben der Rhofäerstadt scheint in die Herzkammer zurückgedrängt. Zwischen der Rue Honorat und der Cannebière regt sich. Schänken und Kaffeehäuser sind dicht besetzt; die Stimmen schriller, die Gesten heftiger als am Alltag. Der Fremde merkt bald, daß im Sinus Gallicus das Blut heute besonders schnell kreist. Merkt auch, daß da, wo er als Deutscher erkannt wird, das Feuer der Rede sich rasch dämpft. Was erregt die Massilier? Der Kaiser hat seit der Heimkehr noch nicht gesprochen; aus Marokko kam keine aufrüttelnde Botschaft; und aus dem pariser Generalstreik ist nichts geworden. Irrend was liegt aber in der Luft. Was? Der Forscher erlauscht. „Le Zeppelin“, „la Zeppeline“: so schwirrt es um alle Tische. Das also. Seit gestern fährt der schwäbische Graf durch die Luft; hat Straßburgs Münster Spitze schon hinter sich und schwebt jetzt vielleicht über der Vendome Säule. Nein: er ist umgekehrt, nachdem ein kleiner Defekt ihn zu kurzer Landung gezwungen hatte; daß er bis nach Paris wolle, war ein Boulevardmärchen. Doch eine Recordfahrt. Und nur eine Probe. „Paßt auf: wenn Clemenceaus gekrönter Freund in den Taunus kommt, wird ihm das Luftschiff in voller Fahrt gezeigt, die Leichtigkeit der Landung vor's Auge gerückt und von der Höhe her ohne Worte die Frage gestellt, ob England jetzt noch eine Insel sei. Das Schauspiel kann ihm die marienbader Kur verderben. Wozu hilft die Enterte, wogegen schützt das Netzwerk der Verträge, wenn Deutschlands Luftflotte eine Armee über den Kanal werfen und London mit Dynamit in Brand stecken kann? Daß die Deutschen uns auch da überholt haben sollen, klingt wie die schmähhlichste Chamade. Den Ruhm unserer Hero-

nautik dürften sie nicht antasten. Die Patres Lana und Guzman, deren Ballonerfindungen am Ende des siebenzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gepriesen wurden, waren zwar nicht Franzosen, doch Lateiner. Die erste praktische Leistung hatte die Welt den Brüdern Montgolfier, Etienne und Michel, zu danken, die aus unserer Ardèche kamen. Lest ihre *Mémoires sur la machine aérostatique*. Paris und Versailles haben das Schiff in der Luft bewundert, Louis und Marie Antoinette den Erfindern huldvoll zugelächelt. Wer weiß, was aus der Montgolfière geworden wäre, wenn der Sturm der Revolution die Brüder nicht aus den Lüften auf die Erde geschleucht und die Oberschicht weggefegt hätte, die zur Förderung so schwieriger Experimente geeignet war! Um die selbe Zeit (fast auf den Tag ist's fünf Vierteljahrhunderte her) ließ der Physiker Charles auf dem Marsfeld einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon steigen. Damals waren wir Allen voran. Pilâtre de Rozier fuhr auf der Montgolfière weiter als ihre Erfinder und wäre über Boulogne hinausgekommen, wenn sein Ballon, dessen Mechanismus inzwischen nach den Erfahrungen der Charlière ergänzt worden war, nicht verbrannt wäre. Blanchard kam 1785 mit seinem Luftschiff von Dover nach Calais und wurde erst auf der sechsundsechzigsten Fahrt (meist war seine Frau als Gehilfin neben ihm) vom Aeronautenschicksal ereilt. Alle Franzosen. Charles aus Beaugency, Pilâtre aus Metz, Blanchard aus dem Departement Eure. So ist's geblieben. Biot, Gay-Lussac, Zivel, Tissandier, Hermite, Renard, Giffard; bis zu Santos-Dumont und Lebaudy. Bei uns ist der Fallschirm erfunden worden. Wir hatten (schon 1794) die erste Luftschiffercompagnie; die Bonapartes Ungeduld zu früh auflöste. Renards Ballon hatte zuerst das Cigarrenformat, mit dem die Deutschen sich jetzt brüsten. Trotz Alledem: überflügelt; und wieder von einem Patrouillereiter des Kaisers. Unsere Leistung ist vergessen und nur von Zeppelin noch die Rede. Hält er sich vierundzwanzig Stunden ohne Pause in der Luft, dann wird sein Aluminiumschiff (Schwarz hatte schon vor elf Jahren eins) Reichseigenthum und der Winter bringt eine Luftflottenvorlage.“ Zeitungsjungen heulen heran. „La catastrophe du Zeppelin! Demandez le Soleil du Midi!“ Ein Blatt, dessen Glaubwürdigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Dennoch reißt man's den Lümmeln jetzt aus der schweißigen Hand. Und liest, das Luftschiff sei von einer Gewitterbö gepackt und entankert worden und gleich danach verbrannt. Das hätten die Nachbarn nun von ihrem Geprahl; nach solcher Blamage würden sie sich auf diesem Gebiet wenigstens vor Beträgen künftig wohl hüten. Jeder möchte es gern glauben; Keiner wagt's. Ein schlauer erjonnener Kniff; die Provinzzeitung will ihren Absatz steigern und hat

nach der stärksten Sensation. Wenns wahr wäre! Dann hätten wir von Havas längst einen Bericht. Vielleicht kommt er noch; abwarten. Nach Zehn häuft sich vor den Kiosken die Menge. Wenns doch wahr wäre! In Aller Augen lauert die Hoffnung. Gegen Elf bringt ein Radler ein Bündel neuer Blätter. Entschnürt, sortirt: und schon vergriffen. Eine Minute lang ist's, als halte Alles den Athem an. Dann schwillt das Stimmenkonzert zum Fortissimo. Wahr also; wirklich wahr! Von dem Schiff, das den Deutschen ein zweites Sedan bereiten soll, ist nichts übrig als ein verkohlter Kumpf. Wer denkt da an Schlaf? In dickem Strom wälzt sich durch die Rue Noailles und aus dem Gisch gelst Weiberlachen, jäuchzen Freudenrufe und Spottliedchen ins Ohr des dem Süden Fremden. Dort, an der Ecke, tauschen zwei halbwüchfige Kaufmannsgehilfen den Bruderfuß. Da, vor der Maison Dorée, singt ein geschminktes Mägdelein, über dessen schlecht gefärbtem Haar ein Riesenhut wippt, den Händelchoral von der Sainte Alliance entre la Russie et la France. Und drinnen erklärt der Kellner, während er den Bock abwischt, daß es gar nicht anders kommen konnte und er (ein Pariser aus Paris, Fräulein!) an diesem Ausgang nie gezweifelt habe. Niemals: Um Mitternacht glaubens Alle von sich. Der Alb drückt nicht mehr. In die Ballonschuppen, die sie heimlich in allen Grenzstädten gebaut haben (mindestens dreißig, stand in der Zeitung), mögen die Deutschen nun Sauerkraut lagern. Oder, wenns ihnen Spaß macht, ihre unbrauchbaren Zeppelins. Wir sind wieder vornan und werden die Zeit, die uns bleibt, so nützen, daß Niemand uns je wieder vom ersten Platz wegdrängen kann. Marseille geht heute fröhlich zu Bett.

Solche Nachtsstimmung (Paris und London haben sich weiser beherrscht als die mit Bouillabaisse und Südwein Genährten) erlebten nur Wenige; ahnten aber Viele. Das erklärt, warum die Begeisterung plöglich in so üppigen Farben aufblühte, wie der nüchterne Deutsche sie kaum je noch sah; warum Graf Ferdinand von Zeppelin ein paar Tage lang so populär war wie Keiner seit Bismarcks Zeit. Nicht als Erfinder. Unter den Lebenden haben Edison, Koch, Van't Hoff, Behring, Röntgen und mancher Andere der Menschheit Nützlicheres geleistet. Für die moderne Kriegführung waren die Erfindungen und Kombinationen der Nordenfolt, Bédé, Komazotti, Laubeuf vielleicht wichtiger als eine Erleichterung der Aeronautik; das Unterseeboot hat sich bewährt und das Luftschiff unterliegt noch immer dem Wüthen der Elemente. Die revolutionirende Wirkung der Turbine kann weiter reichen als irgend-eines Luftfahrzeuges. Und als Finder unbetretener Pfade hat Graf Zeppelin die Welt nicht verblüfft. Ein anderer Graf, der Franzose De la Vaulx, ist von

Paris, Berson und Elias sind von Berlin durch die Luft nach Südrußland gefahren. Giffard erfann, um die Widerstandsfläche zu verkleinern, das längliche Format und führte den Dampfmotor ein; Dupuy de Lôme das Pallonet; Wölfert den Daimler-Motor; Schwarz die Aluminiumhülle. Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Doch das Problem der Lenkbarkeit galt schon einmal als gelöst: nach den ersten Aufstiegen des von Renard und Krebs in Cigarrenform gebauten Ballons. Daß auch der Konstanzer Graf es nicht gelöst, eine Sicherung gegen atmosphärische Gefahren nicht gefunden habe, konnte man bis in diesen Sommer hinein von den Sachverständigsten hören. Noch im Juli, nach der zwölfstündigen Fahrt, war von Enthusiasmus nichts zu spüren. Am achten Juli wurde der Graf siebenzig Jahre alt. Die zur Förderung seiner Versuche gegründete Aktiengesellschaft war in Liquidation. Für die Dauer dieses Lebens nicht mehr viel zu hoffen. Und als nach dem Geburtstag eine Woche vergangen war, hing der Zeppelin Nr. 4 mit zerbrochenem Höhensteuer an dem Flossschuppen im Bodensee. Dann kam die Probe für die vierundzwanzigstündige Fahrt, die das Reich vor der Abnahme des Luftschiffes gefordert hatte. Aufstieg und Lenkbarkeit übertreffen die Erwartung. Wie ein Märchengebild schwebt das schöne Schiff über Erwins Kirche. Zweimal zwingen Schäden zur Landung; die, zum ersten Mal auf festem Boden, gelingt. Da verbrennt das Schiff: und wie auf einen Zauberschlag öffnen sich dem Grafen die Herzen; sogar die Taschen.

Hat die Persönlichkeit gesiegt? Die vermag Bewunderung zu erzwingen. Ein Mann aus altem Haus, dessen Söhne, weils ihnen zu eng wurde, aus Mecklenburg nach Dänemark und Rußland, Preußen und Oesterreich, Hannover und Württemberg zogen. Zeppelins haben unter Frib, unter Melas bei Marengo und im deutschen Befreiungskrieg mitgefochten. Graf Ferdinand (vom württembergischen Zweig) hat 1863 in Amerika, 1866 in Böhmen Pulver gerochen und sich 1870 auf einem Patrouilleritt Lorber geholt. Edelmann und Soldat. Einer, der was gelernt, in Stuttgart das Polytechnikum, in Tübingen die Universität besucht und sich in der Welt nicht nur zum Vergnügen umgesehen hat. Das Muster des in alle Sättel gerechten deutschen Kavalleristen. Sein König (der nicht viel Personalauswahl hat) braucht ihn für die Diplomatie: und der Graf vertritt Württemberg anständig im Bundesrath. Als er des Amtes ledig ist, widmet er sich mit Jünglingsseifer der Luftschiffbau. Nimmt als Generallieutenant seinen Abschied und steigt 1901 ein Zweiundsechzigjähriger, von Manzell aus kühn zum ersten Mal himmelan. Seitdem ruht er nicht. Zwei Kanzler und zwei Staatssekretäre weigern ihr

die erhoffte Reichssubvention. Der Kaiser dankt ihm nach den ersten Versuchen mit einem hohen Orden und einem huldvollen Handschreiben; kommt nachher aber zu der Ueberzeugung, daß aus dem „starren System“ Zeppelins nichts Rechtes werden könne, und wehrt jeden Versuch ab, vor seinem Ohr den Grafen zu rühmen. An Schwarzené Aluminiumschiff, das der Anprall bei der Landung zerstörte, hat man ja gesehen, wie gefährlich die Starrheit ist. Halbstarr oder unstarr: so lautet die Lösung; solche in der Form veränderliche, rasch zu füllende und zu leerende Ballons sind leichter zu lenken und zu transportiren, billiger und zu militärischer Aufklärung geeigneter als die Riesenkasten mit Aluminiumgitter und Stoffüberzug. Auch wünscht man „oben“ nicht, daß von der Motorluftschiffahrt allzu viel Lärm gemacht werde. Der könnte die Agitation für die Flotte stören; und daß dieser Agitation, deren Wirkung zwar die Riffen, aber nicht die Relation des britischen und des deutschen Seemachtstatus zu ändern vermöchte, ein großer Theil der Schuld an unserer Vereinsamung zuzuschreiben ist, wird noch nicht eingesehen. Graf Ferdinand wankt nicht. Läßt sich durch keine Enttäuschung den Muth des Gläubigen rauben. Eigenes Vermögen, Aktiengesellschaft, Lotterie: was vorwärts helfen kann, muß versucht werden. Pro patria. Amerika bietet für seine Erfindung eine stattliche Summe; er lehnt ab: denn er will für sein Vaterland arbeiten, nicht für Fremde. Mit zäher Emsigkeit ist er am Werk. Ein Altadeliger ohne Vorurtheil. Unter seinen Arbeitern fühlt er sich heimisch. Vier Luftschiffe baut er. Eines Tages, denkt er, müssen Die in Berlin einsehen, was ich ihnen leiste. Wird er den Tag erleben? Fast vierhundert Kilometer durchfährt er; ist, zwischen Bodensee und Bierwaldstättersee, zwölf Stunden ohne Pause unterwegs. Der Kronprinz telegraphirt ihm: „Halte Ihnen nach wie vor die Stange!“ Weil unter dem Glückwunsch der Name Wilhelm steht, glaubt der Graf, die Depesche komme vom Kaiser (der ihm doch nie die Stange gehalten, sondern den Sinn für die Nothwendigkeiten der Praxis abgesprochen hat), und dankt der Majestät in den Kurialien tiefster Unterthänigkeit. Aber die Reichsbehörden heischen das Doppelte des am ersten Julitag Geleisteten. Die schwerere Aufgabe schreckt den alten Reitersmann nicht. Beim ersten Versuch wird der Kühlapparat hadhaft; das Luftschiff kann während der Reparatur nur einen seiner Motore benutzen und kehrt nach Friedrichshafen zurück, um den ausgeworfenen Ballast zu ersetzen. Am nächsten Tag bricht das Höhensteuer. Die seit der Schweizerfahrt gestiegene Hoffnung sinkt wieder. Nicht des Bauherrn. Dem war 1906 ein Schiff vernichtet, 1907 der Werftschuppen zerstört und das dort edockte Schiff arg beschädigt worden: und er blieb getrost. Auch jetzt. Am

vierten Augustmorgen versucht er wieder; und diesmal scheint Fortuna dem Kühnen zu lächeln. Trotz zweimaligem Zwang zur Landung wird die Fahrt zum Triumphzug. Gleitet ein Wirklichkeit gewordener Kindertraum dem Auge vorüber? In Verzückung folgt der Blick dem schwebenden Wunder, dem selbst die hemmunglose Traumkunst nicht solche Vereinigung von Größe und Grazie erdichtet hat. Dehnen die Grenzen der Menschheit sich bis in den Himmelsbereich? Glocken läuten, Fahnen wehen, Böller krachen; aus tausend Kehlen jubelt's zu dem Luftbeherrscher empor. Er hat's noch erlebt. Vorgestern ein höhen-süchtiger Narr; gestern ein des Lobes würdiger Anreger, dem Brauchbares aber nicht gelingen kann; heute der Messias. Der Bringer des Heils. Daß es vor ihm Luftschiffer gab, neben ihm Parseval und Groß, Lebaudy und Santos-Dumont wirken, ist vergessen. Zeppelin allein ist des Sieges, der Zukunft Bürge. Vermag Edwards Inselreich uns jetzt noch zu widerstehen? Darf es wagen, uns ringsum neue Feindschaft zu werben? Vom Himmel her würde der Germanenzorn sein Recht, seine Rache holen. Schon liest man, den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine unvergeßliche Lektion ertheilt. Liest, daß Deutschland im Verlauf von zwei Jahren zwölf-tausend Aluminiumluftschiffe bauen und auf dieser Flotte sechs-hundert-tausend Mann nach Dover oder Portsmouth bringen könne. Ein Laumel rast durch's Land. Jeder möchte den Erlöser sehen. Um ihm näher zu sein, erklettern alternde Männer Baumwipfel, leuchten müde Frauen auf Dächer und Kirchtürme. Von der Maas bis an die Memel dröhnt die Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg.

Noch ist's nicht Inbrunst. Eine Gluth, die aus Papierballen aufspraselt und rasch wieder verglimmt. Freude an der Neuheit, die das Alte überleuchtet. Wenn gedruckt würde, Graf Zeppelin habe zwar gezeigt, daß er auf harter Erde landen könne, den Abnahmebedingungen aber, da er zweimal zu Reparaturen herunter mußte, wieder nicht genügt, sähen wir die Begeisterung wohl ebbem. Die Sachverständigsten haben gewarnt. „Auch Nr. 4 hält sich nicht vierundzwanzig Stunden oben; und durch die Mißachtung atmosphärischer Launen kann schlimmes Unheil entstehen.“ Sprach Prophetengeist so? Nach der Landung in Echterdingen wird das Schiff auf dem Feld verankert und zum Anseilen und Halten Militär herangeholt. Drin arbeiten Daimle Leute. Der Graf ist nach Stuttgart gefahren, um sich mit einem guten Mal für die Weiterreise zu stärken. Daß es auf dem Ankerplatz an Seilen fehl wird bedauert; schadet schließlich aber nicht. Da naht die Gewitterbö, wie das Schiff auf die Breitseite, hebt es vom Boden und zerrt es so wild hin und her, daß die Pfähle brechen, die Seile reißen, die Mannschaft den hunder-

zwanzig Meter langen Körper nicht zu halten vermag. Tausende sehens entsetzt; recken die Arme und möchten das Schiff umfassen. Unmöglich. Wird es entfliegen, wie Andréas Ballon, die „Patrie“ und der „Nulli secundus“? Nein. Ein Knall, als sei die Erdkruste geborsten; eine Feuersäule, als wolle der Höllenfürst einem Liebling ein Denkmal setzen; nach drei, vier Minuten rauchen Trümmer, wo vorher das Gebild aus Menschenhand seine Metallglieder in stolzer Lebensfreude zu regen schien. Wer sagt's dem Grafen? Schon jagt Einer der Stadt zu. Schon steht der Greis am Grab seiner Arbeit. Nicht seiner Hoffnung. Als sei er ins Hirn gehauen: so hat er nach der Meldung mit den Händen die wunde Schädeldecke betastet. Selten ward einem Menschen so ungeheures Erlebnis; war einer dem Weltgeist so nah. Höchster Triumph und zerschmetternder Sturz ins knappe Maß einer Stunde gezwängt. Staros, den eines Gottes Eifersucht empfinden lehrt, daß nur Wachs, in der Sonnennähe zertropfendes, ihm die Flügel an den Rumpf gefleht hat. „Der Freude folgt sogleich grimme Reue“: seufzen Faust und Helena, als das ikarische Schicksal den Knaben Euphorion hinrafft. Faust! Ebenbild der Gottheit und nun furchtjam weggekrümmter Wurm? In solche Tiefe darf der deutsche Graf, der Krieger und Volkenthronwerber nicht sinken. Schneebleich steht er; wehrt die Trostversuche ab, die heiseren Rufe, die wie ein Röcheln aus rauhem Schlund steigen und so gern doch einem Tauchzen gleichen. Mit siebenzig Jahren ein neuer Anfang. Jammer vertrödelt nur Zeit. Die Sehnen des Alten straffen sich. Und aus seinem Blick leuchtet ein Gelöbniß.

Wem gelingt es? Trübe Frage,
 Der das Schicksal sich verhummt,
 Wenn am unglücklichsten Tage
 Blutend alles Volk verhummt.
 Doch erriethet neue Lieder,
 Steht nicht länger tief gebeugt!
 Denn der Boden zeugt sie wieder,
 Wie von je er sie gezeugt.

Der selbe Tag gebiert dem Grafen Zeppelin das dritte Heroenerlebnis. Sturz? Nein: Vergottung. Kam er in seinem Wunderkahn vom Bodensee nicht bis nach Mainz, vom Goldenen Mainz nicht nach Stuttgart? Eine Leistung, der keine ähnelt. Daß auf dem echterdinger Feld das Fahrzeug verbrannte, war ein Zufall, den kein Menschenauge vorhersehen, kein Menschenhirn abwenden konnte. Ein letzter Versuch der Elementargewalten, in eifernder Nachsucht den Meister zu strafen. Für die ganze Menschheit steht der Mächtige, um die Frucht genialischen Fleißes Gebrachte nun; leidet für sie; und muß

ihres Mitleidens belebenden Hauch drum auch spüren. Wie ein Golfstrom braust es erwärmend durch Aller Herzen, schmilzt die Eisrinde und schält ehrfürchtige Liebe aus dem kalten Wall. Der Kaiser, der sieben Jahre lang spröde blieb, spricht große Worte. „Ich und ganz Deutschland glaubten, allen Anlaß zu haben, Sie jetzt zum Abschluß Ihrer Epoche machenden großartigen Leistung beglückwünschen zu können. Immerhin bleibt der erzielte Erfolg im höchsten Grade anzuerkennen und muß Sie über das erfahrene Unglück trösten.“ Der Graf denkt anders; er antwortet: „Eurer Majestät allergnädigster Trostspruch verwandelt Trauer in Freude. Allerunterthänigsten bewegten Dank dafür! Mit Begeisterung werde ich mich Ihrer Majestät und des deutschen Volkes Auftrag zum Weiterbauen unterziehen.“ Solcher Auftrag war in der Depesche nicht angedeutet, die Trauer in Freude zu wandeln vermochte. Bundesfürsten und Würdenträger spenden Trost und Lob in sprudelnder Fülle. Herr von Wildenbruch stößt ins Horn. „Das Werk, das ungeheure, das Menschengestalt erfann, mit dem er sich zum Gebieter des Stoffes, zum Bezwingen alles Dessen machte, was Menschenkräfte lähmt, zum Ueberwinder der Trägheit, zum Beschämer des Neides, zum Ueberzeuger des Zweifels, es ist dahin. Alles scheint verloren; und in Wahrheit ist nichts verloren; denn das Werk ist hin, die äußere Erscheinung der That, — die That selbst gehört zu denen, die, einmal ins Leben gerufen, nie wieder untergehen. Großes ging verloren (.Großes oder nichts?), Größeres blieb erhalten: der Erzeuger des Gedankens, der herrliche Mensch gehört uns noch. Graf Zeppelin ist unverletzt. Unverletzt am Leibe, aber, so meine ich, nicht unverletzt in der Seele; und Dem muß abgeholfen werden! Wenn solche Seelen leiden, leidet die ganze Menschheit mit; eine Stunde der Muthlosigkeit in solcher Seele bedeutet einen Verlust für das ganze Land. Darum, daß er wieder zur Heldenkraft auferstehe, dieser Held, daß er wieder zur That greife, dieser Mann der That: dazu kommt, dazu thut, dazu helfst, Ihr Alle, die Ihr stolz darauf seid, daß er Blut von unserm Blut, Art von unserer Art, daß er ein Deutscher ist, wie wir! Laßt uns zusammenstehen, alle Deutschen, Alt und Jung und Groß und Klein und Mann und Weib, zu einer großen, gemeinsamen, nationalen That! Laßt uns Zeppelin helfen!“ Der Kaiser meint, nur das Bewußtsein des Errungenen könne den Greis über das Mißgeschick hinwegtrösten. Der Sänger sieht in dem Werk eine Gipfelleistung, in dessen Schöpfer, trotz dem Heldentitel, eine Memme, die der Verlust müßlos macht und deren Weh aus dem Geldpunkt zu kurieren ist, und in der Anbringung eines Unterstützungsfonds eine nationale That. Sein Wortschall hallt. Schon ist, während eine Sonne auf und nieder stieg, eine Million gezeichnet worden. Haben Arme ihre Spargroschen aus der Büchse geholt. t

das Reich den für das Schiff vereinbarten Preis bezahlt. Wer denkt noch an die Abnahmebedingungen? Fürsten und Städte, Körperschaften und Schulkinder, Banken und Handwerkstätten bieten Beiträge an. Der Paktolos strömt in den Bodensee. Aus neugieriger Bewunderung ist nun erst Inbrunst geworden.

Die Volkspheantafie hat mitgewirkt. Den Deutschen Flügel erträumt und im Morgengrau dann gewähnt, sie seien dem Schulterblatt angewachsen. Kann das Luftschiff je ein Verkehrsmittel werden? Nein, spricht der Sachverständige; für den reichen Liebhaber vielleicht, doch nie für die Masse. Denn dieses Vehikel wird stets theuer und gefährlich bleiben. So, heißt die Antwort, habt Ihr allzu Weisen immer geredet. Eisenbahn und Dampfschiff, Fahrrad und Automobil: Alles sollte nur für blasirte Vergnüglinge sein; und Alles befördert jetzt Massen und Massengüter. Hielt nicht Stephan selbst das Telephon für ein Millionärspielzeug? Sträubte nicht Nagler, sein Ahnherr im Postamt, gegen die Dampfbahn sich wie gegen Herenkunstwerk? In verqualmten, rüttelnden Sitzkasten, wo abends ein Dellämpchen blakte, fing es an; als „Mein Leopold“ die Berliner ins Wallnertheater lockte, galt eine Fahrt auf der Anhalter Bahn noch als ein Wagestück, bei dem man Kopf und Kragen riskirte und das der Possenschreiber bespöttelte. Jetzt fahren wir über Felder und Gebirg, durch überfüllte Straßen und überpflasterte Erdschachte in bequemen Wagen, die wie auf Gummi gleiten und nachts so gut beleuchtet sind, daß man sitzend oder liegend lesen kann; und die Tariffsätze sind niedriger, als je zu ahnen war. Kosten und Gefahren haben sich rasch verringert. So wirds auch mit dem Luftschiff werden. Zuerst eine Häufung von Unfällen, wie bisher seit den Tagen der Montgolfiers; Erfahrung, Gewöhnung macht's, nach Zeppelins Wort, allmählich zu „einem der im Betrieb sichersten Fahrzeuge“. Diese Hoffnung schwingt mit; ist der Klöppel, der aus dem Glockenmantel den Lobgesang klopft. . Schmolz er nicht unter dem Wink der rechterdinger Feuerjähule? Daß wir die Erdfeste schneller durchschreiten, miniren und in Eisen schienen lernten, daß wir Maschinenhäuser erfanden, die uns rasch über Wasserflächen an neue Ufer trugen, war durch natürliche Noth geboten. Die Sehnsucht nach fernen Ländern, das Bedürfniß, Wissen und Waaren mit ihnen zu tauschen und aus armem Vaterland die darbende Brut in reicheres Kinderland zu tragen, wob Faustens Zaubermantel. Der Erdgeist wirkte ihn am tausenden Webstuhl der Zeit. Ist damit verbürgt, daß wir Eitlen nun auch straflos den Himmelskörpern nahen und in Welträume aufsteigen dürfen, wo unser Planet im Gewimmel ein winziger Wanderer ist? Daß die Massenmode bald empfehlen wird, im Ballon, statt auf stählernem Gleis über Zossen oder Elsterwerda, ins Paradies der Weihnachtstollen zu reisen? Die Sachkundigsten

schütteln den Kopf. „Starus! Starus! Jammer genug!“ Viel weiter sind wir auf dem Weg, der an dieses Ziel führen soll, in Jahrhunderten jedenfalls nicht gekommen. Wölferts Luftschiff explodirte beim Aufstieg und tötete den Erbauer. Schwarz war schon tot, als sein starrer Kahn bei der Landung zerstört wurde. Von Andrée, dem Nordpoljucher, kam uns nie eine Kunde. Die „Patrie“ wurde von Wirbelwinden entführt und ließ in Irland, als letztes Erinnerungzeichen, eine Riesenschraube mit Zubehör fallen. Der britische „Nulli secundus“ zerbröckelte über der Paulskathedrale. Ein deutscher Militärballon wurde neulich erst in die Höhe gerissen, aus der Form gerentt und im Brunwald freundlich dann von Baumwipfeln umfassen. Und Zeppelin? Wie oft hat die gemeine Wirklichkeit seine Hoffnung vernichtet! Denkt an Nr. 2 und an Nr. 4. „Kinderkrankheiten. Das kennen wir schon. Solche Schwierigkeit räumt die Erfahrung schnell fort.“ Der vom Mißgeschick so grausam Verfolgte wird von den Landsleuten als der Bringer neuen Heils gefeiert. Als der Pfadfinder zu neuer Kultur gar, die Alles bald, Alles wenden wird.

Noch ein anderer Wunsch hängt sich an den Glockenstrang. Das Luftschiff erobert uns auf dem Erdball den ersten Platz. So hört man flüstern. (Leider nicht nur flüstern. Der vom Kronprinzen unterzeichnete Aufruf des Reichskomitees schließt mit dem Satz: „Wir müssen den einmal gewonnenen Vorsprung im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres unter allen Umständen behaupten.“ Mit einem Satz, den der Politiker lieber vermied. Muß denn, auch vor fremden Forschern, jeder halbflügge Gedanke in prunkhafte Worthüllen gekleidet, immer der Fehler wiederholt werden, der unseren Flottenbau zu lautem Vergerniß machte? Ein Vorsprung, von dem man nicht spricht, ist uns Doppelte mehr werth als ein ausgeschriener. Wer herrschen will, muß, im Kreis neidischer Nachbarn, schweigen können.) Spät kamen wir: und sind nun dennoch vornan. Schon im Heer des Generals Bonaparte gab es aérostiers; jetzt ist unsere Luftschifferabtheilung als die beste anerkannt. In Zeppelins Kahn sind mindestens fünfzig Soldaten unterzubringen. Bald auch Kanonen. Und wenn aus der Gondel Dynamit in Städte und offene Lager geworfen wird, werden die Feinde das Beten lernen. Solche Verheißung schmeichelt sich geschwind ein. Ist die Erfüllung nah? Zeppelins große Kähne brauchen Bergehallen; an den Grenzen und Küsten müssen also Luftschiffhäfen geschaffen werden. Wenn der Hafen nicht schnell genug erreichbar ist? Auf freiem Feld können diese Schiffe mit ihrer breiten Windangriffsfläche nur bei ganz ruhigem Wetter landen und liegen. Verankerung von zuverlässiger Festigkeit ist nicht überall möglich. Der Zwang, eines Schadens wegen in Feindesland niederzukommen, brächte sicheren Untergang. Nr. 4 hat bewiesen,

daß er das von der Pflicht zu strategischem Aufklärungsdienst Geforderte leisten kann. Den Aufmarsch des Feindes beobachten und feststellen, wo und wie für die einzelnen Truppentheile wirksame Verwendung zu finden ist. Im Seekrieg die Platzordnung der Geschwader und GefechtsEinheiten erkunden. Wie aber bringt er das Erspähte zur Kenntniß der unten Kommandirenden? Seine Fähigkeit zu funkentelegraphischem Verkehr ist noch nicht erprobt. Auch seine eigene Sicherung noch nicht. Er hat Gas, Benzin, Explosionmotore an Bord; bei atmosphärischen Störungen wird solche Fracht leicht zum Verhängniß. Nun soll noch Dynamit in die Gondel. Ob es nicht auf dem Weg durch die Luft explodiren, obs unten beträchtlichen Schaden stiften würde, ist nicht gewiß; wahrscheinlich, daß der Sprengstoff einstweilen den Ballon mehr als den Angriffsgegenstand bedrohen würde. Lange werden die Feinde der Luftschiffahrt sich von ihr nicht überholen lassen. Bald wird man die Rähne recht flink herunterschließen. Das kann immerhin eher gelingen als der Versuch, aus einem durch die Luft eilenden Motorboot ein schwimmendes Ziel zu treffen; aus einer Höhe von wenigstens fünfzehnhundert Meter. So hoch hinauf müssen die Ballons, um vor Artilleriefeuer halbwegs geschützt zu sein. Ist durch die schärfsten Gläser von da aus noch genaue Beobachtung des Feindes möglich? Eine Zündpatrone, die an der richtigen Stelle einschlägt, vermag das Leben des mit so explosibler Fracht beladenen Schiffes zu enden. Die Bomben, die 1812 die Russen, 1849 die Oesterreicher aus Ballons warfen, sind unwirksam verknattert. An Zeppelins lenkbares Riesenschiff war damals freilich noch nicht zu denken. Das aber ist, nach der Ueberzeugung der militärischen Gutachter, nur da brauchbar, wo ihm Häfen oder Landestellen bereitet sind; und nur für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes. Für taktische Aufgaben im Engeren ist der starre, schwer zu befördernde Körper nicht geeignet; die fordern leicht zu füllende und mühelos zu transportirende Ballons, denen die Landung und das Lagern nirgends schwer wird. Bis übermorgen erobert Zeppelins System uns auf dem Erdball noch nicht den ersten Platz.

Auch nicht, wenn es im Wesentlichen rasch noch verbessert wird. Nicht allein vom Genie des Erfinders. Der Geheime Baurath Dr.-Ing. Emil Rathenau, dem nur der in der Entwicklungsgeschichte deutscher Kraft- und Licht-Industrie völlig Fremde das Techniker-genie absprechen wird, hat öffentlich empfohlen, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuß zu gesellen. Auch gescheite Männer haben im Sammelstieberrausch den Vorschlag mißverstanden; den Eingriff einer verstaubten Bureaukratenhand zu spüren gewähnt, die das stürmende Temperament der großen Persönlichkeit sacht ins Schreibstubentempo zügeln wolle. Das war nicht die Absicht.

(An Temperament nimmt's, nebenbei bemerkt, der auch fast siebenzigjährige Kapitän der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft wohl mit dem jüngsten Junker auf.) Noch weniger, den Grafen etwa an der freien Verwendung der Summen zu hindern, die ihm die Fluth jetzt ins Schwabenheim geschwemmt hat. Wie er damit schalten will, ist seine Sache; und würde er die Millionen in den Bodensee, um mit dem Opfer des Hortes, wie der Tyrann von Samos mit seines Ringes, feindliche Gewalten zu schwichtigen: sein Recht wärs, daß Keiner ihm kürzen dürfte. Die Spender heischen weder Quittung noch Abrechnung; sie haben auf ihre Weise für uneigennützig Vollbrachtes gedankt. Doch der Graf hat vor dem Ohr aller Völker gesagt, in Zustimmung und Spende sehe er den Beweis, daß Deutschland an sein System glaube. „Der eine Wille beherrscht Alle, Hoch und Nieder, Alt und Jung: Alle verlangen, daß ich, ungebeugt durch den harten Schicksalschlag, dem Vaterland neue Luftschiffe bauen soll, und Alle spenden an Mitteln, was in ihren Kräften steht. Meine Wehmuth ist in stolzes Glücksgefühl gewandelt und mit gerührtem Dank und freudigster Begeisterung übernehme ich den mir von der Nation gewordenen Auftrag zum Weiterbauen. Zur Sammlung der für einen Luftschiffneubau einkommenden Spenden habe ich die Allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart bestimmt, bei welcher eine besondere Rechnung unter dem Titel Nationaler Luftschiffbaufonds für Graf Zeppelin' geführt werden wird.“ Schöne Worte eines nicht ohne Fug Stolzen. Aber: „Auftrag von der Nation“; „nationaler Luftschiffbaufonds.“ Solche Worte sind Ketten und binden das Reich. Graf Zeppelin war, mit einem Schwärmerfähnlein, bis jetzt vereinsamt. Den Sachverständigsten ein Dilettant von genialischem Wollen und Können. Ein Mann, der sich erst im fünfundfünfzigsten Lebensjahr, als Reiterführer z. D., ernsthaft mit technischen Problemen beschäftigt, ganz Ungewöhnliches geleistet, den Kleinram moderner Konstrukteurfkunst aber nie meistern gelernt hat und mit eigenfinnigem Bewußtsein auf der spät erst erkletterten Stufe stehen geblieben ist. So sahen sie ihn (der Laie wiederholt nur ein beinahe einstimmig gefälltes Expertenurtheil); und freuten sich, trotz all seinen Wesensmängeln, des muthig schöpferischen Greises. Daß er ans verheißene Ziel kommen werde, glaubten sie nicht; dankten ihm aber für Anregung und Förderung aller Art. Da sein Luftschiff ihnen, die halb starre und unstarre Ballons vorzogen, nur für bestimmte Zwecke brauchbar schien, stellten sie strenge Abnahmebedingungen denen bis heute nicht genügt werden konnte. Die echterdinger Explosion war ihnen kein Zufall, kein accident, sondern die unvermeidbare, vorausgesehene Folge eines gefährlichen Systems; so wenig Zufall wie die Versäumniß eines Industrieherrn, der seine Fabriken und Zechen nicht gegen Wetterschläge ge-

schützt, eines Bankleiters, der mit nie schwindender Geldfülle gerechnet hat. Das Luftschiff mußte landen, mußte auf freiem Feld lagern: daß es da, ohne die nothwendigste meteorologische Aufklärung, ohne zureichende Anker- vorrichtungen, verbrannte, ist nicht mit dem Hinweis auf „unerwartet aufgetre- tene elementare Gewalten“ entschuldigt. Gewitterböen sind nicht gar so selten; und dem Meister der Technik darf kein bekannter Vorgang unerwartet nahen. Daß auf steiniger Straße drei Schläuche plagen können, muß der Chauffeur voraussehen; und wissen, daß sein Gefährt untauglich ist, wenn ers nicht an jeder von Befehl oder Noth angewiesenen Stelle bei jedem Wetter in Sicher- heit zu bergen vermag. Graf Zeppelin hats nicht vermocht. Ihn allein traf die schmerzende Strafe; wie nur ihn der Menge Sauchzen gekrönt hatte. Fortan ist's anders. Als den Luftschiffbaumeister des deutschen Volkes sieht ihn das Auge der Welt; als den einzigen, der von der Nation einen Auftrag hat. Dem so Privilegirten sollten die besten Berather nicht willkommen sein? Techniker, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metallfadenlampe vorgeschrit- ten sind, jedes Näddchen und jede Nietmöglichkeit genau zu schätzen, zu nützen wissen und klarer als der genialere Kopf erkennen, wie man modern, haltbar und billig baut? Der Rauch rätth stets schlecht. Rächterner Sinn wird dem alten Herrn Rathenau dafür danken, daß er den Muth zu einem Vorschlag fand, der zunächst mißfallen mußte. Ist von den Trunkenen Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen, selbst wenn der Greis die Vollendung in rüsti- ger Kraft erlebt, ein minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dann mag er bedenken, daß Zeppelins nun Deutschlands Schlappe wäre.

Und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumel nie einen Messias. Das kann sich nur selbst erlösen, mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft. Ist es da- zu entschlossen? Aus dem Gluthstrom, der den Kalten Wall überströmte, ist auch anderer Gehalt zu schöpfen als das Thränen Salz, das feuchten Augen die Freude an schönem Tiefblau gewährte. Das Mißgeschick eines deutschen Mannes ward in der Fremde, leis oder laut, als ein Glücksfall gerühmt. Aus dem Schoß der Volkheit kam die Antwort: „Vor dem Mann steht die Nation. Ob seine Arbeit meisterlich oder mangelhaft war: wir lohnen sie ihm; und verlieren hier diese armsälige Geldgeschichte kein Wort mehr. Stehen hier nur, um Euch thig zu sagen, daß kein Friedenstrug uns noch täuscht, keine ungebührliche umuthung uns je wieder zum Weichen bringt; daß wir wissen, was uns zu- dacht ist, und Alles dran setzen werden, um in der Stunde aufgedrungener Brechnung Jedem den ganzen gehäuften Betrag heimzahlen zu können.“

Chaos der Kindheit.

Es ist selten, daß eine künstlerische Individualität sich erst dann der Öffentlichkeit erschließt, wenn sie ausgereifte Früchte ihres Könnens darbietet. Das junge Talent spürt in der Ehrlichkeit, mit der es schafft, schon alle Berechtigung, vom Publikum beachtet zu werden; und das Publikum hat die ideale Aufgabe, ein junges Talent auf seine Ehrlichkeit, auf seine Ursprünglichkeit und seine Potenz zu prüfen und es zu ermutigen, sobald sich Hoffnung erweckende Qualitäten zeigen.

Ich schreibe über einen jungen Künstler, der sogar schon eine Theateraufführung hinter sich hat; dem aber dabei die verdiente Ermunterung durch das Publikum ausblieb. Im Noember wurde auf dem kleinen Theater des wiener Erbaret „Fledermaus“ einmal ein indisches Märchen „Das getupfte Ei“ (in Lichtbildern) von Oskar Koloschka gegeben. Nur wenige Leute waren gekommen; der Apparat, von den zitternden Fingern des Künstlers selbst geleitet, funktionirte nur stockend und die Leute, die sich amüsiren wollten, begannen, zu lachen, zu witzeln und zu schimpfen. So war es ein Mißerfolg; und eine Wiederholung der Aufführung unterblieb. Aber es hätte gar nicht viel guten Willen gebraucht, den Werth der Bilder zu erkennen: es war zwingende Poesie darinnen. Im Stil und in der bunten Farbe erinnerten die Figuren an orientalische Miniaturen, eben so wie an die Einfachheit alter Holzschnitte. Da sitzt einmal die Heldin der Geschichte, eine Tänzerin, auf einer Wiese und die Sterne gehen auf und drehen sich am Himmelsgewölbe. Oder ein Bild von ähnlich süßer Simplizität war: der Hut wartet oben auf einer Gartenmauer, bis die Tänzerin vorbeikommt. Und da sah man zuerst einen Hirsch, dann einen Fuchs vorüberkommen, ehe die Ersehnte einerschritt. Dieses Motiv des Wartens namentlich war geeignet, darüber zu täuschen, daß das Märchen nicht indisch, sondern Dichtung des Malers Koloschka selber war: was sich eigentlich in dem ganzen poetischen Fluidum der Lichtbilder verrieth.

Nun liegt von Oskar Koloschka ein Buch mit acht farbigen Blättern vor, das, unter dem Titel „Die träumenden Knaben“, im Verlag der Wiener Werkstätte erschienen ist. In der wiener Ausstellung der Klimt-Gruppe sind auch jetzt drei Entwürfe für Gobelins ausgestellt, menschliche Gestalten mit ekstatischem Ausdruck des Sehens und der Lust in den Bewegungen, um Meer und Klippen aufgethürmt, die sich mit wunderlichen Gewächsen und Thieren wie tätowirt ausnehmen. Das harmlose Publikum war darüber entsetzt, das minder harmlose kam mit Ausdrücken wie „Sensationsucht“. An dem Buch aber möchte ich zeigen, daß hier ein starker Künstler schafft, wie er muß; daß diese seltsamen Formen eine innere Nothwendigkeit haben.

„Die träumenden Knaben“ sind die Revision der Kindheiteindrücke, die ein junger Künstler vornimmt. Daraus erklärt sich das vielfach Chaotische, das die Bilder in Gruppen zerfallen läßt; eine Häufung von Motiven und damit ein Zersplittern des Ganzen, eben der noch ungeordnete Besitz der jugendlichen Phantasie, eine Fülle, die durch orphische und dämonische Monologe die farbigen Träume auch dichterisch ausgestaltet:

„Was schläft Ihr, blaugekleidete Männer, unter den Zweigen der dunklen Nußbäume im Mondlicht?“

„Ihr milden Frauen, was quillt in Euren rothen Mänteln, in den Leibern die Erwartung verschlungener Glieder seit gestern und von je her?“

„Spürt Ihr die aufgeregte Wärme der zütrigen, lauen Luft? Ich bin der freisende Wärmwolf.“

„Wenn die Abendglocke ertönt, schleich' ich in Eure Gärten, in Eure Weiden, breche ich in Euren friedlichen Kraal!“

„Mein abgezäumter Körper mein mit Blut und Farbe erhöhter Körper kriecht in Eure Laubhütten, erwärmt durch Eure Dörrier, kriecht in Eure Seelen, schwärt in Euren Leibern.“

„Aus der einsamsten Stille, vor Eurem Erwachen gelst me'n Scheul.“

„Ich verzehre Euch, Männer, Frauen, halbwache hörende Kinder, der rasende, liebende Wärmwolf in Euch.“

Die innere Folge der orakelhaften, sehr bunten acht Blätter ist die, daß das erste eine süße kindliche Ouverture gibt: eine Märcheninselwelt, deren Klippen, Burg und Wildpark eine blonde Königstocher regiert. Und das letzte Blatt zeigt die qualvolle Einsamkeit zweier haloreifen Kinderleiber, die die bunte Welt nicht mehr empfinden in ihrer sehnsüchtigen Leerheit; nur noch die Eier nach einander schlägt brandroth zwischen ihnen auf, ihre Wünsche flattern ungestüm zu einander. Zwischen diesen Polen der Pubertät, der seligen Wunschlosigkeit und der Lebensgier, liegen Angst, schreckvolle Heimlichkeit, Abenteuerlust, Idyllik.

Ein typisches, ein gesetzmäßiges Geschehen in der Seele wird also dargestellt. Daraus ergibt sich nothwendig die künstlerische Form: alles Sichtbare muß zum Ornament werden. Das ist's, was auf den ersten Blick so primitiv erscheint, was an der Oberfläche an Bilderbogenstil, Holzschnittgrobheit, Schulkinderzeichnung gemahnt. Wunderlich gewendete Gliedmassen lassen den ganzen Körper erst unbeholfen und eckig erscheinen: aber jede glückliche Ueberraschung des Lebens durch den Künstler befremdet zuerst. Nicht nur den menschlichen Körper, Blumen und Bäume erblicken wir in diesen Bildern in ihrer abstrakten, in ihrer ornamentirten Eigenart dargestellt, Thiere in ihrer beleuchteten Unbefangenheit hingezeichnet; die gefleckte Haut eines Fisches, das Fingermotiv einer Belaubung, das grüne Blattwerk am Stengel einer blauen Blume, das Sigen der Föhrenbüschel auf dem Ast, die Ruhe eines Thieres

im Grünen: eine Unmenge Details verkündet das reizende Erlebnis und überall hebt das Wesentliche sein ornamentaliches Gesicht heraus. Aber sobald nun der Eindruckswerth zum Ornament erhöht wird, muß für diese ganze Welt eine andere Perspektive geschaffen werden: der Raum selbst wird zum Ornament, nicht nur innerhalb des ganzen Bildumfangs, sondern auch im Detail; daß etwa eine kleine Landschaft, ein Dörfchen mit Brücken, ein Baum mit seiner Sphäre von der Umgebung abgegrenzt wird und selbst also mit seinem persönlichen Gesicht, mit der einen Farbe, die zur Bezeichnung des Wesenhaften genügt, zum Ornament wird. Eine solche Gruppe von Gegenständen ist dann auf dem Bild durch eine einfache feste Linie zusammengehörig gemacht; und mehr noch als durch eine feste Linie durch das geheimnißvolle Band, das künstlerische Kraft um alle Lebendige schließt und für das man keine Erklärung, und wäre sie die profundeste, und keinen Namen, und wäre er der heiligste, ersänne.

So gegenwartfremd, so großstadtfremd, so exotisch diese ornamentirte Welt erscheint: der Künstler, der sie schuf, ist kein Träumer. Was er bisher gesehen hat, sah er mit der höchsten Aufmerksamkeit: mit jener, in der das künstlerische Schaffen schon einsetzt. Nach einer solchen höchst intensiven Revision der Kindheitseindrücke, wie sie das Buch „Die träumenden Knaben“ darstellt, müssen in seinem Talent die Manneseindrücke so stark und seine formende Fähigkeit so groß sein, daß sich für Kokoschla keine edlere Aufgabe als die des Portraits denken ließe: das Wesenhafte eines Menschenantlitzes zu enthüllen.

Wien.

Max Mell.



Frühling in Wien. *)

Trara! Trara!
 Der Frühling ist da!
 Auf goldnen Trompetchen tuten
 Zwei winzige Engelein
 Melodisch zart und rein
 Die wundersame Weise;
 Sie blasen nur ganz leise,
 Doch laue Lüfte fluthen
 Und säufeln hinterdrein.

*) Noch eine Probe aus Bergers neulich hier schon erwähnten Gedichten.

Es geht der Englein Reise
 Im hellen Mondenschein
 Aus fernem, schönem Süden
 Gen Norden ohn' Ermüden
 Auf einem Wölkchen klein;
 Das gleitet still im Blauen
 Und segelt gar geschwinde,
 Ein Schiffein vor dem Winde,
 Ins weiße Land hinein.
 Und wo des Wölkchens Schatten
 Streicht über Wald und Auen
 Und Wiesen, Flur und Matten,
 Da hebt es an zu thauen,
 Da rieselts und da rauscht es,
 Da athmets, flüsterts, plauscht es.
 Mit Sähen, Niesen, Strecken
 Thut Eins das Andre wecken,
 Da gucken aus den Decken
 Verschlafne grüne Köpfschen
 Und auf zum Himmel lauscht es
 Mit Oehrlein, schlanken, langen;
 An ihren Spitzen hangen
 Milchweiße, runde Tröpfchen:
 Das sind Schneeglöcklein;
 Die horchen auf die Klaren,
 Goldreinen Lenzfanfaren
 Mit seligem Erstaunen,
 Die im Vorüberfahren
 Die Engelein posaunen,
 Und stimmen gleich mit ein;
 Der heimlich holden Weise
 Antworten sie gar leise
 Mit ihrer Musica,
 Von unsichtbaren Chören
 Ein Klingen ist zu hören
 In Lüften fern und nah:
 Trara! Trara!
 Der Frühling ist schon da!

Und hat der Frühling erst bei Nacht
 Auf scheuen Geistersohlen
 Sich in das Land gestohlen,
 Dann reißt er an sich schnell die Macht
 Und leuchtet bald in Sonnenpracht
 Als Herrscher unverhohlen.
 Und wo er im Trümpe naht,

Ein strahlend junger Kaiser,
 Da wehn schlohweiße Reiser,
 Da rollt sich über seinen Pfad
 Ein weicher Teppich, brennend grün,
 Da jubeln Vögel, Blumen blühen,
 Da lodert an der Straße Saum
 In grüner Flamme Busch und Baum
 Mit ihren Blüthen überschnein
 Obstbäumchen ihn wie Jungfräulein,
 Goldregen quillt und flüder
 In Bächen auf ihn nieder;
 In farbiger Wolkenpracht entbrennt
 Sogar das blaue Firmament
 Und läßt zu seinem Preise
 Lenzdonner hallen leise.
 Wo giebt's auch einen zweiten Herrn,
 Der solchem König gleiche?
 Kein Ort ist ihm zu arm und fern
 In seinem weiten Reiche:
 Er sucht in seinem Siegeslauf
 In eigener Person ihn auf
 Und dankt gar lieb dem ärmsten Strauch,
 Der, wärs von kahlster Felswand auch,
 Wo ewiges Eis schon blinket,
 Mit weißem Tüchlein winket.
 Wird Oestreichs edlem Herrscher doch
 In vielen Sprachen Lebehoch
 Gejubelt und gesungen;
 Des Frühling's Reich ist größer noch
 Und hat noch mehr der Jungen.
 Verstehet auch das Andre Keins,
 Ihn zu begrüßen sind sie Eins,
 Die vielen Millionen,
 Die, wo er waltet, wohnen!
 Erbrausend klingt es
 Im Wasserfall,
 Verblutend singt es
 Die Nachtigall,
 Das Fröschlein quakt es
 In Schilf und Schlamm,
 Der Waldspecht hackt es
 Am Fichtenstamm,
 Das Fischlein schnalzt es
 In kühler Fluth,
 Der Spielhahn balzt es
 In Liebesgluth,

Die Mücke schwirrt es,
 Die Taube girrt es,
 Die Stürme saufens
 Die Wälder braufens:
 Er ist da! Er ist da!
 Der Frühling, der Frühling, der Frühling ist da!

Da winkt in tollem Uebermuth
 Der Frühling seinen Schaaren:
 „Nun wollen wir aber den Menschen ins Blut
 Und in tote Steine fahren!
 Dort graut sie, die alte Residenz
 Mit ihren Giebeln und Thürmen;
 Ich bin der Frühling, der singende Lenz,
 Und will mir die Hauptstadt erstürmen!“
 Von allen vier Ecken mit jauchzender Kraft
 Brichts ein in die Mauern und Quadern,
 Wie in Baum und Gebüsch der heranschende Saft,
 Rührt sich und pulst in den Adern.
 Sie können nicht grünen, sie können nicht blühen,
 Die Menschlein, die armen, die blassen,
 Doch Rosa und Lila, Blau, Weiß oder Grün
 Aufleuchtet auf Plätzen und Gassen.
 Als wimmelt und quöllt aus der Erde hervor
 Wie von wandelnden Blumen und Blüthen,
 Wogt reizender Köpfe und Köpfchen ein Flor,
 Umrandet von riesigen Häuten.
 Und überall jubelt und lacht es und singt,
 Musik durchzittert die Lüfte,
 Wie ein Hagel von Feuerschossen dringt
 In Herzen und Höfe und Schlüfte.
 So erobert der Frühling, der funkelnde Held,
 Mit seinen trunknen Schwadronen
 Auch die Großstadt, die steinernde Menschenwelt,
 Um in ihr als Herrscher zu thronen.
 Und des grauen Steffel goldblitzendem Knauf,
 An dem die Wolken hinstreichen,
 Setzt er ein Kränzchen von Maiblumen auf
 Als blühendes Siegeszeichen!

Wien.

Alfred Freiherr von Berger.



Die verpaßte Gelegenheit.

Eine Drohung, die schon zur Zeit des letzten Niederganges 1902/03 in privaten Kreisen der reinen Walzwerke oft ausgesprochen wurde, hat jetzt ein Theil dieser Walzwerke unter Mithilfe einiger Martinwerke zur That werden lassen. Abgeordnete aller Parteien und die Presse suchen sie für ihre Idee: die Zölle auf Roheisen und Halbzeug aufzuheben, zu gewinnen; und auch den Staatssekretär im Reichsamt des Inneren hat man durch eine Eingabe von der neuesten Phase des Kampfes der kleinen und reinen mit den großen gemischten Werken unterrichtet.

Aus den schon oft besprochenen Ursachen der Ueberlegenheit der großen über die kleinen Werke haben die Leiter der neuen Bewegung einen Factor herausgegriffen, um ihn zum alleinigen Grund ihrer Nothlage zu stempeln. Nach der neuen Lesart entspringt „die Ueberlegenheit der großen gemischten Werke gegenüber den abhängigen nicht natürlichen technischen oder wirthschaftlichen Thatsachen, sondern ist lediglich eine Folge unserer Zollgesetzgebung, indem die gemischten Werke ein zollfreies Einsatzmaterial (Erze) und damit eine zollfreie Produktion haben.“ Sie nützen den Schutzzoll „für die Fabrikate, in denen die abhängigen Werke nicht konkurriren“, aus, „während sie durch ihre Weigerung, speziell Stabeisen und Bleche zu syndizieren, den abhängigen Werken die Ausnutzung des Schutzzolles für ihre Fabrikate unmöglich machen.“ Die abhängigen Werke aber haben kein zollfreies Einsatzmaterial. Roheisen und Halbzeug sind mit Zöllen belegt. Ihre Produktion ist also durch Zölle belastet. Die großen Werke sind in ungerechter Weise bevorzugt; der Zoll muß also fallen. Und die weitere Folgerung aus diesen Sätzen, die aber nicht ausgesprochen wird? Sind die Zölle beseitigt, dann können die reinen mit den gemischten Werken wieder konkurriren; denn die Ueberlegenheit beruht nur auf den Zöllen; andere Faktoren wirken nicht mit.

Liegen die Verhältnisse denn wirklich so? In der Eingabe an den Staatssekretär im Reichsamt des Inneren heißt es: „Die nicht zu leugnenden Vortheile einer konzentrirten Wirthschaftsform führten schließlich zum Ausbau oder Zusammenschluß zu großen gemischten Betrieben, die alle Stadien der Eisenherstellung, vom Roheisen bis zum fertigen Eisen, umfassen.“ Und weiter: „Naturgemäß haben nicht alle Werke sich in dieser Weise entwickeln können. Die geographische Lage, abseits von Kohle und Erz, der Mangel an den für eine solche Ausdehnung erforderlichen riesigen Kapitalmitteln standen Dem im Wege.“ Fallen die hier zugestandenen Vortheile nach Aufhebung der Zölle ganz unter den Tisch?

Die Gründe der Ueberlegenheit der gemischten Werke auf technischem und wirthschaftlichem Gebiet sind dem Fachmann bekannt. Ich habe sie in einer kleinen Schrift, „Die Konzentration in der Eisenindustrie und die Lage der reinen Walzwerke“, zusammengestellt. Hier sei nur summarisch erinnert an die Ausnutzung der Gichtgase, der Hitze des flüssigen Roheisens, an das langsamere Anwachsen der Generalunkosten im Verhältniß zur Produktionssteigerung (hier spielt, zum Beispiel, eine Rolle: die bessere Ausnutzung der Gas- und Wasserwerke, der Bahnanlagen, die Kosten der Werkleitung, der Aufsicht, des Bureau und so weiter) und an den wichtigen Factor: die Ersparung der Zwischenfrachten und Zwischengewinne. In Ziffern läßt sich diese Ueberlegenheit auf technischem und wirthschaftlichem Gebiet nicht ausdrücken. Die Verhältnisse liegen bei jedem gemischten Werk anders.

In der Eingabe an den Staatssekretär heißt es: „Gewiß bietet der konzentrierte Betrieb gewisse natürliche Vortheile, besonders bei der Erzeugung schwerer Massengüter. Bei den Fabrikaten jedoch, die von den abhängigen Werken vorwiegend hergestellt werden, treten diese Vortheile ganz zurück hinter die größere Sparsamkeit in diesen Betrieben, deren größere Uebersichtlichkeit und, vor allen Dingen, ihre größere Anpassungsfähigkeit an die Wünsche und Qualitätsforderungen der Kundschaft.“ Daß die Ueberlegenheit der gemischten Werke auf wirthschaftlichem Gebiet allen Fabrikaten nützt, ist klar. Die wirthschaftliche Ueberlegenheit allein ist aber schon erheblich. Ribner berechnet (Kontraktatorische Verhandlungen, Heft 10, Seite 306) die Generalunkosten eines reinen Walzwerkes mit einer Produktion von etwa 30 000 Tonnen auf Mark 2,50 für die Tonne, die eines gemischten Werkes von nur 100 000 Tonnen Produktion auf Mark 0,75 per Tonne. Die Produktion der Stahlwerke übertrifft aber die angenommene Erzeugung von 100 000 Tonnen durchweg, bei vielen um das Vier- bis Neunfache. Dabei wird die wirthschaftliche Ueberlegenheit nicht einmal nur durch die Höhe der Generalunkosten bestimmt. Die Ersparung der Zwischenfracht und Gewinne hat größere Bedeutung.

Aber auch die Ueberlegenheit auf technischem Gebiet macht sich bei den feineren Fabrikaten bemerkbar; es hängt davon ab, wie weit das gemischte Werk die Kraft der Gichtgase, die Hitze des flüssigen Roheisens und Rohstahles und andere Vortheile ausnutzen kann und ausnutzt. Ich habe auf einem Stahlwerk eine amerikanische Walzstraße (auch ein Vorzug, der nur bei Massenerzeugung ausgenutzt werden kann) gesehen, die mit einem Gichtgasmotor getrieben wurde: und die verwendeten Knüttel kamen warm von der Halbzeugstraße; sie bedurften nur einer Nachwärmung im Kessel. Und was wurde erzeugt? Winkelleisen in einer Abmessung, wie es zum Walzprogramm der reinen Walzwerke gehört.

Und was haben dieser großen technischen und wirthschaftlichen Ueberlegenheit gegenüber die kleinen und reinen Werke zu bieten? Nach der Eingabe 1. größere Sparsamkeit, 2. größere Uebersichtlichkeit, 3. größere Anpassungsfähigkeit. Die beiden ersten Punkte sind aber gar kein Vorzug, der nur den kleinen Betrieben eigen ist. Ihn kann sich jeder Betrieb aneignen, denn er hängt nur von der Qualität der Leitung und Aufsicht ab. Die größere Fähigkeit zur Anpassung an die Wünsche und Forderungen der Kundschaft wird sich auch bei den großen Werken einstellen, wenn die Nachfrage nachläßt, wenn durch Massenerzeugung ihre Produktionskraft also nicht ausgenutzt werden kann.

Giebt die technische und wirthschaftliche Ueberlegenheit den Ausschlag in dem Verhältniß der gemischten zu den reinen Werken, so wird die Position der Großisenindustrie in ihrer Gesamtheit, also des Stahlwerkverbandes, natürlich durch die Bülle gestärkt. Der Stahlwerkverband bedarf der Bülle, um sein Programm durchzuführen. Die Stahlwerke haben sich zusammengeschlossen, um die Konkurrenz auszuschalten, um die Preisschwankungen zu mildern. Ausmerzen können sie die Preisschwankungen natürlich nicht; denn Kartelle können nicht Wirthschaftsrisen beseitigen. Diese Kraft besitzen die Kartelle nicht; die Ursachen der Krisen liegen tiefer. Halten die Kartelle (nur wenige haben die Macht dazu) in der Hochkonjunktur die Preise zurück, so bedürfen sie dazu nicht der Mitwirkung der Bülle. Hemmen sie aber in der Zeit des Niederganges den Preissturz, dann können sie unter Umständen die Bülle nicht entbehren. Demnach kommt in der schlechten Geschäftszeit

der Zoll zuerst in der Preisdifferenz zwischen In- und Ausland zum Ausdruck. So entsteht die Fabel: die Ueberlegenheit der gemischten Werke beruhe nicht auf natürlichen technischen oder wirthschaftlichen Thatsachen, sondern sei lediglich eine Folge der Zollgesetzgebung. Diese Fabel erzeugt dann weiter den Wunsch, durch Zahlendifferenzen, die in den Preisen, nur im Inland oder im In- und Ausland; zum Ausdruck kommen, den Beweis zu erbringen. Zahlen allein aber beweisen noch nichts; sie können Das, was man wünscht, unter Umständen thatsächlich beweisen; sie können aber auch unter Umständen eine andere Erklärung zulassen. Zahlen erhalten nur Leben, wenn man ihre Entstehung nachprüft oder nachprüfen kann, wenn man also die Verhältnisse durchschaut, aus denen sie erwachsen. Zahlen bringt auch die Eingabe an den Staatssekretär; aber, wie üblich, nur Zahlen und keinen Versuch, sie zu erklären, also auch keinen schlüssigen Beweis.

Wenn siegerländer Puddeleisen oder Stabeisen jetzt höher im Preis stehen als 1905, so kann die Differenz herrühren von der Ausnutzung der Macht, die der Zoll gewährt; aber sie kann auch ganz oder zum Theil durch die höheren Gekostungslosten (Kohlenpreise, Arbeitslöhne, große Einschränkung der Produktion) oder aus ganz anderen Ursachen zu erklären sein.

Wenn, wie die Eingabe an den Staatssekretär angiebt, der Halbzeugpreis inklusive mittlerer Fracht etwa 94 Mark franko Werk beträgt, der Stahlwerkverband erklärt, der Preis entspreche den Selbstkosten, und wenn seine Mitglieder gleichzeitig Stabeisen zu 100 oder 90 Mark pro Tonne ins Ausland verlaufen, so beweisen diese Zahlen nicht nothwendig, daß die Ueberlegenheit der gemischten Werke nur aus der Zollgesetzgebung entspringe. Eher sprechen sie dafür, daß ganz gewichtige andere Faktoren den Vorsprung der Stahlwerke bedingen.

92,50 Mark per Tonne Halbzeug soll den Selbstkosten entsprechen. Hier wäre festzustellen, was unter „Selbstkosten“ zu verstehen ist; ob sie unter Berücksichtigung der am Theuersten arbeitenden Stahlwerke festgestellt sind oder nicht. Ist es so, dann ist schon klar, daß jedes Werk mit niedrigeren Selbstkosten auch Stabeisen billiger anbieten kann. Ferner können die Selbstkosten berechnet sein nach dem thatsächlichen Aufwand der einzelnen Werke, ohne Berücksichtigung der Zwischengewinne; oder sie stellen die Selbstkosten der entsprechenden Werkabtheilungen, also in unserem Fall der Abtheilung „Halbzeug“ dar. Im letzten Fall werden die üblichen Gewinnaufschläge auf die einzelnen Zwischenprodukte, also die Gewinnaufschläge auf Erze, Kohlen, Koks, Roheisen, Rohstahl, mitberechnet, denn jede Abtheilung übernimmt in der Kalkulation die Produkte von der vorhergehenden zu Marktpreisen. Die Selbstkosten des genannten Werkes sind also niedriger als die Selbstkosten der Abtheilung „Halbzeug“. Beide Größen haben aber Anspruch auf den Namen Selbstkosten. Entsprechen die 92,50 Mark den Selbstkosten der Abtheilung „Halbzeug“ so kann das Werk beim Verkauf des aus Halbzeug hergestellten Stabeisens auf die Realisirung der Zwischengewinne verzichten. Also muß der Stabeisenpreis sehr nah an den Halbzeugpreis heranrücken. Die Umwandlungskosten zur Herstellung von Stabeisen aus Halbzeug betragen nach den Angaben Goedes (Kontradiktatorische Verhandlungen, Heft 10) auf modernen Werken 15 bis 20 Mark. Kann man denn überhaupt aus Preiszahlen die Ueberlegenheit eines Werkes über ein anderes ablesen? Mindestens müßten doch die bei den Preisen erzielten Gewinne oder Verluste berücksichtigt werden. Ist es also unmöglich, auf-

den Preiszahlen den Grad der Ueberlegenheit festzustellen, so noch weniger den Grund der Ueberlegenheit.

Kann aus diesen Zahlen also ohne Eingehen auf ihre Entstehung nicht bewiesen werden, daß die Ueberlegenheit der gemischten Werke allein dem Zollschuß entspringe, so kann ohne Eingehen auf die gesammten Verhältnisse aus der Spannung zwischen den Halbzeug- und Stabeisenpreisen und dem Festhalten des Stahlwerkverbandes an den Halbzeugpreisen auch nicht der Schluß gezogen werden, man beabsichtige „eine planmäßige Zurückdrängung und Vernichtung der Walzwerke“. Ein eingehender Wahrscheinlichkeitsbeweis wäre mindestens nothwendig. Hier soll die Preispolitik nicht erklärt, sondern nur gezeigt werden, daß auch eine andere Deutung möglich ist.

Wie bekannt und auch in der dem Stahlwerkverband feindlichen Presse zugegeben ist, sind die Stahlwerke mit ihrer gesammten Produktion in Bedrängniß. Bestellungen in Eisenbahnoberbaustoffen und in Formeisen sind gering sowohl im Inland wie im Ausland. Der Verbrauch an Halbzeug ist zurückgegangen. Die Schwierigkeit, die B-Produkte unterzubringen, zeigt sich überall. Die Produktion ist eingeschränkt, die Preise sind gesunken. Nun beherrscht der Stahlwerkverband nur die Preise der A-Produkte (Eisenbahnmaterial, Formeisen, Halbzeug). In den B-Produkten (Stabeisen, Bleche, Draht, Röhren) liegt die Preisbemessung, so weit keine Verbände bestehen, bei den Werken selbst; da herrscht also scharfer Wettkampf um den Absatz. Liegt nun nicht der Gedanke nah, daß der Verband wenigstens die Preise der A-Produkte, wenn die Marktverhältnisse es zulassen, hochhält? Entsprechen also, was festzustellen wäre, die 92,50 Mark pro Tonne Halbzeug den Selbstkosten der Stahlwerke im einen oder anderen Sinn, dann liegt keine Veranlassung vor, bei Verkauf von Halbzeug unter die Kosten herabzugehen.

Daß der Zoll den Verbänden die Möglichkeit giebt, in der Zeit des Niederganges langsamer den Preis zu senken, wurde schon gesagt. Diese Thatsache gewinnt aber, wenn die Verhältnisse so sind, wie eben geschildert wurde, ein anderes Gesicht als nach der Auffassung der Eingabe an den Staatssekretär.

Das oft sinnlose Ausschlagen einiger Zahlen zum Beweis einer Behauptung, ohne jedes Eingehen auf die Verhältnisse, ohne den Versuch, sie zu verstehen und zu durchdringen, ist typisch. In der Presse wird nur zu oft mit Hilfe solcher Preiszahlen der Beweis geführt, daß die kleinen Walzwerke systematisch vernichtet werden sollen. Daß der Stahlwerkverband nicht nach solchem Ziel strebt, hat er oft genug bewiesen. Man überschätzt seine Macht; man unterschätzt die überaus schwierige Lage, in der er ist. Man sagt mitunter, er gefährde das Gemeinwohl, und vergißt, daß alles Reden vom Gemeinwohl eine Phrase ist, wenn man den kritischen Fall nicht zur gesammten Entwicklung in Beziehung setzt.

Wie dem Verband, so wird der Vorwurf, man wolle die kleinen Werke vernichten, auch einzelnen Mitgliedern gemacht. Hier ist die Sachlage weniger klar. Ueber die Bestrebungen, alte Verbände zu erneuern, neue zu gründen, gelangen oft so unzuverlässige Berichte in die Zeitungen, daß es dem Unbetheiligten schwer wird, zu prüfen, woran in letzter Linie die Bemühungen gescheitert sind. Ob immer die Stahlwerke oder einzelne von ihnen die zu gründenden Verbände verhinderten, läßt sich nicht feststellen. Daß aber einzelne von ihnen das Hinderniß der Verbandsbildung waren, ist hier und da mit Sicherheit ermittelt worden.

Wie haben sich diese Verhältnisse entwickelt? Es ist bekannt, wie sich die deutsche Eisenindustrie, besonders seit dem Aufkommen des Thomasprozesses, entwickelt hat; es ist bekannt, wie bis in die neueste Zeit technische Erfindungen mancherlei Art die Leistungsfähigkeit der Werke rasch steigerten, auf die Zusammenfassung der einzelnen Produktionsweige in den gemischten Betrieben hindrängten. Damals, in den achtziger und ersten neunziger Jahren, war eine Zeit des Ueberflusses an Halbzeug aus Flußstahl. Die Buddelwerke gaben ihre Schweißeisenerzeugung auf und verwalzten als reine Werke das Halbzeug der Stahlwerke. Man vergaß, zu fragen, ob die Verhältnisse sich nicht ändern, die technische und wirtschaftliche Entwicklung nicht die Stahlwerke zwingen könnten, selbst ihr Halbzeug zu verarbeiten. Diese Wandlung trat schon in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre ein. Entweder mußten sich die reinen Walzwerke ihren Rohstoffbezug auf die Dauer zu sichern oder durch Verfeinerung ihrer Produkte der Möglichkeit einer Konkurrenz mit den Walzzeugnissen der gemischten Werke auszuweichen suchen. Bekannt ist auch, daß die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Werke die Absatzmöglichkeit verengte und zur Kartellbildung drängte, um zunächst die Konkurrenz auf dem Inlandsmarkt auszuschalten. Die Schwere Eisenindustrie bildet weiter die Unterlage für viele ihre Produkte verbrauchende Industriezweige. Je mehr sich das Wirtschaftsleben entfaltet, desto mehr wuchs die Nachfrage nach Eisen. Der Bedarf an Eisen ist so gestiegen, daß trotz der gewaltigen Steigerung die Leistungsfähigkeit der Hochofen- und Stahlwerke sowohl in der Hochkonjunktur 1899/1900 als auch im Jahr 1906/07 nicht oder nur knapp ausreichte. Neben dieser Gesamtentwicklung haben nun die Rückschläge im Wirtschaftsleben, die Krisen, besonders, wenn sie den ganzen Wirtschaftskörper erfassen, eine wachsende Bedeutung. Je stärker und je länger das Wirtschaftsleben von den Krisen ergriffen wird, desto stärker muß sich, mit wachsender Bedeutung des Eisens für die Gesamtentwicklung, nach den Jahren der Ausdehnung des Eisenverbrauches die Bedarfs einschränkung bemerkbar machen. Diese unter Umständen recht starken Schwankungen des Bedarfes müssen an der Stätte der Eisenerzeugung um so schwerer ins Gewicht fallen, je konzentrierter die Produktion ist, je weniger Werke, Riesenwerke, getroffen werden. Schon dieser Wechsel der Verhältnisse läßt ahnen, mit welchen Schwierigkeiten der Stahlwerkverband zu ringen hat. Dazu kommt aber auch eine weitere Komplizierung.

Im Jahr 1900 wurden drei neue leistungsfähige Stahlwerke fertig. Die alten, in Verbänden zusammengeschlossenen Werke sahen sich gezwungen, um einen heftigen Wettkampf zu vermeiden, die neuen Kollegen in ihren Kreis aufzunehmen. Da herrschte keine rosige Stimmung. Eine schwere Krisis lastete auf dem Wirtschaftsleben seit 1901, der Bedarf war eingeschrumpft und durch den Ausbau der alten und den Zuwachs der drei neuen Werke die Produktion erheblich vergrößert. Halbzeug mußte in Massen ins Ausland geschleudert werden. Dadurch entstand die Nothwendigkeit, auch die Auslandsverkäufe an Halbzeug zu subsidiren. Wo nur Einer hatte die Situation erfaßt, die künftige Bedeutung der Verfeinerung für die Stahlwerke erkannt. Thyssen, der seit Anfang der neunziger Jahre sein reines Walzwerk zum Stahlwerk ausgeweitet hatte, baute unablässig seine Anlage zur Erzeugung von Stabeisen, Walzdraht, Blechen aus. Wie wenig die Andern bereit waren, ihm zu folgen, geht daraus hervor, daß man Thyssen in privaten Gesprächen für verrückt erklärte. Eins der drei neuen Stahlwerke hatte die Absicht

sich in der Hauptsache der Erzeugung von Halbzeug zuzuwenden. Damals wurde das Hauptgewicht auf die Erzeugung von A-Produkten gelegt.

Nach heißem Ringen entstand 1904 der Stahlwerkverband; und getreu seinem Programm reichte er zunächst den Martinwerken die Hände. Ein Theil der Martinwerke weigerte sich, an den Verhandlungen theilzunehmen. Man versuchte, wenigstens die reinen Walzwerke zunächst einmal zusammenzuschließen. Rixdorf hatte versprochen, das Verhältniß der vereinigten reinen Werke zu dem Stahlwerkverband zu regeln. Aber auch nur der kleinere Theil war geneigt, selbst auf ein für sie äußerst günstiges Programm hin, den Weg zur Verständigung zu betreten. Einzelne, die ihre Betheiligung versprochen hatten, vergaßen, ihr Wort einzulösen. Damit war die beste Gelegenheit zur Ausgestaltung des Stahlwerkverbandes verpaßt. Die Schuld lastet auf denen, die heute gegen den Stahlwerkverband und die Zölle Sturm laufen.

Damals waren die Stahlwerke zur Verbandsbildung geneigt, damals waren sie in bedrängten Verhältnissen und die Sucht, das Halbzeug selbst auszuwalzen und das Schwergewicht mehr auf die B-Produkte zu verlegen, beherrschte noch nicht die Situation. Damals gab es auch noch nicht die engen Verbindungen mit den Händlern, die kürzlich die Bildung des Stabeisenverbandes zum Scheitern brachten. Gewiß wären auch damals die Verhandlungen nicht glatt verlaufen; aber die Schwierigkeiten, die heute die Verbandsbildung fast zur Unmöglichkeit machen, gab es noch nicht.

Die weitere Entwicklung seit der Gründung des Stahlwerkverbandes ist in Aller Erinnerung. Seit der Besserung der Konjunktur, seit dem Herannahen des Termines, an dem der Stahlwerkverband erneuert werden mußte, machte Thyssens Streben Schule. Die B-Produkte nahmen das allgemeine Interesse der Stahlwerke in Anspruch. Die Zurückgebliebenen suchten den Vorsprung der Anderen wieder einzuholen. Wo die Statuten des Stahlwerkverbandes noch Raum ließen, begann ein heftiger Wettkampf. Die Rivalitätsverhältnisse, die bei dem Einen die Hoffnung auf wachsenden Einfluß, bei dem Anderen die Furcht vor der Konkurrenz erzeugten, erreichten ihren Höhepunkt in der Händlerfrage. Beziehungen zu den Händlern bestanden bei manchen Werken seit langen Jahren; aber nie spielte die Händlerfrage eine Rolle wie in der letzten Zeit. An der Händlerfrage scheiterte der Stabeisenverband; und zwar war das Haupthinderniß der Vertrag der Oberschlesischen Friedenshütte mit der Firma Steffens & Rölle. Und was soll die Triebfeder zur Schließung dieses Vertrages gewesen sein? Wie man sagt, die Furcht des Stahlwerkes vor der Konkurrenz in ihrem alten Absatzgebiet. Der Stabeisenverband soll die Möglichkeit der Konkurrenz so vergrößert haben, daß bei einem Aufliegen des Verbandes das Stahlwerk sich der Nothwendigkeit gegenüber gesehen hätte, einen neuen Kundenkreis zu suchen. Mag diese Angabe richtig oder falsch sein: immerhin zeigt sie, wie mit wachsender Leistungsfähigkeit der Stahlwerke auch die Eifersucht gewachsen ist. Die Händler aber, sonst von den Verbänden verdrängt, haben zum Theil das Heft wieder in die Hand bekommen.

Schauen wir zurück, so können wir ermessen, welche außerordentlich schwierige Aufgabe der Stahlwerkverband übernommen hat. Er muß dem wachsenden Bedarf an Eisen genügen. Er muß die Wirkungen der Krisen, die er nicht meistern kann und die in der Eisenindustrie als der Unterlage einer Anzahl anderer Industrie-

zweige unter Umständen eine besondere Bedeutung erlangen können, abzuschwächen suchen. Er muß die manchmal sehr tiefen Interessengegensätze, sowohl zwischen seinen Mitgliedern als auch zwischen einzelnen von ihnen und fremden Wirtschaftskörpern, auszugleichen suchen. Das sind seine Aufgaben im Inland. Daneben steht die nicht minder wichtige Vertretung der deutschen Stahlindustrie auf dem Weltmarkt im Wettkampf mit der Industrie der fremden Staaten.

Ist es da ein Wunder, wenn die Bewältigung aller dieser Aufgaben sich nicht immer glatt vollzieht? Kann man überhaupt eine Organisation denken, die fehlerlos unter solchen Umständen arbeitet, deren Handlungen Jedem gerecht werden (wenn man überhaupt in solchen wirtschaftlichen Zusammenhängen von Gerechtigkeit sprechen will)? Ist es nicht ein Unsinn, mit ein paar Preiszahlen, die oft noch nicht einmal richtig gewürdigt sind, an diese Organisation heranzutreten und zu sagen: „Du hast das Gemeinwohl geschädigt!“ Nur vorsichtig abwägende Kritik ist hier angebracht. Die kleinen Raubalgereien und Gehässigkeiten dienen nicht dazu, die Kraft der Centrale einer Organisation, die mit mancherlei Hindernissen stets zu kämpfen hat, zu stärken oder ihr das Gefühl der Sicherheit zu geben, daß sie doch auf dem rechten Weg ist. Was aber haben die Leute gethan, die jetzt die so leicht behörte öffentliche Meinung gegen den Stahlwerkverband aufheizen? Erst haben sie ihm Knüttel zwischen die Beine geworfen und dann laufen sie, als die Wirkung auf sie selbst zurückfällt, zum Staatssekretär und schreien um Hilfe.

Rehren wir nach diesem Ausblick zum einzelnen Stahlwerk zurück. Auch hier ist Vorsicht am Platz, will man Kritik üben. Zwei Seelen wohnen in der Brust eines jeden Stahlwerkleiters. Als Mitglied des Verbandes vertritt er die Ziele der Gesamtheit, muß er an dem Ausgleich der Interessen mitarbeiten. Als Leiter eines Werkes vertritt er das Interesse der Aktionäre und die Zukunft seines Werkes. Von seinen Entschlüssen hängt ab, wo die Entwicklung des Werkes hinführt. Man lese aber einmal in der Geschichte der Eisenindustrie, wie die Verhältnisse sich ändern können. Die neuen Verhältnisse können das Werk unerbittlich niederzwingen, aber unter Umständen durch das Verhalten und den Wagemuth seines Leiters überwunden werden. Eine Handlung, die dem außen Stehenden als Fehler erscheint, kann sich in der Zukunft lohnen. Dem Leiter wird es oft beim besten Willen nicht leicht werden, den rechten Weg zu wählen.

Auch die Lage der reinen Walzwerke und Martinwerke muß man würdigen. Sie kämpfen zum Theil um ihre Existenz; sie haben nicht verstanden oder nicht vermocht, der Veränderung der Verhältnisse auszuweichen. Aber man darf nicht vergessen, daß sie den günstigen Moment des Anschlusses, der jetzt sehnlichst gewünschten Syndizierung, verpaßt haben. Ferner sollte man glauben, daß sie nach so langem Kampf ihre wirkliche Lage richtig einschätzten, wenigstens richtiger, als jetzt ihre Handlungen beweisen. Sind die Zölle nicht der einzige Grund der Ueberlegenheit der Stahlwerke, so bedeuten sie doch Etwas in der Verbandsbildung und in der Stabilität des Stahlwerkverbandes in seiner heutigen Form. Diese Zölle auf Roheisen und Halbzeug sollen nun beseitigt werden, weil einige Martin- und Walzwerke hoffen, ohne sie besser zu fahren. Zu der großen Frage nach Schutzoll oder Freihandel brauche ich hier nichts zu sagen. Die Männer, die Sturm böde heranschleifen, um einen Theil der Zollmauer einzurennen, sind nicht Freihändler, sondern Anhänger des Schutzollprinzips. So können wir also von der Grundanschauung dieser Stürmer aus die Sache behandeln.

Der Schutzzoll, wie er heute aufgefaßt wird, soll den Unterschied zwischen den Gesehungskosten des In- und Auslandes ausgleichen. Von diesem Standpunkt aus kann man nur dann für die Aufhebung der Zölle auf Roheisen und Halbzeug plaidiren, wenn man beweist, daß die Gesehungskosten des Inlandes die der ausländischen Roheisen- und Halbzeugproduzenten nicht überragen. Dafür haben aber die neuen Feinde dieses Theiles unseres Schutzzollsystems nicht den Schatten eines Beweises erbracht. Nach den mir vorliegenden Daten (genaue Untersuchungen fehlen auch hier) scheint aber nicht nur die englische, sondern auch die amerikanische Eisenindustrie mit niedrigeren Roheisenerzeugungskosten ausgestattet zu sein als die deutsche. Dann kann der Zoll nicht entbehrt werden. Der Gedanke, die Roheisenerzeugung aufzugeben, da wir nach so langer Zeit nicht vermocht haben, unsere Kosten auf die der englischen Industrie herabzudrücken, und dafür billigeres fremdes Eisen einzuführen, wäre Wahntwiz. Denn erstens muß der Bezug des wichtigsten Materials der gesamten Eisenindustrie unter allen Konjunkturverhältnissen gesichert sein und zweitens würde bei dem heutigen Stande der Technik und den Vorzügen, die die gemischten Werke bieten, das Aufgeben der Roheisenerzeugung die Vernichtung eines großen Theiles der Stahlindustrie bewirken.

Die Zölle müssen also bleiben. Bestehen sie, so wird zwischen Inland- und Auslandpreisen eine Differenz herrschen, deren Größe von den Angebots- und Nachfrageverhältnissen abhängt, die aber durchaus nicht stets die Höhe des Zollsatzes erreicht. Selbst wenn im Inland die Konkurrenz durch einen Verband ausgeschaltet und das Kartell bestrebt ist, die Zollhöhe zur Geltung zu bringen, wird es ihm nicht gelingen, das Ziel stets zu erreichen; nicht einmal in Krisenzeiten. Ist in Deutschland Niedergang, während die wichtigen Auslandsmärkte unter dem Zeichen der Hochkonjunktur stehen, so wird es schwer halten, die Inlandpreise um den Zoll über die Auslandspreise festzusetzen. Daß aber der Stahlwerkverband nicht bestrebt ist, den Zoll in den Preisen stets zur Geltung zu bringen, hat er in der letzten Hochkonjunktur wieder bewiesen. Besteht eine Differenz zwischen den Preisen des heimischen und des fremden Marktes, dann muß Jeder, der im Ausland verlaufen will, sich nach den dortigen Preisen, also nach den Konkurrenzverhältnissen richten.

Wie haben nun die Kartelle auf die Preisspannung gewirkt? Zunächst ist festzustellen, daß eine Differenz schon vor dem Aufkommen der Verbände bestand. Kann doch selbst ein Freihandelsland, wie wir aus Klagen englischer Werke wissen, im Ausland billiger verlaufen; im schlimmsten Fall um Hin- und Rückfracht plus Versicherung. Diese Differenz ist natürlich größer geworden. Zunächst einmal durch Verschärfung des Wettkampfes auf dem Weltmarkt. Neue Konkurrenten, die mit immer größeren Beträgen erscheinen können, sind entstanden. Aber auch wir sind aus den erwähnten Gründen oft mit zeitweilig größeren Mengen auf den Kampfplatz getreten. Die Mengen waren, wie wir sahen, um so größer, je leistungsfähiger unsere Werke wurden, je umfassendere Krisen das Wirthschaftsleben störten, je mehr also der Bedarf an Eisen eingeschnürt wurde und je stärker die Konzentration der Eisenerzeugung fortgeschritten war. Der Weltmarkt ist nicht unbegrenzt. Im Stahlwerkverband hatte man sich anfangs über die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes getäuscht und mußte erfahren, daß jedes Stahlwerk mehr unter Umständen schon wichtig wird. Ferner ist die Differenz zwischen In- und Auslandpreisen gewachsen: durch die Arbeit der Verbände, denen es gelang, die Preise im Inland zur Zeit des Niederganges lang-

samer zu senden, und deren Mitglieder die beim Absatz irgendwelcher und irgendwo verkaufter Produkte erzielten Gewinne zur Verstärkung ihrer Position im Kampf auf dem Weltmarkt verwenden. Eine Preisdifferenz hat also vor dem Auftauchen der Verbände bestanden und sie ist nur zum Theil durch die Thätigkeit der Verbände vergrößert.

Wie erfasst man aber die Preisdifferenz? Natürlich durch die Vergleichung der In- und Auslandpreise. Obgleich aber die Größe dieser Preisspannung zu den heftigsten Anklagen gegen die Preispolitik der Kartelle geführt hat, ist merkwürdiger Weise fast nichts geschehen, um diese jeweilige Spannung festzustellen.

Der Inlandpreis ist überall, wo Verbände existiren, leicht zu ermitteln; nicht so leicht der Auslandpreis. Selbst dann nicht, wenn die Verbände auch hier geschlossen auftreten und die Konkurrenz ausschalten; denn Preise und Menge gelangen nicht immer an die Oeffentlichkeit und können dort, wo scharfer Wettkampf herrscht, auch nicht fixirt werden. Ganz thöricht aber ist es, wenn ein irgendwo im Ausland bezahlter Preis, unter Umständen sogar noch ohne jede Kenntniß der abgeschlossenen Mengen, zum Inlandpreis in Vergleich gesetzt und, wo die Differenz groß ist, auf die Schädigung der Weiterverarbeiter und des Gemeinwohls hingewiesen wird. Nicht minder unsinnig ist es, wenn nach der Bekanntmachung etwas größerer Mengen und Preise diese Preise als Weltmarktpreise angesprochen werden. Weltmarktpreise in dem Sinn, daß die an wichtigen Orten abgeschlossenen Preise maßgebend für die meisten an anderen Plätzen gethätigten Abschlüsse seien, giebt es in der Eisenindustrie nicht. Hier muß man also mühsam den Durchschnittspreis der einzelnen größeren Absatzgebiete berechnen, um so schließlich zu einem Gesamtdurchschnitt zu kommen, der dann endlich mit dem Inlandpreis verglichen werden könnte. Einzelpreise, die in der Presse mitgetheilt werden, haben keinen Werth; um so weniger, je unsicherer es ist, ob die Angaben nicht von feindlicher Seite übertrieben sind. Wo hat man sich aber bisher bemüht, solche Durchschnittsauslandpreise festzustellen, um die Preispolitik wirklich beurtheilen zu können?

Aber nehmen wir an, die Preisdifferenz sei festgestellt. Wie kann sie dann beurtheilt werden? Die Thatsache der Differenz und der Hinweis auf die Schädigung der Weiterverarbeiter genügt doch nicht. Mindestens müssen diese Schädigungen bewiesen und die Gesamtentwicklung der betreffenden Industrie und die Konjunkturverhältnisse im Inland wie im Ausland berücksichtigt werden. Da diese Verhältnisse bei den meisten Industriezweigen wieder anders liegen, ist es unbegreiflich, wie man von der Preispolitik eines Kartells, zum Beispiel: der Eisenindustrie, auf die Politik des aufgelösten Zuckerkartells exemplifiziren kann.

Um die Weiterverarbeiter in ihrem Kampf auf dem Weltmarkt zu stärken, hat man zu dem Mittel der Ausfuhrvergütungen gegriffen. Ob sie in der Form von Preisnachlässen gewährt oder ob sie bar ausbezahlt werden, ändert nichts an ihrem Charakter. Vergütungen für die Preisdifferenzen des Halbzeugs im In- und Auslande sollten es sein und keine Ausfuhrprämien. Aber nie bestand die Absicht die ganze Preisdifferenz zu vergüten. Die Verbände hatten die Differenz nicht hervorgerufen, sondern sie nur für eine Weile vergrößert. Der Gedanke war a), den Weiterverarbeitern eine dieser Vergrößerung entsprechende Beihilfe zu gewähren. Man wollte und will noch heute ihnen kein Geschenk machen; man will sie nicht besser stellen als vor der Verbandsbildung. Da es unmöglich ist, sicher zu ermitteln, um wie viel die Preisspannung durch die Wirkung der Kartelle vergrößert

wird, wird unter Berücksichtigung der Gesamtlage die Höhe der Vergütung fixirt und ihre Größe von Zeit zu Zeit den neuen Verhältnissen angepaßt. Die Vergütung wächst mit der Verschärfung des Wettkampfes auf dem Weltmarkt zur Zeit des Niederganges und sie sinkt nach dem Eintritt günstiger Absatzbedingungen. Ist sie beim Abstieg des Wirtschaftens vielleicht einmal zu gering, so ist sie oft in der Zeit des Aufstieges zu groß. Es ist also wieder grundsätzlch, die Spannung zwischen dem Inlandpreis und irgendeinem Auslandpreis festzustellen, damit die Höhe der Vergütung zu vergleichen und dann zu erklären, die Vergütung sei zu gering, wenn sie nicht die volle Differenz ersetzt. Das soll sie ja gar nicht. Ueberall, wo die Vergütung aber nahezu oder vollständig die Preisspannung ausgleicht, enthält sie ein Geschenk, eine Ausführprämie neben der Vergütung. Will man aber allgemein beurtheilen, ob die Höhe der Vergütung den Verhältnissen entspricht, dann muß man zunächst den Durchschnittsauslandpreis ermitteln, um ihn zum Inlandpreis in Beziehung zu setzen. Da aber bisher die Durchschnittsauslandpreise nicht berechnet worden sind, ist zu einer sachgemäßen Kritik der Vergütung überhaupt nicht die Möglichkeit vorhanden.

Kehren wir zur Zollfrage zurück. Betritt man überhaupt das Prinzip des Schutzzolles, dann muß man, wie die Verhältnisse liegen, den Zoll auf Roheisen und Halbzeug vertheidigen. Kritik könnte nur geübt werden an seiner Höhe, wenn sich feststellen ließe, daß er der Differenz in den Gesehungskosten der in- und ausländischen Industrie nicht mehr entspräche. Ob die Angreifer sich auch die Wirkung der Zollbeseitigung überlegt haben? Ob es weise ist, Deutschlands Stahlindustrie, von deren Blühen die Vertheidigung der deutschen Eisenindustrie abhängt, zu schwächen, wo man nicht nur in den Vereinigten Staaten und Belgien, sondern neuerdings auch in England und Rußland an einer Kräftigung der Stahlindustrie arbeitet? Amerika hat in dem Stahltrust die festeste Organisation. England bemüht sich, die technische und organisatorische Rückständigkeit nachzuholen. Da England die niedrigen Gesehungskosten für Roheisen besitzt, vermag es einen starken Roheisenverband zu bilden und auf dieser Grundlage trotz dem Freihandel eine Organisation der Stahlindustrie zu schaffen, die, bei geschickter Politik, die Gefahren der gelegentlichen Invasion fremder billiger Roh- und Halbstoffe zu vermeiden, die Stoßkraft der englischen Industrie zu erhöhen vermag. Rußland endlich ist im Begriff, einen Stahltrust zu bilden, der bei der geringen Aufnahmefähigkeit des russischen Marktes das Ausland aussuchen muß. Ob in Deutschland aber selbst ein Stahltrust (wegen der höheren Gesehungskosten des Roheisens) ohne Hölle den starken Ansturm fremder Roh- und Halbwaaren auszuhalten vermöchte, ist fraglich.

Und wozu der Lärm? Weil die reinen Walzwerke und die Martinwerke den geeigneten Augenblick der Syndizierung muthwillig verpaßt haben und nun manche von ihnen die Ungunst der veränderten Verhältnisse in jedem Niedergang doppelt fühlen. Die reinen Walzwerke haben sich zum größten Theil überlebt. Ob die Martinwerke in der Lage sind, sich zu dauernd gesunden Verhältnissen aufzuschwingen, muß die Zukunft lehren. Die Aufgabe der Regierung kann aber nicht sein, die Grundlage der Eisenindustrie zu gefährden.

Bonn.

Dr. Heinrich Mannstaedt.



Vier Briefe.

I. **S**ehr verehrter Herr Harden, in diesem Herbst soll ein Gesamtbericht des Niezsche-Archivs erscheinen, worin all die völlig unwahren Behauptungen und Verdächtigungen, mit denen die Herren Bernoulli und Diederichs die Öffentlichkeit in den letzten Jahren beunruhigt haben, durch authentische Dokumente ausführlich widerlegt werden. Darin ist ein besonderes Kapitel „Die Verdrehung festgestellter Thatsachen“. Zu diesem Kapitel hat der in der „Zukunft“ veröffentlichte Brief des Herrn Eugen Diederichs wieder reichliches Material geliefert. Einige Punkte möchte ich schon jetzt berühren.

1. Herr Diederichs behauptet, die gerichtlichen Verhandlungen hätten nicht ergeben, daß wichtige Niezsche-Manuskripte weggenommen seien; aber vor Gericht sind fünf eidlich beglaubigte Zeugnisse: von Herrn Henri Petit, Frau Anna Dunder, Herrn Dr. Wöndeborg, Herrn Dr. Pauli und Frau Ida Dehmel, vorgetragen worden, die alle das Selbe bezeugten: daß Herr Durisch in Sils-Maria Jedem, der es wünschte, Handschriften meines Bruders gegeben hat. Es waren große Folioblätter (nicht Papierfortzettel), die links und rechts dicht mit der kleinen Handschrift meines Bruders bedeckt waren. Was wir davon sahen, enthielt Niederschriften, die im Niezsche-Archiv nur zum Theil bekannt waren und offenbar in einen größeren Zusammenhang gehört hatten. Das wichtigste Zeugniß war aber das von Frau Dr. Ida Dehmel, der 1894, zu einer Zeit, wo Niezsche noch nicht berühmt war, ein Manuskript meines Bruders für fünftausend Mark zum Kauf angeboten worden war. Das ist eine Thatsache, die nicht aus der Welt zu schaffen ist; eben so wenig, daß später von einem Vermittler mir versprochen wurde, mir ein großes, unbekanntes Umwerthung-Manuskript zu verschaffen, das aber aus Turin stammen sollte und allerdings nur für das etwa Zehnfache des der Frau Dehmel abverlangten Preises zu kaufen gewesen wäre. Aber Herr Diederichs kommt über diese Thatsachen recht einfach hinweg: er leugnet die Existenz der Manuskripte. Warum? Weil mein Bruder seinen Freunden nichts darüber geschrieben habe. Ihm fehlt also das eigene Zeugniß Niezsches dafür. Thatsache ist aber nun, daß diese Zeugnisse meines Bruders für jene Manuskripte existiren. Ein Manuskript (Titel: „Galkyonia“) ist, mit einer kleinen Variante, dreimal von der Hand meines Bruders geschrieben und jetzt gefunden worden; was also für die Existenz des einen Manuskripts der von Herrn Diederichs gewünschte Beweis wäre. Und daß die „Umwerthung“, also auch das vierte Buch, „Dionysos“, fertig (wenn auch nicht druckfertig; Niezsche schied da streng) war: auch dafür zeugen drei eigenhändige Niederschriften meines Bruders. Also für die beiden zum Kauf angebotenen großen, unbekanntenen Manuskripte, die aus Sils-Maria und Turin zu stammen scheinen, ist Niezsches eigenes Zeugniß vorhanden. Das Eine kann die Vorstufe des Anderen sein; auch ist nicht ausgeschlossen, daß das 1907 angebotene Manuskript ein Theil des im Jahr 1894 Frau Dehmel zum Kauf angebotenen ist, oder umgekehrt. Jedenfalls geht es wie mit den Sibyllinischen Büchern: das Manuskript wird immer theurer.

2. Herr Diederichs behauptet, daß Niemand der Mutter Niezsches Nachlässigkeit in Hinsicht auf den Verlust der Manuskripte vorgeworfen habe. Das hat aber Herr Bernoulli in einem Artikel der Zürcher Zeitung gethan. Er behauptete dort, wenn Manuskripte nach der Erkrankung Niezsches verloren gegangen seien, trage jedenfalls nicht Oberbed, sondern „die Familie Niezsche“ die Schuld. Da nun die gesammte „Familie“ meines Bruders damals (ich war in Paraguay) nur aus unserer Mutter bestand und sie in der That als Mutter und Vormünderin für Verluste verantwortlich gewesen wäre,

Wenn sie Overbeck nicht mit der Fürsorge für die Manuskripte betraut und er sie als Freund übernommen hätte, so galten diese Vorwürfe des Herrn Bernoulli allein ihr. Sie sind ihr auch sonst gemacht worden; deshalb war es meine Pflicht, durch die Briefe Overbecks an meine Mutter und an die Firma C. G. Naumann, die in den gerichtlichen Verhandlungen vorgelegt wurden, nachzuweisen, daß sie nicht die geringste Schuld trifft.

3. Herr Diederichs behauptet, daß die Zeugenaussagen genau das Selbe ergaben, was er früher erzählt und vor einem Jahr in der „Zukunft“ mit einem Brief des Herrn Durisch veröffentlicht habe; nämlich: „Daß Durisch nur einem einzigen bremer Herrn, dessen Namen er vergessen habe, einige Blätter übergeben, alles Andere aber an Herrn Professor Overbeck oder Nießsches Angehörige zurückgegeben habe.“ Die Gerichtsverhandlung ergab aber, daß nicht ein Einziger, sondern mindestens fünf Personen solche Manuskripte erhielten, und während des Prozesses hörten wir noch von anderer Seite, daß sich Manuskripte meines Bruders in fremden Händen befanden. Außerdem wurde uns eins der drei Blätter in Faksimile vorgelegt, die der Pianist Rosenthal von Herrn Durisch erhalten hatte. Ist nun ein einziger Herr, dem Herr Durisch Manuskriptblätter meines Bruders gegeben haben will, und fünf und mehr Personen, die solche erhalten haben, genau das Selbe? Das ist fast das Gegeneinander: „Und Neun ist Eins und Behn ist Neins!“ Was nun den Werth von Nießsche-Manuskripten, selbst einzelner Blätter betrifft, so sagt in seinem Gutachten der ausgezeichnete Jurist Professor Kohler sehr richtig: während bei anderen Schriftstellern meist erst dann der Werth beginnt, wenn sie in gesetzter Rede logisch gefügte Ausführungen geben, „so lag bei Nießsche die Kraft in dem plötzlichen aperçu und in der einzigartigen Möglichkeit, dafür den poetischen und zugleich aber auch wissenschaftlich tiefsten Ausdruck zu finden. Sätze von ihm sind größere Kunstwerke als lange Gebilde Anderer voll gepflegter Sprache.“ Nießsche-Manuskripte nach Krämerart pfundweise abzuschätzen, scheint ein verfehltes Beginnen.

Also die drei Behauptungen, die Herr Diederichs aufstellt, sind hierdurch als falsch erwiesen. Was nun Herr Diederichs noch weiter erzählt, entstellt wiederum den wahren Sachverhalt; keine Thatsache, keine Jahreszahl ist richtig. Zum Schluß bringt er eine Behauptung, die für Jeden, der den wahren Sachverhalt kennt, an Heiterkeit nichts zu wünschen übrig läßt und die in der von ihm erwähnten Gerichtsverhandlung gar nicht erörtert worden ist. Der Sachverhalt ist hier schon bekannt. Herr Dr. E. Horneffer hatte sich heimlich eine unerlaubte Abschrift des „Ecco homo“ nach einer Niederschrift von Peter Gast gemacht und dabei eine Privatnotiz des Herrn Gast als Nießsche-Text genommen. Mit dieser Annahme ist er hereingefallen. Er gründete nämlich auf diese nicht von Nießsche stammende Notiz die große Entdeckung, daß der „Antichrist“ die gesammte „Umwertung aller Werthe“ sei. Nun haben wir im Archiv nicht einen einzigen Beweis für diese unglaubwürdige Hypothese; dagegen haben wir siebenzehn eigenhändige Niederschriften meines Bruders, vom dritten September bis zum achtzehnten Dezember 1888, worin er stets klar und deutlich den „Antichrist“ als das erste Buch der „Umwertung aller Werthe“ bezeichnet; zwei davon hat er für druckfertig erklärt. Als nun Peter Gast in seinem Zukunft-Artikel vom fünften Oktober 1907 klar bewies (ohne alle siebenzehn Belegstellen anzuführen), daß Horneffers ganze Hypothese auf den Sand einer fälschlich Nießsche zugeschriebenen Bemerkung gebaut war, suchten die Herren Bernoulli und Horneffer, da dieser Beweis ihnen entchwand, eifrigst nach irgendeinem anderen. Herr Bernoulli glaubte, ihn im Nachlaß Dr. Roegels in einem Briefentwurf meines Bruders zu finden, der an Miß Helen Zimmern gerichtet war. Dieser Entwurf

stammt aus den Tagen zwischen dem zehnten und dem siebenzehnten Dezember 1888 und ist einer der flüchtigst geschriebenen, sehr schlecht zu entziffernden Briefentwürfe meines Bruders; er fragt darin die Dame, ob sie „Ecco homo“ und den „Antichrist“ üb. rsetzen wolle. Abgeschickt scheint der Brief nicht zu sein, da Miß Helen Zimmern jetzt wiederum erklärt, was sie schon 1895 gesagt hat: „sie glaube, fast bestimmt behaupten zu können, nie einen solchen Brief bekommen zu haben“.

Als nun im Jahr 1894 eine englische, eine französische und vielleicht auch eine italienische Niezsche-Ausgabe vom Archiv geplant wurde, entzifferte Dr. Roegel die flüchtigen Briefentwürfe, die mein Bruder in der Uebersetzungsfrage an Miß Helen Zimmern, M. Bourdeau und einen Italiener (Stuggiero Bonghi?) gerichtet hatte; und danach ist dann auch Miß Helen Zimmern zur Mitwirkung an der englischen Uebersetzung aufgefordert worden. Aus diesem flüchtigen Briefentwurf stammt nun das Citat, das die Gegner zu einem Beweis dafür aufbauen, daß der „Antichrist“ von meinem Bruder als die gesammte „Umwertung“ betrachtet worden sei. Herr Dr. Horneffer hat die Stelle aber nie selbst gesehen; sonst würde er als Philologe nicht daran gedacht haben, einen so unzulänglichen Beweis zu führen; denn vermuthlich sind in dem Entwurf bei der Flüchtigkeit der Niederschrift die Worte „Erstes Buch“ einfach nur vergessen worden. Der ganze Entwurf hat gegen die siebenzehn klaren Beweisstellen nichts zu bedeuten; obendrein haben wir eine Reinschrift aus den Tagen, wo der Brief an Miß Helen Zimmern geschrieben sein könnte und die mein Bruder zu einer Einfügung in das Kapitel „Wir Antipoden“ in „Niesche contra Wagner“ bestimmt hatte. Es ist eine sehr lange Einfügung; ich nehme nur folgende Worte heraus: „Der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische Mensch: denn es giebt keine intelligible Welt...“ Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniß (liesez: Erstes Buch der Umwertung der Werthe) kann vielleicht einmal in irgendwelcher Zukunft (1890!), als die Art dienen, welche dem ‚metaphysischen Bedürfnisse‘ des Menschen an die Wurzel gelegt wird, — ob mehr zum Segen als zum Fluch der Menschheit, wer wüßte Das zu sagen? Aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich und mit jenem Doppelblick in die Welt sehend, welchen alle großen Erkenntnisse haben.“

Auch Dr. Roegel hat niemals daran gedacht, diesem Briefentwurf an Miß Zimmern irgendwelche Beweisraft zuzuschreiben, wie er in seinem Nachbericht zur ersten Veröffentlichung des „Antichrist“ im Herbst 1894 bewiesen hat. Er bezeichnet dort, auf Grund aller Beweisstellen, den „Antichrist“ als das Erste Buch der „Umwertung aller Werthe.“ Im Uebrigen soll die Frage dem Kuratorium des Niezsche-Archivs, einem Kreis ausgezeichneter Gelehrter, vorgelegt und die Herren Horneffer, Bernoulli und Dieberichs sollen aufgefordert werden, einen Bevollmächtigten (aber einen wirklich Sachverständigen) zu schicken, der dann selbst feststellen soll, ob die siebenzehn eigenhändigen, klaren, zum Theil für bruchfertig erklärten Niederschriften meines Bruders Beweisraft haben oder der flüchtig entworfene Brief (den ich respektlos als einen Krinkelkrakel bezeichnen muß), weil ihm zufällig ein paar Runenzeichen fehlen. Vielleicht wird man auch genöthigt sein, festzustellen, welche wissenschaftliche Leichtfertigkeit dazu gehört, ein abgeschriebenes, nicht einmal ganz richtig entziffertes Citat, dessen Original man nicht gesehen hat, als Beweis anzuführen. Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre

Elisabeth Förster-Niesche.

Weimar.

II. Ein Brief aus Casablanca. Die französische Regierung und Presse versteht meisterhaft, anderen Leuten Sand in die Augen zu streuen. Wenn man bedenkt, was in Marokko bis jetzt an Nachrichten geleistet wurde, muß man sich wirklich staunend fragen, ob es überhaupt noch Leute giebt, die auch nur ein Wort von Dem glauben, was da in die Welt gesetzt wird. Zweifelt denn wirklich ein Mensch, daß die ganze Aktion bei Azemur ein abgekartetes Spiel war? General d'Amade hatte offenbar den Auftrag zu diesem Mißbrauch der in der Algeirasatte vorgeschriebenen Polizeimacht. Giebt es einen besseren Beweis dafür als den, daß er einige Tage nach dem offiziellen Berweis einen hohen Orden bekam? Der Erlaß vom dritten Juli sagte, daß der General sich nicht nur aus Azemur zu entfernen, sondern sich auch strikt in den ihm früher vorgezeichneten Grenzen zu halten habe. Durfte man da noch an der Redlichkeit der französischen Absichten zweifeln? Was aber geschah? Der General zieht mit etwa fünfzehn Offizieren und unter Eskorte am achten Juli nach Mazagan, räumt, um Europa zu zeigen, wies gemacht wird, allerdings Azemur, steht aber am elften Juli noch mit Truppen in Dulala, außerhalb des Schawiagebietes und außerhalb der Grenzen, die ihm von der Regierung vor der Defensivität gezogen sind. Wort und That sind eben verschiedene Dinge. Wir, in Marokko, haben es schon lange gemerkt und auch gesagt; in Deutschland aber scheint man sich mit dem Gedanken noch nicht befreunden zu können. Frankreichs Wunsch ist erfüllt. Die marokkanische Bevölkerung der Hafenstädte steht völlig unter dem von den Franzosen durch ihre Organe verbreiteten Eindruck: sobald sich die wahre Gesinnung des Volkes, die von unten bis oben für Muley Hassid ist, durchsetzt, greifen die auf der Höhe liegenden französischen Kriegsschiffe ein, die dazu von Europa das Mandat haben. Auch in Azemur wollte man schließlich lieber Muley Abd ul Aziz öffentlich anerkennen als mit den französischen Kanonen zu thun bekommen. Das sind die Küstenstädte. Aber das Innere? Der Landaraber, der mit seinem leichtbeweglichen Belt schnell seinen Aufenthaltort wechseln kann, hat nicht so viel auf's Spiel zu setzen wie ein Städter. Und so ist denn auch heute Thatsache, daß der Süden Marokkos fest entschlossen ist, keinen französischen Soldaten in das Innere vorrücken zu lassen. Ueberschreiten die Franzosen noch einmal, wie sie im Norden, Osten und Süden gethan haben, die Schawiagrenze, dann wird ihnen wieder ein Wunsch erfüllt: sie werden von den Arabern angegriffen; und dann fordert die nationale Ehre natürlich den Kampf gegen die „Auführer“. Was will man eigentlich noch? Das Schawialand ist ruhig, wenigstens hat man es für pazifizirt erklärt. Ruhig ist's überall, wo man Provokationen vermeidet. Die Araber kennen die Schawia-Grenzen besser als General d'Amade; sobald man da sein Recht überschreitet, steht wieder Alles in hellen Flammen. Ist's nicht endlich genug? Für drei ermordete Franzosen haben Tausende ihr Leben lassen müssen. Unschuldige; denn die wahren Thäter haben die Franzosen durch ihr Bombardement aus dem Gefängniß befreit, in das die maurische Regierung sie eingesperrt hatte. Dauernde Ruhe kann nur geschaffen werden, wenn die Bevölkerung einsieht, daß sie ihre wahre Gesinnung nicht aus Furcht vor den französischen Kanonen zu verbergen, nicht dieser Furcht wegen wider Muley Hassid sich zu kehren braucht. Das wird sie aber erst lernen, wenn außer den französischen auch andere Kriegsschiffe zum Eingriff im Nothfall bereit sind. Wenn General d'Amade und mit ihm die pariser Regierung behauptet, der Zug nach Azemur habe mit Politik nichts zu thun, sondern nur bezweckt, zwischen Schawia und Mazagan eine Verbindung herzustellen, so antworten nicht nur wir Deutschen, sondern alle unbefangenen Menschen in Marokko: Diese Verbindung war überhaupt nur an dem Tag unterbrochen, wo französische Truppen in Aze-

mur einrückten. Und wir sagen weiter: Man sollte nachgerade das Kind doch beim richtigen Namen nennen und uns nicht länger von Pazifizierungspflichten erzählen. Selbst die Engländer lachen, wenn davon noch immer die Rede ist. Um die Ruhe zu erhalten, braucht die Französische Republik heute hier keinen Mann. Die wäre (natürlich nur fürs Erste) gesichert, wenn der starke den schwachen Sultan aus seiner Erde vertreiben und dem Volk zurufen könnte: Von französischer Eroberungslust habt Ihr nichts mehr zu fürchten.

* * *

III. Aus der wunderschönen Stadt muß ich Ihnen einen Vorgang melden, der hier eifrig beredet wurde und vielleicht mehr Stoff zum Nachdenken bietet als der allzu viel beschwagte Fall Schücking, in dem sich höchstens doch um eine Ungeschicklichkeit handelt. An der reichsländischen Universität hat der vierte Sohn des Kaisers studirt, Prinz August Wilhelm, der im Elternhaus Auwi genannt wird und der Liebling seines Vaters sein soll. Nur vier Semester lang studirt; obwohl sechs vorgeschrieben sind. Zwei wurden ihm erlassen; wie es offiziös hieß: „mit Rücksicht auf seine besonders sorgfältige Ausbildung und namentlich darauf, daß er auch während der Ferien stets einen wissenschaftlichen Begleiter hatte und sich den Studien widmete.“ Hier stock ich schon. Auch auf die Ausbildung anderer Fürstensöhne wird Sorgfalt verwandt, auch andere arbeiten in den Ferien; daß eine hochwohlwollende Behörde ihnen deshalb zwei Semester erlassen werde, ist mindestens unwahrscheinlich. Dazu kommt, daß der junge Herr, als Prinz und Bräutigam, viel öfter von Straßburg abwesend war als andere Studenten. Ungewöhnlich begabt? Mag sein. Doch wohl nicht begabter als Alle, die vor ihm je an der Weisheit Brüsten hingen. Einerlei: nach dem vierten Semester durfte er die gepflegte Hand nach dem Doktorhut strecken. Für die Dissertation wurde ihm das Thema gestellt: „Die Entwicklung der Kommissariatsbehörden in Brandenburg-Preußen bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Ersten.“ Staatswissenschaft also; aus dem Revier, das seit langen Jahren Herr Professor Laband bei uns allmächtig beherrscht. Vor der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät hat der Prinz dann an einem der letzten Julitage das Doktorexamen bestanden. Das Diplom wurde überreicht und Seine Königliche Hoheit feierlich exmatrikulirt. Also sprach dabei der Rektor, Herr Professor Fehling: „Aus eigener Kraft haben Eure Königliche Hoheit summa cum laude sich die höchste akademische Würde errungen. Und wie der junge Goethe ewig als einstmaliger Student Alt-Straßburgs in der Erinnerung fortlebt, so wird es ein goldenes Blatt in der Chronik Neu-Straßburgs bleiben, daß der Urenkel des großen Stifters der Universität gerade hier sich den Doktorhut geholt hat.“ Auwi-Goethe; und (natürlich) Wilhelm der Große: ein Bischen viel wars. Wäre aber, wie so manche Redeleistung unserer Tage, ruhig hingenommen worden, wenn die Abschiedsfeier nicht eine höchst merkwürdige Fortsetzung gehabt hätte. Der junge Doktor überreichte nämlich acht Professoren, dem Vizekanzler, zwei Universitätssekretären und dem Oberpedell Orden, die der Kaiser ihnen verliehen hatte, und verstandete Herr Professor Laband die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath (mit dem Prädikat Excellenz). „Aus Anlaß des glücklichen Abschlusses des akademischen Studiums seines Sohnes“ habe der Kaiser diese Auszeichnungen verfügt. Da entstanden denn allerlei peinliche Fragen. Konnte der Vater vorauswissen, daß seines Sohnes Studium eine „glücklichen Abschluß“ finden werde? Eventualfrage für den Fall der Verneinung der ersten: Wären die Auszeichnungen auch verliehen worden, wenn die Prüfung nicht das erwünschte Ergebnis gehabt hätte? Giebt die Thatsache, daß der Prüfling in den Sa-

der Kengste seinen Examinatoren Orden und Titel mitgebracht hat, nicht die Möglichkeit zu Mißdeutungen, die vermieden werden müßten? Wäre es nicht besser gewesen, wenigstens die Professoren, die dem Prinzen den Doktorhut zu gewähren oder zu weigern hatten, erst später zu dekretiren? Ist die Verleihung von Orden und Titel überhaupt geeignet, den Tag eines gelungenen Prinzenexamens würdig abzuschließen? Und muß die Studienordnung nicht geändert werden, wenn es einem Prinzen, der oft der Univerſitätsstadt fern sein muß, möglich ist, nach vier Semestern die Prüfung summa cum laude zu bestehen? Ist's billig und zeitgemäß, von allen anderen Studenten dann, auch von solchen, denen jeder Monat schwer erschwingliche Opfer aufbringt und die gern durch gesteigerte Arbeit sich schneller ans ersehnte Ziel des Broterwerbes hülfen, eine Studienzeit von sechs Monaten zu fordern? Daß solche Fragen entstehen konnten, ist unerfreulich. Von der Stunde an, wo ein Prinz sich in die Studentenschaar einreicht, muß er, mindestens in den Mauern der Univerſität, so behandelt werden wie jeder andere Bögling, der Wissenschaft erwerben will. Sonst fehlt seinem Doktorhut nachher der richtige Glanz.

* * *

IV. Gestatten Sie mir, verehrter Herr Harden, im Anschluß an Ihre Artikel über den Prozeß Eulenburg, die so viele interessirende Seiten des Menschlichen, Allzumenschlichen berühren, an ein paar Stellen zu erinnern, die ein Bißchen zum Thema gehören. Im Oktober 1858 schrieb Richard Wagner aus Venedig an Mathilde Wesendonk: „Ein Brief von Liszt traf auch heute ein, der mir große Freude machte, so daß ich (denn schönes Wetter haben wir auch) in recht heiter-ruhiger Stimmung bin. Ich hatte ihm zuletzt manch Empfindliches geschrieben; ich mußte es, weil er mir doch so lieb ist und ich deshalb mich zur Aufrichtigkeit verpflichtet fühlte. Darauf antwortet er mir nun mit uner-schütterlicher Bärtlichkeit. Ich lerne aus dieser schönen Erfahrung, daß ich meine Erkenntniß der Unmöglichkeit einer vollkommenen Freundschaft, wie sie uns als Ideal vor-schwebt, doch nicht zu bereuen habe, da sie mich durchaus nicht unempfindlich macht, sondern im Gegentheil desto dankbarer für Das, was sich nun doch, als Annäherung an dieses Ideal, uns darbietet. Zwischen Liszts und meinem intelligenten Charakter ist ein so großer und wesentlicher Unterschied, daß mich oft eben die Schwierigkeit, ja, wie ich glauben muß, Unmöglichkeit, mich ihm verständlich zu machen, quälend ängstigt und zur ironischen Bitterkeit stimmt: hier aber tritt nun gerade die Liebe so schön ausgleichend und befriedigend ein, daß ich warme freundschaftliche Beziehungen bei Männern fast nur bei einer Differenz der Anschauungen für möglich halten mag. Denn dieses freundschaftliche Gefühl ist es doch eigentlich allein, was überhaupt zwischen Männern Uebereinstimmung herbeiführen kann: vollkommen in ihren Anschauungen zusammentreffen werden sie wohl nie oder höchstens, wenn sie unbedeutend sind und ihre Anschauungen sich auf nahelie-gendes Gemeines beziehen; betreffen sie Höheres und Ungemeines, so wäre fast nur an logisch-praktischen Zusammenhang der Intelligenzen zu denken, wie er in der wissen-schaftlichen Sphäre vorkommen mag. Das eigentlich Erwärmende der Freundschaft tritt doch aber erst da ein, wo durch sie Differenzen, wie durch ein Höheres, Intervenirendes, ausgeglichen und als unbedeutend barge stellt werden. Dies angenehme Gefühl habe ich durch Liszt schon wiederholt erhalten. Doch will ich (ruhig betrachtet) nicht leugnen, daß ich es für gut halten muß, wenn wir nie lange und nah beisammen sind, weil ich dann die zu starke Offenbarwerdung unjerer Verschiedenheit zu fürchten hätte. In der Ferne

gewinnen wir für uns sehr. Wir (Richard und Mathilde): wir sind fern und nah, vereint, einig, Eins!“ Das klingt immerhin eher „germanisch“ als das Gezirp und Gewinsel des Kreises der ewig-gestrigen, stets nach dem Griechenhimmel auslugenden Philosophen; und deutet sehr fein die Grenzlinie an, die Freundschaft von Liebe trennt. Zweite Stelle. In Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller kam (im April 1830) die Rede auf die „Griechische Liebe“. „Goethe entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß, nach rein ästhetischem Maßstab, der Mann weit schöner, vorzüglicher, vollendeter als die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Thierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei. Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen; es um keinen Preis aufgeben“. Auch dieser Duldsamste also, dessen Schönheitssinn sich am Anblick habender Jünglinge gelabt hatte, hätte einen Kulturverlust darin gesehen, wenn dorische Ansitte von nordischer Lebensgewohnheit rezipirt worden wäre. Die dritte Stelle stammt aus der Griechenwelt. In einem seiner besten Stücke, der von blühender Phantasie und schalkhafter Ironie strotzenden „Wahren Geschichte“, schildert Lukianos seinen Besuch auf der Insel der Seligen. Alle Größen der Vergangenheit, Heroen, Philosophen, Dichter, läßt er da auftreten; die spitzesten Pfeile seines Spottes spart er für die Philosophen auf. Keiner wird verschont. Plato, heißt's, glänze durch Abwesenheit; in dem von ihm erdachten Staat haue er als einziger Bewohner. Wo sind die Stoiker? Noch nicht angelangt; noch auf dem steilen Pfad, der ihre kletterlustigen Beine zur Tugendhöhe hinauführen soll. Und wo sind die Skeptiker? Die sich gerühmt haben, Alles zu bezweifeln, glauben nicht, daß es eine Insel der Seligen giebt. Für Fröhlichkeit sorgen die Anhänger der Epikur und Aristipp, die, als trinkbare Leute und gute Gesellschafter, überall beliebt sind. Diogenes, der kyniker, hat sich im Elysium zu derbster Lebensbejahung bekehrt: er ist der Ehegefährte der Hetäre Laïs und leistet sich manchmal sogar ein Käuschlein. Pruderie ist auf dem Eiland der Seligen nicht in der Mode. Alles fühlt der Liebe Freuden, schnäbelt, tändelt, herzt und küßt. Auch die Knabenliebe gilt als durchaus berechtigte Eigenthümlichkeit. „Nur Sokrates schwor, daß seinem Umgang mit den schönen Jünglingen jedes unreine, nicht ideale Element fern bleibe. Allgemein nahm man freilich an, daß diese Schwüre falsch seien. Doch er blieb hartnäckig bei seinem Eid: in diesem Verkehr mit den Jünglingen sei nichts Schmutziges zu finden.“ Eine seltsame Stelle. Die Behauptung, daß Sokrates Bäderastie getrieben habe, findet heute kaum noch Glauben. Lukianos deutet sie mehrfach an; mit so rückhaltloser Offenheit beschuldigt er nur an dieser Stelle den Weisen des Geschlechtslasters. Besonders auffällig ist aber die Verbindung zwischen homosexueller Leidenschaft und Meineid. Warum ließ Lukianos den Sokrates die Reinheit seiner Beziehungen zu Männern mit einem Eid bekräftigen? Nothwendig wars nicht. Hatte der Satiriker aus Samojata, dems in der neidenswerthen Freiheit seines Erlebens und Dichtens an Erfahrung auch auf diesem dunklen Gebiet nicht fehlen konnte, wahrgenommen, daß der Homosexuelle, in der unnatürlichen Exaltation seines Empfindens, zunächst sich selbst die Häßlichkeit seines Sexualhandelns beschönigt und dann, wo es nöthig wird, auch vor Anderen mit einem Eid abstreitet? Wir wissen es nicht. Müssen aber vermuthen, daß die Absicht der frechen Satire des „Voltaire aus Hellas“ hier war, auf die Unglaubwürdigkeit der Aussagen, auch der beideten, hinzuweisen, die solche Verirrung ableugnen.

Berlin, den 22. August 1908.

Orientalia.

Vor zehn Jahren, fünfundzwanzig Tage nach Bismarcks Tod, rief, auf Bittes Rath und unter anglo-skandinavischer Zustimmung, Nikolai Alexandrowitsch die Menschheit zu friedlichem Thun; lud zu einem Kongreß, der die Möglichkeit suchen sollte, in den Militärstaaten das Maß der Rüstungen zu mindern. „Das System der ins Riesenausmaß wachsenden Rüstungen ist eine Hauptursache der Wirthschaftskrisen. Diese Kriegsstoffansammlung birgt eine stete Gefahr und macht das Heer unserer Tage zu einer Last, deren Druck die Völker kaum noch zu ertragen vermögen. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu schaffen, in denen man heute die höchste Leistung wissenschaftlichen Könnens sieht und denen schon morgen eine neue Errungenschaft der Technik jeden Werth nimmt. Wenn dieser verhängnißvolle Zustand fortwährt, muß gerade er die Katastrophe herbeiführen, die wir Alle vermeiden möchten und deren bloße Vorstellung die Menschheit erschauern läßt.“ Das Manifest klang, als verkünde es die Thronbesteigung einer dem Europäersinn der Regierenden bisher fremd gebliebenen Weltanschauung; klang wie die ins Slavische übertragene Rede, in der, ungefähr an dem selben Augusttag, der Sozialdemokrat Baillant die Abrüstung gefordert hatte. Im Palais Bourbon war der Schwärmer von der Mehrheit ausgelacht worden. Nun sprach der Selbstherrscher aller Reußen, der Papskaiser der nation all éternelle. Kein Lächeln war da erlaubt; nur die Frage, ob der junge Herr, dessen Persönlichkeit in Nebel und Weihrauch kaum noch zu ahnen war, unsicher tastend in finsterner Wirrsal einhertritt oder ob ihm, wie dem dunklen Ephejer, den Nietzsche den königlichen Gensiedler des Geistes nannte, ein kontinuitiver Gott die Fabe verlieh, die Har-

monie zu schauen, die dem Alltagsmenschenblick ewig unsichtbar bleiben muß. Auch bei dieser Frage hielt Europa sich nicht lange auf; ein anderer Gegenstand heischte Beachtung. Der Deutsche Kaiser rüstete zur Fahrt ins Heilige Land. Bismarck hatte den Plan, dessen Ausführung ihn gefährlich dünkte, in den Tagen letzter Klarheit noch getadelt. Was nicht von Allem, das nach seinem Abschied in Berlin unternommen ward? Der hielt uns in seinem Greifenwahn ja für saturirt; war eben zu alt geworden, um an die für Aeonen unzerstörbare Weltherrschaft der Germanen noch mit der nöthigen Inbrunst glauben zu können. So sprach Mancher, mit von Ehrfurcht gemildeter Ironie; und erinnerte an die Reise, die Wilhelms Vater einst nach Athen und Konstantinopel, Jerusalem und Damaskus, Suez und Kairo gemacht hatte, als Smail Pascha zu den Brunstfesten der Kanaleröffnung rief. Damals schrieb der getreue Gustav Freytag: „Die Bedeutung der Reise und ihre Erfolge sind in dem Besuch der mohammedanischen Welt durch den künftigen Schirmherrn der protestantischen Kirche und des Norddeutschen Bundes zu suchen. Damit er die neue Macht würdig darstelle, war ihm ein ganzes Geschwader beigegeben; zum ersten Mal seit fünfhundert Jahren, seit der Blüthezeit der Hansafahrer, sah das Morgenland eine deutsche Flotte. Es waren nicht viele Schiffe: drei Korvetten und einige Kanonenboote; aber diese Schiffe fielen in den Häfen des Orients durch Bau, Ausrüstung und Bemannung vortheilhaft auf. Zu den Eigenthümlichkeiten der Orientalen gehört aber, daß sie eine Machtentfaltung sehen und im Guten oder Bösen fühlen müssen, um daran zu glauben. Dort gilt die Persönlichkeit Alles, moderner Vertrag und Gesetzparagraphen wenig, der malerische, dramatische Eindruck der Stunde wirkt lange nach; nur was gefällt oder Furcht einflößt, gewinnt Bedeutung. Der Osmane merkte, daß die neuen schwarzweißrothen Farben, die er überall wehen sah, für sein Land von Wichtigkeit sein könnten. Deutschland hat die Aufgabe, den in der Türkei gewonnenen Einfluß gegen andere Mächte in die Waagschale zu werfen. Hier ist seit der Zeit Friedrichs des Großen Manches verloren worden, was jetzt wiedererlangt werden kann.“ Nach dem böhmischen, vor dem deutsch-französischen Krieg; vor der Gründung des Deutschen Reiches. Jetzt sah es anders aus. „Jerusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération“: das Wort Bonapartes, das Moltke schon unflug fand, war nun unverstänlicher geworden als noch 1869. Der Orient und seine Christenheit war weder der Pivot europäischer Politik geworden. Vergebens hatte England sich bemüht, das franko-russische Bündniß zu lockern; es hatte die armenische Krise überstanden („il n'y a pas de solution possible à la question arm-

nienne“, schrieb Herr Paul Cambon, der die Republik in Konstantinopel vertrat) und dem Zarenreich in Südosteuropa eine Stellung gesichert, wie es seit Nikolais Glanzzeit sie nicht mehr gehabt hatte. Die Frankreichs wurde erst schwächer, als die pariser Parteiwuth den britischen Wünschen zu Hilfe kam und von rechts Graf de Mun, von links Herr Saurès gegen das Ministerium Méline-Hanotaux den Sturm lauf begann. Rußland heimst alle Vortheile ein; hat sich mit Oesterreich über die Erhaltung des Balkanstatus geeinigt und kann, während der Palaeologenadler nach Asien blickt, Europens Völkern die Minderung der Wehrlast empfehlen. Zwischen Britanien und Frankreich aber vertieft die Kluft sich von Jahr zu Jahr. Noch ist die egyptische Wunde nicht geschlossen und mancher Franzose hofft, eines Tages die Trikolore am Nil flattern zu sehen; nun kommt in Faschoda Marchand mit Ritchener in gefährlichen Konflikt und die nie ganz verglimmte Bretonenwuth flammt auf. Jede andere Macht mußte sich in so trächtiger Zeit zurückhalten; Deutschland Alles vermeiden, was den Zwist der Westmächte in gemeinsamen Haß enden lassen konnte. Dennoch fuhr, just damals, Wilhelm ins Heilige Land.

In seinem Roman „Tancred or the new crusade“ hatte D’Israeli 1847 gesagt: „England braucht Cypern und wird die Insel als Entschädigung nehmen, weil es nicht länger Lust hat, die Geschäfte der Türken umsonst zu besorgen.“ Des jungen Benjamins Prophezeiung hat der alte, der schon Lord Beaconsfield hieß, einunddreißig Jahre danach erfüllt. Und in der selben Zeit mit leiser Hand Deutschland in die Orientthandel hineingezogen. Um neben Oesterreich-Ungarn noch einen Helfer gegen den russischen Andrang zu haben. Cypern sollte, auf dem Weg nach Indien, eine Britenbastion sein, von der aus Englands Statthalter Kleinasien, Syrien, Armenien überwachen konnte. Das Deutsche Reich sollte sacht genöthigt werden, in Südosteuropa, mochte es auch die Knochen pommerischer Grenadiere kosten, sich gegen Rußland zu engagiren. Dann konnten die Moskowiter den Suezkanal nicht ernstlich bedrohen und England war die Sorge um den Weg nach Indien wieder los. Das alte Spiel: Britanien wollte uns den Russen, Rußland uns (mit besonderem Eifer später noch unter Wittes Geschäftsleitung) den Briten verfeinden. Bismarck kam, nicht ohne Unbequemlichkeit, zwischen den Klippen durch. Konnte aber nicht hindern, daß Deutschlands Interessenbereich sich im Osmanengebiet weiter dehnte. Wilhelm der Zweite mühte sich schon 1889 mehr, als dem alten Kanzler lieb war, um die Freundschaft des Sultans; und glaubte, als er den lästigen Warner verabschiedet hatte, seines Triumphes im Orient sicher zu sein. Auf Salisburys wüthende Reden, die Abd ul Hamid als den Vater alles

Unheiß verdächtigten, kamen aus Berlin Antworten, die das souveraine Recht und die unantastbare Würde des Kalifen laut betonten. Wo ers konnte, unterstützte der Kaiser den Großherrs gegen das Konzert der Mächte. Und da das deutsche Heer weit; den Türken nur durch die abgeordneten Lehrmeister bekannt und die deutsche Flotte kaum noch zu fürchten war, wurde das junge Reich am Bosphorus freundlicher beurtheilt als irgendeine andere Großmacht. In der Armenierkriß hielt es heimlich zu der Politik des Yildizpalastes; forderte nie ungestüm Reformen und zeigte sich, wenns, der Humanität und Christlichkeit wegen, einmal mitmachen mußte, so lau, daß Jeder merkte, nach welcher Seite des Herzens Drang trieb. England wühlt in Armenien und zündet in allen Balkanwinkeln Feuerchen an; Rußland und Oesterreich sind allzu gut bewaffnete Nachbarn; Frankreich denkt an sein Protektorat und möchte sich, seit es Rußland verbündet ist, im Orient am Liebsten noch neue Rechte anmaßen. Deutschland ist der uneigennützigte Freund der Türkei; will nur Handel treiben, seiner Industrie Bestellungen verschaffen und ein paar Eisenbahnkonzessionen erwerben. Das darf der stolzeste Osmane ruhig gewähren. Ohne jedes Bedenken. Freilich: hatte der Verkehr mit Britanien nicht eben so harmlos angefangen? Als Elisabeth das Ansehen des Inselreiches dadurch geschmälert fand, daß seine Schiffe in den Osmanenhäfen die französische Flagge zeigten, schickte sie einen Kaufmann nach Konstantinopel, der von Murad dem Dritten für England unbeschränkte Handelsfreiheit und das Recht auf die eigene Flagge erwirken sollte. Herrn von Gernigny, dem Gesandten des Königs von Frankreich, behagte diese Mission des Citymannes natürlich nicht. „Je luy remonst-ray que l'auctorité de vostre hanniére luy debvoit suffire pour son traficq, ainsy que cy-devant tous les Anglois avoient négocié soubz icelle, sans rechercher autres lettres ny faveurs de leur royne.“ So schrieb er an seinen Herrn; und warnte zugleich die Hoforte, sich allzu tief mit England einzulassen, das von ihren und ihrer Feinde Ländern weitab liege und weder Galeeren noch andere für einen Levantekrieg geeignete Fahrzeuge habe. Doch konnte er den Erfolg des Briten nicht lange hindern. Zwar brachte er Murad zu einem Brief, der Heinrich dem Dritten versprach, der Sultan werde nur unter französischer Vermittlung mit England verhandeln. Drei Jahre danach aber (der Kaufmann war als erster Botschafter Britaniens nach Konstantinopel zurückgekehrt) wurde dem englischen Handel das selbe Recht gesagt, das dem französischen verbürgt war. Kein Brite brauchte fortan un fremder Flagge zu fahren, in Rechtshändeln bei Frankreichs Konsulu im vantebezirk Schutz zu suchen noch von Heinrichs Gesandten den Paß zu erb

ten. Engländer und Türken verkehrten, als Gleichberechtigte, nun direkt mit einander. Der Wunsch Elisabeths (die sich „die stärkste, die niemals bestiegte Vorkämpferin des wahren Glaubens gegen die Christi Namen fälschlich mißbrauchenden Gözendiener“ nannte), das Türkenheer ihrer Sache gegen die katholischen Westmächte zu verbünden, stieß auf Widerstand. Weder für England noch für Frankreich wollte Murad das Schwert ziehen. Den König von Navarra, schrieb Lorenzo Bernardo, der am Goldenen Horn Venedigs Interesse wahrnahm, „behandeln die Türken wie einen kranken Mann, den sie weder tot noch gekräftigt sehen möchten; sie geben ihm so viel zu essen, daß er nicht vor Hunger sterben, aber nicht so viel, daß er im Siechbett erstarren kann.“ (Wie einen kranken Mann! Hundert Jahre danach nannte der Chorbherr Poyssel in seinen Liedern den Großtürken so. Schon vorher hatte der kluge Botschafter Sir Thomas Roe das Osmanenreich dem Leib eines Greises verglichen, der sich noch rüstig wähne, doch seinem Ende nah sei. Ancillon, Montesquieu, Voltaire erklärten den hinter der Hohen Pforte hindämmern den Körper für schwerkrank. Und als Russell der Prognose Nikolais widersprochen und gemeint hatte, der kranke Mann am Bosphorus könne noch hundert Jahre leben, sagte, im Februar 1853, der Zar zu Seymour: „Er liegt ja schon im Sterben!“ In dem selben Gespräch, in dem er den Briten Egypten und Kreta anbot, für sich selbst die Schutzherrschaft über Serbien, Bulgarien und die Donaufürstenthümer in Anspruch nahm und sich verpflichtete, nur als Depositär Europas in Konstantinopel einzuziehen. So ändert mit der Zeit sich das Werthmaß.) Auch England wurde damals mit Versprechungen gestopft. Den Handelsvertrag hatte es; konnte bald, als erste protestantische Macht, die mit der Pforte in Verkehr getreten war, die evangelischen Orientchristen unter seinen Sonderschutz nehmen; und 1623 überstrahlte Sir Thomas Roe, als Vermittler des Friedens mit Polen, am Sultanshof alle Kollegen. Für sich selbst aber vermochte England zunächst nichts zu erreichen; schien, seit Elisabeths Bündnißplan gescheitert war, auch nichts mehr zu begehren. Ein Vierteljahrtausend verstrich; wieder saß eine Frau auf dem Angelnthron. Als Triumphator kam Beaconsfield vom Berliner Kongreß. In Dover empfängt ihn ein Blumengruß seiner Königin, regnet es Blumen auf seinen Weg; Tausende drängen sich nach der Ehre, die Hand des duke of Cyprus drücken zu dürfen. Zwei Tage danach jauchzt die Mehrheit des Oberhauses den einst verhöhnten Juden zu. „Wir haben dem Sultan dreißigtausend Quadratmeilen wiedergegeben. Oesterreich hat sich bereit erklärt, Bosnien zu begeben. Dazu habe ich eifrig gerathen; um die Türkei zu schützen, nicht, wie

man gesagt hat, um ihre Theilung vorzubereiten. Der Sultan hat, wie andere Monarchen, Schlachten und Provinzen verloren; noch aber umfaßt sein europäisches Machtgebiet sechstausend Quadratmeilen, in denen sechs Millionen Menschen wohnen. Von einer Theilung sollte man da nicht reden. Auf die überlieferten Gefühlsinteressen Frankreichs, dem wir uns von Tag zu Tag näher empfinden, haben wir alle erdenkliche Rücksicht genommen und deshalb weder nach Egypten noch nach Syrien die Hand ausgestreckt. Daß wir Cypren genommen haben, kann bei unseren französischen Freunden nicht Eifersucht erregen. Nicht um eine Mittelmeerfrage handelt sich da, sondern um die Sache Englands, das Frieden und Civilisation, nicht Waffenlärm, nach Osten tragen will. Den Russen aber, die das Erworbene behalten mögen, mußten wir zurufen: Bis hierher und nicht weiter! Asien hat für uns Beide Raum und Asiens wegen braucht das Gespenste eines anglo-russischen Krieges die Welt nicht länger zu ängstigen. Vor keiner Kriegsmöglichkeit haben wir zu zittern. Wir sind stark; und wichtiger noch als unsere Wehrmacht ist die Gewißheit, daß die Völker des Ostens in zuversichtlichem Vertrauen auf unser Land blicken, weil sie erkannt haben, daß in ihm Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit herrscht.“ Vorher hatte Salisbury, der sich im Kreis der Peers gern gehen ließ, gesagt, der Hauptertrag des Berliner Kongresses sei die Sicherheit, daß Rußland niemals in der Stadt Konstantins als Herr hausen werde. Diese Reden wurden vor dreißig Jahren gehalten. Ehe im Unterhaus die Debatte beginnt, erfährt das Land, daß der russische General Abramow in Kabul angekommen ist, um Englands Einfluß in Afghanistan zu dämmen; gelingt's, dann ist Britanien an der empfindlichsten Stelle bedroht. Der Emir von Afghanistan läßt den Brief unbeantwortet, in dem der Vizekönig von Indien für eine britische Sondergesandtschaft sicheres Geleit und würdigen Empfang erbittet. Am fünfzehnten Augusttag werden die aus Indien nach Europa einberufenen Truppen in ihre Garnisonen zurückgeschickt. Am sechzehnten kann Victoria in der Thronrede, mit der sie die Parlamentssession schließt, auf zwei Profitposten hinweisen: auf die Erwerbung Cyprens und auf das über Kleinasien, Syrien und Mesopotamien den Briten zugestandene Protektorat. Um gegen russische Angriffe geschützt zu sein, hat der Khalif sich zu solchem Opfer entschlossen. Das hatte Murad der Dritte nicht geträumt.

Konnte Abd ul Hamid nicht mit Deutschland die selbe Erfahrung machen? Vielleicht fing es auch da ganz harmlos mit dem Handel an, langte dann in den Bereich der Religion (die im Orient von der Politik nicht zu trennen ist) und kam schließlich zu lästigen Ingerenzversuchen. Daß der blonde Kaiser

den Islam in eine Bundesgenossenschaft gegen Großbritannien locken wolle, schien den Schlaulöpfen in Yildiz seit seinem ersten Besuch gewiß. So weit, dachten sie, brauchen wir ihm bei schlechtem Wetter ja nicht zu folgen; einstweilen ist er unser stärkster Trumpf. Nimmt sogar wider den Griechenkönig, den Schwiegervater seiner Schwester, für uns Partei. Wer von allen Seiten so arg bedrängt wird wie der Sultan, muß aus Nächste denken und zufrieden sein, wenn er für eines Mondes Dauer geborgen ist. Jetzt ist Deutschland nützlich: jetzt hat es Anspruch auf Lohn. Die Gleisstrecke Haidar-Bascha-Simid-Angora ist der Deutschen Bank schon bewilligt; die Konzessionen für die Strecken Angora-Kaisarie und Eski-Schehr-Konia folgen. Aufträge. Offene und heimliche Begünstigung. Klugheit empfiehlt, den Gewinn still einzustreichen und nicht durch ein Spektakel in der Nachbarschaft neidische Aufmerksamkeit zu bewirken. Doch dem frommen Kaiserpaar liegt an der Reise ins Heilige Land; und der Sultan muß dafür sorgen, daß ihr der Glanz nicht fehle.

Zwanzig Jahre nach dem Berliner Kongreß; zehn nach dem Tode Wilhelms und Friedrichs. Rußland hat zum Friedenskongreß gerufen. In London sagt Salisbury, der Fajchodastreit sei zwar beigelegt, doch dürfe die Welt nicht vergessen, daß seit Kitcheners Sieg bei Omdurman Englands Stellung am Nil anders ist, als sie vorher war; in Walefield empfiehlt Chamberlain ein anglo-deutsches Abkommen, das keinen der beiden Partner verpflichtet, dem andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und nur genau so weit reicht wie die Interessengemeinschaft. Frankreich hat mit Dreyfus und Picquart, mit Henry und Esterhazy zu thun; während der Zorn gegen England leis nachgrollt, fängt Delcassé, der im Ministerium Brissou noch gegen den bedingungslosen Verzicht auf Fajchoda gewesen war, als Dupons Kollege an, mit Englands Botschafter Monson die franko-britische Verständigung vorzubereiten. Im Vatikan verspricht Leo französischen Pilgern, das Patronatsrecht der Republik im Orient zu wahren. In Konstantinopel sagt Wilhelm: „Zwei große Völker verschiedener Abstammung und verschiedenen Glaubens können recht gute Freunde werden.“ In Haifa verheißt er den deutschen Katholiken seinen Schutz. In Bethlehem mahnt er: „Die evangelische Kirche muß hier im Orient ganz fest geschlossen auftreten. Sonst können wir nichts machen. Das Deutsche Reich hat in der Türkei ein Ansehen gewonnen, wie es noch nie gewesen ist. Unsere Aufgabe ist nun, zu zeigen, was die christliche Religion eigentlich ist und daß wir einfach verpflichtet sind, auch den Mohammedanern christliche Liebe entgegenzubringen.“ In Jerusalem spricht er von dem „schwarzweißen Schild, den ich ausgereckt habe“. In Damaskus kränzt er das Grab Saladins

des Großen und ruft: „Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Noch bevor er heimgekehrt ist, meldet die Bforte dem Papst, das Deutsche Reich habe im Orient den Schutz der deutschen Katholiken übernommen. In mancher deutschen Zeitung wird die Reise als ein Triumphzug geschildert, den die bisher in Südosteuropa Privilegirten knirschend gesehen haben. Nach dem „Einzug“ durchs Brandenburger Thor hält der Kaiser eine Rede, aus der das Ausland sich nur den Satz merkt: „Ich hoffe, daß meine Reise dazu beigetragen hat, der deutschen Energie und Thatkraft neue Absatzgebiete zu eröffnen, und daß es mir gelungen ist, die Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern, dem türkischen und dem deutschen, zu befestigen.“ Ein ungewöhnlicher Aufwand von Artigkeit für einen Sultan, der in Armenien gestern so viele Christen meheln ließ. Alles nur des Handels wegen? Herr von Bülow be-
 theuert's im Reichstag. „Wir streben in Konstantinopel gar keinen besonderen Einfluß an. Wir haben dort Sympathie gefunden, weil die Türken wissen, daß wir für die Integrität ihres Reiches eintreten und meinen, auch ihnen gegenüber müsse Völkerrecht Völkerrecht bleiben. Wir wollen nur unsere Handelsbeziehungen weiter ausbauen.“ Zwei Tage vorher war in Paris der Friedensvertrag unterzeichnet worden, der den Amerikanern Kuba, Porto Riko, die Philippinen und die Ladronen gab und das Königreich Spanien aus der Reihe der Kolonialmächte drängte. Dennoch fand die Rede des deutschen Staatssekretärs Gehör. Auch Glauben? Im März die Annahme des Flottengesetzes; im April die Gründung des Flottenvereines; im November die Orientreise. Wird das Verhältniß zum Islam wirklich nur *sub specie pecuniae* gesehen? England zweifelt. Daß der deutsche Handel in Kleinasien vordrang und die wirtschaftliche Macht der Anatolischen Eisenbahn zunahm, war kaum beachtet worden. Erst das Geräusch der Kaiserreise lenkte die Blicke auf diese Entwicklung. Das Projekt der Bagdadbahn tauchte aus dem Dunkel und Wilhelm setzte sein persönliches Ansehen beim Sultan für die Durchführung ein. Für den Bau einer Bahn, die den trocknen Weg nach Indien sichern soll. Dazu die laute Agitation für die Flotte. Die laue Aufnahme, die Chamberlains Angebot einer *entente* fand. Die Expansion nach Ostasien. Weltpolitik. Dreizack in unsere Faust. Keine Entscheidung ohne den Deutschen Kaiser. Hohenzollern-Weltherrschaft. Und die Depesche an Krüger ist noch nicht vergessen. Zweifelt England? Nicht mehr. Im Lebenscentrum fühlt sichs, zu Land und zu Wasser, von dem Reich bedroht, das in Nordamerika und in Südosteuropa

Bundesgenossen sucht und Rußland nach Ostasien drängt. Da darf selbst der Löwe nicht länger einsam bleiben. Delcassé steht dicht am Ziel seiner Wünsche.

Deutschlands Levantehandel ist rasch gewachsen. Im Jahr 1900 hat es für vierunddreißig, im Jahr 1904 für fünfundsiebenzig Millionen Mark Waaren in die Türkei eingeführt. Im Tonnenverkehr stand es 1906 noch an der achten Stelle (mit 3,5 Prozent des Seehandels, von dem 28,8 Prozent britischen Schiffen zufließen); aber auch hier war die Zunahme über alles Erwarten schnell gekommen. Eisenbahnkonzessionen, Dampferlinien, Bankfilialen, Geschützlieferungsmopol, Aufträge aller Art: mit solchem Lohn hat der Sultan nicht geknausert. Er glaubte, des Kaisers, der Kaiser, des Khalifen sicher zu sein. Deutsche haben das Türkenheer europäische Kriegskunst gelehrt und liefern ihm die moderne Waffe. Auf deutsche Hilfe kann Abd ul Hamid stets rechnen, wenn er sich gegen die Reformwuth der modernen Großmächte sträuben will. Und an Schmeichelei und Geschenken ist kein Mangel. So hatten drei- hundert Jahre vorher die Engländer gemacht. Um nicht durch Stolz zu ver- lehen, mit Bewußtsein sich auf die Stufe der Türken gestellt; und damit er- reicht, daß ein weiser Großwesir spottend von ihnen sagte: „Die brauchten, um für echte Musulmanen zu gelten, nur noch mit erhobener Hand die Glaubens- formel herzubeten.“ Sie haben die falsche Methode bald aufgegeben. Schon Bernardo hatte davor gewarnt. „Von der Pforte“, schrieb er, „ist nur mit stolzer Würde Etwas zu erlangen; wer sich erniedert, gilt als Feigling. Man- che Leute meinen, die gute Stimmung der Türken könne man sich nur durch Geschenke sichern. Ich bin anderer Meinung. Wenn wir viel schenken, hält der Türke uns für schwach, vereinsamt und furchtsam und bekommt leicht Lust, uns zu schaden. Geschenke sind in Konstantinopel zu verwenden wie Arznei im Krankenzimmer: die richtige Dosis mag in der richtigen Minute helfen, die falsche, nicht zur rechten Zeit gereichte bringt den Leidenden in Lebensge- fahr.“ Die besondere Wesensart des Orientalen ist von unserer Diplomatie nicht immer mit der gebührenden Sorgfalt erwogen worden. Nur an den Sultan hat sie gedacht; auf dessen Dankbarkeit zuversichtlich gerechnet. Bis ins Marokko- jahr vielleicht nicht ohne Grund. Auch Herr Abd ul Aziz war, von des Kaisers Lippe, das souveraine Herrscherrecht und die Unantastbarkeit seines Reiches verbürgt worden. Die Westmächte hatten dann doch ihren Willen durchgesetzt. Was dem Sultan des Westens geschehen war, konnte der Sultan des Ostens in der Stunde der Noth erleben. Hat er's nicht, noch ehe die Algefiradafte in Lon- don ratifizirt war, am eigenen Leib erlebt? Am fünfzehnten Februar 1906 ließ er die Dase von Taba besetzen. Wollte versuchen, die Sinaihalbinsel von dem un-

rettbar an England verlorenen Ägypten abzutrennen und die Osmanenherrschaft bis an den Suezkanal zu dehnen. Zwar hatte seine Gnade dem Khedive Abbas-Hilmi die Verwaltung der Sinaihalbinsel zugesprochen; dieses Geschenk konnte der Großherr aber, sobald es ihm paßte, zurücknehmen. Und bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß Ägypten auch nach dem franko-britischen Abkommen vom achten April 1904 noch eine Provinz der Türkei ist. Also nicht unrettbar verloren? Nein, sagte selbst Lansdowne; und wiederholte Salisburys Wort von Englands „vorübergehendem Ausnahmerecht“ auf Ägypten. Nein, sagte Freycinet. „La convention du 8 avril 1904 n'y a rien changé. La France s'est interdit une initiative, et c'est tout. Mais l'Angleterre, pas plus aujourd'hui qu'hier, n'est ni souveraine de l'Égypte, ni protectrice, ni investie d'une délégation du Sultan. Les traités de 1856 et de 1878 sont toujours en vigueur. L'Europe peut évoquer la question et réclamer une solution conforme au droit.“

Wer kann in Europa zu solcher Fragestellung Lust spüren? Deutschland, versteht sich; das, nach dem in Tanager mißglückten Versuch, noch einmal beweisen will, wie unwirksam der laut gepriesene accord der Westmächte geblieben ist. Marokko entgleitet den Franzosen und von Ägypten schneidet der Khalif ab, was ihm eben beliebt. Deshalb wurde das Türkenbataillon nach Taba geheßt. Deshalb fordert die anglo-ägyptische Regierung, die in der Sphäre des Suezkanals nicht mit sich spaßen läßt, den Sultan in einer Drohnote aber auch auf, die Truppen zurückzuziehen und dafür zu sorgen, daß nach zehn Tagen die Halbinsel geräumt sei. Während Eduards Botschafter das Ultimatum überreicht, steuert der Admiral Lord Charles Beresford von Malta nach Athen, das Panzergeschwader des Atlantischen Ozeans wird nach Gibraltar gerufen und im Archipel erscheint eine Kreuzerdivision. Abd ul Hamid, der auf Hilfe gehofft hat, sieht sich allein und entschließt sich am letzten Tag der Frist zur Räumung der Halbinsel. Das genügt dem Foreign Office noch nicht. Die Pforte muß die Grenzlinie El-Rifa-Akaba anerkennen und damit besiegeln, daß der Sinai zum Machtbereich des Khedives gehört. Sie muß: denn sie findet keinen Helfer. Frankreich ist durch den Aprilvertrag verpflichtet, dem neuen Freund beizustehen; und der Botschafter der Republik mahnt den Sultan dringend zur Nachgiebigkeit. Das thut, zu Aller Erstaunen, auch der Russe Sinowjew; zum ersten Mal stehen Rußland und Britanien in einem Orientkonflikt wieder auf der selben Seite. Und Deutschland erklärt, mit unfluger Hast, es sei an der Frage, um die sich in Taba und Akaba handle, nicht interessirt und könne nur wünschen, daß sie in friedlichem Sinn beantwortet werde. Was blieb dem Sultan da noch? Er mußte nachgeben. Hats dem schwachen Freund aber nicht vergessen.

Konnte es nicht vergessen. Einstweilen wars ja der letzte Versuch, mit ungebrochener Großherrnmacht sich zu halten. Das wurde möglich, wenn er die Araber gewann und das in Europa geminderte Ansehen durch Asiatenzuwachs mehrte. Der erste Anlauf hatte nicht ans Ziel geführt. Dreißig Bataillone waren im Sommer 1904 von dem Emir von Nedjed geschlagen worden, der sich dem Sultan von Koweit verbündet und als Häuptling der streitbarsten Araberstämme gegen die Türkenherrschaft erhoben hatte. Im Yemen ging bald danach ein stattliches Türkenheer zum Feind über; die Syrer wollten nicht für den Mann im Yildiz fechten. Zwei Enttäuschungen im Zeitraum eines Jahres. Flog von Arabiens Rebellenherd ein Funke nach Palästina, Syrien, Mesopotamien hinüber, dann schrumpfte der Halbmond auch am Bosphorus. Schon ist ein arabischer Nationalverein entstanden, der die Kulturvölker anfleht, die geknechteten Stämme aus der Türkenherrschaft zu befreien. Schon wird dem Padischah der Khalifentitel bestritten. Darf ein Türke sich so nennen? Konnte Selim, weil er in Kairo thronte, die höchste geistliche Würde den Sultanen von Konstantinopel vererben? Jeder Enkel Mohammeds, jeder von den Gläubigen in Mekka verehrte Sherif hat höheres Recht auf den in Jahrhunderten geheiligten Titel. Und der Sultan, der nicht mehr Khalif heißen dürfte, wäre verloren. Deshalb sucht Abd ul Hamid sich die Heiligen Städte Mekka und Medina zu sichern. Deshalb hat er für den Bau der Hedjazbahn so beträchtliche Opfer gebracht. Sie soll seine Truppen schnell in die Herzkammer Arabiens befördern, wenn das Blut sich dort je wieder erhitzt und Fieberträume die Möglichkeit eines freien Araberreiches vorkaufeln. Der Schienenstrang heißt „Die Heilige Bahn“ und muß fremder Kontrolle, insbesondere anglo-egyptischer, entzogen bleiben. Drum wurden am Golf des Rothen Meeres Taba und Akaba besetzt. Der letzte Versuch wars. Doch auch England weiß längst, was der Besitz Arabiens heute werth ist. In Koweit und in Taba hat es bewiesen, daß es das fast noch unerschlossene Land zwischen dem Rothen Meer und dem Persischen Busen um keinen Preis einem Anderen lassen will. England braucht die ungehinderte Herrschaft über beide Wege nach Indien. Der über Suez und Aden führende Wasserweg genügt ihm nicht; auch den durch Kleinasien und Mesopotamien gelegten Strang muß es kontrolliren. Durfte also weder in Koweit noch in Taba nachgeben. Und in beiden Nothfällen hat Deutschland dem Sultan die erhoffte Hilfe versagt. Der Nimbus des deutschen Namens ist nach kurzem Glanz erblichen. Das war vorauszusehen. Die Wünsche, die unter dem Halbmond gereift waren, konnte kein Deutscher Kaiser erfüllen; und mit Worten läßt der Türke sich noch weniger abspeisen als der Europäer.

Als Riamil Pascha, der Großwesir, neulich fragte, was die deutsche Freundschaft dem Osmanenreich an Gewinn und internationaler Geltung eingebracht habe, hörte er ringsum, von Alten und Jungen, die Antwort: Nichts.

Der Koran lehrt, daß Freiheit und Einheit das Glück eines Volkes stifte, Tyrannei ihm das Mark dörre. Auch zu diesem Theil der Prophetenlehre hat Abd ul Hamid sich nun bekehrt. Nur eine nationale Bewegung konnte ihm das Leben fristen; nur in einem entketteten Volk konnte sie wirken und ihre Stoßkraft nach außen richten. Alle von Europäern bedrängten Stämme haben auf Japans Sieg und Machtzuwachs wie auf ein verheißendes Wunder geschaut. Wie wurde es möglich? Nach der hastigen Modernisirung des Reiches, in dem der Nationalstolz jäh zu Feuergarben auflohte. Unnachahmlich? Wer weiß? Was der Tenno und Mikado konnte, vermag auch der Sultan und Khalif. Wenn er das Heer für sich hat. Das war nur zu haben, wenn man ihm endlich wieder ein großes Ziel zeigte, es aus unwürdigem Spionendienst entließ und den zu anständiger Lebenshaltung nöthigen Sold gab. Wurde der Leib der Türkei noch weiter zersezt, dann winkte im Yildiz dem Mann mit dem starken Hirn und dem schwachen Herzen von keinem Minaret Rettung. Makedonien war nicht die Hauptsache; war wieder nur Vorwand. Großbritannien will die Verbindung zwischen Egypten-Sudan und Indien vor jeder Gefährdung bewahren. Schnell; denn die Gunst der Stunde kehrt so bald wohl, kehrt vielleicht niemals zurück. Frankreich ist im accord von 1904 abgefunden und hat sich verpflichtet, à prêter à l'Angleterre l'appui de sa diplomatie pour l'exécution des clauses relatives à l'Égypte. Noch ist das Nilland türkische Provinz; aber Herr von Freycinet selbst, der diese Thatsache seinen Landsleuten ins Gedächtniß ruft, fügt den Satz hinzu: „Im Besitz einer unüberwindlichen Flotte und der egyptischen Machtstellung kann England, sobald es ihm beliebt, die Hand auf Kleinasien, Syrien, das Euphratgebiet legen, also über die Türkei und über alle Landwege zwischen Konstantinopel und dem Persischen Golf herrschen; dann wären Bagdadbahn und Suezkanal einem Willen unterthan.“ Die Bagdadbahn braucht der Britenkönig gar nicht mehr; wenn das Gleisstück zwischen Kuschka (Afghanistan) und New Chaman (Beludschistan) fertig ist, kann man in einem Wagen von London nach Kalkutta fahren. Auch von Petersburg und Warschau; über Jekaterinoslaw, Rostow, Baku, Merm. Darüber ist in Neval geredet worden. Das hat Onkel Eduard, der sich auf den neuen Münzen des Weltreiches mit berechtigtem Stolz jetzt Britanniarum omnium rex nennt, mehr interessirt als der ganze Makedonenkram. England mußte zeigen, daß es mit Frankreich und Rußland einig ist und im

Orient keinen Widerstand zu fürchten hat. Port Sudan war für die Wirthschaft, nicht für die Machtdemonstration entbehrlich; und die ägyptische Staatskasse zahlte ja die für den Hafenausbau nöthigen Summen. Die Bahn Berber-Port Sudan öffnet einen direkten Ausgang ins Rothe Meer; für die Einweihung der neuen Strecke (die der Sudanexport einstweilen nicht überlasten wird) wählte Lord Cromer den Geburtstag des Deutschen Kaisers (natürlich nur, um dem Neffen des Onkels eine Freude zu machen). Weil die Türken früh einsehen sollten, daß aus der Sinaihalbinsel nur Dornen und spitze Steine zu holen seien, wurde der Akaba Streit zur Staatsaktion aufgetrieben. Die Hedjazbahn ist un bequem und fürs Erste nicht zu hindern. Doch können Quarantainepflicht und andere Chicanen den Pilgern das Reisen erschweren. Soldaten ließe man gewiß nicht in eine gefährliche Zone. Schon sind Offiziere des anglo-indischen Heeres nach Südarabien abkommandirt; „zum Studium der arabischen Sprache“: heißt's offiziell. Und in der Gegend von Medina haben Beduinen den türkischen Generaldirektor der Heiligen Bahn angegriffen und zum Rückmarsch (mit hundert Toten) gezwungen; von der Mannschaft, die der Sultan dem Marschall Rückwärts dann zur Stärkung sandte, sprangen Viele in den Suezkanal, um nicht gegen die Wüstenöhne sechten zu müssen. Das Alles hat Sir Edward Grey sicher sehr bedauert. Die Bagdadbahn macht ihm noch weniger Sorge. Das Endstück (Bagdad-Basra) kommt ja doch unter englische Aufsicht, denkt er; und weiß, daß Abd ul Hamid die Erlaubniß zum Weiterbau nur so rasch gab, weil er die Verbindungsbahn nach Aleppo haben wollte. In Buschir am Persergolf hat der Colonel, der für England die Konsulatsgeschäfte führt, seit der Verständigung mit Rußland gute Tage. Die Türken konnten sich nicht mehr rühren. Waren überall von der Laze des Leun bedroht und hatten nirgends einen Helfer. In dieser Fähnis entschloß Abd ul Hamid sich zur Konstitution.

Unsere Orientbilanz ist schlecht. Zu Haus mag man sie verschleiern: draußen kennt man die Ziffern. Die Hoffnung, den Islam gegen Britanien nützen zu können, hat getrogen (mußte trügen); und allmählich erkennt auch die Kurzsicht, daß wir die Türkei nicht nach ihrem wahren Werth eingeschätzt haben. Wer an schönen Sommertagen in Therapia saß oder mit einem Freibillet im Salonwagen der Anatolischen Bahn durchs Land fuhr, mochte wännen, unter dem wechselnden Halbmond könne es immer so bleiben. Eine Regierung fortdauern, deren ganze Kunst nur in der Steuererpressung sichtbar wurde, und die Zeit nahen, da der Eisenstrang uns die Schätze Mesopotamiens zuführt, das Keuchen der Lokomotive die Herrlichkeit Bagdads, Babels zu neuem Leben erweckt. Die Arbeit ganzer Geschlechter wäre an diese Aufgabe zu vergeuden

gewesen. War für so lange Frist auf ein uns zugängliches Osmanenreich zu rechnen? Gar auf eins, das uns Privilegien gewährt hätte wie den Engländern in Egypten? Oben muß man wohl geglaubt haben. Der türkische Bauer ist genügsam und ehrlich, der türkische Arbeiter fleißig und tüchtig. Diese guten Eigenschaften, die auch bei Barbaren zu finden sind, reichen zur Erhaltung eines gefährdeten Staatswesens aber nicht aus. Die Türken sind heute noch Nomaden; die Pflicht, das von den Vätern Ererbte mühsam zu erwerben („um es zu besitzen“), lockt sie nicht; auch die Lust, den Boden, den der Kriegszufall ihnen geschenkt hat, mit ihrem Blut zu düngen, ist nicht so groß, wie mancher Franke im Orientausch annimmt. Colmar von der Goltz, der das Osmanenheer reorganisiert hat, meint freilich, es sei noch jetzt auf der Höhe moderner Taktik. Selbst ein Mann von solchem Verdienst und Ansehen könnte irren. Er ist der Gott dieses Heeres; wird sein Name genannt, so leuchtet das Auge des Offiziers auf und die Faust umklammert den Säbel mit festerem Griff. Wer so verehrt wird, sieht die Dinge leicht rosig, als sie sind. Der deutsche Feldherr, für den der Kaiser in Berlin eine neue Armeeinspektion geschaffen hat, war im Frühsommer in Konstantinopel (nur um „alte Freunde zu besuchen“, sagt er; wahrscheinlich auch, um die Heulenden Derwische wiederzusehen): und hat von der Gährung in der Armee, von ihrem Entschluß zu offener Empörung nichts gemerkt; trotzdem er zwölf Jahre lang ihr Lehrer gewesen war. Ist da nicht auch andere Täuschung denkbar? Minder berühmte Strategen sind mit der Botschaft heimgekehrt, das großherrliche Heer sei noch tiefer korrumpirt als das des Zaren. Mit den von Krupp gelieferten modernen Kanonen wisse Niemand umzugehen; das in der Residenz stehende Corps habe kaum je einen Flintenschuß abgefeuert, habe gar keinen Schießplatz und sei nie zu Manövern eingezogen worden. Wenn die Bulgaren vor rumänischem Angriff sicher wären und losschlügen, könnten sie das armsälige adrianopeler Corps überrennen und vor der Hauptstadt stehen, ehe überhaupt eine ernstlich zu fürchtende türkische Truppenmacht zusammengezogen wäre. Welche Ansicht richtig ist, würde nur eine Kraftprobe erweisen. Sicher ist nur, daß der Bulgare den Kampf gegen die Türken nicht scheut und daß die besten Truppen des Sultans gemeutert haben. Ein Heer ohne Kriegsherrn, das zu etler Spionage gedrillt, zu persönlicher Feigheit und Unwahrhaftigkeit erzogen wird, ein Heer ohne pünktliche Löhnung, das sich auf Kosten der Städter und Landleute durchfressen muß, könnte sich, selbst wenn es aus Helden bestünde, nicht auf der Höhe halten. Ueber die Verwaltung, die Finanzwirthschaft, die grotesken Gräuel des Palastflügelns ist kein Wort zu sagen. Hat bei uns Niemand daran gedacht? War man so über-

zeugt von der Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit der Türkei, daß man auf diese Grundlage ein politisches System zu bauen wagte?

Das Fundament war morsch und von dem Bau blieben nur Trümmer, die der Feind höhniſch betrachtet. Ein Volk, einen Islam gab es in unserer Rechnung nicht; nur einen Sultan. Der war unser Mann. Den mußten wir unterstützen, wenn er Menschlichkeit und Modernisierung weigerte. Daß Der weich werden und mit dem Aufruhr paktiren könne, hielt Keiner für möglich. Und Keiner hatte die Wucht der jungtürkischen Bewegung ermessen noch den revolutionären Geist des Heeres geahnt. Seit Jahren rühmt ein geschickt hergestellter Kellameapparat die Verdienste des Freiherrn Marschall von Bieberstein. Dieser Botschafter, vernahmen wir immer, kennt die Türkei wie seine Tasche und ist bei den Bettlern so beliebt wie bei den Paschas. Probatum est. Er hat nichts geahnt. Nicht mehr als seine Kollegen Wolff-Metternich und Arco vor dem mandſchurischen Krieg. Und jetzt ist er auf Urlaub. Während der wichtigsten Umwälzung, die das Osmanenreich seit Jahrzehnten erlebt hat. Sir Gerard Lowther, den Grey doch eben erst aus Tanager nach Konstantinopel versetzt hatte, ist sofort an den Bosporus geeilt. Herr von Marschall sitzt noch in Baden. Glaubt, als Mann der Alttürkenpartei, offenbar, daß Herr von Riederlen da unten jetzt mehr nützen könne als Einer, dessen Kalkül als so grundfalsch erwiesen ward. Irrren ist menschlich; darf sich aber nicht gar zu oft wiederholen. Daß die Jungtürken, die uns die Reformfeindschaft nachtragen, so schnell obenauf sein würden, war vielleicht nicht zu erwarten. Daß der Sultan nach den Tagen von Koweit, Algiras, Akaba in dem Deutschen Reich nicht mehr den Hort sehen werde, der ihm die Rettung verbürge, mußte ein Dugendhirm merken. Wer darin geirrt hat, kann durch alle papiernen Künste nicht für ein Diplomatalent ausgegeben werden.

Macht und Entschlossenheit, sie zu brauchen, war stets der stärkste Magnet. Wenn Gladstone den Türken Humanität predigte, Salisbury den Sultan des Massenmordes beschuldigte, kam aus Petersburg der Trost: Laßt sie nur schimpfen; wir sind auch noch da. In der zweiten Juniwoche waren jetzt Eduard und Nikolai, Hardinge und Iswolſkij im revaler Hafen zusammen. Einträchtiglich: der Besiegte und der Arrangeur der Niederlagen von Mukden und der Tsushimastraße; und seit dem Frieden von Portsmouth waren noch nicht drei Jahre verstrichen. Die Moral der Begegnung? Moral? Nachdem Rußland und Britanien sich in Asien verständigt haben, regeln sie nun ihre europäischen Konten. Nachdem Rußland seine zweite Front, die südostasiatische, aufgegeben hat, versucht es wieder auf der alten Stätte zarischer

Erfolge sein Heil. Diesmal mit Englands freudiger Zustimmung. Die Moral für den Türken: Wenn Bär und Walfisch Dich gemeinsam bedrohen, mußt Du Dich in ein Schlupfloch verkriechen, in das Dir für die nächsten Tage wenigsten Keiner folgen kann. Dahin die Hoffnung, durch die Bewilligung der neuen Bagdadbahnstrecke Deutschland zu einer Anstrengung bestimmen zu können, die noch einmal die drei Kaiserreiche gegen den britischen Plan schneller Liquidation eint. Austro-russischer Balkanbund: Das ließ sich ertragen. Anglo-russischer: Nein. Das bedeutet: die Meerengen für Rußland, Saloniki für Oesterreich; Italien will auch abgefunden sein; und England nimmt, was ihm jetzt schon beliebt. Dazu ein meuterndes Heer, leere Staatskassen, Bulgarien ungeduldig und stärker als je gerüstet. Daß Frankreich die Gelegenheit zur Erwerbung Syriens versäumen würde, ist unwahrscheinlich. Eduard hat die alte Knickermethode (die Britanien so verhaßt gemacht hat), für politischen Dienst nichts zu zahlen, als schlauer Geschäftsmann ja aufgegeben. Noch ist er der Stärkste; und keine Aussicht auf einen Concern, der mit ihm fertig werden könnte. Wenn Abd ul Hamid sich nicht von Lowther die Existenzbedingungen vorschreiben lassen will, muß er sich ins Joch der Rebellen ducken „Und frei erklär' ich alle meine Knechte.“ Verfassung, Preßfreiheit, Versammlungrecht; die ganze Leier des Westens ertönt. Und alle Großmächte sind gezwungen, ihren Drang zu zügeln und „in sympathischer Spannung“ (Westminsterpalata) abzuwarten, was am Goldenen Horn werden will.

Macht und die Entschlossenheit, sie muthig zu brauchen, ist der stärkste Magnet. Wir haben in West und Ost zärtlich gegirrt und nirgends Gegenliebe gefunden. Wir haben uns für die Freiheit fremder Völker begeistert und dabei nicht, wie die Briten in solcher Gefühlswallung, Profite eingesäckt. Mit dem von der Oeffentlichen Meinung verwünschten „Barismus“ konnten wir leidlich auskommen; besser jedenfalls als mit einer russischen Demokratie. In Persien ist unser Handel ausgeschaltet, seit der Schah das Parliamentsspiel gestattet hat. In der Türkei haben wir auf die Karte des Sultans gesetzt und hören nun, daß der neue Herr, der in London und Paris lesen und agitiren gelernt hat, die Freundschaft der Westmächte vorzieht. Während der Pause „sympathischer Spannung“ können wir überlegen. Telegramm an Krüger, Riutschou, Stapellauflärm, Reise nach Jerusalem, Bagdadbahn, Khalifenkult: Manches konnte vermieden, Manches, ohne Genie, von Männern schlichten Menschenverstandes besser gemacht werden. Das sehen wir in schmerzender Klarheit, wenn die Folge der Ereignisse in reizloser Nüchternheit dargestellt ist.



Abd ul Hamid.

Den Europäischen Christen ist es fast unmöglich, eine unparteiische und wahre Geschichte des türkischen Reiches zu schreiben. Alle Versuche deutscher, französischer und englischer Historiker sind gescheitert. Der berühmteste unter ihnen, Hammer von Burgstall, schrieb zehn dicke Bände und sammelte eine erstaunliche Masse von Thatsachen an. Er las und sprach Türkisch und kannte die türkische Literatur besser als sonst ein Europäer. Aber trotz allen Sympathien mit der unverkennbaren Größe der türkischen Nation betrachtete er doch die Ereignisse ihrer Geschichte mit den Augen eines Europäers; er konnte nicht in die Seele des Türken eindringen und verstand sie daher nicht. Ich behaupte, daß bis jetzt keine europäische Literatur eine wirklich gute Geschichte des türkischen Volkes besitzt.

Auch kann kein Europäer (auszunehmen ist vielleicht nur Bamberg) behaupten, daß er im Stande sei, eine glaubwürdige, unparteiische, umfassende, ehrliche Charakterstizze vom Sultan Abd ul Hamid zu geben. Er ist ein etwas verwickeltes psychologisches Problem. Es wundert mich nicht, daß er in Europa nicht richtig verstanden und daher allgemein falsch beurtheilt wird. Ich bin nicht so eingebildet, zu glauben, daß ich fähig sein werde, ein vollkommenes Bild von ihm zu geben. Ich war nicht lange genug in Konstantinopel, um ihn gründlich studiren zu können. Aber ich habe es versucht. Jedesmal, wenn ich eine Gelegenheit hatte, mit Seiner Majestät zu sprechen, war hinter dem Diplomaten in mir der spionirende Psychologe verborgen, der mit seinem unsichtbaren Seelenkodat unhörbare Aufnahme machte, wenn ein Geistesblitz Abd ul Hamids Psyche aufdeckte. Ich bin vor den schwachen Punkten seiner Rüstung nicht blind; daß er auch starke Seiten hat, mußte aber Jeder zugeben.

So weit ich urtheilen kann, ist Abd ul Hamid keiner von den großen Herrschern. Seit dem Tode des Suleiman el Kanani (im sechzehnten Jahrhundert) haben die Türken keinen wirklich „großen“ Sultan, aber doch einige ansehnliche Männer an ihrer Spitze gehabt. Solch ein Mann war in den ersten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts Mahmud II. Und ich glaube, daß Sultan Abd ul Hamid nur zu sterben braucht, um (selbst von Westeuropa) als ein außerordentlicher Mensch und als ein Herrscher anerkannt zu werden, der vollkommen würdig war, einen dauernden Platz in der ersten Reihe der besten und tüchtigsten Sultane, die die Türken je gehabt, einzunehmen. Ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen: Wenn Abd ul Hamid bald sterben sollte (Ustafr Allah!), würde Europa sofort erkennen, daß er nicht nur ein guter Türke, sondern in gewissem Sinn auch ein guter Europäer war. Er würde tief betrauert werden, nicht nur von seinem persönlichen Freunde Kaiser Wilhelm und von der königlichen Kunst der Herrscher, zu der er gehörte, sondern selbst von seinen Gegnern in der radikalen Presse Großbritanniens.

Jeder gute Türke würde natürlich entsetzt sein, zu hören, daß man Abd ul Hamid als Europäer betrachtet; und die meisten Europäer (besonders die Engländer) sind zu stolz, um zuzugeben, daß der Osmane zu ihnen gehören könne. Aber die Weltgeschichte wird nicht nach unseren Wünschen oder Vorurtheilen gemacht; noch viel weniger von uns, selbst nicht von denen unter uns, die Artikel für Monatschriften oder Leitartikel für die Tageszeitungen schreiben. Selbst wenn Gladstones Programm der Vertreibung mit „Sack und Pack“ („bag and baggage“) buchstäblich ausgeführt werden sollte und der letzte Türke von der europäischen Küste nach Kleinasien zöge, selbst dann würde empfunden werden (vielleicht mehr als heute), daß die Türken malgré eux et malgré nous zum System der politischen Faktoren Europas gehören. Und zwar nicht nur in Folge der nivellirenden Einflüsse von Eisenbahn, Telegraph, Fernsprecher, Motormagen, Elektrizität und der Wissenschaft, die alle zusammen die Erde verkleinern und den Geist der Brüderlichkeit stärken.

Abd ul Hamid ist einer der Söhne des Sultans Abd ul Medjid. Seine Mutter war eine armenische Schönheit, Abd ul Medjid ein wohlwollender, freigiebiger Mann, ansehnlich, aber physisch nicht sehr stark; geistig gehörte er zu den Mittelmäßigen. Als ich Abd ul Hamid zuerst sah und mit ihm sprach, fühlte ich, daß er der Sohn seiner Mutter sei; daß er den größeren Theil seiner Persönlichkeit von ihr geerbt habe. Die Armenier sind bekanntlich sehr scharfsinnig. Allerdings haben sie im Osten einen schlechten Ruf als ein äußerst selbstsüchtiges, gewissenloses Volk. Man sagt, daß die Juden an Verschmißtheit und Arglist im Vergleich zu den Armeniern unschuldige Säuglinge sind. Ich persönlich glaube nicht, daß Dies irgendwas mit der Rasse zu thun hat; wahrscheinlich ist es das Ergebnis der besonderen Umstände, unter denen sie leben. Man gebe ihnen Freiheit, die Verantwortlichkeit eines sich selbst regierenden Volkes und die Möglichkeit einer höheren Kultur: und die Armenier werden sich als eine edle, muthige und höchst intelligente Rasse erweisen.

In Abd ul Hamid ist eine eigenthümliche Bescheidenheit, Schüchternheit und Zartheit, die ganz weiblich sind. Er sieht stets ernst, fast traurig aus, als ob das Bewußtsein seiner großen Verantwortlichkeit ihn niederdrücke. Er lächelt oft ruhig, fast schwermüthig; aber er lacht niemals laut. Er ist ein Mann mit ästhetischen Neigungen. Er liebt Blumen, schöne Frauen, gute Pferde, liebliche Landschaften; Alles, was schön ist. Er ist ein zärtlicher Vater. Er sorgt dafür, daß das Unterhaltungsbedürfnis der Damen seines Harems durch Genüsse höherer Art, wie Konzerte und Theatervorstellungen, befriedigt wird. Er kann seinen Freunden ein ergebener Freund sein. Der frühere englische Gesandte in Konstantinopel, Sir William White, gewann seine persönliche Freundschaft und bewahrte sie sich bis ans Ende seiner Tage. Dieser kluge Gesandte war nicht immer im Stande, sein Ziel zu erreichen; aber wenn Wil-

Giam White mit seinem Freunde Abd ul Hamid sprach, war die Sache jedesmal für Großbritannien gewonnen. Ich weiß, daß der Sultan sehr liebevolle Erinnerungen an Sir William hegt. Die „Erfolge“ der deutschen Diplomatie in Konstantinopel sind thatsächlich nicht die Erfolge der scheinbar höheren Fähigkeit der deutschen Diplomaten; sie sind einfach die Ergebnisse der innigen persönlichen Anhänglichkeit Abd ul Hamids an Kaiser Wilhelm. Er ehrt mit seiner persönlichen Freundschaft den (gewesenen) österreichisch-ungarischen Gesandten Baron Galice und den spanischen Gesandten Grafen Sagrado. Er hatte stets auch den gebildeten armenischen Patriarchen Ormanian gern.

Ich werde niemals vergessen, mit welchem Pathos er mir bei einer Gelegenheit von dem Bedürfnis seines Herzens sprach, einen Freund bei sich zu haben, zu dem er als Freund sprechen und auf den er rückhaltlos vertrauen könne. Eines Tages, im September 1900, ließ er mich bitten, sofort zu ihm zu kommen. Er empfing mich sehr gnädig; aber ich fand, daß er schwermüthiger als sonst aussehe. Er habe, sprach er, gehört, daß König Milan elend und mit gebrochenem Herzen in Wien lebe, und ihn eingeladen, nach Konstantinopel zu kommen, wo er ihm einen der kaiserlichen Paläste am Bosphorus zur Verfügung stellen wolle. „Da ich weiß, daß König Milan Sie gern hat und Ihnen vertraut“, sagte der Sultan zu mir, „habe ich Sie gerufen, um Sie persönlich zu bitten, durch einen Brief meine Einladung zu unterstützen. Schreiben Sie ihm, daß ich mich sehr glücklich fühlen würde, ihn in meiner Nähe zu haben. Er weiß, daß er meine Sympathie hat und daß seine Freundschaft mir werthvoll ist. Berichten Sie ihm, daß ich, Gott sei Dank, viele gute und treue Diener habe, daß ich mich aber trotzdem oft ganz einsam fühle und mich von ganzem Herzen danach sehne, einen Mann hier zu haben, dem ich als einem ehrlichen und aufrichtigen Freund anvertrauen könnte, was ich auf dem Herzen habe, mit dem ich ungehindert Gedanken austauschen, von dem ich Rathschläge annehmen und mit dem ich Freude und Kummer theilen könnte. Ich fühle im Innersten, daß ich in Milan einen solchen Freund finden würde. Bitten Sie ihn, zu kommen, damit wir als Freunde einander helfen können, die schwere Bürde unseres Geschicks zu tragen.“ Ein Klang von Traurigkeit und Ernst war in seinen Worten und in seinem Benehmen. Ich fühlte, daß er aus tiefer Ueberzeugung und in völliger Aufrichtigkeit spreche.

Da ich hier von Abd ul Hamids freundlichem Gefühl für König Milan spreche, kann ich auch einen Zwischenfall erwähnen, der sehr charakteristisch ist für des Sultans feine Diplomatie und für das völlige Fehlen von Rachsucht in seinem Charakter. Die Geschichte ist mir von Milan selbst erzählt worden.

Auf der Reise nach Jerusalem (nach seiner Abdankung) kam Milan nach Konstantinopel und mußte natürlich in den Dildiz Kiosk gehen, um den Sultan zu besuchen. „Da ich mich“, erzählte er mir, „als Vasall zweimal gegen meinen

Suzerain erhoben und durch unseren Krieg wider den Sultan den russisch-türkischen, der so unheilvoll für die Türken gewesen ist, veranlaßt habe, fühlte ich, daß ich wirklich kein Recht hatte, von Abd ul Hamid einen glänzenden oder gar einen sehr herzlichen Empfang zu erwarten. Außerdem war ich nicht mehr regirender Herrscher, sondern nur ein armer Exkönig, der als bescheidener Wallfahrer nach den Heiligen Stätten pilgerte. All Das machte mich bedenklich wegen des Empfanges, den ich beim Sultan finden würde. Doch welche angenehme Ueberraschung wurde mir! Als ich in Nildiz ankam, wartete der Sultan schon in der Vorhalle, umgeben von allen seinen Großwürdenträgern, Generalen und Stallmeistern in großer Uniform mit ihren Ordensabzeichen. Er trat einen Schritt vor, gab mir die Hand und sagte: „Ich freue mich aufrichtig, heute als meinen Freund den Mann begrüßen zu können, der Serbien die Würde eines Königreiches wiedergegeben hat. Diese Freude ist um so aufrichtiger, als ich aus der Geschichte weiß, wie viel das serbische Volk durch seine Söhne, die osmanische Staatsmänner und Führer türkischer Armeen gewesen sind, zur Macht und zum Ruhm meines Reiches beigetragen haben.“

Was ich besonders an Abd ul Hamid bewundere, ist der sichtbare Wunsch, gerecht zu sein und auch nicht einmal indirekt einem Menschen Unrecht zu thun. Er liebt es, fast jede Frage vom philosophischen Standpunkt aus zu betrachten. Ich kann dafür ein typisches Beispiel geben.

Als Telegramme die feierliche Verlobung König Alexanders von Serbien mit Frau Draga Maschin anzeigten, schickte der Sultan nach mir und bat mich, ihm ein Bild der Braut des Königs mitzubringen. Ich that es. Der Sultan sah die Photographie eine Weile an und sagte dann, daß Frau Draga offenbar eine hübsche Frau sei und schöne Augen habe. „Und doch“, setzte er in seiner ruhigen, ernstesten Weise hinzu, „kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß König Alexander, der mir ein sehr scharfsinniger junger Mann zu sein schien, solche Thorheit machen kann. Gewiß wird der Tag kommen, wo er selbst klar einsieht, daß es Unfinn war.“ Nach einer Pause: „Aber welches Recht haben wir eigentlich, uns zu beklagen? Welches Recht haben wir, auch nur zu kritisiren? Kann ein Mensch seinem Schicksal entgehen? Und ist es billig, zu vergessen, welche unwiderstehliche Macht die Liebe hat? Wo ist der starke Mann, der nicht schwach wird, wenn er allein mit einer Frau ist, die er liebt? Und sind wir nicht Alle manchmal zu Thorheiten bereit? Fragt Liebe je danach, was Euer Rang und Eure Würde ist? Fragt Liebe je danach, was Euer Vater und Eure Mutter dazu sagen? Hört sie jemals auf die Vernunft? Wahrlich, ich glaube nicht, daß wir ein Recht haben, über die Thorheit dieses Jünglings zu lachen. Der arme Alexander ist wohl sehr verliebt in Draga. Alles, was wir thun können, ist, ihm zu wünschen, daß seine Liebe durch wahres, dauerndes Glück gekrönt werde. Ich will ihm meine besten Wünsche

telegraphiren; aber auch Sie müssen ihn wissen lassen, daß ich mich stets freuen werde, von seinem Glück zu hören."

Die philosophische Rede des Sultans über die Macht der Liebe hatte auf mich so tiefen Eindruck gemacht, daß ich sie gleich nach meiner Rückkehr in die Gesandtschaft niederschrieb. Er schien mir niemals in besserem Licht zu stehen als an diesem Tag. Er wußte sicher, was Liebe ist, und er scheint seine eigenen Erfahrungen in philosophische Grundsätze gemünzt zu haben, die ihm riethen, Andere mit billiger Nachsicht zu beurtheilen.

Er ist ein aufrichtig und tief religiöser Mohammedaner und hat alle Tugenden, die der Koran den Gläubigen einzuflößen weiß. Er ist besonnen, bescheiden, mildthätig und ruhig. Das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott läßt ihn zögern, einen Schuldigen streng zu strafen. Sicher hat Leidenschaft ihn niemals fortgerissen. Er übertreibt sogar in seinem Wunsch, jede Angelegenheit von allen Seiten zu betrachten. Er ist langsam, oft viel zu langsam für die nervösen und ungeduldigen Söhne des Westens. Selbst in den Augen der Türken läßt ihn seine Gewissenhaftigkeit, die Mutter des Zögerns, als einen Mann erscheinen, dem Energie fehlt. Aber er ist nicht ohne Thatkraft. Die Neuorganisation der Militärmacht des Osmanenreiches ist ein bedeutendes Werk, das großes Verständniß und große Thatkraft forderte; und es ist wirklich sein eigenes Werk.

Nur ein Mann von starker Initiative und ungewöhnlicher Thatkraft konnte die ganze Regierungsgewalt in seiner Hand vereinigen. Er will nicht nur herrschen: er regirt auch; und bekümmert sich um jede Kleinigkeit. Der Großwesir und die Minister sind in Wahrheit nur die Schreiber des Sultans. Sie kommen, um ihm jedes einzelne Ereigniß zu berichten, wo es sich auch ereignet haben mag, und bitten um seine Befehle. Er weiß Alles oder hat wenigstens den Ehrgeiz, Alles zu wissen. Natürlich brauchte er Agenten, die ihm berichten. Das System hat sich zu einer eigenthümlichen, schlimm wirkenden Detektiveorganisation entwickelt, die der Fluch des Lebens in Konstantinopel zu sein scheint. Abd ul Hamid versucht nicht nur, Alles zu wissen: er hat auch den Ehrgeiz, Alles persönlich zu entscheiden. Kein europäischer Herrscher hat den zehnten Theil der Arbeit zu erledigen, die Abd ul Hamid täglich leistet; jeden europäischen Monarchen hätte sie in wenigen Jahren krank gemacht.

Diese Skizze wäre unvollständig, wenn ich nicht erwähnte, daß Abd ul Hamid, so unheimlich ernst und so empfindlich er für die leiseste Antastung seiner persönlichen Würde ist, doch viel ruhigen Humor in sich hat. Er bemerkt schnell komische Züge an Dingen und Menschen und freut sich ihrer in seiner ruhigen Weise. Sein Himmel ist fast beständig von Wolken bedeckt; von Staatsorgen und persönlicher Schwermuth. Aber von Zeit zu Zeit werden diese Wolken plötzlich von den sonnigen Strahlen eines milden Humors durch-

brochen. Einmal spielte eine italienische Gesellschaft im leeren Hoftheater (im Terrassin Kiosk) die Oper „Robert der Teufel“. Der Sultan nahm den russischen Gesandten Sinowiew, den persischen Gesandten und mich in seine Loge. In der benachbarten Loge waren ein paar Stallmeister des Sultans. Nur in diesen beiden Logen saßen Zuschauer. Abd ul Hamid, als aufrichtiger Verehrer der Musik, hörte dem Gesang der Künstler aufmerksam zu und sprach während dieser Zeit kein Wort mit uns. Aber als Alice nach ihrem schönen Gebet an die Madonna sich ausziehen begann, bevor sie zu Bett ging, und erst ihr Kleid, dann ihr Wiedel, darauf den obersten Unterrock ablegte, wandte sich der Sultan, beunruhigt, an Sinowiew und sagte: „Gewiß kennen Eure Excellenz die Gebräuche der europäischen jungen Damen. Glauben Sie, daß diese junge Künstlerin sich in unserer Gegenwart ganz ausziehen wird?“ „Ich hoffe: nein,“ erwiderte Sinowiew; „aber ich weiß es nicht; Schauspieler und Schauspielerinnen erfüllen gern die Wünsche ihrer Gönner.“ Der Sultan begriff sofort den Sinn der Worte und lachte herzlich.

Die folgende verbürgte Geschichte illustriert noch lebendiger den ruhigen Humor des Sultans. Der Großwesir gab eines Abends ein großes Diner, bei dem mit Abd ul Hamids Erlaubniß mehrere Hofbeamte anwesend waren. Einer von ihnen erstattete am nächsten Tag dem Sultan einen mündlichen Bericht von der Zaubervorstellung eines armen Derwischs, die, der Mahlzeit folgte. „Wollen Sies glauben, Sire? Dieser arme Derwisch verschlang einen silbernen Löffel nach dem anderen. Es war einfach wunderbar!“

„Hast Du gesagt: wunderbar?“ fragte der Sultan ihn. „Ich sehe gar nichts Merkwürdiges in der Thatsache, daß ein armer Derwisch ein paar von des Großwesirs silbernen Löffeln verschlang. Dieses Kunststück ist nichts im Vergleich zu dem, das Hassan Pascha, mein Marineminister, auszuführen pflegte. Er verschlang ganze Panzerschiffe, ohne auch nur seine Gesichtsfarbe einen Augenblick zu ändern.“ Hassan Pascha war berüchtigt wegen der Kühnheit, mit der er Gelder, die für Kriegsschiffe bewilligt waren, für die Bedürfnisse seines Harems verwandte.

Noch eine Geschichte vom Sultan. Er wünschte, ein türkisches Kriegsschiff abzuschicken, um einen englischen Prinzen auf Malta begrüßen zu lassen. Ein Günstling des Hofes wurde mit dieser Aufgabe betraut. Es gelang ihm, sein Schiff erfolgreich aus dem Goldenen Horn herauszubringen; da er aber den europäischen Seefahrten mißtraute, vergeudete er mehrere Wochen im Aegaeischen Meer mit der beständigen Frage, ob es den Ort Malta gebe. Endlich kehrte er nach Stambul mit dem lakonischen Bericht zurück: „Malta Jof!“ („Es giebt kein Malta!“) Der Sultan lachte über diese Frechheit und sagte: „Jetzt endlich verstehe ich, warum die Engländer Cypern haben wollten! Natürlich wünschten sie es, seit Malta verschwunden ist. Malta Jof!“

Noch ein Wort über Abd ul Hamids persönlichen Charakter. Ich weiß, daß viele Leute ihn für einen grausamen Menschen halten und den Anstifter der armenischen Gräueltaten nennen. Ich habe im Charakter des Sultans auch nicht eine Spur von Grausamkeit entdeckt. Doch muß ich bemerken, daß mehrere angesehenere Mitglieder des Diplomatischen Corps, die während dieser Meutereien in Konstantinopel waren, mir erzählt haben, nach ihrem Eindruck sei die Ermordung der Armenier das Werk Abd ul Hamids. Ich erwähne diese Ansicht, kann für ihre Berechtigung aber nicht einstehen. Um einen Menschen der Grausamkeit oder gar des Mordes anzuklagen, müßten wir unzweifelhafte Beweise und sichere Thatfachen haben und nicht nur kühne Vermuthungen.

In letzter Zeit ist Abd ul Hamids Name oft mit der panislamischen Bewegung in Verbindung gebracht worden. Er wird als der Urheber, Anstifter und Führer dieser Bewegung betrachtet. Und da ihre Symptome und Rundgebungen in Egypten einen antibritischen Charakter angenommen haben; so ist dem armen Sultan in der englischen Presse übel mitgespielt worden. Der Panislamismus ist eine höchst wichtige und nach meiner bescheidenen Meinung eine durchaus gesunde Bewegung. Sie birgt große, vielleicht schreckliche Möglichkeiten. Sie ist einstweilen noch in ihrer ersten Phase. In ihrer weiteren Entwicklung kann sie so werden, daß es Pflicht der christlichen Welt werden könnte, sie mit aller Gewalt zu bekämpfen. Vielleicht aber ändern sich ihre Ziele und Zwecke auch so völlig, daß sie die Sympathie aller gerecht denkenden Menschen erringt. Nach meinem Studium der Frage muß ich annehmen, daß die Bewegung außerhalb Konstantinopels und unabhängig vom Sultan ihren Ursprung genommen hat. Der wahre Urheber des Panislamismus ist der große arabische Prophet, der Begründer des Islam. Man findet den Gedanken der geistigen Einheit aller Mohammedaner im Koran. Das Kalifat ist nicht die Erfindung eines modernen Sultans. Es wurde vor Jahrhunderten geschaffen; es ist die Verkörperung der panislamischen Einheit. Die eigene Gleichgültigkeit der Mohammedaner, die Kirchenspaltungen und Sekten unter ihnen hatten es zurückgedrängt. Es blieb verborgen, schlief aber nur. Dem aggressiven Wesen der christlichen Welt gelang schließlich, es aus seinem tiefen Schlaf aufzurütteln. Es klingt paradox, ist aber einfache Wahrheit: der Panislamismus ist von den Christen selbst wiedererweckt und erneuert worden, nicht vom Sultan Abd ul Hamid. Millionen indischer Mohammedaner sind Unterthanen des englischen Kaisers von Indien. Egypten, ein mohammedanisches Land, ist von Großbritannien erobert und besetzt worden. Frankreich hat zwei durchaus islamische Länder genommen und bereitet sich vor, ein drittes zu besetzen: Marokko. Tripolis, auch ein musulmanisches Land, ist von Italien als sein Erbtheil bezeichnet worden. Die Türken werden langsam aus allen europäischen Gebieten hinausgetrieben; fast sieht es aus, als ob ein christlicher Kreuzzug gegen die mohammedanische Welt geführt werden solle. Ist es unter

solchen Umständen überraschend, daß die Mohammedaner der ganzen Erde in Unruhe gerathen und die Nothwendigkeit empfinden, sich zu gemeinsamer Vertheidigung gegen die christlichen Angriffe zu verbünden?

Dazu kommt ein anderer Grund. England bietet in Indien und Egypten, Frankreich in Algier und Tunis jungen Mohammedanern reiche Gelegenheit, zu lernen. Da erwacht denn politisches Bewußtsein in den Menschen, mögen sie nun Christen oder „Gläubige“ sein. In Egypten und Algier findet man die Unzufriedenen nicht in der unwissenden Masse des Volkes, sondern unter den civilisirten und gebildeten Mohammedanern. Sie lernen einsehen, daß die Anhänger des Propheten eine bedeutendere und würdigere Rolle in der Geschichte der Welt spielen könnten, wenn sie (wenigstens geistig) zusammenhielten.

Nun ist Sultan Abd ul Hamid ein tief religiöser Musulman und sicher einer der aufklärtesten unter ihnen. Er muß längst vorbereitet gewesen sein, sich mit ganzem Herzen der panislamischen Bewegung hinzugeben. Hat er als Khalif nicht die Pflicht, alle Mohammedaner um sich zu sammeln, mindestens zu geistiger Vereinigung? Seine Neigung zum Zögern hat ihn vermuthlich gehindert, die Initiative zu ergreifen. Die Bewegung wurde nicht von ihm begonnen, sondern von eigenen Antrieben folgenden natürlichen Kräften. Diese Kräfte suchten sofort einen Mittelpunkt, wenn möglich ein Oberhaupt, das sie führen sollte. Was war natürlicher, als daß sie sich an den Khalifen wandten? Das thaten sie und fanden ihn voll Sympathie mit ihrer Bewegung. „Laufe nicht hinter Deinem Schicksal her“, sagt ein arabisches Sprichwort; „das Schicksal wird schon kommen und Dich finden.“ Abd ul Hamid lief nicht hinter der panislamischen Bewegung her: sie kam zu ihm und fand ihn.

Wenn Europa die wahre Lage richtig verstünde, würde es Abd ul Hamid bitten, sich an die Spitze des Panislamismus zu stellen und ihn durch seine staatsmännischen Fähigkeiten und seinen vermittelnden Charakter zu einer Macht auszubilden, die den christlichen Interessen nicht unbedingt feindlich wäre. Abd ul Hamid vermag klarer als alle lebenden Mohammedaner zu verstehen, daß die beste panislamische Politik die wäre, freundliche Beziehungen zu den christlichen Völkern zu pflegen. Nicht Einer in der ganzen musulmanischen Welt könnte diese schwierige Mission mit besseren Aussichten auf Erfolg unternehmen als Abd ul Hamid. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß des Sultans Freund, Kaiser Wilhelm, mit dem Panislamismus sympathisirt. Wenn es wahr wäre, so wäre es nur ein neuer Beweis dafür, daß der Kaiser nicht nur ein originaler, sondern wirklich ein weitsehender Staatsmann ist. Kein Land der Erde hat so triftige Gründe, die panislamische Bewegung genau zu studiren, wie das britische Weltreich; und deshalb, scheint mir, auch Grund genug, zu prüfen, ob es den Sultan Abd ul Hamid bisher richtig behandelt hat.

Belgrad.

Chedo Mijatovich,
früher Serbischer Gesandter in Konstantinopel.

Veilchen.

I.

Auf grünem Rasen Du, in weißem Kleide,
Den dunklen Strauß von Veilchen in der Hand;
Du kniest in lichter frühlingsmorgenfreude,
Daß überall Dein Aug' die Blumen fand.

Sie glühn in tausend leuchtend blauen Flecken,
Darüber schwebt die klare Sonnenluft —
O könnt' ich Dich mit Blüthen überdecken,
Du holdes Bild von Lenz und Veilchenduft.

II.

Die Veilchen hab' ich in den Korb gethan,
Ich wand sie dann zu Sträußen und Guirlanden
Und heftete dem weißen Kleid sie an —
In leisem Kusse sich die Farben fanden.

Nun noch den blauen Tuff ins dunkle Haar!
So süß ergeben hast Du Das gelitten —
Dann bist Du lächelnd durch der Blumen Schaar
Dahin als Maienkönigin geschritten.

III.

So laß mich heut Dich Violetta nennen,
Du Blumenkind, vom Frühling aufgefüßt;
Im stillen Herzen dunkle Gluthen brennen
Und doch der Blick kaum aufgeschlagen ist.

Nur wenn ich weich die Arme um Dich lege,
Dann kommt es aus den Tiefen dumpf herauf;
Du weißt, daß ich Dich wie ein Kleinod hege —
Und duftend blüht nun Deine Seele auf . . .

IV.

Komm, daß ich Dir die breite Schleife binde,
Die violett und weich von Atlas ist;
Die lila Feder nickt am Hut im Winde,
Und auf der Brust da glüht der Amethyst.

Und ist nun auch die Maienzeit vergangen
Und senkt die Linde schon die Blüthen schwer —
Du schreitest doch, die Jugend auf den Wangen,
Leuchtend und tief wie Veilchen vor mir her.



Peter Hille.

Berlin ist die civilisirteste Stadt der Welt; daran wird es liegen, daß es so wenig Kultur kennt. In Berlin hat das Bequemlichkeitsbedürfniß der Weltstädter sich alles Praktische schon längst nutzbar gemacht. Die Möglichkeiten der Beförderung und Beleuchtung, der Behausung und Ernährung sind fabelhaft; alle Verkehrseinrichtungen funktionieren mit größter Sicherheit in Häusern, Straßen und öffentlichen Anstalten; tabellos ist die Ordnung in allen geschäftlichen, privaten und allgemeinen Beziehungen, aufs Beste pulst die Gleichmäßigkeit in den Verwaltungen wie in den Familien. Auf der anderen Seite: völlige Verständnißlosigkeit gegen Alles, was im funktionellen Getriebe nicht mitrollt, was den praktischen Bedürfnissen, der Bequemlichkeit und dem Nutzen der Gesamtheit nicht dienlich ist; die äußerste Fremdheit gegenüber allem Zwecklosen, allem Eigenleben, aller Kultur.

Der bemerkenswertheste Ausdruck der Kultur ist die Kunst, so weit sie nicht bestellt, dem Unterhaltungs- und Vergnügungsbedürfniß der Menge nicht angepaßt ist, so weit sie um ihrer selbst willen da ist und um des Künstlers willen, der sich in ihr mit der Welt und seiner Zeit auseinandersetzt. Ich möchte sagen: so weit sie lyrisch ist. Der Lyriker als berliner Bürger: schon die Vorstellung ist komisch, ist eine *contradictio in adjecto*. Nein, ein Lyriker — welcher Kunst er immer frönt — kann kein Berliner sein, überhaupt kein Weltstädter und kein Bürger, mag sein Schaffen noch so stark beeinflusst sein von den Eindrücken, die seine Seele aus dem fluthenden Strom der Großstadt aufgesaugt hat. Zeit und Leben, Alles, was um ihn wirkt und quillt, ist dem lyrischen Künstler Mittel und Reiz zum Gestalten; er ist immer Phonograph, Grammophon nur Jenen, die seine Töne hören können, die seine Farben sehen, die seine Schwingen zittern fühlen.

Vor drei Jahren starb ein Lyriker, ein Dichter, der seine Zeit und seine Umgebung, dieses nüchterne, zweckvolle, poesiearme und kulturfremde Berlin tief erlebte und genoß; der dem Instrument, das er aus dem klanglosen Holz seiner Zeit und der salzlosen Luft des Raumes, in den er gestellt war, baute, Weisen entlockte, die zeit- und raumlos sind, golden tönen über dem Athem von Menschen, für die sie nicht erklingen, nicht geformt wurden.

Nur selten vernahmen die Berliner Etwas von Peter Hille. Wenn verehrende Freunde seinen Namen ganz laut in den Weltstadtlärm riefen, dann sah man vergnügt auf den sonderlichen Mann herab, der zerzaust und ein Wenig abgerissen daherging, ein schmutziges Notizbuch in der Hand, in das er fast unaufhörlich schrieb: Gedanken und Einfälle, Stimmungen und Handglossen über Das, was er erblickte, erhörte, ertastete; der jede Seite mit dem Bleistift sechsmal überquerte und sich um die spöttisch Blickenden nicht kümmerte, die von den Schönheiten nichts ahnten, die der Dichter für seinen persönlichen Bedarf aus ihrer Häßlichkeit hob. Und dann sprach man von ihm, als die Nachricht von seinem Tode durch die Blätter ging. Was erfand man nicht für Mordgeschichten, um sein Sterben interessant zu machen! Ermordet sollte er sein und ganz mysteriöse Dinge sollten es veranlaßt haben, daß man ihn eines Tages mit blutendem Kopf ohnmächtig auf der Bank eines berliner Vorort-Bahnhofes auffand. Die guten Leute, die sein Leben nie als ein tiefes, herrliches Geheimniß empfunden hatten, witterten hinter seinem Tode geheimnißvolle, poetisch-gruselige Umstände. Und doch war für Jeden,

der nicht mit des Dichters Sinnen fühlt, sein Tod so nüchtern, so unsagbar nüchtern! Ein fünfzigjähriger Organismus, geschändet von allen Entbehrungen, allen Strapazen materieller Noth, war verbraucht. Auf der Heimfahrt von Berlin nach Schlachtensee, wo ihn Fremde zuletzt versorgten, brach er zusammen, die Lungen versagten, erschleppte sich auf einer Zwischenstation aus dem Zug, fiel und zerschlug sich den Kopf. Man setzte ihn auf eine Bank. Da wurde er gefunden. Man brachte ihn nach Großlichterfelde ins Krankenhaus und dort starb er. Das ist Alles.

Peter Hille ist verhungert, ganz regelrecht verhungert; nicht, wie mancher andere Bettler, durch ein plötzliches Aufhören der Lebenszufuhr, nicht von Heute auf Morgen, sondern im Jahrzehnte langen bitteren Kampf seines schwachen Leibes gegen die Bedürfnisse des Lebens, deren Befriedigung ihm vorenthalten war. Vorenthalten von der Gesellschaft, die ihn umgab, die ihn nicht bemerkt hatte im Getöse der Weltstadt, aber an seinem Grabe nun plärrte: Seht doch, ein Dichter ist tot, ein Dichter! Und die romantische Geschichten wob über sein Ende, die ihr die Schuld an diesem Tod abnehmen sollten.

Soll ich die Leute entschuldigen, die besten Herzens diesem qualvollen Siechthum zusahen? Es liegt mir nicht, zu sagen: sie können nichts dafür! Um so schlimmer! Entschuldbar sind nur die Thaten, die bewußt geschehen, an denen Geist und Hand mitwirken, die gewollt sind und kämpfend verübt werden. Stumpfheit und Blindheit, blödes, verständnißloses Zuschauen ist nie entschuldbar. Der Fluch solchen Handelns an Peter Hille, an seinem besten, seinem reinsten Geist, fällt ohne Gnade, fällt beikühwer auf das deutsche Volk, auf seine „Gebildeten“.

Gewiß: Peter Hille selbst wußte nicht, was ihm Böses geschah. Er litt an besseren Leiden als an denen des Leibes. Er merkte kaum, wie gemein er mißhandelt wurde. Er hat die Qualen, die man ihn dulden ließ, nicht vergolten mit der Verhärtung seiner Seele. Er ging unbeirrt unter den Menschen, die ihm das Brot entzogen, und hob Schönes aus ihren Häßlichkeiten, Schönes, von dem sie selbst nicht wußten. Auch nicht deshalb wird sein Tod zur Anklage, weil er noch viel Wundervolles hätte dichten, uns viele Reichthümer hätte hinterlassen können, sondern, weil er das Leben liebte, selbst unter den Nöthen, die man ihm auflud.

Wie fremd, wie fern war Peter Hille seinen Zeitgenossen! Wie liebte er sie, er, der in ihnen die Menschheit verkörpert sah! Sein tiefstes Erleben lag in anderer Zeit. Im Kern seines Wesens fühlte er sich ins Mittelalter gehörig, in jene herrlichen Tage Michelangelos und Dantes, wo die Kultur eine Heimath, die Kunst eine Stätte hatte. Seine Erscheinung war wie aus einem Märchen, der gütige Weise mit dem lächelnden Kindesauge, dem unschuldigen Knabenkörper, den reinen, weißen streichelnden Händen und dem mächtigen Denkerhaupt mit dem großen Bart. Still und heiter ging er durch lärmende Straßen und glaubte sich in einsamen Gefilden, umgeben von Engeln und Genien.

Seine Kunst war rein und tief. Ganz Dichter, ganz Bildner, schaute er ins eben. Jeder Gedanke formte sich ihm zum Symbol, jeder Satz zum Vers, jede Empfindung zum Reim. Sünde war ihm ein fremdes Wort, Häßlichkeit ein fremder Begriff, Moral ein fremdes Gefühl. Lauter und keusch wie das Quellwasser war in Empfinden, groß und schön die bildhafte Umdeutung seiner Gedanken. Was er sah, dachte, fühlte, formte sich ihm spontan zum greifbaren Wortbild. Es gab nichts Abstraktes für ihn. Jeder Bewegung, jeder Stimmung, jedem Gefühl und dem Genuß gab er Worte von sichtbarer Wesenheit.

Ich will keine langen Proben seiner Kunst geben. Wer sie kennen lernen will, lese seine hinterlassenen Werke.*) Eine kurze Probe nur aus der „Brautseele“:

„Der zweiten Keuschheit
löbliche Müdigkeit ruht
in dem wieder
niedergeschwiegenen Blut,
bis des Lebens innige Anmuth
wieder höhersteigende Kräfte gewinnt
und weiter sich spielt
nach des Lebens lieblicher Weise.“

Ich citire diese Zeilen nicht als letzte Höhe seines dichterischen Könnens; nur als Probe der innigen Keuschheit seines Empfindens und als Beispiel für die tiefe innere Gereimtheit seiner Worte.

Schönheit war Peter Hille Alles; und Schönheit, Dichtung und Leben war ihm Eins. Und doch sah er auch die grausamen Abgründe, an deren Rand man ihn stieß. Und doch kannte auch er Minuten der Bitterkeit, in denen er der Säßlichkeit Worte gab. Wie schmerzlich ist dieser Aphorismus:

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wer nicht arbeitet, soll speisen; wer aber gar nichts thut, darf tafeln.“

Wie übel mußte man diesem Dichter erst mitspielen, ehe er solchen Cas fand. Wie oft stritt ich mit ihm über den Werth der Menschen. *Oi pleïστοι zazoi* —: er wollte es nicht glauben, nicht sehen. Einmal schrieb er mir, als ich wüthend gewesen war, weil ihn Leute in seinem Cabaret verspottet hatten: „Aergere Dich doch nicht über die Bande; lache doch über sie.“ Zu kränken war er nicht.

Vielleicht hat er Recht gehabt. Dem Künstler unserer Zeit, dem Fremden, Leidenden bleiben nur zwei Möglichkeiten, sich abzufinden. Einer kämpft an gegen die Frevel der menschlichen Ordnungen, baut sich ein Ideal der Wirklichkeit, wird Sozialist und Anarchist und hofft auf die Tage, die keinen Hunger mehr kennen werden und keine Noth des Leibes. Er stellt sich bewußt in Gegensatz zur Gesellschaft, verbündet sich den Ausgestoßenen und Benachtheiligten und eint seine Empfindungen zum Gefühl des Hasses gegen Staat und Gesellschaft, in dem Wunsch nach Rache. Der Andere geht, wie Peter Hille, still seines Weges, liebt Leben und Liebe und dichtet Schönheit in die Menschen, die ihn verhungern lassen . . .

Noch ist nicht die Zeit, Anekdoten von Peter Hille zu erzählen. Erst mag die Welt die Augen öffnen für das Vermächtniß, das er hinterlassen hat. Nur eine kurze Episode will ich berichten. Vielleicht wird Mancher mehr darin finden als eine Anekdote. Wir waren zusammen im Lesezimmer der Neuen Gemeinschaft. Peter Hille hatte sein Notizbuch vor sich liegen und den Bleistift in der Hand. Der Kopf lag ihm schwer auf die Brust. Nach langem Schweigen blickte er plötzlich auf, legte die Hand feierlich auf den Tisch und sagte ernst und stark:

„Eben habe ich den Sinn meines Lebens gefunden. Ich bin: also ist Schönheit.“
Erich Mühsam.

*) Peter Hille: Gesammelte Werke, herausgegeben von seinen Freunden. Berlin 1903. Verlag von Schuster & Löffler.

Asiatenhygiene.

**Berschwendung und Hanshalt im erkrankten Nervensystem. Eine natur-
ärztliche Studie über die Nervenpflege der Chinesen und Japaner. Ottomar
Hohmann, Berlin NW. 5. Selbstverlag. Dritte Auflage. 1 Mark.**

Bei der allgemeinen Verbreitung der nervösen Erkrankungen sei es mir auf Grund vieljähriger Erfahrung gestattet, auf die höchst eigenartige Nervenpflege der Chinesen und Japaner aufmerksam zu machen, der diese Völker ihre beneidenswerthen Nerven zu verdanken haben. Schon die erwiesene Thatsache, daß diese ältesten Kulturvölker unseres Erdballs bis heute verstanden haben, eine Degeneration zu vermeiden, regt zum Nachdenken an. Als eine berühmte japanische Schauspielerin hier triumphirend behaupten konnte: „In Japan ist kein Mensch nervös“, hat wohl mancher Vielgequälte den Wunsch gehabt, über die Nervenpflege dieser Völker unterrichtet zu werden. Das große Verdienst, uns das Geheimniß der chinesischen Nervenpflege enthüllt zu haben, gebührt einer Ärztin, die sich einige Jahre im Innern von China aufgehalten und zur Zeit des russisch-japanischen Krieges Gelegenheit hatte, die gewaltige Nervenkraft dieser Völker zu beobachten und über deren eigenartige Nervenpflege zu berichten.

Ueberrascht wird man zunächst von der berichteten Thatsache, daß dort die Medizinheilkunde noch völlig unbekannt sei und daß der Arzt nur dann bezahlt werde, wenn er einem Kranken wirklich geholfen hat. Die Mehrzahl der chinesischen Familien hält einen gut bezahlten Hausarzt, der sogar das doppelte Honorar beansprucht, wenn die Familie im Lauf eines Jahres von Krankheiten verschont bleibt. Instinktiv betrachtet der Chinese den menschlichen Körper als eine elektrische Kraftmaschine und richtet seine ganze Pflege darauf ein (trotzdem das Volk keine Ahnung von Elektrizität hat). Treten in der menschlichen Anlage Störungen ein, die man hier als Nervenleiden bezeichnet, so legen sich die Leute in die Sonne, warten ab, bis die dem Körper innewohnende Naturheilkraft den Schaden ausgebeffert hat, und bedecken dann den Kopf während der Nacht mit einer rohseidenen Nachthaube. Sind Kinder mit Krämpfen behaftet, so legt man auch sie in die Sonne, macht dann rohseidene Umschläge um den Leib, um Hand- und Fußgelenke und bedeckt den Kopf mit Rohseide; meist verschwinden die Krämpfe nach wenigen Wochen.

Was die elektro-magnetischen Wärmestrahlen der Sonne als nervenstärkendes Mittel zu bedeuten haben, ist auch hier bekannt; doch kommt es im Wesentlichen darauf an, wie und unter welchen Verhältnissen man die Sonne anwenden darf, um wirklich Erfolg zu erzielen; es giebt ja Menschen, deren Körper nie von einem Sonnenstrahl getroffen wurde. Die von mir beschriebene Anleitung zum Verhalten vor und nach dem Sonnenbad kann ich jedem Nervenkranken empfehlen.

Auch bei der Bedeckung des Kopfes mit Rohseide haben die Völker Asiens instinktiv in der Nervenpflege das Richtige getroffen. Es ist bekannt, daß an allen Nervenkranken, die durch Selbstmord oder im Irrenhaus geendet oder die an Epilepsie, Hysterie, Krämpfen oder nervösem Kopfschmerz gelitten haben, bei der Sektion entzündete oder entartete Hirnhäute festgestellt wurden. Die Hirnhäute haben den hochwichtigen Zweck, die elektrischen Batterien des Gehirns von der Atmosphäre zu isoliren; sind sie aber chronisch entzündet oder entartet, was durch häufigen

Kopfschmerz angezeigt wird, so entweicht die Nervenkraft in die Luft, ganz besonders aber, wenn der Kopf von Zugluft, als gutem Leiter des elektrischen Stromes, getroffen wird. Dann macht sich im Körper ein Zustand bemerkbar, den man mit „nervös“ bezeichnet; Störungen im gesammten Lebensprozeß sind dann die unvermeidliche Folge. Die Chinesen und Japaner isoliren fortgesetzt während der Nacht die elektrischen Batterien durch Kohseide, was bezweckt, daß die Verschwendung der Nervenkraft nach Möglichkeit aufgehoben, ein normaler Haushalt begünstigt, ganz besonders aber ein ruhiger Schlaf erzielt wird.

In Gelehrtenkreisen streitet man sich noch immer über die Bedeutung des Schlafes. Betrachtet man den Körper im Wesentlichen als elektrische Kraftmaschine, so ist wohl die einzig richtige Ansicht, daß die sehr subtil gearbeiteten Funktionsapparate des Gehirns gereinigt und reparirt werden müssen, um den gestellten Anforderungen genügen zu können. Wie aber jede andere Kraftmaschine nur im Zustande der Ruhe zu reinigen und zu repariren ist, so auch diese. Edison hat gesagt, daß alle Erfindungen, die auf elektrischem Gebiet gemacht werden können, schon im menschlichen Körper vorhanden seien. Der Kopfschmerz ist die Alarmglocke in der maschinellen Anlage, die Glocke, die anzeigt, daß eine Unordnung entstanden, ein Organ bedroht und daß in Ernährung und Pflege des Körpers Fehler gemacht worden sind. Nun giebt es hier zwei Wege, um die so häufig ertönende Alarmglocke zum Schweigen zu bringen. Man geht zum Arzt und läßt sich ein Mittel verschreiben, wodurch der auftretende Kopfschmerz fast augenblicklich beseitigt wird. Der schnelle Erfolg läßt sich auf folgende Weise erklären; sobald man dem Körper ein starkes Gift zuführt, reagirt er automatisch gegen diesen Zerstörer, um ihn schleunigst unschädlich zu machen; hierzu ist aber mehr oder weniger das Zusammenwirken der ganzen maschinellen Anlage nöthig, wodurch ein augenblicklicher Ausgleich in den Apparaten und ein Schweigen der Alarmglocke erzielt wird. Der Schaden an den Funktionsapparaten bleibt nun aber, gerade bei häufiger Wiederholung dieses Verfahrens, bestehen, verschlimmert sich noch; und so läßt sich erklären, daß alle Personen, die an chronischer Erkrankung edler Organe zu leiden haben, längere Zeit mit Kopfschmerz zu kämpfen hatten. Als das Antipyrin erfunden war und in der medizinischen und Tagespresse als ein ganz unschuldiges Mittel gegen Kopfschmerz ohne jede üble Nachwirkung angepriesen wurde, war der Verbrauch riesengroß. Besonders waren es die Studenten, die den Kopfschmerz nach reichlichem Biergenuß auf so bequeme Art beseitigten, um sich gleich wieder den Bierfreuden hingeben zu können. Die nach diesem Mittel nicht selten eintretenden Todesfälle, Tobsucht und Gehirn lähmung ließen bald jedoch erkennen, daß man nur einen sehr bescheidenen Gebrauch davon machen durfte.

Der zweite Weg, um die Alarmglocke zum Schweigen zu bringen, besteht in der Erwägung, welche Fehler man in Ernährung und Pflege des Körpers zu vermeiden habe, um der Naturheilskraft die Möglichkeit zu geben, die bestehenden Schäden auszugleichen. Ein solches Verfahren nennt man Naturheilkunde. Lei muß gesagt werden, daß auch in dieser Beziehung viel gesündigt ist. Besonders sind die kalten Wasserplantschereien auf die Dauer eine gefährliche Sache; dadu wird eine viel zu starke Erregung des Gehirns bewirkt. Dann entsteht eine zu starke Entstrahlung der Nervenkraft, da das Wasser einen guten Leiter für den elektrischen Strom bildet, was sich nach kurzer Anregung dann durch ungemeine Nat

keit im Körper bemerkbar macht, und eine Heilung ist meist unmöglich. Die sehr in Mode gekommene elektrische Behandlung muß auch in den meisten Fällen versagen, weil die defekten Funktionapparate des Gehirns den starken Strom nicht aushalten und noch mehr gereizt werden; nach vorübergehender Besserung ist meist eine erhebliche Verschlimmerung zu erwarten. Die Chinesen und Japaner betrachten nur die Wärme als das allein richtige Prinzip, um die Naturheilkraft zu unterstützen; sie wenden daher sehr warme Bäder ohne kühle Nachspülung an, vermeiden die Seife, während man bei uns allgemein glaubt, das Bad sei erst vortheilhaft, wenn von Seife der ausgiebigste Gebrauch gemacht wird. Doch ist zu bedenken, daß man durch Seife der Haut die natürlichen Isolirmittel, Fett und Wachs, entzieht, welche die feinsten Peripherienerven von der Atmosphäre abschließen sollen; die dadurch entstehende Störung bezeichnet man als Erkältung.

Auch das Fieber betrachten instinktiv die nervenstarken Völker als eine hochwertige und vortheilhafte Erscheinung, welche die Heilung eines Leidens beschleunigt und die Herstellung der Ordnung in der maschinellen Anlage begünstigt. Uns lehrt dagegen die medizinische Wissenschaft: Das Fieber ist eine krankhafte Erscheinung, die unter allen Umständen bekämpft werden muß. In einem Reklame-Artikel, der kürzlich durch die Tagespresse ging, wurde Chinin als die Königin unter den Medikamenten bezeichnet; vom Standpunkte der Naturgesetze, denen der menschliche Körper unterworfen ist, wäre die Bezeichnung: „Ein ganz besonders gefährlicher Kurpfuscher“ der allein richtige Titel.

In ausführlicher Darstellung habe ich gezeigt, daß die chinesische Auffassung der Bedeutung des Fiebers dem natürlichen Zweck entspricht und daß die allgemeine Nervosität und die chronischen Krankheiten hauptsächlich als Folge der modernen Fieberbehandlung akuter Krankheiten zu gelten haben. Bei allen Schäden, die im Organismus entstehen, hat der Körper eine hohe Temperatur dringend nöthig, um chemische Prozesse einzuleiten, welche die normale Heilung ermöglichen: und Das wird durch Chinin verhindert. Ein Arzt, der einem Kranken ein Fiebermittel verschreibt, gleicht einem Feldherrn, der über eine gut bewaffnete Truppe verfügt und beim Angriff des Feindes den Befehl giebt, die Waffen wegzzuwerfen und nur mit den Fäusten den gut bewaffneten Feind zu bekämpfen.

Gehen wir zur Ernährung über, die für die Pflege der Nerven von ausschlaggebender Bedeutung ist, so sind die Chinesen auch in dieser Beziehung Meister der Hygiene; besonders die langen Pausen zwischen den Mahlzeiten lassen den Verdauungsorganen und besonders den Verdauungcentren im Gehirn die nöthige Ruhe zur Erholung, so daß nur selten eine Unordnung entstehen kann. Dann bevorzugt der Chinese den Reis als Basis der Ernährung, wodurch der Magensaft nicht sauer, sondern alkalisch reagirt; auch verbrennt diese feinnige Frucht fast geruchlos im Verdauungsapparat; mit einer Handvoll Reis täglich leistet der chinesische Kuli das Dreifache normaler Arbeit. Bei uns betrachtet man Fleisch und Gemüse als Basis der Ernährung; besonders glaubt man, im Gemüse das gesundeste Nahrungsmittel zu besitzen, während genau das Gegentheil wahr ist. Das wird die Leber fast komisch anmuthen, denn jeder Professor, Arzt oder Naturheilkundige empfiehlt den Nervenkranken immer und immer wieder Gemüse. Bei der heutigen intensiven Landwirthschaft wird übermäßig Dünger angewandt, um hohe Erträge zu erzielen. Die Gemüsepflanze nimmt die Dungstoffe fast unverändert auf, denn

beim Kochen macht sich ein Duft bemerkbar, der anzeigt, daß sich die Stoffe erst kürzlich in den Darm- und Harnwegen von Thieren und Menschen befunden haben. Kein Thier würde Etwas genießen, das nach den eigenen Excrementen riecht; aber hier zeigt sich so recht die Instinkt-Entartung der Wissenschaft und des modernen Kulturmenschen. Es handelt sich um die furchtbarsten Selbstgifte, die den Nervenapparaten eine enorme Arbeit aufbürden, um sie unschädlich zu machen. Dieser fortgesetzte Kreislauf der menschlichen Excrete gehört zu den Hauptursachen für die enorme Zunahme der Blinddarm-Entzündung, der Krebskrankheiten und der Tuberkulose. Ich habe in unzähligen Fällen die überraschende Thatsache festgestellt, daß die Nervosität ganzer Familien gehoben war, nachdem sie die Gemüse streng gemieden hatten und dafür Mehl- und Reisspeisen in Butter und mit geschmorten Früchten bevorzugten. Auch bössartige Flechten verschwanden danach. Wenn man bedenkt, daß bei allen Nervenkranken die Hirnhäute chronisch entzündet sind, so ist die bisherige Unheilbarkeit der nervösen Leiden leicht zu begreifen.

Sind Gemüse auf ungedüngtem Boden gezcüchtet, so entwickelt sich beim Kochen ein aromatischer, lieblicher Duft, der dem Geruchssinn anzeigt, daß es sich um Stoffe handelt, die dem menschlichen Körper nicht nachtheilig sein können. Die Vorschriften über den Anbau von Gemüse müßten gesetzlich bestimmt sein. Ich habe die Wirkung der verschiedenen Ernährungarten auf nervenschwache Körper beleuchtet. Seit dem Erscheinen meiner Schrift besucht mich ein internationales Publikum, das China und Japan aus eigener Anschauung kennt, und je mehr ich dadurch mit den Sitten und Gebräuchen dieser Völker vertraut werde, um so mehr habe ich die Ueberzeugung, daß diese Völker ihre beneidenswerthen Nerven nicht der Eigenart ihrer Rasse, sondern der allein richtigen Nervenpflege zu danken haben. Das instinktive Empfinden der Chinesen deckt sich genau mit dem instinktiven Empfinden nervenkranker Kinder über Pflege und Ernährung: Das ist wohl der beste Beweis. Der Chinese wendet sich bei Störungen gleich an den Chef-Ingenieur, welcher die Kraftmaschine gebaut hat und in allen Theilen genau kennt: an die Natur. Wir aber wenden uns bei Störungen an einen Arbeiter, der nur eine ganz oberflächliche Ahnung von der Konstruktion der Maschine hat. In der arzeneilosen Behandlung der Krankheiten ist der Chinese Meister; und wenn europäische Schulärzte die Thatsache feststellten, daß von 29 000 Kindern 20 000 mit chronischen Krankheiten behaftet sind, so ist die Zeit zur Einführung der arzeneilosen Heilweise gekommen, als deren vornehmster deutscher Vertreter Schweninger zu nennen ist. Man hat bei der Beurtheilung dieser kranken Kinder zu erwägen, daß sie hysterisch veranlagt sind; wie jede wurmstichige Frucht vorzeitig reift und abfällt, so sind auch diese Kinder mehr oder weniger als absterbende Generation zu bezeichnen. Das Centrum des Zeugungsapparates, das im Hinterkopf liegt, ist bei Kindern nervöser Eltern meist schon von der Geburt an in die maschinelle Anlage der Gehirncentren eingefügt, erhält elektrischen Strom und vergrößert sich abnorm, wodurch die gesammte Anlage gestört wird. So veranlagte Kinder schlafen sehr unruhig, schrecken im Schlaf auf, schreien viel und werden meist als eigenständig bezeichnet. Die Natur sucht diesen Defekt auszugleichen und erzeugt zu dem Zweck die verschiedensten Kinderkrankheiten, die vom Fieber begleitet sind. Durch das Fieber wird das Centrum ausgerangirt, die bis dahin gestörten Centren formiren sich und selbst am Kopf ist zu beobachten, daß er eine andere Form annimmt. Alle Bitterstoffe, wie Chinin und Blausäure, wirken direkt erregend auf das Centrum des Zeugungsapparates.

Reichsversicherungsmonopol.

Das endlose Gerede über die Reichsfinanzreform reizt nachgerade zum Spott. Leute, die an der unbequemen Gewohnheit, eigene Gedanken zu haben, festhalten, fragen: „Wie ist es möglich, daß man in einem Staatengebilde vom Ansehen des Deutschen Reiches Tag vor Tag sich den Kopf darüber zerbricht, aus welchen Quellen lumpige 400 oder 500 Millionen für den Mehrbedarf geschöpft werden können!“ Als ob das deutsche Volk völlig ausgepowert sei und bis über den Hals in Steuern stecke. Bei dem vergnüglichen Suchen nach goldenen Eiern werden die verborgensten Winkel durchforscht und der eifrige Blick entdeckt manchmal ein Ei, das schon lange gelegt, aber nicht ausgebrütet worden ist. Schnell wird es nun ans Tageslicht befördert, eifrig beschmüffelt und auf seine Tauglichkeit zu verspäteten Brutversuchen geprüft. Ein neuer Fund dieser Art ist jetzt gemacht. Das Reich, so rath man ihm, soll sich ein Versicherungsmonopol für Leben, Feuer, Unfall (die wichtigsten direkten Versicherungen) schaffen; mit den reichen Vermögensbeständen der privaten Versicherungsunternehmen ist's dann aus aller Noth. Der nicht ganz unbekannt Nationalökonom Adolph Wagner hat schon vor einem Menschenalter diesen Vorschlag gemacht; ihn dann aber wieder aufgegeben. Er zeigte, daß ein staatliches Versicherungsmonopol in der Theorie ziemlich einfach aussehe, daß aber die praktische Durchführung des Gedankens nicht leicht sein werde. Funkeknagelneu ist die Idee also nicht; und wir werden sehen, daß aus dem alten Ei kein Hühnchen schlüpfen kann. Welche Vortheile verspricht man sich nun heute von einem Versicherungsmonopol? Der Pfadfinder, dessen Entdeckung in großen Tageszeitungen besprochen wird, sagt: Das Reich bekommt ohne nennenswerthen Aufwand ein „von vorn herein gut rentirendes Unternehmen, das ihm über 6½ Milliarden flüssige oder in absehbarer Zeit flüssig zu machende Mittel in die Hand gäbe.“ Zunächst ist die Summe von 6½ Milliarden nicht richtig. Die gesammten deutschen Privatversicherungsgesellschaften hatten Ende 1907 ein Aktivvermögen von 5,39 Milliarden; da nun aber für eine Monopolisirung der Versicherung die internationalen Theile, wie Rück- und Transportversicherung, überhaupt nicht in Betracht kämen, sondern nur Leben, Feuer und Unfall, so bleiben von den 6½ Milliarden nur 4¾ Milliarden übrig. Diese Ungenauigkeit mag hingehen; eben so die Eleganz, mit der sich der Versicherungsmessias über den Unterschied von Aktiengesellschaften und Gesellschaften auf Gegenseitigkeit hinwegsetzt. Man wird mit dem Projekt auch fertig, ohne sich auf solche Details einzulassen. Beschränken wir uns, der Einfachheit halber, nur auf die Lebensversicherung, die ja besonders eng mit der wirthschaftlichen Entwicklung im Großen und bei der einzelnen Person verwachsen ist. Die deutschen Lebensversicherungsanstalten hatten am Ende des Jahres 1907 ein Gesamtvermögen von 4,23 Milliarden, das sich aus den folgenden Posten zusammensetzte: Bankeinlagen, Kasse und Zinsenvorträge 40,43 Millionen; Grundbesitz (ohne Belastung) 82,70 Millionen; Werthpapiere 104,30 Millionen; Hypotheken 3,53 Milliarden; Darlehen auf Policen 282,59 Millionen. Der wichtigste Vermögensbestandtheil sind Hypotheken, die man doch gewiß nicht als „flüssige Mittel“ bezeichnen kann. Die 3½ Milliarden könnten erst im Lauf der Jahre flüssig gemacht werden, je nach dem Verfall der Beleihungen. Darauf müßte die Reichskasse warten. Wenn nun die hypothekarischen Darlehen der Versicherungsgesell

schaften, die 10 Prozent der Gesamtbeleihungen des deutschen Bodens überhaupt ausmachen, wegfallen, so werden in erster Linie die Hypothekenbanken die ihrer ursprünglichen Kreditgeber beraubten Objekte an sich zu ziehen suchen. Je mehr Hypotheken, desto mehr Pfandbriefe; denn ohne den Verkauf von Obligationen giebt's kein Geld für Beleihungen. Eine starke Zunahme des Umlaufs von Schuldverschreibungen der Hypothekenbanken würde aber den deutschen Reichs- und Staatsanleihen eine nicht unbedenkliche Konkurrenz machen. Diese Entwicklung ist sicher nicht zu ersehnen. Die Erwerbung eines so großen Hypothekenbestandes, wie ihn das Vermögen der Versicherungsgesellschaften aufweist, läßt die von den Herren Monopolisten gerühmten Vortheile gar sehr vermessen. Nicht viel anders ist es mit den zu übernehmenden Werthpapieren. Das sind in der überwiegenden Mehrzahl gerade solche Effekten, die das Reich in gewöhnlichen Zeiten auch schon schwer genug loswerden kann: Reichs- und Staatsanleihen. Der Posten „Werthpapiere“ ist also kaum zu den „leicht realisirbaren“ Vermögensstücken zu zählen. Beim Grundbesitz ist ohne Erläuterung klar. Bleiben die (verhältnißmäßig geringen) Bankguthaben und die Darlehen auf Policen. Was soll das Reich mit ihnen anfangen? Die Beleihung der Policen ist im Versicherungsgeschäft ziemlich wichtig. Das zeigt die jährliche Zunahme der auf solche Weise gewährten Darlehen. In Betracht kommt dafür nur die Lebensversicherung. Die auf Policen gezahlten Beträge werden entweder allmählich wieder an die Gesellschaften zurückgegeben oder sie werden nicht getilgt und dann später von der Versicherungssumme abgezogen. Jedenfalls gehört diese Position nicht zu den „flüssigen Mitteln“. Dabei ist die Schwierigkeit nicht zu vergessen, die dem Reich aus der von den Versicherungsgesellschaften eingeführten Beleihung der Policen auch sonst entstehen würde. Ohne solche Konzessionen an die Versicherten ist das Geschäft erschwert; die weitere Durchführung aber zwänge das Reich, die überlieferten Grundsätze strengster Regularität in dem großen bureaukratischen Organismus aufzugeben. Schon dieser eine Umstand, der zunächst vielleicht gar nicht der Beachtung werth scheint, zeigt, wie schwierig die Sache ist. Das Subtraktionsexempel, das sich aus der Charakterisirung der verschiedenen Vermögensposten ergibt, liefert ein den Monopolisten ungünstiges Resultat: von den 4,23 Milliarden bleiben nämlich nur 40,43 Millionen übrig, die als wirklich „flüssige Mittel“ gelten können. Und darum Räuber und Mörder! Denn nicht viel besser als ein Raub wäre die Art, wie sich das Reich des Vermögens der Versicherungsgesellschaften bemächtigen soll. Durch eine „Entschädigung der Aktionäre“ soll der Uebergang der Aktiva der Versicherungsinstitute an die Reichskasse ermöglicht werden. So einfach, wie sie die Monopolisten sich vorstellen, ist die Sache denn doch nicht. Mit 300 Millionen Mark würde der Scherz nicht bezahlt sein. Die meisten Versicherungaktien stehen hoch im Kurs; und man müßte die Expropriation schon so weit treiben, daß man sich überhaupt nicht um die Kurswerthe bekümmert, um mit 300 Millionen auszukommen. Die Aktie der berliner Victoria kostet jetzt 7625 Mark; für die eingezahlten 1,20 Millionen wären also rund 15 Millionen zu zahlen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei anderen Versicherungsgesellschaften. Für die „Entschädigung“ wäre ungefähr der zwölffache Betrag des eingezahlten Aktienkapitals nöthig. Das würde bei der Lebensversicherung allein schon rund 500 Millionen ausmachen. Und das Aktienkapital der Versicherungsgesellschaften dient nur als Sicherheitsfonds für den Fall, daß nach dem Eintritt außergewöhnlicher Schäden die Prämieinnahmen zur Deckung der

Unkosten nicht mehr ausreichen. Dann wird das Aktienkapital herangezogen. Da es nicht werbend thätig ist, pflegt man nur einen Bruchtheil der Gesamtsumme einzuzahlen. Wenn das im Verhältnis zum Vermögen der Versicherungsgesellschaften geringe Aktienkapital die Grundlage für eine Entschädigung bilden soll, ist das Geschäft, das man dem Reich vorschlägt, schließlich nur eine gewaltsame Enteignung privaten Besitzes. Daran mag höchstens Herr Bebel Freude haben; nicht ungemischte.

Und der Nutzen fürs Reich? Ist die schwerfällige Maschine eines bureaukratischen Staatsbetriebes überhaupt für das Versicherungsgeschäft geeignet? Man kann ein Tabak- und Brauntweinmonopol erfolgreich durchführen, weil diese Produkte auch ohne besondere Propaganda Absatz finden. Rauchen und Trinken wird man immer; daran kann also Reich und Staat sicher Geld verdienen. Aber ein Versicherungsmopol? Da giebt's keine Passionen; im Gegentheil: die menschliche Leidenschaft ist durchaus gegen die Versicherung. Der Mensch opfert nicht gern Etwas von den Annehmlichkeiten des Lebens, um für Zeiten zu sorgen, die nach ihm kommen; es gehört eine gewisse Selbstüberwindung dazu, sich von der Nothwendigkeit der Versicherung zu überzeugen. Meist muß Ueberredung nachhelfen: deshalb beruht der Erfolg des Versicherungsgeschäftes auf der Thätigkeit der Acquisiteurs. Die Acquisition ist unter den nothwendigen Aufwendungen der Versicherungsanstalten die wichtigste. Schon an dieser Thatsache würde ein Reichsmopol scheitern. Soll das Reich als Acquisiteur auftreten? Sollen kaiserliche Beamte als Versicherungsagenten fungiren? Der Erwerb neuer Versicherungen bliebe allenfalls auf eine schriftliche Bearbeitung des Publikums beschränkt; und bisher hat sich nur die mündliche Propaganda als wirksam erwiesen. Ein vermindertes Zuwachs an zu Versicherenden bedeutet aber den Tod des Versicherungsgeschäftes. Bei der Lebensversicherung beruht die ganze Rentabilität darauf, daß mehr Leute hinzukommen als sterben. Je geringer die Sterblichkeit, desto größer der Gewinn. Bei allen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften betrug der Zuwachs im Jahr 1907 650,30 Millionen bei einem Versicherungsbestand von 11,38 Milliarden. Ausgezahlt wurden an die Versicherten 278 Millionen. Der einmal Versicherte ist für die Gesellschaft ein von Jahr zu Jahr zunehmender Mistkopost; und für diese Zunahme des Mistkopostes muß durch möglichst viele neue Versicherungsabschlüsse ein Ausgleich gefunden werden. Wenn nun unter dem Reichsmopol der Zugang nachläßt? Die Menschen können schließlich, wenns sein muß, ohne Versicherungen existiren. Ihre Existenz wird durch den Wegfall des Rückhaltes, den die Versicherung bietet, unsicherer; aber die Wenigsten machen sich darum Kopfschmerzen und Mancher denkt: Nach mir die Sintfluth! Die Reichsstaatskasse muß, wenn die Prämieeneinnahmen nicht mehr ausreichen, auf die Reserven zurückgreifen. Nun hat aber das Reich keine Reserven, weil es die als Rücklagen dienenden Vermögensbestandtheile der Versicherungsgesellschaften sich ja zu anderen Zwecken aneignen soll. Zum Bau von Kriegsschiffen oder zu nützlichen Dingen ähnlicher Art. Die Vertreter des Monopolgedankens meinen freilich, das Reich brauche keine Prämien- und Schadenreserven, weil es in sich selbst die beste Bürgschaft für die Sicherheit des von ihm betriebenen Versicherungsunternehmens biete. Das ist richtig. In dem Augenblick aber, wo die Reserven zur Zahlung von fälligen Versicherungen herangezogen werden müssen, hört die Bedeutung des Reiches als solches auf. Da muß eben gepfiffen werden; und wo nichts ist, haben bekanntlich Kaiser und Reich den Kredit verloren. Des Schreckens letztes Ende

würde die Heranholung der Steuerzahler sein. Die müßten für die vom Reich aus seinem Versicherungsmonopol zu zahlenden Beträge aufkommen, wenn andere Möglichkeiten zur Deckung dieser Schulden nicht mehr zu finden wären; hätten also für die Wohlthat der Versicherung noch extra ein hübsches Stümmchen zu zahlen.

Das Reich würde als Versicherungsunternehmer keinen Erfolg haben. Durch das Monopol würde die Konkurrenz ausgeschaltet; und der Staat arbeitet ohnehin schon viel theurer als der private Geschäftsmann. Was soll ferner mit dem Heer der Beamten und Angestellten geschehen, die von den Versicherungsgesellschaften beschäftigt werden? Will man sie einfach auf die Straße setzen und so die Proletarierbataillone noch vergrößern? Oder sie alle zu kaiserlichen Beamten mit Pensionberechtigung machen? Auf geschultes und eingearbeitetes Personal wäre das Reich angewiesen; deshalb müßte es wohl sehen, irgendwie mit dem vorhandenen Beamtenmaterial sich abzufinden. Das wäre, aus den verschiedensten Gründen, keine ganz leichte Aufgabe. *Rebus sic stantibus* ist es wirklich schwer, die Vortheile solches Monopols zu entdecken. Mit den 5 bis 6 Milliarden „flüssiger Mittel“ ist es nichts; und die Aussichten einer erfolgreichen Arbeit im Versicherungsfach sind gering. Blieben also nur die Lasten, für die schließlich das Publikum aufzukommen hätte. Dem würde das Monopol eben so wenig Vortheil bringen wie dem Reich; denn von dem Nutzen der Versicherung würde bald Niemand mehr hören. Sie würde allmählich zu einer historischen Institution versteinern. Nach und nach würde die schädliche Rückwirkung auf die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse fühlbar werden. Den Mangel an Sicherheit der Existenz, den die erste Generation nicht empfindet, spürt die zweite um so unangenehmer. Die Tendenz unserer sozial empfindsamen Zeit ist für gemehrte, nicht für geminderte Versicherung des Individuums, das dadurch auf seine Art für die Gattung, für die künftigen Bewohner des Gesellschaftsbaues vorsorgt. Diese großen Interessen müßten nun für dreißig Silberlinge (die noch dazu nur zum Theil vielleicht am Ende wirklich als Einnahme zu buchen sind) preisgegeben werden. Und die Frage der Sicherheit? Das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung sorgt ausreichend dafür, daß kein Versicherter im Deutschen Reich sich sein Päckchen täglicher Kümmernisse mit unerquicklichen Gedanken über die „Bonität“ seiner Versicherungsanstalt belasten muß. Wer aber durch alle angeführten Gründe noch nicht überzeugt ist, Der blicke nach England, der Geburtsstätte des Versicherungsbetriebes, und suche dort nach Erfolgen der staatlichen Versicherung. Die giebt es nämlich in England sowohl wie in Frankreich; sie führt aber hier wie dort ein höchst kümmerliches Dasein, weil kein Mensch Etwas von ihr wissen will. Wer sich zu versichern wünscht, geht zu einem privaten Unternehmen und läßt die staatliche Anstalt links liegen. In England giebt es eine Unzahl kleiner Versicherungsinstitute, die alle gedeihen. Das Staatsinstitut macht ihnen keine irgendwie ernsthafte Konkurrenz. Der Engländer hat sich also mit Entschiedenheit für die private Versicherung und gegen den Staatsbetrieb erklärt; und dem Deutschen, dem die Vortheile des Versicherungswesens noch lange nicht so tief in Fleisch und Blut übergegangen sind wie dem Engländer, will man ein Reichsmonopol auferlegen? Profit die Wahlzeit! Aber warum dann bei der Versicherung Halt machen? Zur Beschaffung „liquider Mittel“ führt die Expropriation des privaten Grundbesitzes auf geraderem Weg als die Enteignung der Versicherungsgesellschaften. Man werfe die Hauseigentümer hinaus, finde sie mit einer kleinen Rente ab und suche dann die Grundstücke zu Geld zu machen. *La bon.*

Berlin, den 29. August 1908.

Krisis.

Als im Mildiz die Niederlage der scherifischen Mahalla gemeldet war, mag Abd ul Hamid lächelnd geseufzt haben: „Other men have ill luck too!“ Ob der stambuler Brand, der Tausende um ihr Obdach gebracht hat, die Musulmanen schon erkennen lehrt, wie gut der unumschränkt waltende Großherrnwille sie schirmte, ist immerhin ungewiß; vielleicht meinen sie, daß die Lenzeifer konstitutionellen Lebens auch ohne die Freilassung des Höhlengefindels möglich war. Eubals Trost erhebt noch die trübste Stunde. Andere Leute haben auch Unglück. Dieser Abd ul Aziz, der, wo er sich als starken Mann zeigen mußte, ein schwächliches Kind schien, war gerade gegen den Großherrsinn einmal fest geworden. Zwei Jahre und ein halbes ist's her. In Algiras wurde um die Hafenpolizei und um die Pauf gestritten. Da schrieb Abd ul Hamid (nicht freiwillig, sagen die Franzosen, sondern, weil er vom Vorkämpfer des Deutschen Kaisers gebeten war) an Abd ul Aziz; rieth ihm, die Vorschläge Deutschlands, das dem Islam so freundlich gesinnt sei, zu unterstützen. Der Brief, den ein Bote des Gesandten Rosen nach Fez befördert haben soll, ärgerte den Franzosenfreund Ben Sliman, der das internationale Geschäft des Scherifenreiches zu leiten hatte; und er ließ Abd ul Aziz antworten, Marokko habe mit dem Osmanensultan gar nichts zu thun und müsse dessen Einwirkungversuch ablehnen. Jetzt bereut der Schwächling wohl den Entschluß zur Schroffheit. Am Ende muß er in einer vom Khalifen beherrschten Provinz Unterkunft suchen. Muley Hafid wird nicht so thöricht sein, dem Bruder Vorschwörungsmöglichkeiten zu lassen. Auch er freilich den Padi'schah nicht als Oberhaupt anerkennen; als Herrn stolzer Araber und Berbern nie einen Türken. Von dem Mann, der im Maghreb nun als Sultan endlich der Herrschaft

sicher scheint, weiß der Osten nicht viel mehr als der Westen. Die Französische Republik hatte mit ihm nicht gerechnet. Erst im dritten Gelbbuch über die Affaires du Maroc taucht sein Name auf. Am vierten Mai 1907 meldet Herr Regnault, Frankreichs Vertreter in Tanger, dem Minister Pichon: „Unsere Agenten in Mazagan und Casablanca haben aus Marrakesh die Nachricht erhalten, daß Muley Hafid von den Nachbarstämmen zum Sultan ausgerufen worden sei, seine Entscheidung aber noch aufgeschoben habe.“ (Marrakesh al Hamrah ist die zweite Hauptstadt, die der Europäer, wie den ganzen scherrischen Machtbereich, Marokko nennt.) Zwei Tage danach: „Das Gerücht, Muley Hafid sei in Marrakesh zum Sultan ernannt worden, ist bis heute nicht bestätigt; vielleicht ist es dadurch entstanden, daß einzelne Stämme gemeinsam an Muley Hafid geschrieben haben. In diesem Schreiben erklären sie: Abd ul Aziz wird von uns nicht mehr als Souverain anerkannt; die Einsetzung des neuen Gouverneurs von Marrakesh und die Verfolgung der Männer, die den Doktor Mauchamp getötet haben, werden wir mit Gewalt hindern; alle Franzosen müssen aus Marrakesh vertrieben werden. Die Sache könnte ernst werden, wenn, wie von verschiedenen Seiten behauptet wird, auch nur der ziemlich starke Stamm der Rahamna sich zur Rebellion entschliesse. Seit der Sultan 1901 nach Marrakesh ging, hat dieser Stamm stets die Steuer geweigert; für Pferde und Waffen hat er vorgesorgt.“ Wieder zwei Tage später: „Die Rahamna haben Muley Hafid angezeigt, daß sie Marrakesh besetzen wollen; sie fordern die Zurückziehung der Wachen, die Freilassung der Gefangenen, die Verjagung aller Franzosen, denen eine Frist von zwei Wochen zur Erledigung ihrer Angelegenheiten gelassen werden soll. Die Europäer schicken ihre Frauen und Kinder fort. Muley Hafid soll sich verpflichtet haben, die Wachtposten zurückzuziehen und die Gefangenen freizulassen; die Vertreibung der Franzosen möchte er noch vertagen. Die Situation ist also ernst.“ Ben Eliman findet den Gegensultan noch nicht der Erwähnung werth. Doch die Absicht, in Marrakesh einen neuen Gouverneur einzusetzen, erweist sich, trotz der französischen Schutztruppe, als undurchführbar; und die Rahamna fordern, daß alle Europäer ohne Säumen die Stadt verlassen. Im Juli meldet der Geschäftsträger Graf Saint-Aulaire: „Im Süden scheint die Lage wieder unbequem zu werden. Das Ansehen Muley Hafids nimmt zu; nach manchen Berichten halte der Sultan und seine Umgebung für wahrscheinlich, daß der Vizekönig von Marrakesh zum Sultan ernannt wird. Das könne sogar sehr bald geschehen. Abd ul Aziz hat zu wenig Geld, um die Hauptstadt verlassen und eine Mahalla aufbringen zu können. Muley Hafid soll über beträchtliche Summen

verfügen. Im Grunde ist er der Gefangene der Rahamna, die ihn bedrohen und ihm doch die Sultanswürde verheißen. Um dem ausdrücklichen Befehl des Maghzen zu gehorchen, hat er die zehn Gefangenen, die beschuldigt sind, den Doktor Mauchamp gemordet zu haben, an unseren Konsul in Mogador geschickt; ihm aber sagen lassen, daß er sie für unschuldig halte und, nur aus Freundschaft für Frankreich, durch die Auslieferung sein Ansehen aufs Spiel setze. Zugleich ließ er fragen, wie Frankreich sich verhalten werde, wenn sein Bruder den Thron verliere. Im Süden geht nämlich das Gerücht um, eine fremde Macht werde, unter Berufung auf die Algestrasakte, für Abd ul Aziz eintreten; nur diese Drohung, heißt's, habe bisher die Proklamation Muley Hafids gehindert. Dessen Aussichten werden dadurch verbessert, daß die Finanznoth des Sultans dem Maghzen im Süden nicht die kleinste militärische Machtentfaltung erlaubt.“ Doch in den nächsten Wochen wird der Prääsident nicht erwähnt; in Casablanca giebt's ja genug zu thun. Erst am vierundzwanzigsten August schreibt Graf Saint-Aulaire wieder: „Die Tragweite der Bewegung, deren Mittelpunkt Muley Hafid ist, läßt sich noch nicht genau bestimmen. Nach den Berichten, die unser Konsul in Mogador gesammelt hat, deren Quelle aber nicht angegeben ist, hat man diesen Menschen (ce personnage) als den Vorkämpfer des Islam zum Sultan erwählt. Mein deutscher Kollege (Herr von Langwerth) sagt mir, er habe die Proklamirung Muley Hafids durch einen Landsmann erfahren, der, weil er im Innern war, nicht mit den anderen Europäern Marrakesh verlassen konnte. Weder in noch bei der Stadt sei die Ruhe gestört worden.“ Auch ein Franzose sendet nun einen Bericht (der von Marrakesh über Mogador und Tanger an den Quaid'Orsan gelangt). „Muley Hafid hat die Verwandten, Gelehrte und viele andere Männer von Ansehen um sich versammelt. Muley Bubefer, ein Vetter des Sultans, nahm zuerst das Wort. ‚Ihr habt gehört, daß der Sultan uns den Christen verkauft hat, und wißt, wie sie in Casablanca gehaßt und was sie unseren Brüdern vom Schauia Stamm angethan haben.‘ Muley Hafid, dessen Mutter diesem Stamm entsprossen war, fing zu weinen an; und Alle weinten mit ihm. Der Vetter fuhr fort: ‚Wir müssen unseren Brüdern helfen; sie aus der Hand der Feinde befreien, die morgen in Marrakesh thun können, was sie gestern in Casablanca thaten. Die Pflicht ruft drängend zum Heiligen Krieg. Dazu brauchen wir ein Haupt, einen Führer, einen Herrscher.‘ Nachdem ein angesehenener Scherif erklärt hatte, die Wahl des Herrschers sei der Gelehrten Sache, sprach Muley Rajhid: ‚Nur Einem gebührt die Herrscherwürde. Einem, der schon Khalifa ist. Dem Sohn und Enkel der Sultane aus kaiserlichem

Haus. Dem weisen, gelehrten, tüchtigen Muley Hafid. Gott gebe ihm den Sieg! Der Kaid El Madani el Glau, der in dieser Handlung die Hauptrolle gespielt hatte, trat hervor und rief: „Gott schenke unserem Sultan Muley Hafid ein langes Leben!“ Mit ihm warfen sich Alle auf die Erde und wiederholten den Ruf. Und Alle unterzeichneten das Schriftstück, das die Erwählung Muley Hafids verkündete. Der ließ, als am Freitag die Sonne sank, alle Gewölbe öffnen, in denen Waffen, Kleinodien, Zeltleinwand und ähnliche Dinge aufbewahrt worden waren. Sein ward nun Alles, was vorher dem Bruder gehört hatte; und ihm zur Ehre donnerten früh und spät die Kanonen. Ein Zehntel der Bevölkerung freut sich des Vorganges, weil er ihm Nutzen bringt; die neun anderen Zehntel sind unzufrieden und fürchten (besonders, seit sie hören, daß Abd ul Aziz Fez verlassen wolle oder schon verlassen habe), Alles könne sich plötzlich ändern. Sonnabend empfing Muley Hafid die Israeliten, die ihm zwölf Bündel Musselin und Tuch brachten. Schon vorher waren die Araber mit Geschenken gekommen. Ihr Pascha schenkte drei schön geschmückte Negerinnen und überreichte als Gabe der Araber von Marrakesh Stoffe, Sättel, Baumzeug und anderes Geräth. Auch aus Fez kam von den Arabern eine Spende. Als die Israeliten gegangen waren, rief Muley Hafid ihren Führer Sjaaf Corros zurück. Man fürchtete, er wolle ein Darlehen erzwingen; aber er sagte nur: „Wir werden uns der Juden annehmen.“ Er saß auf dem Thron; rechts und links stand ein Kaid. Das Schauspiel erinnerte an die Zeit Muley Hafsans (des Vaters der feindlichen Brüder). Der Werth der Geschenke wird auf achtzigtausend Duros geschätzt. In vierzehn Tagen wird Muley Hafid, wie es heißt, den Heiligen Krieg beginnen.“ Allmählich muß man auch in Paris den Prätendenten ernst nehmen. Der Konsul in Mogador erhält die Weisung, sich nicht einzumischen, wenns nach der Ankunft eines von Muley Hafid ernannten Gouverneurs zu lokalen Händeln komme, und nur für ausreichenden Schutz der Fremden zu sorgen. Noch aber darf kein Schritt gethan werden, der als eine Anerkennung des Prätendenten zu deuten wäre. Saint-Aulaire weiß selbst nicht, was von dem neuen Mann zu erwarten ist. Die Depesche, die meldet, Muley Hafid habe den Behörden von Mazagan den Entschluß zum Heiligen Krieg angezeigt, erwähnt auch das in die Englische Gesandtschaft gelangte Gerücht, Hafid wolle sich mit Frankreich und mit den anderen Mächten verständigen; sicher ist einstweilen nur, daß er den bei Casablanca heimischen Stämmen verboten hat, die französischen Truppen anzugreifen. Trotzdem ist (endlich) die Gelegenheit einem Nachschub günstig: und Herr Pichon kündigt in einer Circulardepesche die Absicht, dem General Drude Ver-

stärkungen zu schicken, „weil man noch nicht wissen könne, wie Muley Hafid sich zu den Fremden stellen werde“. Deshalb wird auch unter sagt, die Waffen und Munition, die in den Zollschuppen von Mazagan als Sultansgut lagern, nach Marrakesh zu senden; in Tanger sind sie besser aufgehoben. Am ersten September kann Saint-Aulaire berichten, Hafid habe in einem Rundschreiben die Thätlosigkeit und Ohnmacht seines Bruders gerügt und erklärt, Gottes Befehl rufe zum Heiligen Krieg gegen die Fremden. „Schwer vereinbare Nothwendigkeiten zwingen den Mann eben zu einer zweideutigen Haltung. Um die Macht zu erringen, muß er den Gefühlen der Stämme schmeicheln; um sich die Macht zu bewahren, muß er die Mächte schonen. Daß er stark genug wäre, um einen durch seine Worte bewirkten Ausbruch des Fremdenhasses zu dämpfen, ist nicht anzunehmen.“ Der Geschäftsträger glaubt noch an Abd ul Aziz, dem die Notabeln von Fez am neunundzwanzigsten Augusttag volles Vertrauen ausgesprochen und zugleich bescheinigt haben, daß jeder Thronwerber als Betrüger anzusehen sei. Clemenceau scheut den Verdacht, Frankreich wolle die durch den Thronstreit entstandene Unruhe ausnützen, und greift deshalb selbst ein, als der Generalgouverneur von Algerien einen Energieaufwand empfiehlt, den die bequemen Herren im Palais Bourbon vielleicht gefährlich fänden. Am zehnten September meldet Herr Regnault, daß beide Brüder nach Rabat marschiren wollen. Am dreizehnten erhält Portugals Gesandter, als Doyen des Diplomatischen Corps, einen Brief, worin Hafid seine Thronbesteigung anzeigt und die Beschießung der Hafenstadt Casablanca für eine völlig grundlose und beispiellose Verletzung des Völkerrechtsbrauches erklärt. Antwort verlangt er nicht. Kann aber in der Thatsache, daß die marokkanische Staatsbank auf Antrag der Franzosen seinem Bruder einen Reisevorschuß von einer Million bewilligt, immerhin eine deutliche Antwort finden. Auch Marokko ist, wie nach dem (von Montecuccoli citirten) Wort des Marschalls Trivulzio das Herzogthum Mailand, ohne Geld nicht zu erobern. Und im Herbst 1907 sind Hafids Kassen und Lager leer. Abd ul Aziz aber empfängt in Rabat den Gesandten Regnault und den General Lyautey und erklärt sich zur Erfüllung aller französischen Wünsche bereit. L'or est une chimère?

Geholfen hats nicht. Vielleicht wars zu wenig. Vielleicht hat die Hand des Bruders aus dem selben Quell geschöpft. Jetzt, fast sechzehn Monate nach dem Kürtag von Marrakesh, ist Muley Hafid Herr im Scherifenreich. Und wir hören, Frankreich habe eine schlimme Niederlage erlitten. Hörens nicht nur aus Deutschland. In einem der radikalen Regierung feindlichen pariser Blatt stand über der Meldung, Hafid sei in Tanger unter dem Jubel des Vol-

ließ zum Sultan ausgerufen worden: *Triste fin de notre politique marocaine!* Der erfahrene Mann, der im Maghreb die Majestät der „Times“ vertritt, ist anderer Meinung. Abd ul Aziz, sagt er, war längst nur noch ein Schatten; Geld braucht der neue Mann auch und er kann, weil er Macht hat, die französische Subvention sicherer verzinsen als sein Vorgänger, der den Spendern stets nur mit werthlosen Worten dankte. Möglich. Die französische Neutralität blieb im Papierbereich. Daß die Republik, trotz der Erklärung, sie dürfe und wolle sich nicht in den Thronstreit mischen, dem Sultan half und den Prätendenten bekämpfte, war deutlich erkennbar. So deutlich, daß man die Absicht merkte. Wer beim Kartenspiel und in politischen Händeln den Gegner ohne Beweis für einen Stümper hält, kommt leicht zu Schaden. Frankreich konnte, seit ihm von Berlin aus versprochen war, man werde „es da unten nicht mehr geniren“, im Bund mit einem Bruder den anderen vernichten. Daß Männer von dem Landverständnis der Sonnart, Regnault, Saint-Aulaire nicht zu solchem Entschluß riethen, muß einen Grund gehabt haben (der in Gelbbüchern natürlich nicht zu finden ist). Vor einem Jahr schon, als der stärkste Hassansproß seinen Getreuen den Heiligen Krieg predigen ließ, konnte man hier lesen: „Die Gefahr scheint ungeheuer. Ist vielleicht aber nicht so nah, wie sie scheint. Ein neuer Sultan braucht Geld und ist leicht zu lenken, wenn er die Goldfädchenschlinge erst um den Hals hat. Sollte Frankreich von der Strömung nichts gewußt haben, die Hafid, den Protektor seines Mauchamp, ans Licht trug? Am Ende war der Muezzin, dessen Ruf ihn beim Ezan den Mauren nannte, gar das Werkzeug europäischer Klugheit. Mit zwei Sultanen läßt sich bequemer operiren als mit einem. Fez kann man mit Marrakesh, den Usurpator mit dem legitimen Herrn, Beide mit Bu Hamara und Raisuli ängsten. Die Staatsmänner der Republik können für ihr Spiel noch keine dieser Figuren entbehren.“ Warum sieß jetzt können, nach Eduards Besuch in Cronberg, bringt die Herbstsonne wohl noch an den Tag. Einerlei. Muley Abd ul Aziz ist amortisirt und kann, wie Lavagnas Muley, gehen. Wie lange war er denn Frankreichs Sultan? Erst seit dem deutsch-französischen Abkommen vom acht- und zwanzigsten September 1905; seit Ben Sliman ihn überzeugt hatte, daß von Berlin nichts Wirkames zu erwarten sei. Vorher war er den Herren Ageriens ein recht unbequemer Nachbar gewesen. Das haftet nicht mehr im Gedächtniß. Auch nicht, daß er in der Krisenzeit unser Mann war: der „souveraine, unabhängige Sultan,“ für dessen „absolute Freiheit“ der Deutsche Kaiser eintreten wollte. Seine Niederlage könnte ein geschickter Franzos auch in unse Verlustkonto schreiben. Solche Kniffe ändern aber den greifbaren Geschäfts ertrag nicht. Muley Hafid steht freilich vor einer heiklen Aufgabe. Als Fremde

feind haben die Chorfas und Marabuts ihn für den höchsten Sitz im Belad el Maghzen gekürt: und nun muß er um das Vertrauen der fremden Mächte werben. Wenn er nicht für gerechte Behandlung der Europäer bürgt, wird er nicht anerkannt; muß einstweilen wenigstens die Xenophobie also verbergen. Doch daran ist er gewöhnt. Im Juli 1907 ließ er den Vertretern der Republik sagen, er liefere die des Mordes Angeeschuldigten, gegen den Willen seiner Anhänger, nur aus, um Frankreich seine Freundschaft zu beweisen. Im August 1908 ließ er Herrn Regnault fragen, ob Frankreich ihm, der für die Sicherheit der Fremden büрге, gestatte, sich in Tanger zum Sultan ausrufen zu lassen. Der Schlaufkopf ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Wird nicht so dumm sein, die Minister, wie der jüngere Bruder die Ba Achmed und Ben Sliman, als Fremdenknechte dem Volkshatz preiszugeben; nicht im Harem, zwischen dreihundert Weibern, mit Kinetoskop und Kinderstubeneisenbahn die Zeit vertrödeln. Er ähnelte dem Vater; gleicht nicht, wie der verzärtelte Sohn der schönen Tscherkessin, einem Frauenhaushüter. Ein bärtiger Krieger, aus dessen Blick die Baraka, der göttliche Funke, leuchtet. Der findet in dem zum großen Theil anarchischen Land genug zu thun; auch wenn er nicht den Versuch wagt, durch den Ruf zum Heiligen Krieg die Stämme zu einen. Dieser Krieg wäre heute nicht nur gegen eine Großmacht zu führen; weder Britanien mit seinen sechzig Millionen Mohammedanern noch irgendeine Macht, die in Afrika oder Asien mit Muslim zu rechnen hat, könnte müßig zusehen, wenn ein Isman, ein geweihter Führer, zur Djehad rief. Das weiß Hafid; und die Noth der Zeit, in der sein Bruder von den Franzosen in Rabat, der Heiligen Stadt der Kaisergräber, zu neuem Feldzug ausgestattet wurde, hat ihn die Wehrkraft europäischer Münze richtig einschätzen gelehrt. Dennoch kann er zum Mahdiwagniß gezwungen werden. Noch immer kommt, wie in den Tagen des Aristoteles, aus Afrika oft Ueberraschung. Die ist jetzt leichter als je vorher möglich. Wie von Wehen zuckt's im Riesenleib des Islam. Die ganze Welt Mohammeds, vom Baifan bis zum Himalaja, vom Atlas bis zum Kilima Ndscharo, scheint zu reißen. Was will da werden? Schon heischt, nach dem europäischen Osmanenreich, auch Egypten Verfassung und Parlament. Durch Indiens verrammelte Thore dringt, nur wenn die Wachen einander ablösen, ein Aechzen, wie von nächtigem Feld nach der Schlacht. In keinem musulmanischen Bezirk ist Ruhe. Eine Feuerflocke, die der Wind vom Rebellenherd Arabiens oder übers Meer herweht: und aus Nordafrika loht die Flamme auf, die das Raubrecht der Europäer verzehrt. „Niemals“, sprach Hafids Vater, „krümmt unser Volk sich ins Joch der Fremdherrschaft.“ Die weißen Eindringlinge wollen die Häfen besetzen, die Polizeigewalt an sich reißen, einen Schienenstrang durchs Sche-

rifenland legen, aus Brust und Flanken ihm das Blut pressen? Niemals darf Solches geschehen. Dagegen spricht Allahs Gebot, das der Prophet uns brachte; spricht fast noch lauter der irdische Vortheil der im Maghreb Mächtigen, die verarmen müßten, wenn sie die alte Kundschaft nicht länger schätzen dürften. Ist Muley Hafid der Meister der Schicksalsstunde? Der Fremdenhaß vermag den Keil zu schmieden, der die auseinanderstrebenden Stämme eint; nur er aus loser Kultgemeinschaft einen Staat, eine Volkheit zu schaffen.

Auch wenn sein Auge die Erde schon beben sah, glaubt der Mensch nicht, so Ungeheures könne sich wiederholen. In Ost und West öffnet Gold die Thüren; und hat der Gott, der es wachsen ließ, nicht Knechte gewollt? Quisquis habet nummos, securo navigat aura: die petronische Weisheit wird zwei Jahrtausende überdauern. Frankreich weiß, trotz Panama, Minenkrach, Rochette und anderen Bankbrüchen, nicht, wohin es mit seinem ersparten Geld soll, und kann sich Marokko was kosten lassen. Wenn es Lust dazu hat. Die fehlt aber; und noch ist Herrn Etienne und seinen Genossen vom Marokkokomitee nicht gelungen, den Willen zur Expansion zu wecken. Braucht ein reiches Land mit unzulänglicher Bevölkerungsziffer denn Kolonien? In Paris und in den Provinzen hört man, besonders laut seit Wilhelms Landung in Tanger, die Frage. Der Franzose nährt sich in der Heimath beinahe mühelos und muß schon ein Tropf oder Lüdrian sein, wenn er als Bierziger nicht die Hände in den Schoß legen kann. Der reichste Boden, der stärkste Fremdenstrom; und eine Luxusindustrie, der unterbietende Konkurrenz nicht beizukommen vermag. Da bleibt Jeder gern zu Haus. Selbst unter den Europäern Algeriens haben die Franzosen nur eine schwache Mehrheit. Auch dauerts gar so lange, bis diese fernen Länder Uberschüsse liefern. Um den Preis eines Krieges (Ferry und Delcassé habens erfahren) dünkt den französischen Philister die schönste Kolonie zu theuer erkaufte. Das Handeln der Republik wird nur Dem verständlich, der weiß, daß dem Volk an Marokko nichts liegt. In Egypten handelte sichs um das Prestige. Das hat Delcassé aufgegeben und dafür den Satz eingehandelt: *Le Gouvernement de Sa Majesté Britannique reconnaît qu'il appartient à la France, ro amment comme puissance limitrophe du Maroc sur une vaste étendue, de veiller à la tranquillité dans ce pays et de lui prêter son assistance pour toutes les réformes administratives, économiques, financières et militaires dont il a besoin.* Ein schlechtes Geschäft. Gar noch mit Deutschland sich um diesen Fehen balgen? Nicht hundert Abgeordnete wären dafür zu haben; nachher wird man nicht wiedergewählt und verliert die Wfründe, die in jedem Jahr fünfzehntausend Francs eintrug. Wenn deutsche Unachtsamkeit nicht ein Feuerchen bewirkt, England die Gluth nicht geschürt

hätte, wäre es nie zu ernstem Konflikt gekommen. Erst als Sir Charles Hardinge Herrn Paul Cambon gesagt hat, im Foreign Office erwarte man von der pariser Regierung energische Maßregeln, wird der Rachezug nach Casablanca beschlossen. Als der deutsche Geschäftsträger dann für Mazagan französische Hilfe erbittet und Herr von Tschirschky erklärt, vor solchen Ereignissen fühle Deutschland sich mit Frankreich solidarisch, schwindet der letzte Sorgenrest. Casablanca ist ein Trümmerhaufe: und im berliner Auswärtigen Amt spricht der Staatssekretär zu dem Botschafter der Republik: „C'est excellent; soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies.“ Leichter begreiflich ist schon, daß Sir Edward Grey die „energiischen Maßregeln“ lobt. Jetzt kann King Edward dem Freund ohne Mittler raten. Da an seinem Frühstückstisch im marienbader Hotel Weimar die Herren Clemenceau und Schwolskij sitzen, ist Muße, über die Taktik zu reden, die für den Verkehr mit Muley Hafid tauglich scheint. Schroffheit oder gar offene Gewalt würde den Republikanern nicht behagen.

Marokko war einem zähen Willen erreichbar; konnte gegen anständigen Entgelt den Franzosen überlassen werden Heute? Rien ne va plus. Die Republik ließe es noch jetzt kaum auf einen Krieg ankommen; und ob das liberale englische Ministerium so schnell wie das konservative ein Trugbündniß anböte, ist mindestens zweifelhaft. Doch wir hätten uns ins Unrecht gesetzt, würden mit den Verheißungen des Kanzlers und mit den Komplimenten des Staatssekretärs widerlegt und müssen in stiller Geduld (in die sich, statt die Germanophilie der Marokkaner zu preisen, auch die an den Scherifenhof beurlaubten Offiziere bequemen sollten) abwarten, was da werden will. Ob der Versuch, das Land des Maghzen von Algerien aus zu umklammern, rascheren Erfolg wirkt als der Küstenschrecken des vorigen Sommers und ob die uns feindliche Mehrheit der Signatarmächte den neuen Sultan, wie einst den alten, feierlich auf das durchlöcherete Papier der Algirasakte verpflichten wird. Daß andere Leute auch Unglück haben, mag Orientalen ein Trost sein. Das Jubelgeschrei über die Schlappe, die der Sturz seines Sultans Frankreich gebracht haben soll, wäre, selbst wenn die Freude festeren Grund hätte, nicht deutsch. Aus dem Osten ist in dieser Zeit islamischer Wehen nichts für uns zu holen.

Aus dem Westen? Ein seltsames Spiel hat in den Hundstagen begonnen; ein Spiel, das trotz der südosteuropäischen Sensation, Zuschauer findet, weiß die Entscheidung über eine Weltmeisterschaft bringen kann und die Vertreter der größten Handelsreiche Europas auf dem Sportplatz vereint. Ein paar Treffer und Fehler muß das Gedächtniß bewahren. Lord Cromer, der sich in Egypten als einen Organisator vom besten Britenschlag bewährt hat, entschleierte, ohne sichtbaren Grund, im Haus der Lords die Ueberzeugung, daß

ein europäischer Krieg nicht lange mehr zu vermeiden sein werde. Und kann dabei nur an einen anglo-deutschen Krieg um die Seeherrschaft denken. Das paßt dem klugen Sir Edward Grey nicht; dem schon über Reval und den anglo-russischen Bilanzentwurf zu viel geredet worden war. Niemand, sagt er, hat bei uns je an die Einkreisung, die Isolirung Deutschlands gedacht; keine unserer Alliancen und Ententen richtet ihre Spitze gegen dieses Reich, zu dem wir die besten Beziehungen zu haben wünschen. Sehr nett; nur hätte jeder kühle Erbe Palmerstons noch zwei Stunden vor der Mobilmachung just so gesprochen. Zwei jüngere Herren, Handelsminister und Schatzkanzler, strecken die Hand nach dem Lorbeer des peacemaker; Geste und Begleitrede zeigen einen Mangel an Zurückhaltung, an den englische Minister beider Parteien uns nicht gewöhnt hatten. Herr Winston Churchill, der von der Unionistenfahne des Vaters gewichen ist, findet, zwischen Britanien und Deutschland gebe es nicht den winzigsten Anlaß zum Krieg; dieser Marlborough will also nicht ins Feld. Herr Lord George wagt sogar die Behauptung, England habe durch den hastigen Bau der Dreadnoughts das Deutsche Reich beunruhigt und brauche nicht gar so laut zu betonen, daß seine Flotte stets stärker sein müsse als die vereinte Seemacht Deutschlands und Frankreichs. Das genügt der Applausucht der Schatzkanzlers noch nicht. Er bot, als ein munterer Freier, dem Kanalvetter eine *entente cordiale* an. „Zwei so große, zum Fortschritt entschlossene Nationen müssen sich verständigen. Mit den Vereinigten Staaten, mit Frankreich und Rußland sind wir einig; haben wir feste Verträge. Warum sollten wir Deutschland nicht mit in das Bündel nehmen?“ Selbst im Hörbereich eines Friedenskongresses eine ungewöhnliche Leistung. Die diesen Kongreß zu dem Antrag begeistert, die Regierung Seiner Majestät möge eine Konferenz der Großmächte berufen und dort die Beschränkung der Wehrmachtmittel vorschlagen. Noch nimmt man bei uns das Gerede nicht allzu ernst; glaubt, den Text und den Verfasser vom Haag her zu kennen. Da besucht der Onkel den Neffen: und am nächsten Tag (Eduard ist wieder nicht über Nacht geblieben) lesen wir, so fröhlich seien die Beiden noch bei keiner Begegnung gewesen, in so inniger Freundschaft nie noch vereint. Der King hat vorher (ists nicht reizend?) angefragt, ob er zur Husarenjacke weiße Hosen anziehen müsse, und freiwillig (ists nicht rührend?) sich erboten, im Winter oder Frühling mit seiner Frau nach Berlin zu kommen (bisher kam er nämlich allein und im Transitverkehr). Von Verstimmung und Spötterlaune dürfe der Patriot nun nicht mehr reden. Dummes Zeug. Wenn Onkel und Nefte beisammen sind, verkehren sie natürlich wie zwei Gentlemen miteinander; in ihrem Alter rodet man eingewurzelte Antipathien aber nicht mehr aus. Als der König in Marienbad angelangt ist, hören wir.

die Wehrmachtbegrenzung seien seinen Gesprächen mit dem Kaiser gar nicht erwähnt worden. Hören, als Echo aus der offiziellen Britenpresse, die liberale Regierung werde vom Parlament für den Bau von Linienschiffen im Herbst eine neue Milliarde fordern. Das klingt nicht nach intimer Freundschaft. Wird aber vom Widerhall früherer Kunde übertönt. Der Botschafter, der Lascelles abgelöst, hat deutsches Blut in den Adern; und Herr Cartwright, der an Goshens Stelle nach Wien geht, hat sich als Gesandter in München große Verdienste erworben. (Wodurch wohl? Bayern hat in London keinen Geschäftsträger. Daß Großbritannien in München einen hat, ist alter Brauch, dessen Abschaffung die Rücksicht auf den greisen Prinzregenten verbot. Bisher nahm man an, der englische Ministerresident habe, unter normalen Verhältnissen, an der Isar nichts Wichtiges zu thun und rühre sich nur, wenn ein durchreisender Landsmann bei Hofe vorgestellt werden möchte. Um die Sympathie der Hofgesellschaft hat Herr Cartwright, der sehr einfach lebte, sich niemals bemüht. Waren ihm politische Geschäfte anvertraut? Gab deren Erledigung ihm die Möglichkeit, sich in der Hofburg das *agrément* zu sichern? Nur einen bewährten Mann schickt Eduard nach Wien.) Schließlich kommt Herr Lloyd George an den Rhein, an die Spree, an die Alster und empfiehlt in Tafelreden und Interviews überall die „Verständigung“. Und nun muß Alles sich wenden.

Ein seltsames Spiel. Das zwischen Drohung und Zärtlichkeit hintändelt und aus dem in einer Gewitterstunde schnell Ernst werden kann. Bernunft rath, das Kindervergnügen den Kindern zu lassen. Ist eine anglo-deutsche Verständigung geplant? England wünscht sie; fordert als Preis aber die Erfüllung seiner Wünsche in puncto Flottenbautempo. In der Denkschrift, die dem Deutschen Reichstag die Annahme des zweiten Flottengesetzes empfahl, standen die Sätze: „Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, giebt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird. Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte eben so stark ist wie die der größten Seemacht; denn eine große Seemacht wird im Allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentriren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt, uns mit größerer Uebermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so erheblich schwächen, daß dann, trotz dem etwa errungenen Sieg, die eigene Machtstellung nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.“ Diese Sätze sind seit acht Jahren auf beiden Seiten des Narmekanal bekannt. Sind sie unbestreitbar

richtig? In einer zu wenig beachteten (mit Absicht verschwiegenen?) Schrift, die Viceadmiral Galster unter dem Titel „Welche Seekriegsrüstung braucht Deutschland?“ im vorigen Jahr (bei Boll & Rickardt) erscheinen ließ, heißt es: „Die Annahme, daß eine große Seemacht im Allgemeinen ihre Streitkräfte gegen uns nicht konzentriren könne, hat sich als Irrthum erwiesen; Großbritannien hat seit 1905 die Konzentration der Kräfte schon vollzogen. Das nannte Lord Gweryley eine schmerzliche Offenbarung für die deutsche Admiralität. Die weitere Annahme, daß ein Gegner wie Großbritannien sich durch die beim Flottenkampf zu erwartende erhebliche Schwächung seiner Kampfflotte vom Krieg abhalten lassen werde, erscheint sehr optimistisch. Schon im gewöhnlichen Leben läßt sich der kühl und nüchtern Denkende nur selten durch fragliche Gefahren von Unternehmungen abhalten, wenn er glaubt, Großes oder besondere Vortheile erringen zu können. Die Annahme, daß Großbritannien gegenüber gerade die Schlachtflotte (und nur diese) ein Mittel sei, um den Frieden zu sichern und dadurch Seehandel und Kolonien zu schützen, erscheint durchaus nicht richtig. In Zeiten ernster politischer Verwickelungen würde die Größe unserer Schlachtflotte auf den mehr als doppelt so starken Gegner nur geringen Eindruck machen.“ Wichtiger als die Schlachtflotte, sagt Galster, sei die Vorbereitung des Kleinrieges zur See. Mit eindringlichem Ernst rath der Viceadmiral, statt der Linienschiffe Unterseeboote, Tauchboote, Torpedoboote zu bauen und für die geschickte Verwendung von Streuminen vorzusorgen. In einem Kriege gegen England werde das Deutsche Reich immer auf die Wehrmittel angewiesen sein, die in Südwestafrika den Hottentoten so lange gegen uns halfen. Im Streit der Admirale kann der Laie nicht Richter sein. Sicher ist nur, daß wir ein leidliches Verhältniß zu England nicht erreichen werden, so lange nach dem Programm des Herrn von Tirpitz weitergearbeitet wird. Die Begründung des zweiten Flottengesetzes hat diesem Verhältniß mehr geschadet als alle Irrungen unserer Diplomatie. Zwar wird 1910 die britische Flotte 60 Linienschiffe und 38 Panzerkreuzer, die deutsche nur 26 Linienschiffe und 9 Panzerkreuzer haben (also nur die Ziffer, nicht die Relation, geändert sein). Doch den Briten verdrießt, daß er in jedem Jahr mindestens fünf Millionen Pfund mehr ausgeben soll, als er ohne deutschen Druck müßte. Jetzt will er für seine invaliden Arbeiter von Staates wegen Beträchtliches thun: und soll das schöne Geld auch fortan ins Wasser werfen? Diese Deutschen, denkt er, müssen doch Unheimliches vorhaben; trotz allen Bethuerungen. Sonst brächten sie nicht solche Opfer. Das stärkste Landheer, die reichlichste Invalidenrente und eine Riesenflotte. Dabei fehlt's in ihrem Reichshaushalt an allen Ecken. Die wollen über uns her. Abwarten, bis sie sich stark genug fühlen? So kindisch sind wir

nicht. Entweder los schlagen oder rüsten, daß ihnen der Athem ausgeht. Schutz zölle, wenns sein muß. Von den Konservativen, wenn der Cobdenitengeist über ein lumpiges Patentgesetz nicht hinauskommt. Daß der Mann auf der Straße für die Lebensmittel mehr zahlen muß, weil Deutschland uns neue Dreadnoughts und Indomitables aufzwingt, wird die Freundschaft nicht stärken. Aber sie wollens ja so . . . Der Beredteste schwagt den Briten nicht aus dem Bannkreis solcher Gedanken. Die Hundstage haben das Fieber ins Land gebracht.

Ein Volk, das auf Selbstachtung und Ansehen hält, bestimmt den Umfang seiner Wehrmacht aus freiem Entschluß und opfert den letzten Heller, ehe es sich von den Nachbarn in die ihnen passende Rüstung pressen läßt. Doch jedes mündige Volk ist auch verpflichtet, die Wege, die es beschreiten will, gewissenhaft zu prüfen; seinem Genius und seinen Kindern verpflichtet. Wollen wir Krieg gegen England führen? Können wirs heute? Stets, wenn Noth ungestüm befiehlt; und das gewaltigste Weltreich mag sich hüten, sechzig Millionen Menschen, deren Ziffer rascher wächst als je anderer Germanen, sich zu Todfeinden zu machen. Müssen wir nicht endlich aber auch daran denken, die Bedürfnisse dem Besitzstand anzupassen? Die Beamten, im Heer, in Verwaltung und Justiz, so zu bezahlen, daß Industrie, Technik, Handel nicht alle fähigen Leute dem Staat leicht abjagen können, dem nur die Nullen noch bleiben? An der Landarmee ist nichts zu sparen; das Quinquennat wird diese unentbehrliche Bürgerschaft deutscher Zukunft noch vertheuern. Die Flotte? . . . Ein sauberes Handelsgeschäft demüthigt keinen Kontrahenten. Da die Technik (Unterseeboote, Luftschiffahrt, Brianzmunition, Minentaktik) uns vor die Frage stellt, ob die Seekriegsrüstung richtig gewählt war, können wir auch ihr Gewicht in aller Ruhe einmal prüfen. So schwach sind wir nicht mehr, daß uns zugemuthet werden dürfte, den Kopf in den Nacken des Britenleu zu stecken. Nur von einem Vertragsabluß, der gleiche Vortheile bringt, kann die Rede sein; von einer ehrlichen Einigung auf haltbarer Basis. Mit leeren Händen kämen wir nicht; hätten den Vetter nicht weniger zu gewähren als sie uns. In Kleinasien und Ostafrika sind Bahnfragen zu beantworten, in Egypten die Kapitulationen zur Erörterung reif geworden. Wer diesen Weg nicht betreten will, muß erwägen, wohin der andere führt. Mit der Versicherung, daß unsere Flotte nur den deutschen Handel schützen soll, locken wir keinen Lehrling aus dem Citykontor. Und gegen den Versuch, mit Gewalt, durch den Kollektivdruck von gemeinsamem Haß verbündeter Mächte, zu erzwingen, was der freie Wille jetzt weigert, müßte das Deutsche Reich sich wehren, auch wenn durch die erste Niederlage in so hoffnungslosem Kampf sein Leben gefährdet wäre.

Die Weltanschauung der Energetiker.

Der energetische Monismus hat unter den Naturforschern heute das logische Uebergewicht. Der materialistische Monismus bläst auf der ganzen Linie zum Rückzug, um dem energetischen das Feld zu räumen. Eine Psychologie der Systembildung hat den Beweggründen nachzuspüren, die den offenbaren Verfall des Materialismus als Weltanschauung herbeigeführt und das Vordringen der energetischen Weltanschauung begünstigt haben.

Seit dem Auftreten Wilhelm Ostwalds fühlt sich die Energetik als ein um die Herrschaft ringendes Weltbild. Die Tendenz zur Energetik ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Georg Helm, der literarische Stratege dieser Richtung, hat in seinem schon 1898 erschienenen Werk „Die Energetik nach ihrer geschichtlichen Entwicklung“ die Ansätze zur energetischen Weltauffassung bis ins Alterthum zurückverfolgt und im Anschluß an Rühlmann (Mechanische Wärmetheorie; 1885) mit vollem Recht in Heraclit den eigentlichen Stammvater erblickt. Die philosophiegeschichtlichen Voraussetzungen der Energetik hat einer meiner Schüler in meinen „Bernern Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte“ (Band XXX) untersucht. Unter dem Titel einer dynamischen Weltansicht, vollends unter dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft verbergte sich längst die Welterklärung, die heute unter dem Namen „Energetik“ werbend auftritt und den Anspruch erhebt, das materialistische Weltbild endgültig abzulösen.

Die bekannte Rede Wilhelm Ostwalds auf dem Lübecker Naturforschertag (1897) („Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus“) hat mächtig eingeschlagen, fand die Geister aber schon vorbereitet. Lange vor Ostwald haben Naturforscher von Rang die wissenschaftliche, insbesondere aber die erkenntnistheoretische Unhaltbarkeit des auf der Atomhypothese aufgebauten mechanisch-materialistischen Weltbildes durchschaut. Was der englische Mathematiker William Kingdon Clifford (1845 bis 1879) vor der britischen Naturforscherversammlung zu Brighton über die Ziele und Werkzeuge des „wissenschaftlichen Denkens“ sprach, berührt sich eng mit den antimaterialistischen Grundsätzen, die der Physiker Ernst Mach um die selbe Zeit entwickelte. In seiner Abhandlung „Von der Natur der Dinge an sich“ (deutsch von Kleinpeter, 1903) sagt Clifford, der Vertreter jener Seelenstofftheorie (Mind-Stuff), die Herbert Spencer zu Ehren gebracht hat, bis sie durch den Pragmatisten William James in ihrer ganzen logischen Schwäche bloßgelegt wurde, seine neue Lehre zusammen. Die Materie, sagt er, ist ein Gedankenbild, in dem Seelenstoff das vorgestellte Ding ist. Vernunft, Verstand und Wille sind Eigenschaften eines Komplexes, der aus an sich weder vernünftigen noch verständigen noch bewußten Elementen besteht. Von hier aus führt ein gerader Weg zur „Analyse der Empfindungen“ von Ernst Mach.

Unabhängig von Clifford war der deutsch-amerikanische Mathematiker und Physiker John Bernard Stallo (1823 bis 1900), der von Hegel ausgegangen war, zu den selben antimaterialistischen und antimetaphysischen Ergebnissen gelangt wie Clifford und Mach. Im Vorwort zu Stallos Hauptwerk „Die Begriffe und Theorien der modernen Physik“ (deutsch von Kleinpeter, Leipzig 1901) erklärt Ernst Mach: es wäre ihm, als er um die Mitte der sechziger Jahre seine kritischen Arbeiten begann, eine Ermuthigung gewesen, wenn er von den verwandten Bemühungen eines Genossen wie Stallo gehört hätte. Die Kraft, so resumirt Stallo, ist nichts ohne Masse und die Masse nichts ohne die Kraft. Masse, Trägheit oder Materie an sich ist vom absoluten Nichts nicht zu unterscheiden, denn die Masse enthüllt ihre Gegenwart oder bewirkt ihre Realität nur durch ihre Wirkung, ihre Kraft (mag sie durch eine andere ausgeglichen sein oder nicht), ihre Ausdehnung oder Bewegung. Auch die bloße Kraft ist nichts. Es ist unmöglich, Materie durch eine Synthese von Kräften zu konstruiren.

Der Vorstoß gegen die materialistische Metaphysik ging also nicht nur von den Neulantianern aus, denen Friedrich Albert Lange das dialektische Rüstzeug gegen den Materialismus insofern geliefert hatte, als er ihn geschichtlich verstand und eben dadurch überwand, sondern von den Kreisen der exakten Naturforscher. Den Kathederphilosophen hätte man den Glauben versagt; ihnen traute Mancher ja zu, daß sie ex professo gegen den Materialismus Stellung nähmen. Aber den unbetheiligten Naturforschern mußte man Glauben schenken. Daher der große Umschwung unter den Gebildeten, die vor einem Menschenalter noch auf das materialistische Dogma schworen, während sie sich heute in hellen Schaaren der „Naturphilosophie“ in ihrer energetischen Fassung zuwenden und den caesaropapistischen „Welträthsels“-Materialismus den Halb- bis Sechzehntelgebildeten überlassen. Emil du Bois-Reymond, die letzte Säule der mechanisch-materialistischen Weltanschauung alten Stiles, hat diesen Umschwung vorausgesehen. In einem Vortrag über leibnizische „Gedanken in der neuen Naturwissenschaft“ kündete er den Neu-Leibnizismus an. Die Franzosen haben uns in den letzten zehn Jahren daran gewöhnt, Leibniz als den großen Reformator der formalen Logik zu preisen. (Die Arbeiten Couturats haben hier die Wege geebnet.) Karl Stumpf sagt in seiner berliner Rektoratsrede „Die Wiedergeburt der Philosophie“: Leibnizisches Erbe durchdringt die neuere Naturwissenschaft. Leibnizens Ideen berühren sich mit den fortgeschrittensten Untersuchungen der Gegenwart.

Die deutschen Energetiker und Neovitalisten stehen genau so unter dem Bann von Leibniz, am letzten Ende unter dem von Aristoteles, wie die strengen Naturalisten aus der Schule Haeckels dem Spinozas verfallen sind. Leibniz war es, der die „forces actives“ wieder eingeführt und das Gesetz

ihrer Erhaltung früher als Bernoulli und lange vor Robert Mayer formuliert hat. Kräfte können nicht vernichtet, sondern nur gegen einander ausgetauscht werden, „wie wenn großes Geld in kleines umgewechselt wird“. (Das Bild stammt, wie der leibnizische Evolutiongedanke selbst, von Heraklit). Unser Pendel schwingt heute genau so zwischen Spinoza und Leibniz, wie er fast zwei Jahrtausende hindurch zwischen Platon und Aristoteles hin und herschwang. Da die Anzahl der logisch möglichen Weltbilder begrenzt ist, so wird die Waagschale immer dorthin neigen, wohin der augenblickliche Stand unserer naturwissenschaftlichen Einsichten gravitirt. Deshalb triumphirt jetzt Leibniz. Und wie Leibniz selbst durch zwei Momente, seine Entdeckung des „unendlich Kleinen“ (des Infinitesimals) und der Differentialrechnung (zugleich mit Newton), ferner durch die zu seiner Zeit von Swammerdam, Leeuwenhoek und Malpighi entdeckte Welt der kleinsten Lebewesen, der Mikroorganismen, wenn nicht zur Konzeption, so doch zum Ausbau seiner monadologisch-energetischen Weltanschauung veranlaßt worden ist, so waren es auch im letzten Menschenalter zwei Entdeckungen, welche die Naturforscher zu Leibniz zurückgeführt haben: die Bakteriologie von Robert Koch und die Revolution der Physik durch die Entdeckung der X-Strahlen von Röntgen. Jetzt wie damals, hier wie dort versetzte die Entdeckung des „unendlich Kleinen“ dem atomistischen Materialismus und der mit ihm verbündeten mechanistisch-naturalistischen Weltanschauung den Todesstoß. Die Bakterienlehre im Verein mit Haeckels und Berworms Protistenstudien zerstreuten genau so den theoretischen Mythos der von Schwann und Schleiden gefundenen, von Virchow sanktionirten Lehre von der Zelle, als ob man es in der Zelle mit einem letzten, nicht weiter auflösbaren Elementargebilde zu thun habe, wie die Röntgen- und Becquerel-Strahlen, die Ionen- und Elektronentheorie das Atom als letzte Einheit der Materie aus seiner bevorzugten Stelle verdrängt haben. Die Elektronen sind tausendmal kleiner als die kleinsten Atome; und in der Welt des Lebens zerfällt die Zelle in die zähflüssige Protoplasma-masse, den Zellkern (nucleus), Nukleinkörper und andere Bestandtheile. Die Zelle ist daher in der Welt des Lebens eben so wenig eine letzte, sondern im günstigsten Fall eine vorletzte Einheit, wie das Atom in der Welt des physikalischen Geschehens der letzte untheilbare, unreduzirbare Bestandtheil sein, vielmehr im günstigsten Fall nur eine vorletzte, zu Forschungs- und didaktischen Zwecken hypostasirte Einheit darstellen kann. Und so haben denn die Röntgenstrahlen nicht nur zum ersten Mal unser ganzes Knochengestell durchleuchtet, sondern das mechanistisch-materialistische Weltgerüst in seiner ganzen logischen Unhaltbarkeit aufgedeckt. Der Begriff Masse, dieser Centralbegriff der materialistischen Welterklärung, eignet sich im Zeitalter der Ionen und Elektronen nicht mehr zum Einheitsträger des Universums. Der berner Physiker Paul Gruner sagt im Vorwort zu seiner Schrift

„Die radioaktiven Substanzen und die Theorie des Atomzerfalles“ (1906), daß heute das Elektron und nicht das Atom die letzte Einheit der Materie darstelle. Das Atom erweise sich immer mehr als eine Ansammlung von Tausenden winziger Körperchen, es ist gleichsam ein Sternensystem en miniature, in dem unzählige Elektronen in wohlgeordneten Bahnen einander umkreisen. Sollte aber das Elektron selbst ein massenloses Gebilde elektromagnetischer Natur sein, dann wäre die Materie selbst nichts Anderes als eine Form der Energie. Der Evolutiongebante wird deshalb in die anorganische Welt übertragen, ja, in die Atome selbst hineingelegt, weil diese Hypothese „unser wissenschaftliches Bedürfnis nach Einheit“ befriedigt. Aus den selben Gründen plaidiert neuerdings der Physiker Erich Marx („Grenzen in der Natur und in der Wahrnehmung“) für die Ersetzung des mechanischen Weltbildes durch ein elektromagnetisches Weltbild.

Jetzt versteht man, warum die Weltanschauung der Energetiker drauf und dran ist, den mechanisch-atomistischen Materialismus zu überwinden und, wenn nicht ganz zu entthronen, so doch zu mediatisieren. Unser Vereinlichungsbedürfnis, das die Pyramide alles Geschehens mit Gott oder der Natur abzuschließen pflegt, fordert gebieterisch einen Generalnennner, ein oberstes Ordnungsprinzip, dem alles Mannichfache des Geschehens, aller Wandel und Wechsel in Raum und Zeit, alles Wirre und Regellose im scheinbaren Chaos des kaleidoskopisch-bunten Weltgeschehens logisch subsumiert werden kann. Aus dem scheinbaren Chaos der Natur, wie es unseren fetischistischen Vorfahren sich darstellte, hat die Wissenschaft einen Kosmos gestaltet.

Willkür und Zufall sind im Weltgeschehen um ihren Kredit gebracht und an ihre Stelle tritt überall Regel und Ordnung, Rhythmus und Gesetz. Ein Ordnungsprinzip nach dem anderen wird in Natur und Geschichte entdeckt. Können nun alle diese einzelnen scheinbar zusammenhanglosen Ordnungsprinzipien, Naturgesetze, Denzgesetze, historische Gesetze anarchisch gegen einander wirthschaften, einander aufheben und neutralisieren oder gehorchen sie vielmehr alle einem obersten Ordnungsprinzip, heiße dieses Gott oder Natur? Ist die Welt eine Götzen- oder eine Götterdämmerung? Führen die zahllosen Gesetze oder Kräfte in Natur und Geist einen Titanenkampf gegen einander bis zur Vernichtung, wie im griechischen Olymp, oder fügen sie sich einer Gesetzesinheit, wie die drei monotheistischen Religionen und (ihnen parallel laufend) die drei pantheistischen Systeme (Parmenides, Spinoza, Hegel) sie fordern?

Diese Gesetzesinheit streben die Energetiker natürlich eben so sehr an wie die Materialisten. Nur halten sie den materialistischen Centralbegriff der „Masse“ angeichts der Elektronen für eben so ungeeignet, die magistrale Würde eines Weltimperiums zu bekleiden, wie sie dem Energiebegriff die Signung zuschreiben, alle majestätischen Attribute auf sich zu vereinigen, die dem obersten

Ordnungsbegriff, der Gesezesinheit, der Beherrschung des Universums nach einheitlichen Prinzipien zukommen. Der Energie eignet insbesondere der Vorzug, daß auch die geistigen Erscheinungen sich auf Energien zurückführen und ihr gesetzmäßiges Wechselverhältnis, wie es in den Gesetzen der Affoziation zu Tage tritt, durch das Weltgesetz von der Erhaltung der Energie erklären lassen.

Der Materialismus als Weltanschauung müßte schon am Bewußtseinsproblem scheitern, zumal es wohl denkbar wäre, die Materie als bloße Vorstellung aus dem Bewußtsein herauszuholen, aber nicht umgekehrt, das Bewußtsein, schon die einfachste Empfindung, aus der Materie abzuleiten. Hier zeigt sich die Energetik in ihrer ganzen logischen Ueberlegenheit. Sie macht mit der Gesezesinheit in Natur und Geist vollen Ernst und ihr gelingt, Ausdehnung und Denken, Leib und Seele, Natur und Geist auf einen Generalnennen zu bringen: die Energie. In den Energiebegriff läßt sich das Bewußtsein als seinen Oberbegriff ungezwungen eingliedern. Denn das Bewußtsein zeigt keinen Stoff, keine Masse, keine räumliche Ausdehnung, wohl aber Kraft, Spannung, abenan Energie. Das Bewußtsein ist nach Ostwald nur eine besondere Art der Nervenenergie, die im Centralorgan bethätigt wird. Die Bewußtseinsvorgänge selbst sind energetischer Natur und gehorchen also in ihrer affoziierten Gesetzmäßigkeit dem Weltgesetz der Erhaltung der Energie. Denn kein geistiger Vorgang vollzieht sich ohne entsprechenden Energieaufwand. In der „Aufmerksamkeit“ ist die Energie gesammelt, in der „Erschöpfung“ ist sie zerstreut. Also handelt es sich bei geistigen Vorgängen nur um die Entstehung und Umwandlung einer besonderer Energieart, die Ostwald vorläufig mit dem Namen „geistige Energie“ belegt. Die in dem gesammten nervösen Apparat thätige Energieform nennt er „Nervenenergie“.

Die Weltanschauung der Energetiker ist durch zwei Phasen charakterisiert. Die erste knüpft unmittelbar an Helmholtzens Prinzip von der Erhaltung der Kraft an, das man jetzt das Gesetz von der Erhaltung der Energie nennt und das in der anfänglichen Fassung hieß: „Die Summe der vorhandenen lebendigen und Spannkräfte ist konstant“, während die spätere, heute geläufige Formel lautet: „Die Summe der kinetischen und potentiellen Energie ist konstant“. Helmholtz, Thomson, Clausius und die ältere (mechanische) Schule der Physiker glaubten vor der Entdeckung der neueren Strahlungen von Hittorf, Lenard und Röntgen, das Energiegesetz lasse sich mit der Molekularmechanik ungezwungen verbinden. Und so entstand die mechanistische Energetik, die aber von Helm und Ostwald, unter Wiederanknüpfung an Robert Mayer, in die reine Energetik umgebildet wurde. Die mechanistische Energetik hatte nämlich noch nicht die Bewußtseinserscheinungen dem Erhaltungsgesetz unterstellt; erst Ostwalds Lehre von der Nervenenergie, die auch die Bewußtseinserscheinungen als Energieformen erkannte, konnte mit der Energetik vollen

Ernst machen und die Energie zum Generalnennner alles Geschehens, einschließlich des geistigen, erheben. Standen früher Körper und Geist, Masse und Bewegung einander gegenüber, so wurden jetzt auch Vorstellungen, Gefühle und Willenshandlungen in energetische Werthe umgesetzt und nur die Bewegung blieb als Centralbegriff zurück, dem sich Körper und Geist oder Masse und Empfindungen als Unterbegriffe oder Attribute unterzuordnen haben. Wie Spinoza die beiden Substanzen seines Meisters Descartes, Ausdehnung und Denken, zu Attributen eines neutralen Dritten (deus sive natura) degradirte, so läßt Ostwald (und mit ihm die energetische „Naturphilosophie“ unserer Tage) Körper und Bewußtsein oder Masse und Empfindung nur als parallele Erscheinungsformen eines neutralen Dritten, eines monistischen Centralbegriffs gelten: der Energie. Seit Poncelet wird der Energiebegriff dem Prinzip der Arbeit angenähert (principe de la transmission du travail). Energetik heißt nun das Prinzip von der Umformung, Uebertragung und Fortpflanzung der Arbeit. Für Ostwald ist die Materie als primärer Begriff gar nicht mehr vorhanden; sie entsteht als „sekundäre Erscheinung durch das konstante Zusammen gewisser Energien“. Energie selbst aber definiert Ostwald als Arbeit oder Alles, was aus Arbeit entsteht oder sich in Arbeit verwandeln läßt. Die Gesamtheit der Natur erscheint ihm daher als eine Austheilung veränderlicher Energien in Raum und Zeit, von der wir in dem Maße Kenntniß erhalten, wie diese Energien auf unseren Körper, insbesondere auf die für den Empfang bestimmter Energien ausgebildeten Sinnesorgane übergehen. Und so kommt denn Ostwald zu der für die Energetik entscheidenden Begriffsbestimmung: Nur die Energie finden wir ohne Ausnahme in allen bekannten Naturerscheinungen wieder; oder, mit anderen Worten: Alle Naturerscheinungen lassen sich in den Begriff der Energie einordnen. Alles, was wir von der Außenwelt wissen, können wir in der Gestalt von Aussagen über vorhandene Energien darstellen und daher erweist sich der Energiebegriff allseitig als der allgemeinste, den die Wissenschaft bisher gebildet hat. Er umfaßt nicht nur das Problem der Substanz, sondern auch das der Kausalität. In seinem kleinen Grundriß der „Naturphilosophie“ in der „Kultur der Gegenwart“ unterscheidet Ostwald die verschiedenen Arten der Energie. Danach giebt es mehrere Arten der mechanischen Energie (zu denen die Arbeit gehört), dann die Wärmeenergie, die elektrische und magnetische, die strahlende und die chemische. Diesen Energieformen entspricht, von innen, von der Bewußtseinsseite aus gesehen, die Nervenenergie. Denn all unsere Kenntnisse der Außenwelt, sagt Ostwald, empfangen wir durch unsere Sinnesapparate. Damit aber ein Sinnesapparat beihätigt wird, ist die nothwendige und zureichende Bedingung, daß zwischen ihm und der Außenwelt ein Energieaustausch stattfindet. Dieser Austausch besteht meist darin, daß Energie von der Außenwelt in den Sinnes-

apparat übergeht; doch giebt es auch einzelne Fälle, in denen die Energiebewegung umgekehrt ist. Was wir daher empfinden, sind immer nur Unterschiede der Energiezustände gegen unsere Sinnesapparate. Gegen die energetische Weltbild, das die Energie geradezu substantialisirt („Die Energie darf wohl als die Substanz im eigentlichsten Sinn bezeichnet werden“, sagt Ostwald; „sie ist deshalb die Substanz, weil sie das Vorhandene in Zeit und Raum ist“), sind schwerwiegende Bedenken aus den Kreisen der Philosophen und Naturforscher erhoben worden. So findet es Alois Riehl irreführend, wenn von der Energie als einer einzigen Größe neben Raum und Zeit geredet wird, da jede Energieform sich vielmehr als Produkt zweier Größen darstellt: eines Kapazität- und eines Intensität-Faktors, die Beide reale Größen sind. Mag die Materie immerhin ein Abstraktum sein: darum ist sie noch kein bloßes Gedankending; sie ist überhaupt kein Ding, sondern die Vorstellungart von Dingen durch die äußeren Sinne. Auch die Energie ist ein Abstraktum; konkret sind die Formen der Energie, wie sie sich der sinnlichen Anschauung, an räumliche Dinge gebunden, zu erkennen geben. Nicht viel glimpflicher kommt die Energetik bei Eduard von Hartmann weg, obgleich er ihr in vielen Stücken nah steht und ihr gegenüber der mechanistischen Energetik den logischen Vorrang einräumt. Aber auch Hartmann findet: Die Energie ist genau in dem selben Sinn wie die Materie eine objektiv-reale Erscheinung.

Auch die logische Subsumirung des Kraftbegriffes unter den Energiebegriff als seinen Oberbegriff wird von Naturforschern nicht ohne Widerspruch hingenommen. So meint Alfred Dippe, es gehe nicht an, für den Begriff der Kraft den der Energie einzusetzen, weil die Energie nach ihrer Definition doch nur das in einander Verwandbare, die äquivalenten Leistungen betreffe, während die Massenleistungen nicht mit unter ihren Begriff fallen. Danach solle also die Energie als Unterbegriff unter den Kraftbegriff. Die Begriffe Energie, Arbeit und Effekt müßten nach dem Vorgange Obermayers logisch streng auseinandergehalten werden. Für Dippe schließt Lavoifiers Satz von der Erhaltung der Materie die Erhaltung der Kraft eben so wie die Erhaltung der Energie logisch in sich ein. Ostwald freilich ordnet Beide, Kraft und Energie, dem Oberbegriff Arbeit unter. Er unterscheidet Energie der Lage oder ruhende (potentielle) Energie von der Energie der Bewegung oder thätigen (aktuellen, auch kinetischen) Energie. Ihm ist die Gesamtenergie der Welt konstant, da in allen Naturerscheinungen ohne Ausnahme Energie anwesend ist. Energie aber ist selbst der Kraft gegenüber das einfachere und ursprünglichere, weil unsere Sinne wohl auf Energie, nicht aber auf Kräfte reagieren. Die Energie selbst aber ist, wie wir schon wissen, „Arbeit oder Alles, was aus Arbeit entsteht und sich in Arbeit verwandeln läßt“. Wie Marx alle ökonomischen Werthe in Arbeitszeiten aufgelöst hat, so führt Ostwald die Arbeit

als Centralbegriff ein, dem er Masse, Kraft und Energie subsumirt. Daß sich hier eine reine Metaphysik vorbereitet, kann Ostwald nicht bestreiten. Denn ob er seinen Voraussetzungen den Titel „Protothesen“ statt „Hypothesen“ beilegt, verschlägt angesichts des Umstandes wenig, daß sein Substanzbegriff, „die Energie schlechthin“ so gut metaphysisch ist wie jeder andere, heiße dieser nur Ich, Wille, Logos oder Monade. Spricht doch Ostwald von seiner „Energie schlechthin“ als der allgemeinsten Substanz oder der Substanz im eigentlichen Sinn. Deshalb ist ihm (auch in Schopenhauers Büchlein „Energetische Weltanschauung“) empfohlen worden, sich offen zur Metaphysik zu bekennen.

Die Energetik vergiebt sich nichts, wenn sie ehrlich eingesteht, daß sie eine induktive Metaphysik im engsten Anschluß an die Einzelergebnisse sämtlicher Realwissenschaften anstrebt, wie sie seit Fechner, Voße, Hartmann, Wundt, Eucken, Bergmann, Külpe, Erhardt bekannt ist. Das von Kant postulierte „metaphysische Bedürfnis“ der Menschennatur ist untilgbar. Die eingeschworenen Antimetaphysiker von der Farbe eines Avenarius und Mach liefern den lebendigen Beweis dafür, daß man bewußt gegen alle Metaphysik ankämpfen und ihr zuletzt unbewußt oder doch widerwillig verfallen kann. Die Kritiker des Phänomenalismus, Hönigswald und Sell, haben überzeugend dargethan, daß auch Mach bei einer Seinmetaphysik landete.

Der psychologische Cirkel ist unentrinnbar. Der Prozeß menschlicher Verdoppelungen ist unaufhebbar. Wir müssen unsere Eigenschaften in das All hinein deuten. Ein gröberer oder feinerer Anthropomorphismus ist das seelische Fatum des Menschengeschlechtes. Dabei kommt wenig darauf an, ob man dieses Hineindeuten menschlicher Merkmale oder Stammeseigenschaften in den geforderten Einheitsträger des Weltganzen mit den Griechen Anthropomorphismus, mit Franz Bacon „idola tribus“, mit Avenarius „introjizieren“, mit Hegel „einlegen“ oder endlich mit Lipps „einfühlen“ nennt. Ob wir das oberste Einheit- oder Ordnungszentrum „Natur“ oder „Gott“ betiteln: es ist und bleibt doch nur eine hinausprojizirte Verdoppelung unserer eigenen Ich-Einheit. Wird der Leib verdoppelnd hinausprojizirt, so entsteht der Materialismus; wird die Seele in das Weltbild introjizirt, so entsteht Idealismus; werden einzelne Empfindungen oder Erlebnisse „eingelegt“, so bildet sich der Phänomenalismus heraus; wird endlich die Muskelthätigkeit, die Kraft oder der Wille in das Weltganze „eingefühlt“, so entsteht das Weltbild, das Wundt mit Schopenhauer Voluntarismus, Ostwald mit Robert Mayer und Leibniz Energetik nennen. Die werbende Kraft der Energetik rührt wohl daher, daß wir im Zeitalter der Technik leben, deren Centralbegriff die „Arbeit“ ist. Bei den Griechen schändete, bei uns adelt die Arbeit. Die Umwerthung des Begriffes Arbeit schmeichelt uns das energetische Weltbild ins Herz.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Internationaler Handel.

Der Internationale Freihandelskongreß in London hat den Freihändlern nicht die Ueberzeugung verschafft, daß im klassischen Lande des free trade dem Gedanken an die Einführung des Schutzzolles jedes Asyl verweigert werde. Das Ergebnis war: Non liquet. Ruhige Vertreter des schutzöllnerischen Systems, wie Balfour und der Marquis of Lansdowne, fanden Gehör, als sie die Nothwendigkeit guter Handelsverträge betonten. Die wären nicht nöthig, wenn überall Freihandel herrschte; wird England Zollschranken errichten? Man braucht nicht so weit zu gehen wie Chamberlain, der eine hohe Zollmauer um das britische Inselreich ziehen wollte. Zwischen Chamberlain und Cobden liegt ein weites Gebiet, auf dem vorsichtige Politiker mit Erfolg operiren können. Großbritannien kämpft heute um die Erhaltung seiner Vormachtstellung im Welthandel; dabei blickt es weniger auf die Vereinigten Staaten von Amerika als auf Deutschland. Mancher Engländer sagt sich: Deutschland ist unter der Herrschaft des Schutzzolles groß und mächtig geworden; es hat wichtige soziale und finanzpolitische Aufgaben bewältigt, ein Respekt einflößendes Heer und eine achtbare Flotte geschaffen: warum sollen wir nicht auch versuchen, die Ausgaben, die unser Staatswesen noch erfordern wird (Ausbau der Flotte, Förderung des Schulwesens, Verstaatlichung der Eisenbahnen), zum Theil durch Zolleinnahmen zu decken? Die Frage liegt nah und sie kann rasch brennend werden, wie der jüngst aufgetauchte Plan einer Anleihe von 100 Millionen Pfund für Schiffbauten gezeigt hat. Das englische Budget kann auf die Dauer nicht alle „politischen Lasten“ tragen, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen. Eine langsamere Staatsschuldentilgung und neue Steuern würden die Lage erleichtern; ob Das aber genügen würde, ist eine andere Frage. Die Abkehr vom Freihandel gilt in England beinahe schon als wahrscheinlich; und doch haben ersteben wieder kluge Landsleute die Vorzüge des zollfreien Handelsverkehrs gerühmt. „Wer heute Hosianna spricht, ruft morgen: Crucifige!“ So gehts auch im wirtschaftlichen Leben. Da darf man nicht, nach reußischem Muster, auf einem Prinzip herumreiten. Da ändern sich die Voraussetzungen einer gesunden Existenz besonders schnell. Man spottet über Joe Chamberlain, weil er den Schutzzollbund zwischen Mutterland und Kolonien nicht erreicht habe; und doch ist man in Fleetstreet von der Vortrefflichkeit der schutzöllnerischen Gesetzgebung Australiens, mit der trotzdem scharfen und wirksamen Spitze gegen alle monopolistischen Uebergriffe, heute mehr denn je überzeugt und die kolonialen Sympathien wenden sich immer hitziger der Metropole zu. Der Handelsminister Churchill hat für das Verhältniß von Haupt und Gliedern zu einander den richtigen Ausdruck gefunden. Er sagte: England und seine Kolonien sind so fest mit einander verwachsen, daß jeder Versuch, diesen Zusammenhang zu lösen, mit dem Ruin des eigene Wege suchenden Landes enden muß. Der selbe Minister sagte auch, zwischen England und Deutschland gebe es keinen Gefahr drohenden Interessengegensatz; in allen Theilen der Welt seien die Deutschen Englands beste Kunden, und er wisse nicht, wie England den Schaden ausgleichen solle, wenn diese Kunden ausfielen oder geschwächt würden. Ein Kampf um den Handel sei thöricht; denn ein Krieg würde in einem Monat mehr Reichthum zerstören, als der Handel in Jahren wieder einbringen könnte. Wenn Churchills Meinung maßgebend bleibt, können wir den Wandlungen der britischen

Handelspolitik also mit einiger Ruhe entgegensehen. Der Minister hat zwar zunächst an den politischen Krieg gedacht; aber seine Worte lassen sich mit dem selben Recht auf einen Zollkrieg anwenden. England müßte auch bei dem Uebergang zum Schutzzoll ernste Differenzen mit Deutschland vermeiden, da die Deutschen die „besten Kunden“ der Briten sind. Die Art, wie mit der Marke „made in Germany“ verfahren wird, könnte solche Auffassung als zu optimistisch erscheinen lassen. Das sind aber nur Nadelstiche, mit denen man sich für den Ärger über den erfolgreichen Konkurrenten rächen will. Auch das neue englische Patentgesetz, das den ausländischen Fabrikanten, der ein englisches Patent erwerben möchte, zwingt, in England selbst zu fabriziren, ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Schließlich schädigt sich der Engländer doch nur selbst, wenn er sich fremde Industrielle ins Land holt; sie werden sich ja nicht damit begnügen, ihre Erzeugnisse wieder über den Kanal zu schaffen.

Gewaltsame Maßregeln gegen rivalisirende Staaten wirken meist schädigend auf das Land zurück, von dem sie ausgehen. Davon können die Franzosen ein Lied singen. Der gallische Hahn sucht, wo er kann, den deutschen Gast aus seinem Hühnerhof zu vertreiben. Der soll keins von den goldenen Eiern wegnehmen. Wirthschaft und Chauvinismus passen aber schlecht zusammen. Züngst wurde laut ein Ausfuhrverbot oder ein Ausfuhrzoll für französisches Eisenerz gefordert, damit die Prussiens kein Erz mehr aus den Gruben Frankreichs beziehen könnten. Der fromme Wunsch, der sich besonders auf die Minettegruben bezog, fand beim Minister der Oeffentlichen Arbeiten keine Gegenliebe; er war vernünftiger als die nationalisistischen Kampfshähne und forderte vom Generalinspektor der Minen ein Gutachten. Der Conseil Général des Mines kam zu dem Ergebnis, daß die französische Eisenindustrie zur Verarbeitung des in den französischen Gruben geförderten Erzes nicht annähernd ausreiche. Diese seien vielmehr auf den Export angewiesen; ein Ausfuhrverbot würde deshalb ein „nationales Unglück“ für Frankreich sein. Dieses rückhaltlos offene Gutachten stellt der wirtschaftspolitischen Einsicht der Herren Chauvins kein gutes Zeugniß aus. Sie tragen auch einen Theil der Schuld an den Repressalien, die von Frankreich gegen die deutsche Einfuhr verfügt worden sind. Der neue deutsche Zolltarif, der ja kein Heldenstück geworden ist, bot den Franzosen den Vorwand zu Zollerhöhungen, die sich speziell gegen Deutschland richten. Beispiel: die tarifariischen Maßregeln gegen Sammetfabrikate und Spizen. Die Behauptung, auch unsere Zollgesetzgebung richte sich feindlich gegen Frankreich, ist durch die Statistik widerlegt. Der Absatz französischer Waaren hat in Deutschland nicht abgenommen, seit die erhöhten Zollsätze gelten. Freilich könnte der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern durch ein vernünftiges Tarifabkommen gesteigert werden. Frankreich steht als importirendes Land bei uns an sechster Stelle; wir sind in Frankreich auf der Einfuhrliste die fünfte Macht. Der oft genannte Artikel 11 des frankfurter Friedensvertrages bestimmt, daß das handelspolitische Verhältniß zwischen den beiden Kontrahenten „für ewige Zeiten“ auf der Grundlage der Meistbegünstigung geregelt sei. Das ist die primitivste Voraussetzung, unter der sich erträgliche Wirthschaftbeziehungen zwischen zwei Ländern entwickeln können. Eine so wenig differenzirte Bestimmung genügt dem internationalen Handel von heute nicht mehr. Das haben Franzosen von gesundem Menschenverstand eingesehen und Vorschläge zu einer Neuregelung der strittigen Materie gemacht. Ein Anwalt am pariser Appellhof ist mit drei Wünschen hervorgetreten, deren erster lautet: Abschaffung des Artikels 11

des frankfurter Vertrages. Diese Forderung macht die übrigen Vorschläge, die an sich der Ermägung werth wären, undiskutirbar; denn Deutschland darf nicht daran denken, sich den frankfurter Friedensvertrag durchlöchern zu lassen. Doch könnte die Meistbegünstigung und der Artikel 11 unberührt bleiben, wenn man sich auf ein Sonderabkommen beschränkte, in dem namentlich die Zollpraxis, die viel zu wünschen übrig läßt, zu regeln wäre. Auf die Dauer ist mit dem veralteten System der Meistbegünstigung nicht zu arbeiten; und da fürs Erste an die Möglichkeit eines deutsch-französischen Handelsvertrages kaum zu denken ist, muß man sich mit dem Erreichbaren, einem für die Praxis brauchbaren Zusatz zum Artikel 11, begnügen.

Deutschland darf seine durch die Handelsverträge gestützte Position auf dem Weltmarkt nicht als *rocher de bronze* betrachten, sondern muß für stete Verstärkung der Fundamente sorgen. Die Thatsache, daß der Gesamtumsatz im deutschen Welt-handel mit beinahe 16 Milliarden Mark (im Jahr 1907) an die zweite Stelle gerückt ist und nur von England mit rund 22 Milliarden (die Vereinigten Staaten nehmen mit 14 Milliarden den dritten Platz ein) übertroffen wird, hat den Neid der Nationen erregt. Welche Erscheinungen die Mißgunst und die Sorge vor dem emporstrebenden Rivalen bewirkt, haben wir an England und Frankreich gesehen. Nun gilt's, das Erworbene zu erhalten und Neues hinzuzuerwerben. Um die Passivität der deutschen Handelsbilanz braucht sich dabei Niemand zu kümmern. Die ist nützlich, weil sie die Aktivität der (allein entscheidenden) Zahlungsbilanz sichert. In verschuldeten Staaten ist die Ausfuhr größer als der Import (siehe Rußland); da sucht man eben das Ausland mit Waaren zu bezahlen. Unser Exportverkehr ist leider noch nicht so gut organisiert, wie er's in einem Land von der wirtschaftlichen Stellung des Deutschen Reiches sein müßte. Zwischen Fabrikanten und Exporthändlern giebt es Gegensätze, die zum Theil durch die Uebermacht der Industrieverbände geschaffen wurden. Die großen Syndikate wollen ihren Export selbst besorgen, ohne Vermittelung des Exporteurs, und den Handel so viel wie möglich ausschalten. Das kommt auch im Exportverkehr zum Ausdruck. Der Exporteur waltet als Vermittler zwischen dem heimischen Fabrikanten und dem ausländischen Abnehmer. Takt und Geschicklichkeit gehört dazu, die Interessen inländischer Firmen so zu vertreten, daß ein wirklicher Nutzen daraus entsteht. Der Fabrikant ist nicht auf den Exportagenten angewiesen, sondern kann durch direkte Offerte den ausländischen Markt bearbeiten. Und viele Geschäftsleute, die ihre Unabhängigkeit nicht völlig opfern wollen, sichern sich, neben der Vertretung durch eine Exportfirma, den direkten Weg zu dem ausländischen Kunden. Leicht ist das Geschäft im Ausland nicht; und es wird bei der wachsenden Konkurrenz immer schwieriger. Der deutsche Unternehmer kann die Konjunktur und die vielen für den Absatz auf fremden Märkten wichtigen Faktoren nicht immer überblicken. Die Konsularberichte und die Mittheilungen für Handel und Industrie, die vom Ministerium des Innern herausgegeben werden, sollen zur Unterstützung des Außenhandels dienen. Das genügt aber nicht. Jetzt soll deshalb eine Außenhandelsstelle geschaffen werden, die den Fabrikanten über die Absatzgelegenheiten informirt. Die deutschen Exporteure haben den Plan nicht sehr freundlich aufgenommen; er scheint ihnen gegen ihr Interesse gerichtet. Die Exporthändler meinen schon lange, die Regierung ermuthige die Fabrikanten zu direkter Ausfuhr, und sie prophezeien jetzt, die Außenhandelsstelle werde mit veralteten Berichten arbeiten, da die Leute, die ihr Nachrichten gäben,

vorher schon die Exportfirmen unterrichtet hätten. An dem Widerstande der Ausfuhragenten dürfte der Plan aber nicht scheitern. Was zur Hebung des Außenhandels geschehen kann, muß geschehen. Und man darf von den getränkten Exporthändlern erwarten, daß sie die Fabrikanten nicht schädigen werden. Die deutschen Exporteure haben sich zu einem Verband zusammengeschlossen, der von den etwa 2000 der Branche Angehörigen schon 600 umfaßt und einen Jahresumsatz von beinahe $1\frac{1}{4}$ Milliarde aufweist. Dieses Kartell ist ein Trugbund gegen die selbst exportirende Großindustrie; es fordert feste Provisionsätze, die dem Agenten auch dann zu zahlen sind, wenn der Fabrikant die Propaganda für seine Erzeugnisse selbständig leistet und der Exporteur nur die eigentlichen Geschäftsabschlüsse vermittelt. Solches Zusammenwirken von Produzenten und Exporthändlern würde die Gefahr beseitigen, daß unser Außenhandel durch den Gegensatz zwischen Industrie und Handel geschädigt oder wenigstens gehemmt wird. Tüchtige und erfahrene Agenten haben im geschäftlichen Verkehr mit dem Ausland auch dafür zu sorgen, daß dem Schwindel das Spiel nicht allzu leicht gemacht wird. Oft geben deutsche Firmen, die von überseeischem Absatz Entschädigung für das zu Haus schlechte Geschäft erhoffen, irgendeinem fremden Vermittler, der durch niedrige Gebühren besticht, ohne genügende Sicherheit Waaren zum Verkauf. Der Agent giebt die Bestände zu Schleuderpreisen ab und läßt dann nie wieder von sich hören. Vor so peinlichen Ueberraschungen schützt den Fabrikanten die Verbindung mit einer geachteten Exportfirma. Die Industrie sollte schon deshalb dem Exporthandel das Leben nicht zu sauer machen; auf dem Weltmarkt muß jede Hilfe willkommen sein.

Labon.



Eine große Ungerechtigkeit ist es, wenn uns die Thatsache immer vorgehalten wird, daß England seinen Schutzzoll abgeschafft hat, nachdem er ihm die hinreichenden Dienste gethan hat. England hat die stärksten Schutzzölle gehabt, bis es unter deren Schutz so erstarkt war, daß es nun als herkulischer Kämpfer heraustrat und Jeden herausforderte: Tretet mit mir in die Schranken! Es ist der stärkste Faustkämpfer in der Arena der Konkurrenz; es wird immer bereit sein, das Recht des Stärkeren im Handel gelten zu lassen. Das Recht des Stärkeren giebt aber der Freihandel. Und England ist durch sein Kapital, durch die Lager von Eisen und Kohle und durch seine Häfen der Stärkste im Freihandelsfaustrecht geworden; aber doch nicht allein durch seine günstige geographische Lage, sondern nur dadurch, daß es so lange, bis seine Industrie vollständig erstarkt war, ganz exorbitante Schutzzölle dem Ausland gegenüber hatte. Jetzt ist es stark genug und sagt zu den Anderen: „Nun kommt her, mit uns zu treten: Ihr werdet doch Euer Geld unseren Produkten opfern.“ Das zauberische Wort „Freiheit“ wird als Kampfruf an die englische Ueberlegenheit geknüpft und mit dieser Maske werden unsere Freiheitsschwärmer an die Ausshungerung und Ausbeutung durch den ausländischen Handel gekirrt. . . Ich habe von dem Moloch des Freihandels gesprochen. Moloch ist ein Göze, der mit einem gewissen Fanatismus angebetet wird. Das muß man aber nicht buchstäblich nehmen. Ich nenne Moloch heutzutage in der Politik den Dienst einer bestimmten schädlichen Richtung, der mit einem gewissen Fanatismus betrieben wird, wie vom Cobdenklub Jeder ein Feind oder Narr genannt wird, der nicht beistimmt.“ So sprach Bismarck im Juni 1882. Wenn England jetzt an den Abschied vom Freihandel denkt, so ist dieser Gedanke von der Erkenntniß bewirkt worden, daß in der Arena der Konkurrenz dem britischen Händler der Sieg nicht mehr sicher und der Schutzzoll den Deutschen lästig ist.



Fontainebleau.

Über einem alten Steinthor im Park von Fontainebleau sieht man das im Innern des Schlosses oft angebrachte Wappenthier Franzens des Ersten: den in Flammen schreitenden gekrönten Drachen, ein Symbol der Stärke der Monarchie, die als unempfindlich gegen äußere feindliche Elemente gedacht ist. Dieses Wahrzeichen paßt besonders auf die Regierungzeit der letzten Valois. Unter ihnen ist Frankreich zum nationalen Einheitstaat geworden. Die Macht des Hochadels, der eine oligarchische Mitregierung anstrebte, wurde geschwächt und so dessen vollständige Beugung unter den Bourbonen vorbereitet. Auch verlor die Hugenottenpartei, die einen Staat im Staat zu bilden drohte, durch eine drastische Ausrottungspolitik bezimert, ihre Widerstandskraft. Dem Reich der Habsburger, das Frankreich von drei Seiten umklammerte, wurde erfolgreich die Stirn geboten. Dies Alles wurde erreicht, trotzdem die Nachkommen Franzens des Ersten durchaus nicht treffliche Regenten waren: ein Umstand, der beweist, daß der Aufschwung eines Landes sehr oft von den Qualitäten seiner jeweiligen Herrscher ganz unabhängig ist.

Franz der Erste, dem Fontainebleau seinen Ausbau und seine Ausschmückung verdankt, ist die letzte kraftvolle Erscheinung in der langen Reihe der Valois gewesen. In ihm verkörpert sich der Prototyp des gallischen Hochrenaissancemenschen. Kunstsinning und zur Liebe lustig, ein eben so sicher zielender wie gewissenloser Politiker, dabei ein Kriegsheld trotz seinem Epitüräerthum: durch solche Eigenschaften wurde dieser „roi galant“ neben Heinrich dem Vierten der populärste Herrscher Frankreichs. Durch ihn wurde Fontainebleau mit seiner freude- und prunkvollen Hofhaltung eine europäische Berühmtheit. Besonders nach der Rückkehr aus der madriker Gefangenschaft reichte Franz, um sich für die ausgestandene Langeweile in Spanien zu entschädigen, dort Fest an Fest. Deren Königin war seine Geliebte, Anne de Bisseleu, Herzogin d'Etampes, umgeben von einer Schaar der Liebe wie der Intrigue zugethaner Hofdamen. Der Mißgunst dieser allmächtigen Favoritin weichend, verließ Benvenuto Cellini Fontainebleau und überließ die Ausführung der künstlerischen Arbeiten im Schloß deren Günstling, dem weniger talentvollen Primaticcio. Der wurde auch zum Ankauf von Kunstwerken für Fontainebleau nach Italien gesandt. Von dort brachte er Michel Angelos Veda mit, die später auf Befehl Annas von Oesterreich vernichtet wurde. Auch die Antiken im Schloß fanden vor dieser pruden Habsburgerin keine Gnade: sie ließ sie mit Flor umhängen.

In Fontainebleau wurde im Jahr 1536 die Verlobung Jakobs des Fünften von Schottland mit Madame Madeleine, der Tochter Franzens, gefeiert. Ein der mythologischen Episode von Actaeon und Diana ähnliches Ereigniß ging dieser Verlobung voraus. Der vorsichtige Schotte wollte sich

zuerst von den intimen Reizen seiner künftigen Braut überzeugen, um späterer Enttäuschung vorzubeugen. Deshalb belauschte er sie beim Bad in der „Grotte des Pins“. Was er dort gesehen, mußte ihm gefallen haben, denn er heirathete Madame Madeleine nachher, trotzdem er in der Grotte als Lauscher hören mußte, daß ein Anderer, Don Juan d'Autria, bereits deren Herz besaß.

Das Jahr 1539 sah Karl den Fünften als Gast im Schloß, ihn, dessen misanthropisch-phlegmatisches Wesen in Allem mit dem feurig lebenslustigen Temperament seines Gastgebers kontrastirte. Gemäß der Strupellosigkeit der damaligen Zeit erwog man am französischen Hof ernstlich, ob man den gefährlichen Habsburger nicht gefangen nehmen solle. Triboulet, der Hofnarr Franzens, sagte zu seinem Herrn: „Wenn der Kaiser Dir vertraut, gebe ich ihm meine Narrenkappe“. „Und wenn ich ihn ziehen lasse?“ fragte der König. „Dann mach' ich sie Dir zum Geschenk“, war die Antwort. Karl erkannte seine bedenkliche Lage; er machte dem König verschiedene politische Versprechungen, die er, einmal in Sicherheit, natürlich nicht hielt. Auch suchte er die Herzogin d'Etampes durch reiche Geschenke zu gewinnen. So ließ man ihn unbehelligt ziehen.

Während der letzten Jahre Franzens, die er zum großen Theil in Fontainebleau verbrachte, gab es Reibungen zwischen dem König und dem Thronfolger und Eifersüchteleien zwischen der Herzogin d'Etampes und Diane de Poitiers, der Geliebten des Dauphin. Als einige Monate vor seinem Tode der sieche Monarch nach schwerer Erkrankung unerwartet genas, mußte er noch das merkwürdige Schauspiel sehen, daß seine vereinsamten Gemächer, aus denen sich die Höflinge schon fortgeschlichen hatten, um dem Dauphin zu huldigen, sich wieder mit beschämten und verlegenen Gestalten füllten; ein Vorgang, der dem an der Schwelle des Grabes Stehenden noch ein Lächeln über menschliche Erbärmlichkeit abzwang.

Heinrich II wies die Herzogin d'Etampes vom Thron. Diane de Poitiers ließ der plötzlich machtlos Gewordenen noch am Todestag ihres königlichen Liebhabers die Juwelen abverlangen, die Franz ihr geschenkt hatte.

Diane, Herzogin de Valentinois (des früheren Herzogthumes Cesares Borgia), wurde nun die eigentliche Herrscherin in Fontainebleau. Eine Nebenrolle spielte am Hof die legitime Gattin Heinrichs, Katharina von Medici; mit „florentiner Arglist“ trug sie dieses Schicksal und wartete auf ihre Zeit. Freundschaft für ihre Rivalin heuchelnd, ging die Königin in ihrer Verstellungskunst so weit, daß sie den jungen Gaspard de Saulx-Tavannes denunzirte, der ihr angetragen hatte, Dianens Nase abzuschneiden und so deren Schönheit zu entstellen. Noch mit siebenzig Jahren soll Diana „aussy belle de face, aussy fraîche et aussy aimable comme en l'aage de trente ans“ gewesen sein, so daß Brantôme in der naiven Weise seiner Zeit diese lange Konservirung ihrer Schönheit dem Einnehmen flüssigen Goldes zuschrieb.

Ueberall sieht man im Schloß die Wappenzeichen der Favoritin: Bogen, Pfeile und vor Allem Sichelmonde. Als Heinrich im Turnier von der Lanze Montgomerys gefallen war, zog sich Diana nach Fontainebleau zurück; wurde von dort aber auf eine ihrer Besitzungen verwiesen. Auch sie mußte, von Katharina mit einem Prozeß bedroht, gleich ihrer Vorgängerin die ihr vom König geschenkten Juwelen herausgeben.

Während der einjährigen Regierung des kränklichen, strophulösen zweiten Franz wurden in Fontainebleau in Gegenwart des Königs, seiner Gemahlin Maria Stuart und der Königin-Mutter die Notablen versammelt. Vergebens erstrebte man einen Vergleich zwischen den Parteien der Guise und der Hugonotten. Zwischen Coligny auf der einen, dem Kardinal von Lothringen und dessen Bruder auf der anderen Seite kam es zu den heftigsten Ausritten; und erbitterter denn je schieden die Gegner von einander.

Konjard, der nach dem Tod Franzens des Zweiten Maria Stuart im langen Schleier unter den alten Bäumen des Schloßgartens melancholisch auf- und abirren sah, hat den Liebreiz der jungen Witwe in Versen besungen. Bald danach lehrte sie nach Schottland zurück, mit dessen puritanischen Sitten sie sich nach dem lustigen, prunkvollen Leben am französischen Hofe nicht mehr befreunden konnte. Ihr Schicksal hat es erkennen gelehrt.

Unter der Regentschaft Katharinas von Medici (für Karl den Neunten) wurden in Fontainebleau wieder üppige Feste gegeben; einhundertfünfzig Hoffräulein, „dressées à la séduction“, wie Michelet sagt, hatten die Aufgabe, Katholiken und Protestanten den Aufenthalt am Hof begehrenswerth erscheinen zu lassen. Diese Damen wirkten in den Ballets und Pantomimen mit, welche die Königin-Mutter für ihre Schloßfeste zu arrangiren liebte. Vater Dan beschreibt ein allegorisches Turnier im Schloßhof von Fontainebleau, in dem Damen, als Nymphen gekleidet und mit den prächtigsten Edelsteinen übersät, von Rittern zu Pferde aus einem verzauberten Schloß befreit wurden. Auch Komödien, in denen die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt mitwirkten, wurden im Schloß aufgeführt.

Die Prachtentfaltung Katharinas erinnert an die Franzens des Ersten. Der französische Hof, der nach heutigen Begriffen als sittenlos zu bezeichnen wäre, zog mit seinen pomphaften Festen viele Edelleute des Auslandes an. Damals galt noch nicht das (später von den Bourbonen erfundene) Ceremonial, das ungezwungene Fröhlichkeit und Menschenwürde ersticke.

Unter dem letzten Valois, Heinrich dem Dritten, blieb Fontainebleau vernachlässigt; nur für kurze Zeit besuchte dieser Fürst seine Geburtsstätte. Um so mehr zog es Heinrich den Vierten dorthin. Er wählte das Schloß zu seinem Hauptsitz und that dafür fast eben so viel wie Franz I.

Heinrich installirte hier auch wieder eine Geliebte, Gabrielle d'Estrees,

Herzogin de Beaufort, die auch während seiner Kriegszüge in Fontainebleau Hof hielt. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Valois, ging Heinrich ernstlich, trotz der Mahnung seines Ministers Sully, mit dem Gedanken um, Gabrielle zu heirathen, von der er zwei Söhne und eine Tochter hatte. Behmüthig betrachtete er oft diese zärtlich geliebten Kinder, denen er so gern seinen Thron hinterlassen hätte.

Zum Ofterfest 1599 ließ der König seine Freundin von Fontainebleau aus für einige Tage zu Schiff nach Paris reisen. Er sandte ihr dorthin noch ein zärtliches Billet nach, das mit den Worten schloß: „Je me porte bien, Dieu merci; je ne suis malade que d'un violent désir de vous revoir.“ Inzwischen trafen aus Paris, wo seine Geliebte bei dem Bankier Jamet, „seigneur de dix-sept-cent-mille écus“, abgestiegen war, beunruhigende Nachrichten ein. Die eben erst Angekommene wurde, als sie an ihren königlichen Freund schrieb, von heftigen Krämpfen befallen, verlor das Bewußtsein, gebar nachts noch ein totes Kind und starb am anderen Morgen. Heinrich hatte sich, als er von der Erkrankung erfuhr, in den Sattel geworfen, um nach Paris zu eilen; doch unterwegs erreichte ihn die Trauerbotschaft. Erschüttert lehrte er nach Fontainebleau zurück. Troßdem es zur Charakteristik der damaligen Zeit gehört, daß Niemand, der aus dem Rahmen der Alltäglichkeit herausgetreten war, sterben konnte, ohne daß von Gift geraunt wurde, scheint in diesem Fall das Gerücht Recht gehabt zu haben. Jamet, bei dem Gabrielle abgestiegen war, gehörte zu den Vertrauten der Gondi, der Agenten des florentiner Hofes. Sie arbeiteten für die Verhehlung des Königs mit Maria von Medici. Diese Verbindung sollte als Kompensation für die Summe gelten, die Heinrich IV. von den Medicäern geborgt hatte. Auch nach dem Untergang der Borgia war die „aqua tofana“ noch lange an italienischen Höfen im Gebrauch, sobald politisches Interesse dieses Gift anzuwenden heißte. Auch diesmal blieb der Erfolg nicht aus. Auf Zureden Sullys entschloß sich der König zu der florentinischen Heirath.

Maria von Medici hat eben so wenig wie Katharina das Herz ihres Gatten besessen. Die beiden Königinnen Frankreichs aus dem Medicäerhaus, die erst als Regentinnen Bedeutung erlangten, spielten als Gattinnen am Hof eine winzige Rolle. In Fontainebleau gebar Maria dem König den Dauphin. Einige Tage nachher wurde auch die neue Favoritin des Königs, Henriette d'Entragues, Marquise de Berneuil, von einem Knaben entbunden. Als später Gattin und Geliebte im Schloßpark, Beide mit ihren Sprossen, einander trafen, sagte Henriette zu der Königin: „Hier sind unsere beiden Dauphins, Madame; meiner ist aber schöner als Ihrer.“ Maria antwortete mit einer wohlgezielten Ohrfeige. Welche Szenen sich in Folge dieser Episode beim König abgespielt haben? Darüber schweigen die Chronisten.

Die Feindschaft zwischen der Königin und der Favoritin dauerte fort und Henriette, die der König, trotz mancher Untreue seines Fleisches, zärtlich liebte, arbeitete sogar daran, Heinrich so weit zu bringen, daß er seine Ehe mit Maria für nichtig erkläre.

In diese Intriguen war der Marschall von Biron verwickelt, der zugleich landesverrätherische Unterhandlungen mit dem Ausland führte. In Fontainebleau, wohin ihn der König zur Verantwortung berief und wo er zuerst mit Ehren empfangen worden war, wurde er verhaftet. Heinrich wollte gegen den einstigen Freund Milde walten lassen und drang in ihn, ein offenes Geständniß abzulegen. Der stolze Marschall, allen Warnungen zum Trotz und in der falschen Voraussetzung, man besitze keine Beweise gegen ihn, weigerte sich und versäumte so den letzten Augenblick zu seiner Rettung. Als er den Saal verließ, vertraten ihm die Gardes den Weg und forderten ihm den Degen ab. Sein Kerker öffnete sich erst, als man ihn auf den Richtplatz führte.

Im Jahr 1603 erkrankte Heinrich schwer in Fontainebleau; die Verordnung der Aerzte hatte den charakteristischen Wortlaut: „Abstineat a quavis muliere, etiam regina.“ Im Jahr 1609 wurde der alternde, immer noch lästernde König von einer heftigen Leidenschaft für Charlotte de Montmorency, die Gemahlin des Prinzen von Condé, erfaßt. Doch allen Intriguen zum Trotz blieb er dießmal unerhört; der Gatte Charlottens, der keinen Beruf zum konziliannten Ehemann in sich spürte, wußte alle Bemühungen des verliebten Monarchen zu Schanden zu machen. In den Memoiren von Sully und Bassompierre ist diese Episode aus dem Leben des galanten Königs ausführlich beschrieben. Mit dem Leben Heinrichs des Vierten ging auch die Glanzzeit Fontainebleaus zu Ende. Das Hofleben unter Ludwig dem Dreizehnten und seinem Minister Richelieu wurde freudloser, die Etikette strenger und der lebenslustige Adel mied die Nähe des stets von der Rothen Eminenz überwachten Herrschers.

Damals spielte sich im Schloß auch die Tragoedie ab, in der Henry de Talleyrand, Graf von Chalais, sein Leben verwirkte. Der in die Herzogin de Chevraux verliebte junge Mann ließ sich ihretwegen in eine Verschwörung ein, die die Gefangennahme Richelieus zum Zweck hatte. Der Kardinal bewohnte damals ein Gebäude in Fleury, zwei Meilen vom Schloß entfernt; dort sollte der Handstreich ausgeführt werden. Von Angst oder Steue erfaßt, verrieth Chalais selbst den Plan kurz vor dessen Ausführung. Von da an wurde er beiden Parteien verdächtig. Er kompromittirt durch seine Aussagen den Marschall Ornano, der in Fontainebleau vom König zuerst mit Auszeichnung behandelt, dann, gleich Biron, verhaftet wird. Endlich wird auch Chalais denunzirt. Gaston d'Orleans, dessen Parteigänger er gewesen, giebt ihn preis: und so verfällt sein Haupt der Rache Richelieus. Im Jahr 1642 durchzucht

Der Cardinal, als Sieger über alle seine Feinde, getragen von seinen Garden totkrank noch einmal Fontainebleau. Der König erwartete ihn dort. Monarch und Minister reisten gemeinschaftlich nach Paris weiter. Beide sanken dann, kurz nach einander, innerhalb der nächsten Monate ins Grab.

Während der Regentschaft Annas von Oesterreich residirte der Hof hauptsächlich in Saint-Germain. Im Jahr 1645 kam zum ersten Mal der junge König, Ludwig XIV., nach Fontainebleau, wo die Hochzeit (durch Prokuration) der Prinzessin Marie de Gonzague mit dem Polenkönig Wladislaw gefeiert wurde. Auch empfing Ludwig dort mit großem Pomp den alternden Gaston d'Orleans, seinen Onkel, der von dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden zurückkam. Cardinal Mazarin tötete auf der sich anschließenden Jagd mit einem Degenstoß einen Eber, der sein Pferd angefallen hatte.

Im Sommer des selben Jahres fand Henriette von Frankreich, die Gattin des unglücklichen Stuart, im Schloß eine Zufluchtstätte, nachdem sie nach den ersten Siegen Cromwells England verlassen hatte. Ihr und dem jungen Prinzen von Wallis zu Ehren wurden dort Jagden, Promenaden und Konzerte veranstaltet; doch war die Mühe, die Flüchtlinge zu erheitern, vergeblich: in ihrer Angst dachten sie nur an England, von wo unheilswangere Nachrichten eintrafen.

Einen merkwürdigen Besuch erhielt das Schloß im Jahr 1657: Christine von Schweden, die aus der Art geschlagene Tochter Gustav Adolfs, kam. Ihr wurde, nachdem sie den pariser Hof durch ihr sittenloses Treiben geärgert hatte, von Anna von Oesterreich als Aufenthalt Fontainebleau angewiesen. Hier hat die Schwedin Europa mit Empörung gegen ihre Person erfüllt, seit sie ihren Stallmeister, den italienischen Marquis Monaldeschi, von ihrem Gefolge auf barbarische Art niedermegeln ließ. Sein Vergehen, das Christine als todeswürdig ansah, bestand in der Zusendung anonymer Briefe, in denen er den intimen Verkehr seiner Herrin mit seinem Landsmann Santinelli geißelte. Er hatte gehofft, durch diese Intrigue den Nebenbuhler zu stürzen und wieder in die frühere Gunst zu kommen. Als neubekehrte, fromme Katholikin hatte die Königin dem verlorenen Mann noch einen Vater zugeschickt, unter dessen Zuspruch und Gebeten er verröchelte. In heiterster Stimmung, scherzend und plaudernd, soll Christine (nach der Meldung von Zeitgenossen) die Stunden nach der Abchlachtung Monaldeschis verbracht haben.

Diesen empörenden Mißbrauch der Gastfreundschaft rügte Mazarin in einem geharnischten Brief. Christine antwortete kaltblütig, sie sei als Souverainin auch auf fremdem Boden Herrin über Leben und Tod ihrer Leute. Daß sie aber durch den Verzicht auf die Krone Schwedens Privatperson geworden war, scheint sie vergessen haben. In der kleinen Kirche von Aon. sah bei Fontainebleau, liegt ihr Opfer begraben; noch sieht man dort den

einfachen Stein mit der Aufschrift: „Cy gist Monaldexi“. Sein blutiges Panzerhemd, das er an dem verhängnisvollen Tag unter dem Bams trug, ist im Schloß aufgehängt. Christine wurde wegen der skandalösen That nicht weiter behelligt. Die nächste Karnevalszeit verbrachte sie wieder am pariser Hof und wohnte im Louvre, wo sie den jungen König tanzen sah.

Ludwig XIV. jagte fast in jedem Jahr in den Wäldern von Fontainebleau. Bei einem Fest im Schloß sah er 1661 zum ersten Mal Mademoiselle de la Vallière, die als Nymphe in einem Ballet mitwirkte. Er verliebte sich so hitzig, daß er noch in der selben Nacht sich ihr im Park erklärte. Zehn Jahre später schrieb Madame de Sévigné: „Der Hof bricht heute nach Fontainebleau auf. Die Damen La Vallière und Montespan sind Rivalinnen und voll Eifersucht auf einander. Die Montespan dürfte siegen. Mademoiselle de la Vallière wird ihr sicher geopfert werden.“ Auch Madame de Maintenon eroberte später auf einer Fahrt nach Fontainebleau das Herz des Königs. Doch nicht nur Liebeshändel: auch wichtige Staatsaktionen vollzogen sich während der Regierungszeit Ludwigs des Vierzehnten im Schloß. Im Jahr 1685 wurde hier der Widerruf des Ediktes von Nantes unterzeichnet, wodurch Frankreich einer Million seiner Einwohner beraubt wurde. Nur religiöser Fanatismus hatte diese Maßregel veranlaßt, denn die Protestanten waren zu dieser Zeit als Partei nicht mehr zu fürchten; die Gefahr, die sie unter den Valois für den Einheitstaat bildeten, war längst vorbei. Eine eben so folgenschwere Entscheidung fiel 1700, als Ludwig sich in Fontainebleau bereit erklärte, die Krone Spaniens für seinen Enkel, den Herzog von Anjou, anzunehmen. Der Entschluß entfachte einen europäischen Krieg und brachte Frankreich an den Rand des Abgrundes.

Unter der Regentschaft Philipps von Orleans besuchte Peter der Große Fontainebleau. Er betrank sich auf der kleinen Insel des Karpfenteiches vor dem Schloß mit seinem Gefolge so arg, daß es bei der Abfahrt nicht glatt ging und die Karossen, die den Zaren und seine Höflinge abholten, in einem nicht zu beschreibenden unappetitlichen Zustand am Bestimmungsort ankamen.

Ludwig XV. feierte seine Hochzeit mit Maria Leszcynska, der Tochter des entthronten Polenkönigs, in Fontainebleau. Auch er kam regelmäßig zu den Jagden, blieb aber meist nicht lange.

Im Oktober 1752 wurde im Schloß Rousseaus „Devin du Village“ gegeben. Zu dieser Aufführung erschien der Autor selbst, der die Reise von Genf in einer königlichen Karosse, in Begleitung des Fräuleins Foll, Grimms und des Abbé Raynal zurückgelegt hatte. In einer Loge wohnte der wenig weltmännische Schweizer in schlechter Kleidung, unrasirt und mit schlecht gestämmter Perrücke, der Vorstellung bei. Ihm gegenüber saß in einer kleinen Loge der König mit Madame de Pompadour. Das Stück hatte großen Erfolg.

trotzdem es schlecht gespielt wurde. Doch soll die Musik gut gewesen sein. Sie hat besonders dem König gefallen, der noch lange die Melodien daraus trällerte: „avec la plus fausse voix de son royaume.“ Rousseau, der sein linkisches Benehmen empfand, war nicht zu bewegen, sich Ludwig dem Fünfzehnten vorstellen zu lassen; er reiste ab: in der thörichten Ueberzeugung, durch solche Unmüßigkeit seinen „Stolz vor Königsthronen“ bewiesen zu haben. In Wirklichkeit lachte man ihn aus und er verlor nach diesem fluchtartigen Aufbruch die Penne, die ihm zugesagt worden war.

Im November arbeitete Voltaire im Schloß an seiner Tragoedie „Semiramis“. Ihm passirte während seines dortigen Aufenthaltes eine unangenehme Geschichte. Er sah beim Spiel der Königin eines Abends hinter dem Stuhl der Marquise du Châtelet der Partie zu. Die Marquise verlor nach und nach vierundachtzigtausend Livres. Da konnte sich der Poet nicht halten und sagte auf Englisch: „Sie haben es hier mit Gaunern zu thun.“ Der Verlust war zwar bei den am Hof üblichen Hazardspielen nichts Außergewöhnliches; doch hatte die Warnung in Anbetracht der Sittenlosigkeit der Zeit auch im Königsschloß ihre Berechtigung. Aber sie wurde von einigen Umstehenden gehört und verstanden. Man beschwerte sich beim König über den respektlosen Dichter; das Gerücht sagte, er werde verhaftet werden. Voltaire fand die Luft in Fontainebleau deshalb zu schwül und floh nach Sceaux zu seiner Protectorin, der Herzogin von Maines.

Im Jahr 1770 kam Ludwig XV. mit Madame du Barry ins Schloß. Diese hoffte dort auf eine Begegnung mit der Dauphine. Marie Antoinette hatte bisher die Favoritin (zu deren nicht geringem Aerger) völlig ignorirt. Bei einer Truppenschau, die Beide mitmachen sollten, wollte man eine Annäherung herbeiführen. Doch die Tochter Maria Theresias fragte vorsichtig, ob Madame du Barry anwesend sein werde. Als die Frage bejaht war, sagte sie: „In diesem Fall wird sie meinen Platz dort einnehmen.“ So unterblieb die von der Maitresse gewünschte Begegnung.

Unter Ludwig dem Sechzehnten weilte der Hof oft in Fontainebleau; doch lichtete sich stets das Gefolge auf der Hinreise, da den Kavalieren die Monotonie des Aufenthaltes, während dessen außer der Jagd keine Zerstreuungen geboten wurden, zuwider war. Der König verbot deshalb den Hofchargen, sich ohne gewichtigen Grund vom Hoflager, wo immer es sich befände, zu entfernen. Die Etiquette wurde unter dem gutmüthigen Monarchen nicht mehr so streng genommen. Man sah (was hätte Ludwig XIV. dazu gesagt?) jetzt Leute, die nicht von königlichem Geblüt waren, an der Tafel des Königs. Im Jahr 1786 weilte Ludwig zum letzten Mal in Fontainebleau, wo er einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England unterschrieb. Drei Jahre später zogen die Stürme der Revolution herein und verschonten auch

das Schloß nicht ganz. Man verbrannte Bilder, goß aus Bronzestatuen Souß, errichtete Freiheitbäume und stellte Marats Büste in die Schloßkirche. Doch hat diese Zeit der Barbarei hier weniger Spuren hinterlassen als in den anderen königlichen Residenzen.

Während des Ersten Kaiserreiches hielt sich der Papst Pius VII. einige Tage in Fontainebleau als Gast Napoleons auf. Von hier aus reisten Beide gemeinsam zur Krönung nach Paris. Der selbe Papst kam acht Jahre später wieder in das Schloß zurück, wo er achtzehn Monate lang der Gefangene des Kaisers war. Nach dem unglücklichen russischen Feldzug jagte Napoleon bei dem Fürsten von Neuschâtel in der Nähe des Schlosses. Als ein Mann rascher Entschlüsse verließ der Kaiser plötzlich die Jagd, erschien unerwartet in Fontainebleau und trat, ohne sich anmelden zu lassen, vor den verblüfften Heiligen Vater. Ueber die Szene, die sich da zwischen Napoleon und Pius abgespielt hat, wurde viel geschrieben; jedenfalls faszinierte die Person des Kaisers den leicht einzuschüchternden und wenig energischen Papst. Napoleon erreichte, was er gewünscht hatte. Einige Tage später unterzeichnete Pius, unter dem Eindruck des kaiserlichen Besuches, das Koncordat, worin er fast formell der weltlichen Herrschaft entsagte. Zwar nahm der Papst kurz darauf seine Einwilligung wieder zurück; doch der Kaiser nahm von dieser Gesinnungsänderung nicht Notiz und ließ den Vertrag, trotz dem Protest, bestehen. Ein Jahr nachher gab Napoleon seinen Gefangenen frei und ließ ihn, damit Pius nicht in die Hände der Allirten falle, nach Rom zurückführen. Mit dem Kaiserreich ging es zu Ende. Während die fremden Armeen in Paris einzogen, kam Napoleon mit seiner Garde in Fontainebleau an.

Seine Absicht, von dort einen Handstreich auf die Hauptstadt zu machen, wurde vereitelt, da seine Generale dagegen waren. Auch die Verhandlungen mit dem Kaiser Alexander, die den Zweck hatten, dem König vom Rom den Thron zu retten, blieben erfolglos. Es waren bittere Tage, die der so lange vom Glück Verwöhnte in der Einsamkeit des Schlosses erleben mußte. Denn einsam wurde es um ihn. Einer nach dem Anderen verließ den Besiegten, von dem nichts mehr zu hoffen war, um sich in Paris bei den neuen Machthabern eine Stellung zu sichern. Von jedem Einzelnen nahm Napoleon herzlich Abschied; vor jedem tat er, als wenn er den vorgeschützten Gründen zur Abreise und dem Versprechen baldiger Rückkehr Glauben schenkte. In Wirklichkeit mußte er, daß Keiner wiederkehren werde.

Endlich entschloß sich der Kaiser zur Abdankung. Auf dem Tisch, auf dem, noch unleserlicher als gewöhnlich, die historischen Worte der Thronentsagung geschrieben wurden, sind tiefe Kratzer eines Federmessers sichtbar. Der gestürzte Caesar hatte seine ohnmächtige Wuth an dem unschuldigen Holz aus-

gelassen, während seine Umgebung dem Zögernden die Feder in die Hand drängte.*)

Ein paar Tage danach versuchte der Kaiser, der schon bei Vielen wieder der „General Bonaparte“ geworden war, sich mit Opium zu vergiften. Der Versuch mißlang. Am zwanzigsten April beschloß er die Abreise nach Elba. Das Bataillon seiner Garde, das ihm gelassen wurde, war bereits dorthin unterwegs. Die Uebrigen ließ Napoleon in dem Schloßhof, der von da an „cour des adieux“ genannt wurde, versammeln. Er hielt an sie noch eine ergreifende Ansprache, küßte die Fahne, umarmte den General Petit, den Kommandeur der Garde, und warf sich dann feuchten Auges in die Karosse, die ihn aus Frankreich führte. Dieses Ende der kaiserlichen Epoche ist wohl das gewichtigste Stück Weltgeschichte gewesen, das die alten Mauern des Valois-Schlosses gesehen haben. Der Traum von der Wiederaufrichtung des Reiches Karls des Großen wurde hier begraben.

Ludwig XVIII., der nach Fontainebleau gekommen war, um die Braut des Herzogs von Berry, Karoline von Neapel, zu empfangen, soll beim Anblick des guten Standes, in dem er das Schloß gefunden hatte, zum Grafen d'Artois gesagt haben: „Wir haben, mein Bruder, einen gewissenhaften Pächter hier gehabt.“ Viel hielt sich im Schloß Louis Philippe auf, durch dessen geschmacklose Restaurirungen die Stilschönheit der Räume manche Einbuße erlitten hat. Der Hof des Bürgerkönigs feierte hier die Trauung Helenens von Mecklenburg mit dem Herzog von Orleans, die zuerst standesamtlich, dann nach katholischem und protestantischem Ritus vollzogen wurde.

Auch während des Zweiten Kaiserreiches sah Fontainebleau viele Feste. Louis Napoleon bezog die Gemächer seines Onkels, die Kaiserin Eugenie die der armen Marie Antoinette. Bemerkenswerthes hat sich dort zwischen 1852 und 1870 nicht zugetragen.

*) „Napoleon war von Natur und Charakter eine Zerstörernatur. Im Berathungssaal, mitten in einer wichtigen Erörterung, sah man ihn mit einem Messer oder Kratz-eisen die Lehne seines Stuhles bearbeiten und ihr tiefe Wunden einschneiden. Immer wieder mußte dieser Stuhl reparirt werden: und man konnte stets sicher sein, daß er am nächsten Tag wieder beschädigt sein werde. Um sich eine Abwechslung zu verschaffen, nahm der Kaiser eine Feder und bedeckte alle Papierblätter, die er vor sich hatte, mit dicken Tintenstrichen. Wenn das Papier ganz schwarz war, knitterte erß in der Faust zusammen und warf es auf die Erde. Selten ließ er ein feines Werk der Skulptur unbeschädigt aus der Hand. Eines Tages überreichte ich ihm sein Reiterbild, das die Porzellanfabrik in Sevres mit wirklicher Kunst hergestellt hatte. Er stellte es auf einen Tisch und fing an, es zu verstümmeln; zuerst mußte ein Steigbügel, dann ein Bein dran glauben. Als ich sagte, der Künstler würde vor Schmerz sterben, wenn er sein Werk so verunstaltet sähe, antwortete er kalt: ‚Ein Bißchen Stitt macht das Alles wieder gut‘. Wenn er ein Kind liebte, kniff erß, bis es weinte. (Chaptal: Mes souvenirs sur Napoléon.)

Seit dem Sturz der Monarchie blieb Fontainebleau vereinsamt. Präsident Carnot war der Einzige, der hier öfters einige Monate wohnte. Doch paßte die einfache Umgebung des republikanischen Staatsoberhauptes wenig zu der Pracht der Räume, in die eine glänzende Hofhaltung gehört.

Der Anblick des stolzen Baues, dieses stummen Zeugen einstiger monarchischer Prunkentfaltung, bereitet den Demokraten, die heute am Ruder sind, wenig Freude. Denn die Denkmale des viel geschmähten „ancien régime“ sind den Enkeln der „sans culottes“ keine Augenweide. Unter dieser Antipathie haben Versailles und Fontainebleau zu leiden; nur das Allernöthigste geschieht noch für sie. Wären die Königsschlösser nicht zugleich Lehr- und Fundstätten der französischen Kunst- und Kulturgeschichte, Schöpfungen und Sammelstätten nationaler Kunst (die freilich dem Ruhm der Könige diente), so hätten sie längst wohl, trotz allen Historienereinnerungen, auch das bescheidene Maß von Pietät noch verloren, das ihnen die Dritte Republik entgegenbringt.

Paris.

Erwin Niedinger.

Eigentlich gab es im alten Frankreich vier verschiedene Höfe, die sich mit Bewußtsein von einander fern hielten, nur die unvermeidlichen Beziehungen aufrechterhielten und oft sogar aus kaum verhüllter Feindschaft aufeinander blickten. Der König und dessen Geliebte sind die Mittelpunkte des wahren Hofes, dessen, wo man sich amüsiert, Gunst und Beförderung einheimst und wo deshalb allein Höflinge zugelassen sein wollen. Dann kam eine mehr oder minder alte und altmodische, meist vereinsamte, höchstens von einem dünnen Häuflein Getreuer umringte Königin. Der dritte Hof ist der Kronprinzliche, den die Höflinge, schon weils auch da gewöhnlich trüb und glanzlos aussah, nur aufsuchten, wenn sie mußten. Der vierte Hof war der stillste. Da lebten die Prinzessinnen, die vorzeitig Alte Jungfern wurden, nur in der Kirche das Heil fanden und, wie ihre Brüder, der Jesuitenfuchtel gehorchen mußten. Die Geliebte des Königs hatte eine offizielle Stellung. Sie darf nie vom König getrennt werden, begleitet ihn in alle Sommerresidenzen, hat in Versailles eine Wohnung, bezieht eine Apanage und die Minister arbeiten bei und mit ihr. Alles, was zum königlichen Hof gehört, ist, fast ohne Pause, den ganzen Tag um den Monarchen geschaart. Jedes Alltagsereigniß treibt ihm die Höflinge zu: Spiel, Jagd, Theater, Mahlzeiten. Immer ist er von ihnen umringt. Abends hocht gewöhnlich Alles in den Gesellschasträumen der Maitresse; da wird geschwätzt und gespielt, ist die Etiquette weniger streng, die Unterhaltung intimer, der ganze Verkehr „aufgekloppter“. Im Lauf des Jahres siedelt der Haupthof in die verschiedenen Residenzen über. Die Daten pflegt der König schon zu Neujahr in seinem Kalender zu notiren. Fontainebleau ist im Herbst an der Reihe. Da giebt's die glänzendsten Feste und die schönsten Jagden; da wird der Hubertustag gefeiert. Aber auch manche Palastrevolution ist dort vorbereitet, manche Intrigue angezettelt und vereitelt, oft über Krieg und Frieden entschieden worden. Die Minister und Obersten Hofchargen hatten dort eigene Häuser, die sie aber selbst möbliren und mit allem zum Leben Nöthigen versehen mußten. Wenn das Schloß (dessen Zimmer nur zum Theil bewohnbar waren) keinen Raum mehr bot, wurden die Zugelassenen in der Stadt untergebracht; man schrieb ihre Namen mit Kreide an eine Hausthür: und Jeder mochte dann sehen, wie er fertig wurde. (Maugras: La cour intime de Louis XV.)

Berlin, den 5. September 1908.

Deutsche Literatur in Amerika.

Seit mehreren Jahren wird in Deutschland lebhaft für den Abschluß eines Vertrages agitirt, der den Nachdruck deutscher Werke in den Vereinigten Staaten unmöglich machen soll. Auch in Amerika ist die Sache aufgegriffen worden; leider in einer Weise, die nicht zur Klärung der Sachlage beitragen kann. Die Folge ist, daß die berechnete Enttäuschung deutscher Schriftsteller über den Diebstahl ihrer Erzeugnisse, der fortwährend ausgeübt wird, sich in Angriffen auf Parteien Luft macht, die allerdings aus den vorhandenen Verhältnissen Nutzen ziehen, diese aber nicht geschaffen haben und auch in keiner Weise für sie verantwortlich sind. Die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten hat sich niemals dem Abschluß eines Vertrages, der den Nachdruck deutscher Werke verhindern würde, widersetzt; ihre einflußreichsten Vertreter haben ihn vielmehr befürwortet und der Eindruck, der in den literarischen Kreisen Deutschlands vorzuherrschen scheint, die deutsch-amerikanische Presse trage einen wesentlichen Theil der Schuld an den jetzigen Zuständen, die sie beizubehalten wünsche, um ungestört stehen zu dürfen, ist durchaus falsch. Der Kampf gegen die Verleger deutscher Zeitungen in Amerika, der in Deutschland mit so viel Bitterkeit geführt wird, ist daher nicht nur unberechtigt, sondern führt auch zu bedauerlicher Kraftvergeudung. Wäre er nur unberechtigt, so würde für mich keine Veranlassung vorliegen, mich damit zu beschäftigen; denn ich habe weder einen Auftrag erhalten, die Vertheidigung der deutsch-amerikanischen Presse zu übernehmen, noch liegt ein Grund für mich vor, es aus eigenem Antriebe zu thun. Doch liegt mir daran, Klarheit zu schaffen und Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen; kann dabei den deutschen Schriftstellern gezeigt werden, daß es andere Wege giebt, um an das erwünschte Ziel zu gelangen, so wird auch ihnen ein guter Dienst erwiesen.

Der jetzige Vertrag, unter dem geistiges Eigenthum, das im Ausland entstanden ist, nur dann in den Vereinigten Staaten gegen Nachdruck geschützt werden kann, wenn es in Amerika gedruckt wird, verdankt seine Entstehung nicht dem Betreiben amerikanischer Verleger. Deren Interessen werden dadurch vielmehr empfindlich geschädigt, weil sie unter anderen Umständen die von ihnen vertriebenen Bücher viel billiger im Ausland herstellen lassen könnten. Die Bestimmung ist allein auf die Forderungen der Vertreter der Gewerkschaften zurückzuführen, die den Kongreß überzeugten, daß die Arbeiter sie haben wollten. Sie steht außerdem ganz und gar im Einklang mit der amerikanischen Wirthschaftspolitik, deren Motto heißt: Schutz für die amerikanischen Arbeiter. Der Vertrieb von Büchern, die im Ausland hergestellt worden sind, soll nach Kräften erschwert werden, um Schriftsetzern, Buchdruckern, Buchbindern, Zeichnern mehr Arbeit zu verschaffen und zu verhindern, daß europäische Arbeiter, denen geringere Löhne bezahlt werden, mit ihnen in Konkurrenz treten. Die Gründe, welche die Vereinigten Staaten abhalten, dem geistigen Eigenthum den selben Schutz zu gewähren, den es in anderen Ländern genießt, sind also rein wirthschaftspolitischer Art. Das ist noch deutlicher aus der Thatsache erkennbar, daß Bücher und Zeitschriften, die in englischer Sprache gedruckt sind und sich daher einen größeren Leserkreis sichern können als die deutschen, deren Einfuhr sich also in großen Massen lohnen würde, einem ziemlich hohen Zoll unterworfen sind, während alle anderen zollfrei eingehen. Für den Schriftsteller und den Verleger wäre es viel vortheilhafter, wenn sie solche Bücher aus England importiren könnten; sie müssen sie aber in Amerika noch einmal drucken lassen, um sich gegen Nachdruck zu schützen, oder den hohen Einfuhrzoll bezahlen, wenn sich die Herstellung einer besonderen amerikanischen Auflage voraussichtlich nicht lohnen würde. Ueber die Zweckmäßigkeit oder den Werth dieser Vorschriften brauche ich nichts zu sagen; es genügt, wenn die Thatsache betont wird, daß ihre Abänderung nur durch einen Wechsel in den Ansichten Derer zu erreichen ist, die einen maßgebenden Einfluß auf die Wirthschaftspolitik der Vereinigten Staaten ausüben. Hoffentlich versteht man aber in Deutschland endlich, daß dem Abschluß eines Urheberrechtsschutz-Vertrages nicht amerikanische Unredlichkeit und Lust am Stehlen, sondern einfach der Wunsch, die Einfuhr von Erzeugnissen irgendwelcher Art aus anderen Ländern zu verhindern, im Wege steht. Gegen die Einfuhr des geistigen Eigenthumes wendet sich kein Mensch; man würde es gern mit allem denkbaren Schutz umgeben, so lange dadurch amerikanischen Arbeitern keine Gelegenheit entzogen würde, zu hohen Löhnen Beschäftigung zu finden.

Ueber den Nachdruck deutscher Werke in Buchform brauche ich kein Wort zu verlieren; denn er kommt nicht mehr vor und hat nie einen großen Umfang gehabt. Da deutsche Werke zollfrei eingeführt werden dürfen (ausgenommen

sind nur solche, die fast ganz aus Bildern bestehen und bei denen der Text Nebensache oder Beiwerk ist), können sie billiger importirt als in Amerika hergestellt werden. Es handelt sich also lediglich um die deutsche Presse in Amerika. Sie ist in zwiefacher Nothlage. Sie darf ungestraft alle Erzeugnisse der deutschen Literatur abdrucken. (Von dem Schutz, den sich deutsche Schriftsteller für ein Jahr sichern können, wird später gesprochen werden.) Sie thut es natürlich nicht etwa nur, weil ihr das Stehlen Vergnügen macht, sondern, weil es doch ganz selbstverständlich ist, daß eine Zeitung nicht für die selben Sachen bezahlen kann, die ihr Nachbar und Konkurrent umsonst abdruckt. Die Menschen, die umsonst erreichbare Sachen bezahlen, sind sehr dünn gesät. Auch unter den deutschen Schriftstellern wird es nur wenige geben, die, weil ihr sittliches Gefühl sie treibt, Dinge bezahlen, die sie und Andere umsonst haben können. Kein deutscher Verleger bemißt das Honorar nach der Begabung oder den Leistungen des Schriftstellers, dessen Werke er verlegt, sondern allein nach dem Erlös, den er aus dem Geschäft zu ziehen erwartet, mit Rücksicht auf die Preise, die seine Konkurrenten zu zahlen gewillt sein werden. Ethische Beweggründe spielen dabei so selten eine Rolle, daß man sie kaum in Betracht zu ziehen braucht. Und auch in Deutschland wird ja ganz beträchtlich nachgedruckt, wenn man glaubt, es ungestraft thun zu können. Wer, zum Beispiel, von Amerika aus für deutsche Zeitungen schreibt, kann sich gegen unbefugten und unbezahlten Nachdruck nur schützen, wenn er sehr genau aufpaßt. Wird in Amerika mehr nachgedruckt, so geschieht es nur, weil gesetzlich erlaubt ist, während man den deutschen Verleger, der das Selbe thut wenigstens zu einer kleinen Entschädigung zwingen kann, allerdings auch dort nur mit einigen Mühen und Kosten. Weßhalb fordert man nun von dem amerikanischen Verleger, er solle aus gutem Herzen für Etwas bezahlen, das er umsonst nehmen darf und das alle seine Konkurrenten ohne Scheu nehmen? Die heftigen Angriffe der deutschen Schriftsteller auf die deutsch-amerikanische Presse haben bis jetzt nur den einen Erfolg gehabt, daß Blätter, die früher wenigstens einen großen Theil ihres Inhalts erwarben und honorirten, jetzt Alles ausschneiden und rücksichtslos nachdrucken. Man kann ihnen Das gar nicht verdenken; denn geschimpft wird doch, und wenn man schon fortwährend Dieb genannt wird, hat es keinen Zweck, den Scheltern auch noch unnöthige Opfer zu bringen.

Ich habe von einer zwiefachen Nothlage der deutsch-amerikanischen Presse gesprochen. Neben der Nothwendigkeit, sich gegen die Konkurrenz zu schützen und mit ihr auf gleichen Fuß zu stellen, besteht nämlich die Thatsache, daß heute in den Vereinigten Staaten kaum noch eine deutsche Zeitung vorhanden ist, die für Alles, was sie aus deutschen Zeitungen und Zeitschriften entnimmt, bezahlen kann. Die Zeiten sind vorüber, in denen die deutschen Zeitungen in Amerika viel Geld verdienten; die meisten schlagen sich nur noch mit Mühe

durch und die Blätter, die jetzt einen nennenswerthen Ueberschuß abwerfen, lassen sich an den Fingern einer Hand aufzählen. Das liegt nicht so sehr an dem Rückgang des Deutschthumes wie daran, daß das Publikum heute viel größere Ansprüche macht und auch von den deutschen Zeitungen mehr verlangt als früher; und ein großer Theil der deutschen Einwanderer versteht schon bei der Ankunft genug Englisch, um amerikanische Zeitungen lesen zu können. Der Abschluß eines Vertrages, durch den den deutschen Schriftstellern voller Schutz in den Vereinigten Staaten gewährt wird, würde die deutsch-amerikanische Presse zwingen, entweder den Theil, den sie der Belletristik widmet, vollständig fallen zu lassen oder sich auf den Nachdruck älterer Werke, die nicht mehr geschützt sind, zu beschränken. Das wäre auf lange Zeit hinaus ganz gut möglich; denn die deutsche Literatur ist reich an Romanen und Novellen, die der jetzigen Generation unbekannt sind, ihr aber, trotz dem Alter, ganz gut gefallen würden. Der deutsche Schriftsteller könnte also dadurch nichts gewinnen, so weit sein pekuniäres Interesse in Betracht kommt; denn ob seine Werke gar nicht oder ohne Bezahlung nachgedruckt werden, ist für ihn gleichgiltig, so lange sich ihm nur um den Geldpunkt handelt. Eine andere Frage ist freilich, ob es für ihn nicht noch besser ist, unbezahlt als überhaupt nicht nachgedruckt zu werden. Schließlich beweist Das doch immer eine Werthschätzung, die angenehm berührt; und außerdem hat es auch eine praktische Seite. Sein Name wird in weiteren Kreisen bekannt und die Nachfrage nach seinen Werken steigert sich. Ich weiß aus meiner langjährigen journalistischen Thätigkeit, daß die Veröffentlichung eines Romanes in einer Zeitung in vielen Lesern den Wunsch entstehen ließ, das Werk in Buchform zu besitzen, und ich könnte eine ganze Reihe von Fällen anführen, in denen Schriftsteller nur dadurch in den Vereinigten Staaten bekannt wurden und für ihre Werke Absatz fanden, daß einer ihrer Romane nachgedruckt oder, wenn man es nun so nennen will, gestohlen worden war. Als ein newyorker Blatt „Törn Uhl“ abdruckte, entstand sofort eine ganz beträchtliche Nachfrage nach den Werken Gustavs Frenssen; auch „Hilligenlei“ wurde stark gekauft, trotzdem es von keiner Zeitung gebracht worden war. Eben jetzt hat eine Zeitung einen alten Roman von Lanera nachgedruckt und kein Tag vergeht, ohne daß Anfragen einlaufen, wo das Werk in Buchform zu haben ist. Damit will ich nun weder die vorhandenen Zustände vertheidigen noch etwa den deutschen Schriftstellern rathen, den Nachdruck zu fördern, um sich auf diese Weise bekannt zu machen und den Verkauf ihrer Werke zu erweitern, aber ich möchte darauf hinweisen, daß es immer noch besser ist, wenn ihre Erzeugnisse überhaupt nachgedruckt werden, so lange sie die Bezahlung doch nicht erzwingen können.

Vor einiger Zeit fand ich in den Zeitungen eine Liste, in der deutsche Schriftsteller die Verluste angaben, die sie durch den Nachdruck ihrer Werke

in Amerika nach ihrer Ansicht erlitten hätten. Mehr als einer der Herren bezifferte seinen Verlust auf achtzig bis hunderttausend Mark und die Gesamtsumme belief sich auf viele Millionen. Das hat uns hier ein leises Lächeln abgezwungen; denn so viel Geld könnten alle deutschen Zeitungen in Amerika zusammen in Jahrzehnten nicht für Romane aufbringen. Wirkliche Verluste, solche, die durch das Bestehen eines Vertrages vermieden worden wären, haben nur die Schriftsteller erlitten, deren Werke ins Englische übersetzt worden sind; denn alle anderen, die keine Bezahlung erhielten, wären eben für Geld nicht nachgedruckt worden. Das ist ein wichtiger Punkt, den die deutschen Schriftsteller scharf ins Augen fassen und auf den sie ihre ganze Kraft konzentriren sollten; vielleicht können sie die honorarlose Veröffentlichung von Uebersetzungen ihrer Werke verhindern, kaum aber für geistiges Eigenthum, das nicht in Amerika gedruckt worden ist, Schutz erhalten. Von den Verlegern der Uebersetzungen können sie auch Honorare erhalten, um die zu kämpfen lohnt; denn man darf nicht vergessen, daß der Leserkreis für deutsche Bücher in den Vereinigten Staaten eng ist und immer enger wird, während es für die Verbreitung von englischen Büchern kaum Grenzen giebt. Thatsächlich haben ja auch einige deutsche Schriftsteller, vor Allen Friedrich Spielhagen, schon zu einer Zeit, als überhaupt noch kein Vertrag vorhanden war, Verleger für Uebersetzungen ihrer Werke gefunden. Das könnte wieder geschehen, zumal das Interesse für die deutsche Literatur bei den Amerikanern stetig wächst.

Von Deutschland aus wird fortwährend gepredigt, die Deutschen in Amerika müßten sich ihr Deutschthum bewahren. Das können sie aber ohne Hilfe, die aus dem Reich kommt, nicht thun. Sie sind in einem Land, in dem die englische Sprache die Nationalsprache ist, und sind gezwungen, diese Sprache zu erlernen. Ihre Kinder lernen Englisch und sind, so sehr die Eltern sich auch bemühen mögen, sie in Geist und Denken deutsch zu erhalten, doch Amerikaner. Wo Vater und Mutter schwer zu kämpfen haben, um sich eine Stellung zu erringen und sich in ganz neue Verhältnisse einzuleben, ist es ihnen unmöglich, sich so eingehend mit den Erzeugnissen des Geistes zu beschäftigen, daß sie völlig auf dem Laufenden bleiben. Neue Erscheinungen bleiben ihnen unbekannt, wenn sie nicht durch die deutsche Presse davon unterrichtet werden. Es ist sehr leicht, die Forderung zu stellen, die Deutschen in Amerika seien verpflichtet, sich über Alles, was in Deutschland auf geistigem Gebiet vorgeht, zu unterrichten; aber nur der ganz Unkundige wird dieses Verlangen für berechtigt halten. Der Deutsche, der sich dauernd in Amerika niedergelassen hat, muß sich bis zu einem gewissen Grad amerikanisieren; er darf nicht vollständig deutsch bleiben, weil er sonst nicht Wurzel fassen und zum Erfolg kommen kann. Er ist außerdem durch die intensive Arbeitsweise so in Anspruch genommen, daß ihm nur wenig Kraft und Zeit bleibt, um geistige Interessen

zu pflegen. Hat er sich durchgerungen und nun mehr Muße, so ist die Verbindung mit dem geistigen Leben Deutschlands meist schon lange unterbrochen und er weiß nicht, was geschehen ist, seit er das Vaterland verließ. So kommt es, daß Alles, was das junge Deutschland auf den Gebieten der Kunst und Literatur hervorgebracht hat, den meisten Deutschamerikanern unbekannt geblieben ist. Sie erfahren von neuen Büchern, neuen Schriftstellern nichts, wenn ihr Appetit nicht durch die Zeitungen geweckt wird. Der deutsche Schriftsteller, der darauf besteht, daß keins seiner Werke in Amerika nachgedruckt wird, wenn er nicht dafür das ihm zustehende Honorar erhält, errichtet dadurch zwischen sich oder dem deutschen Leben im Reich und den Deutschen im Ausland eine Scheidewand, die deren Amerikanisirung beschleunigt. Sollte diese Thatsache, die unbestreitbar ist, nicht von deutschen Schriftstellern in Erwägung gezogen werden, so lange sie die ihnen zustehende Bezahlung doch nicht erzwingen können? Ich meine damit nicht, daß deutsche Schriftsteller irgendwelche Verpflichtung haben, für die Erhaltung des Deutschthumes in den Vereinigten Staaten Opfer zu bringen; aber ich möchte darauf hindeuten, daß sie nicht gerade die deutsch-amerikanischen Zeitungen, die ihnen doch immerhin noch nützen, zum Gegenstand ihrer Angriffe machen sollen.

Der jetzige Vertrag, durch den der deutsche Schriftsteller sich gegen Nachdruck innerhalb eines Jahres schützen kann, erscheint mir werthlos; er ist vielleicht sogar schädlich. Ist das Werk wirklich werth, nachgedruckt zu werden, so wird Das nach Ablauf eines Jahres genau so geschehen wie gleich nach seinem Erscheinen. In den meisten Fällen wird nur verhindert, daß das Werk und damit der Verfasser überhaupt bekannt wird. Man will den Bewohnern der Vereinigten Staaten also erschweren, sich mit den Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen, ohne daß ein Vortheil für eine der beiden Seiten heraussprünge. Der Vertrag, wie er jetzt besteht, hat alle Nachteile eines Kompromisses, ohne einen einzigen Vorzug.

Oft hört man, die jetzigen Zustände machten das Entstehen einer deutsch-amerikanischen Literatur unmöglich, weil der freie Nachdruck deutscher Werke deutschen Schriftstellern in Amerika den Boden unter den Füßen wegziehe. Das erscheint mir haltlos. Es ist schon nicht ganz klar, was unter deutsch-amerikanischer Literatur überhaupt verstanden werden soll. Eine Literatur, die nicht mit dem Leben und innersten Wesen eines Volkes zusammenhängt, giebt es überhaupt nicht. Es kann deutsche und amerikanische Schriftsteller geben, aber niemals deutsch-amerikanische; denn es giebt kein deutsch-amerikanisches Volk oder Geistesleben. Was man so nennt, ist ursprünglich deutsch gewesen und mehr oder weniger durch amerikanische Denkweise gefärbt. Die deutsch-amerikanischen Schriftsteller sind Deutsche, die vielleicht amerikanische Stoffe verarbeiten oder amerikanische Art mit Geschick nachahmen. Einer

Verfechter des Gedankens, die Verhinderung des Nachdruckes könne die Entwicklung einer deutsch-amerikanischen Literatur zur Folge haben, sagt: „Nicht der ungehinderte Nachdruck ist der Lebensnerv der deutsch-amerikanischen Presse, sondern ein eigenes, frisches, feineres deutsch-amerikanisches Geistesleben.“ Wo das herkommen soll, sagt er aber nicht; und wird es auch nie Einem erklären können, der nur einigermaßen Bescheid weiß. Was ich über den Deutsch-Amerikaner gesagt habe, wird Jedem verständlich machen, daß ein „frisches, feineres deutsch-amerikanisches Geistesleben“ aus dem Deutschthum in den Vereinigten Staaten niemals ohne äußeren Anstoß entstehen kann. Davon können nur Leute träumen, die bloß körperlich in Amerika leben, geistig aber dem Lande ewig fremd geblieben sind; und sie sind eben so selten wie die Andern, die heute noch glauben, es wäre möglich, die Vereinigten Staaten ganz oder wenigstens zum Theil deutsch zu machen. Ueberhaupt ist die Frage von solcher Bedeutung, daß die paar Schriftsteller, die in Amerika in deutscher Sprache schreiben, nicht in Betracht kommen können. Sie finden ein größeres und empfänglicheres Publikum in Deutschland und würden auch dann nicht viel an die deutsche Presse in Amerika absetzen können, wenn diese nicht länger deutsche Sachen umsonst abdrucken dürfte. Auf die Gründe für diese Ansicht kann ich hier nicht eingehen; aber erwähnen möchte ich, daß diese Schriftsteller, so talentvoll sie sein mögen, doch keine Eigenart besitzen, die als deutsch-amerikanisch bezeichnet werden kann. Sie bleiben immer Deutsche und haben eigentlich keinen besonderen Grund zu Klagen, so lange sie die Früchte ihrer Thätigkeit in Deutschland absetzen können. Daß es ihnen nicht möglich ist, ihre Erzeugnisse zweimal zu verkaufen, einmal in Deutschland und dann wieder an eine deutsch-amerikanische Zeitung (mehr als zwei oder drei wären es nicht), ist am Ende doch nicht Grund genug, auf sie besondere Rücksicht zu nehmen.

Niemand wird sich der Ueberzeugung verschließen können, daß die Verhältnisse jetzt unwürdig sind, und Niemand wird von deutschen Schriftstellern fordern, daß sie ruhig zusehen sollen, wie sie um die Erzeugnisse ihres Geistes gebracht werden. Aber jeder ruhige Beobachter muß auch bedenken, daß in anderen Ländern, mit dem das Reich Verträge schließt, kein der Zahl nach starkes Deutschthum um die Erhaltung seiner Sprache und seines Wesens ringt. Das hat der Patriot zu erwägen. Die Schwierigkeiten, die den Abschluß eines den deutschen Schriftstellern genügenden Vertrages hindern, sind aber rein wirtschaftspolitischer Art. Das ist der Kernpunkt, der bei der Agitation im Auge behalten werden muß. Diese ist nutzlos, so lange sie sich gegen Parteien wendet, deren Schuld nicht ist, daß noch kein Ausweg gefunden wurde.

New York.

Georg von Skal.



Die Nationalitäten in Ungarn.

Wenn ich um die Erlaubniß bitte, von der Tribüne dieser angesehenen und weitverbreiteten Zeitschrift einige aufrichtige Worte über die Nationalitätenfrage in Ungarn zu sprechen, so geschieht es nicht in der Hoffnung, die Gegner und Feinde des modernen Ungarn zu beruhigen (sie wollen sich nicht beruhigen lassen), sondern, um einige Thatsachen festzustellen, die jedem objektiv Denkenden deutlich beweisen müssen, daß die Angriffe gegen Ungarn und insbesondere die Angriffe gegen die Nationalitätenpolitik Ungarns, denen man jetzt nicht nur in der österreichischen, sondern auch in der deutschen, französischen und sogar in der russischen Presse begegnet, fast jeder sachlichen Grundlage entbehren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Angriffe sehr geschickt vorbereitet werden. Einzelne Nationalitäten in Ungarn, vor Allem die Rumänen und die Slowaken, haben das Meißlerstück geleistet, einem Theil der öffentlichen Meinung Westeuropas eine Animosität, vielleicht auch eine Antipathie gegen Ungarn, besonders gegen die Magyaren, zu suggeriren, was um so überraschender ist, als Ungarn in Deutschland, Frankreich und England sich lebhafter Sympathien erfreute. Viel bedeutsamer als die Verse des deutschen Dichters, dem das Wams zu eng ward, wenn er den Namen Ungarn hörte, sind die Briefe Bismarcks und kennzeichnend für die Stimmung, die ehemals in Frankreich und England bestand, sind die Berichte über die Aufnahme Andrassy's und Teleki's in Frankreich und Kossuth's in England. *Tempi passati.* Heute findet man in der ausländischen Presse schwere Anklagen wider Ungarn, die darin gipfeln, daß im Reich der Stephanskronen die Nationalitäten unterdrückt werden, daß hier ein Schreckensregiment eingeführt sei, unter dem Kroaten, Rumänen, Slowaken, Serben und Deutsche leiden, denen man alle Rechte und Freiheiten der Bürger, in allererster Reihe ihre Muttersprache, raube und deren wirtschaftliche Entwicklung oft geradezu verhindert werde. Hier sei nicht untersucht, ob Franzosen und Engländer in ihren eigenen Staaten jene altruistische Politik verfolgen, die sie anderen Staaten empfehlen; auch auf die Polenpolitik Deutschlands, nicht einmal auf die Ruthenenpolitik Oesterreichs sei hingewiesen, die seit der Ermordung des Statthalters Grafen Potocki und den blutigen Vorfällen in Czerniechow allerdings mehr Aufmerksamkeit verdienen würde, als ihr zu Theil wird. Sagen darf man aber, daß mancher Nachbar über den Splinter im Auge Ungarns sich das Mundwerk zerreißt, während er den Balken im eigenen Auge nicht wahrnehmen will.

Den peinlichen, oft bis zur Roheit entartenden Nationalitätenhader in Oesterreich wird Niemand leugnen können. Dort liegen Deutsche und Tschechen einander in den Haaren, Slowenen und Italiener, Polen und Ruthenen bekämpfen einander, aber all diese Nationen und Nationalitäten sehen mit Entrüstung auf Ungarn, obwohl hier solche Zusammenstöße und Skandale, die in Oesterreich an der Tagesordnung sind, zu den größten Seltenheiten gehören. Die verschiedenen Volksstämme Oesterreichs mögen einander übrigens hassen und befehden: in ihrer Geanerschaft gegen Ungarn sind sie fast immer einig. *Viribus unitis.* Und da der Weg von Ungarn nach Westeuropa über Oesterreich führt, ist es besonders die österreichische Presse, die das Rußland über ungarische Verhältnisse unterrichtet. Diese Presse ist aber Ungarn jetzt feindlich gesinnt. Das war einst ganz anders. Es gab eine Zeit in Ungarn, in der die politische Korruption in voller Blüthe stand, eine brutale Partei-

herrschaft die Nationalitäten so tyrannisierte, daß sie die Passivität aussprachen und am politischen Leben überhaupt nicht mehr Theil nahmen; aber damals hörte man im österreichischen Parlament, wo jetzt jeden Augenblick über Ungarn in unflätiger Weise geschimpft wird, kaum ein Wort des Tadel's. Damals herrschte Koloman Tisza in Ungarn: und ihm verziehen die Oesterreicher Alles. Die Deutschen in Oesterreich, die berühmten „Herbstzeitlosen“, verhüllten die Augen, verstopften die Ohren und schlossen den Mund, als die siebenbürger Sachsen, dieser kernige deutsche Volksstamm, laute Klage über die Verfolgungen führten, denen sie von einzelnen Regierungsorganen ausgesetzt waren. Politisch und wirtschaftlich stand Ungarn in Oesterreich's Diensten. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft; noch sicherer große. Das offizielle Ungarn machte sich selbst Oesterreich tributär. Koloman Tisza hat seine Politik niemals klarer charakterisirt als in dem Satz: „Der ungarische Staatsmann muß verzichten lernen.“ Er und seine Partei hatten denn auch auf allen Gebieten abdicirt, nur um die Herrschaft im Land zu behalten. Alle Wünsche des Monarchen, insbesondere die militärischen Forderungen, wurden wortlos erfüllt, in allen für Oesterreich wichtigen Angelegenheiten wurde die nationale Opposition niedergerungen, gegen die finanzielle und wirtschaftliche Unabhängigkeit Ungarns mit wahrer Verzweiflung gekämpft, als hätten eine ungarische Regierung und eine ungarische Regierungspartei keine höhere Aufgabe als die, österreichischen Interessen zu dienen. Ungarn war damals Vieblind in Oesterreich. Die deutschen Parteien hatten einen besonderen Grund, mit Ungarn zufrieden zu sein, denn ihnen wurde, im Sinn des Ausgleiches, den Franz Deak schuf, die Vorherrschaft in Oesterreich eben so gesichert wie den Magnaten die Führung in Ungarn. Wohl waren die übrigen Nationalitäten Oesterreichs mit der politischen Suprematie der Deutschen unzufrieden, aber sie, namentlich die Tschechen, trösteten sich mit den wirtschaftlichen Vortheilen, die ihnen Ungarn gewährte. Handel und Industrie lagen in Ungarn darnieder. Die Kreditbedürfnisse deckten fast nur österreichische Finanzinstitute, die Industrieartikel lieferten meist österreichische Fabriken. Doch die Politik Koloman Tisza's, die allgemach eine Degeneration, geradezu eine Karikatur der Ausgleichspolitik Deak's und Andrássy's wurde, brach zusammen. Die „liberale Partei“, die dreißig Jahre Ungarn beherrschte, wurde immer schwächer, bis sie endlich von der Entrüstung der ungarischen Nation hinweggesetzt wurde. Je schwächer aber die liberale Partei ward, desto unerquicklicher wurde das Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn. Die Versuche der liberalen Partei, ihren schwindenden Einfluß durch nationale Schöpfungen zurückzuerobern, das Bestreben dieser hinsiechenden Partei, den oppositionellen Gruppen populäre Programmpunkte zu entlehnen (Expropriation der oppositionellen Programme nannte der Handelsminister Horánszky dieses Vorgehen), weckte schon Mißtrauen in Oesterreich; und aus kleinen Divergenzen wurden allgemach grasse Gegenjätze. Als den Deutschen in Oesterreich die Zügel der politischen Führung aus den Händen genommen wurden, beurtheilten sie die Verhältnisse in Ungarn noch weniger freundlich; weil sie erwarteten, Ungarn werde gegen eine Föderalisierung Oesterreichs seine Stimme erheben, und weil die nationale magyarische Politik auf allen Linien Erfolge aufwies. Die zur Macht gelangten nationalistischen Parteien Oesterreichs, insbesondere die Polen, waren wohl anfangs geneigt, ein erträgliches Verhältniß mit Ungarn herzustellen; als aber neben den Tendenzen der politischen Unabhängigkeit auch die Tendenzen der wirtschaftlichen Unabhängig-

feit zum Siege gelangten, Ungarn finanziell und industriell sich von Oesterreich trennen wollte, die Industrieförderung von Staates wegen eifrig betrieben wurde, die Möglichkeit, ja, Wahrscheinlichkeit eines selbständigen Zollgebietes näherrückte, die Errichtung einer selbständigen ungarischen Notenbank das Losungswort der größten politischen Partei blieb, da wandelten sich langsam auch die Freunde Ungarns in Oesterreich zu Feinden. Die liberalen deutschen Parteien suchten die christlich-soziale Partei, die aus dem Schlagwort: „Gegen Ungarn!“ eine Wahlsparole machte, zu überbieten, weil sie fürchteten, noch mehr Einfluß zu verlieren; die Tschechen entdeckten plötzlich ihr Herz für die Slowaken, die Kroaten demonstrieren für ihre Stammesbrüder an der Drau und die Wiener begeisterten sich für die Rumänen. Selbst die historische Wissenschaft in Oesterreich bekam einen ungarnefeindlichen Einschlag. Das ungarische Staatsrecht, das man in Oesterreich seit dem Augenblick, wo die unpopuläre liberale Partei verschwand und die volkstümlichen nationalen Parteien, die ungarische Koalition, ans Ruder gelangten, in der Presse zum Gegenstand der gehässigsten Kritik machte, wurde in Brochuren und Büchern förmlich totgeschlagen. Ungarn sei kein selbständiger Staat, Ungarn sei ein Kronland, Ungarn sei ein Theil des Gesamtstaates, Großösterreichs nämlich: all diese absurden Behauptungen hörte man und die Anmaßung, Herrschsucht und Tyrannei des magyarischen Stammes wurden täglich mit Hilfe von irrigen Informationen nationalistischer Hezer aus Ungarn gezeißelt. Da das Ausland Ungarn leider fast nur durch die österreichische Brille sieht, fand schließlich auch der österreichische Groll und das ungerichte, nicht aus sachlichen, sondern aus selbstischen politischen und wirthschaftlichen Motiven hervorgegangene unfreundliche Urtheil Oesterreichs in die ausländische Presse Eingang und in Deutschland bekämpfen zahlreiche Blätter in leidenschaftlich gehässiger Weise die ungarische Nationalitätenpolitik; ja (Das ist wohl der Gipfel), die Alideutschen schwärmen plötzlich für die Slaven in Ungarn.

Sind nun diese Anklagen begründet? Werden die Nationalitäten in Ungarn unterdrückt? Werden die fremdsprachigen Bewohner des Reiches der Stephanskronen ihrer Nationalität beraubt, in Kirche und Schule drangsalirt, wirthschaftlich geschädigt, kulturell zurückgedrängt? Wer die Verhältnisse kennt, wird mit einem einfachen Nein auf diese Fragen antworten. Doch es ist nothwendig, nicht nur die Unrichtigkeit und Unwahrheit der gegen Ungarn gerichteten Angriffe in der Nationalitätenfrage zu konstatiren, sondern auch nun, nachdem die Quellen des unreinen Stromes gezeigt sind, die Verhältnisse zu schildern, wie sie sind. Die Wortführer der Nationalitäten in Ungarn legen das Schwergewicht ihrer Anschuldigungen auf den Vorwurf, daß die ungarische Regierung das von Deak und Eötvös 1868 geschaffene Nationalitätengesetz nicht respektirt und eine chauvinistische, Recht und Gesetz verletzende Politik verfolgt. Schon der Umstand, daß der Chef der Regierung heute Weyerle heißt, läßt errathen, daß die Magyarisirungstendenzen nicht gerade wild sind und auch die Behauptung, daß nur der Nichtmagyar in Ungarn Karriere machen kann, der seinen Namen verändert und seinen Ursprung verleugnet, kaum ernst zu nehmen ist. Wer nun das ungarische Nationalitätengesetz betrachtet, wird sehen, daß die Gesetz den nationalistischen Anklagen widerspricht. Diese Anklagen gipfeln darin, daß die magyarische Sprache den Nationalitäten in ungesetzlicher Weise oktroyirt wird; diese Anklagen fallen aber in sich zusammen, wenn man nur den ersten Paragraphen des Nationalitätengesetzes liest. Dieser lautet in der ungelenten offiziellen deutsch

Uebersetzung: „Da vermöge der politischen Einheit der Nation die Staatsprache Ungarns die ungarische ist, so ist die Berathungs- und Verhandlungssprache des ungarischen Reichstages auch fernerhin ausschließlich die ungarische; die Gesetze werden in ungarischer Sprache geschaffen, sie sind jedoch auch in den Sprachen aller im Lande wohnenden Nationalitäten hinauszugeben; die Amtssprache der Regierung des Landes ist auch fernerhin in allen Zweigen der Verwaltung die ungarische.“

Dieser Paragraph spricht so deutlich, daß eigentlich jeder Kommentar überflüssig erscheint. Da aber in den systematischen Angriffen gegen die Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung immer wieder an Deak und Eötvös erinnert wird, die beiden Staatsmänner, die das Gesetz schufen, seien auch einige Worte aus den Reden dieser beiden Politiker citirt. Deak sagte 1868, daß langwierige Auseinandersetzungen über die Nationalitätenfrage vermieden werden können und nur zwei Momente ins Gewicht fallen: Erstens, daß „in Ungarn nur eine politische Nation besteht: die einheitliche, untheilbare ungarische Nation“; und zweitens, daß die Wünsche der verschiedenen (nichtungarischen) Nationalitäten nur insoweit in Erwägung gezogen werden können, wie es die Einheit des Staates, die Bedingungen der Regierung und die Anforderungen der Gerechtkeitspflege nothwendig erscheinen lassen. Eötvös ergänzte die Worte Deaks mit dem Hinweis darauf, daß Niemand eine andere Lösung der Nationalitätenfrage wünschen könne, weil jede andere Lösung „die zweckmäßige Wirksamkeit der Verwaltung und der Justiz eben so wie die Einheit des Vaterlandes und dessen Zukunft gefährden würde“. Doch selbst ein schroffer Gegner Ungarns, der Historiker Helfert, ein Treitschke östereischer Währung, muß die Richtigkeit dieses Standpunktes, wenn auch ungern, zugeben, denn er sagt in seinem neuesten Werk: „Daß die magyarische Nationalität (soll wohl heißen: Nation) für die ‚politische‘ des Landes erklärt wurde, möchte hingehen; war es doch ohne Frage im Lauf der Geschichte sie, die das zusammenhaltende Band des ungarischen Staates bildete. Auch daß sie ihre Sprache zur ‚diplomatischen‘, zur Amts- und gemeinsamen Verhandlungssprache machen wollte, ließ sich allenfalls hören...“ Trotzdem wird jetzt Ungarn ein Vorwurf daraus gemacht, daß es seine eigenen Gesetze achtet und durchführt und die Nationalitätenfrage nicht nach östereichischen Gesetzen regeln will, wo es bekanntlich keine Staatsprache giebt, ja, nicht einmal einen einheitlichen Staat mit einem gesetzlich festgestellten Namen.

Das ungarische Nationalitätengesetz verleiht allerdings den Nationalitäten viele Rechte; und sie bestehen nicht nur auf dem Papier. In den Komitatsversammlungen hat nicht nur Jeder das Recht, in seiner Muttersprache zu reden, sondern man macht hiervon auch oft Gebrauch, selbst wenn man der Staatsprache mächtig ist. Bei den Gemeindegerechten können Kläger und Geklagte in ihrer Muttersprache reden; was sie auch thun. Die kirchlichen Gerichte haben das Recht, ihre Amtssprache selbst zu bestimmen, aber es ist noch nicht vorgekommen, daß die erwähnten Nationalitäten, von ihrem Recht Gebrauch machend, die Staatsprache gewählt hätten. Die Gemeindebeamten sind verpflichtet, die Sprache der Bewohner zu gebrauchen, und es ist eine Seltenheit, daß die Beamten nicht die Sprachen aller Nationalitäten ihres Kreises verstehen, obwohl in manchen Bezirken neben den Magyaren auch noch Deutsche, Serben und Rumänen wohnen. Was das Nationalitätengesetz vorschreibt, wird, so weit es überhaupt möglich ist, von der Regierung gethan; doch man kann nicht behaupten, daß auch alle Nationalitäten es thun.

Gegen die Deutschen in Ungarn wird kein Gerechter ein Wort des Vorwurfs erheben. Sie fordern die Einhaltung des Nationalitätengesetzes in Kirche und Schule und respektiren selbst das Gesetz. Unter den banater Schwaben und in der jüngsten Zeit auch unter den siebenbürger Sachsen findet man keine Heizer gegen den ungarischen Staat. Eben so sind die Serben in Ungarn (nicht in Kroatien und Slavonien) mit ihren gesetzlich gewährleisteten Rechten zufrieden. Anders die Slowaken und Rumänen, die mit ihren Klagen und Anklagen die auswärtige Presse füllen.

Die Kroaten, die man im Ausland zu den unzufriedenen Nationalitäten Ungarns rechnet, kann ein Kenner der Verhältnisse hier gar nicht erwähnen, denn die Kroaten besitzen eine beispiellos liberale Autonomie; die kroatische Sprache wird von der ungarischen nicht unterdrückt, sondern die ungarischen Schulen werden in Kroatien verfolgt. Daß die Kroaten auch auf dem ungarischen Reichstag kroatisch sprechen und obstruiren dürfen, haben die letzten Monate bewiesen, obgleich erwähnt werden muß, daß der von den Nationalitäten verherrlichte Baron Eötvös schon vor fünfzig Jahren forderte, daß auch die Kroaten sich der ungarischen Sprache im ungarischen Parlament bedienen sollen, was übrigens noch früher auch schon in einem Gesetz festgelegt wurde. Davon schweigt man aber. Die Slowaken und Rumänen führen den Reigen. Da sei denn betont, daß das Gros der Slowaken und Rumänen nicht etwa unzufrieden ist, sondern nur von Agitatoren, deren Beziehungen zu Oesterreich und Rumänien offenkundig sind, gegen den ungarischen Staat aufgehetzt werden. Im Rahmen des Nationalitätengesetzes kann jede Nationalität sich in Ungarn frei entwickeln; aber die Agitationen bezwecken nicht die Respektirung des Nationalitätengesetzes (wie so oft behauptet wird), sondern diese Agitationen sind gegen die Einheit des ungarischen Staates und gegen die Staatssprache selbst gerichtet, wie zahlreiche Bücher und Zeitungen in slowakischer Sprache, ja, sogar politische Programme beweisen, die einzelne Komitate Ungarns Oesterreich, andere ungarische Komitate wieder Rumänien angliedern wollen. Bei den unzähligen Preßprozessen, die Jahr vor Jahr stattfinden, werden Artikel verlesen, die man in England oder Deutschland für unmöglich hielte; denn daß die Staatssprache als „Barbarensprache“ und die Ungarn als „Räubernation“ bezeichnet werden, ist darin noch ungefähr das Harmloseste, was man bei dieser Gelegenheit vernehmen kann. Die weitestgehende Preßfreiheit gestattet nicht nur die Entwicklung der nationalistischen Presse (es giebt hundertdreißig nichtmagyarische Zeitungen in Ungarn), sondern auch die Verbreitung aller gegen den Staat gerichteten Schmähungen, die allerdings ihren Zweck erreichen, denn sie tragen Unzufriedenheit in die Massen, denen man predigt, daß sie von den Magyaren geknechtet und der Muttersprache beraubt werden. Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit dieser Unterdrückung der Muttersprache? Dem Erwachsenen kann man seine Muttersprache nicht rauben; und in der That sprechen nicht mehr als 30 Prozent Deutsche, 15 Prozent Slowaken, 11 Prozent Serben und 8 Prozent Rumänen die magyarische Staatssprache. Allerdings könnten durch ein brutales Schulgesetz die Kinder magyarisirt werden. In den nationalistischen Brandschriften wird denn auch behauptet, daß der größte Theil der nationalistischen Schulen, die aus Kirchenfonds erhalten werden, schon magyarisirt sei und es keine Schule gebe, in der nicht die Staatssprache in brutaler Weise herrsche. Der ungarische Unterrichtsminister hat berichtet, daß von den 16 000 Elementarschulen in Ungarn 60 Prozent ungarisch und 40 Prozent gemischt-

sprachig sind. Da von den gemischtsprachigen Schulen sehr viele eine staatliche Subvention genießen, sollte man annehmen, daß überall die Staatssprache mindestens nebenbei gelehrt werde; aber der bekannte Gelehrte und Direktor des budapester politischen Institutes Barga theilt mir mit, daß mehr als 3000 Volksschulen in Ungarn existiren, in denen die ungarische Sprache überhaupt nicht gelehrt wird. Doch auch diesen Schulen wird eine staatliche Subvention von 2 Millionen Kronen zu Theil. Gar zu unduldsam und brutal kann man diese Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung kaum nennen. Doch nach den Anklagen zu urtheilen, die wider die ungarische Regierung erhoben werden, sollte man meinen, viele slowakische oder rumänische Schulen seien gesperrt und seit der gerade von allen nationalistischen Federn gepriesenen (allerdings nur im Ausland gepriesenen) Aera Deak-Eötvös seien die fremdsprachigen Schulen mindestens dezimirt worden. Die mir vom Statistischen Amt zur Verfügung gestellten Daten geben freilich ein eigenartiges Bild, das durchaus nicht die Erfolge der Magyarisirungspolitik in den nationalistischen Schulen beweist, wenigstens nicht in dem Sinn, wie man jetzt im Ausland glauben machen möchte. Die deutschen und die serbischen Schulen kommen wohl nicht in Frage; immerhin sei erwähnt, daß die Zahl der deutschen und serbischen Schulen wesentlich zugenommen hat. Auch die slowakischen Klagen sind ganz unbegründet. Im Jahr 1869 bestanden in Ungarn 1821 slowakische Schulen; jetzt ist in 1838 Schulen die slowakische Sprache zu finden. Vergleicht man nun gar die rumänischen Schulen von einst mit denen von heute, so ergiebt sich, daß die rumänische Sprache in 2926 Schulen (gegen 2569 im Jahr 1869), also in fast 400 Schulen mehr vorkommt; wobei noch zu bemerken ist, daß in 2440 rumänischen Volksschulen ausschließlich in rumänischer Sprache unterrichtet wird. Während fast in allen deutschen Schulen Ungarns die Staatssprache gelehrt wird (denn von 1200 Schulen ist nur in 240 der Unterricht ausschließlich deutsch), kommt in den 2926 rumänischen Schulen die ungarische Staatssprache nur in 486 Schulen zu Wort. Wer darin eine Unterdrückung der in Ungarn lebenden Nationalitäten sieht, mag es thun.

Die „hunische Tyrannei“, die herzlos den Kindern ihre Muttersprache raubt, wird wohl jeder ernste Mensch, der die hier verzeichneten Thatsachen kennen lernt, in das Gebiet der Fabel verweisen. In Kirche und Schule übt die ungarische Regierung keinen Druck auf die Nationalitäten aus, die hier, was Religion und Sprache betrifft, wirklich nach ihrer Façon selig werden können. Wie verhält es sich nun mit der angeblicher Unterdrückung auf wirtschaftlichem Gebiet? Auch da hört man weder von Deutschen noch von Serben, nicht einmal von Ruthenen und Wenden Klagen; wieder sind es die Slowaken und Rumänen, die im Ausland als unterdrückt hingestellt werden. Auch wirtschaftlich soll ein Rückgang seit der Aera Deak zu verzeichnen sein. Wer sich nur die Mühe nimmt, die Entwicklung des ungarischen Staatsbudgets seit dem angeblichen Jahr des Heils 1867 und die konstante Erhöhung der Steuereinnahmen zu verfolgen, Der wird die Absurdität dieser Behauptung erkennen. Wer gar Gelegenheit hatte, slowakische oder rumänische Dörfer vor vierzig oder dreißig Jahren zu besuchen und heute wiederzusehen, Der muß über den großen Fortschritt staunen. Freilich lassen Kultur und Civilisation noch Manches zu wünschen übrig. Wohl herrscht noch in manchen von den Nationalitäten bewohnten Gegenden große Armuth; aber die wirtschaftlichen Verhältnisse sind dennoch unvergleichlich besser, als sie damals waren. Meine Versicherungen haben

wohl nicht mehr Beweiskraft als die Behauptungen der nationalistischen Agitatoren, die das Gegenteil in allen westeuropäischen Sprachen künden; doch darf ich auf die alte Erfahrung hinweisen, daß arbeitende Bevölkerungsschichten wirtschaftlich gedeihen. Und Fleiß und Arbeitsamkeit und überdies Sparsamkeit und Genügsamkeit muß man den Slowaken und Rumänen nachrühmen. Daß die Nationalitäten in Ungarn übrigens auch in wirtschaftlicher Beziehung vom Staat und von den Regierungen nicht verfolgt wurden oder jetzt gehemmt werden, zeigt sich deutlich auf zwei wirtschaftlichen Gebieten, auf denen der Regierung jedenfalls ein mächtiger Einfluß zusteht. In anderen Staaten hat man oft beobachtet, daß durch Verfügungen der Regierung einzelnen Volksstämmen die Erwerbung von Grundbesitz erschwert, oft sogar ganz unmöglich gemacht wurde und daß man der Gründung von Aktiengesellschaften, die Geldgeschäfte betreiben wollten, Hindernisse in den Weg legte. Den ungarischen Regierungen wäre es wohl möglich gewesen, nach berühmten Mustern direkt und indirekt die wirtschaftliche Entwicklung der Nationalitäten zu verhindern; aber sie hat das Gegenteil gethan. Nach den amtlichen Daten haben die Nationalitäten, insbesondere die Slowaken und Rumänen, großen Grundbesitz in Ungarn erworben. Die Slowaken in Nordungarn, die Rumänen in Südungarn und ganz besonders in Siebenbürgen haben weite Gebiete fruchtbaren Bodens erworben; den Slowaken haben die nach Amerika ausgewanderten Arbeiter, den Rumänen die rumänischen Finanzinstitute die nöthigen Mittel vorgestreckt.

Sind schon diese Feststellungen geeignet, die Anklagen gegen die ungarische Unterdrückung der Nationalitäten in einem seltsamen Licht erscheinen zu lassen, so werden die Anschuldigungen geradezu komisch, wenn man die fast verblüffend zu nennende Vermehrung der nationalistischen Finanzinstitute bedenkt. Hier fehlt leider eine amtliche Statistik und die folgenden Daten habe ich mir selbst gesammelt. Thatsache ist, daß die Nationalitäten im Jahr 1867, ja, noch im Jahr 1870 kein einziges Bankinstitut und keine einzige Sparkasse besaßen und daß sie jetzt deren mehr als hundert im Lande besitzen. Dazu kommt aber noch ein Moment, das bezeichnend für die wahren Verhältnisse in Ungarn ist. Die meisten dieser nationalistischen Banken und Sparkassen haben ihre Firmen nicht einmal in der Staatsprache protokolirt. Die Rumänen gaben ihren Banken und Sparkassen oft sogar Namen, die einen Affront für den ungarischen Staat bedeuten, denn sie bestimmten die Firmen nach dem Ort, in dem das Institut errichtet wurde, aber dieser Name wurde nicht ungarisch, wie er in unserer Geschichte verzeichnet ist, sondern rumänisch beim ungarischen Handelsgericht angemeldet. Gegründet wurden: in Abrubbanya 1887 die Auraria; in Alghogy 1903 Georgena; in Alsoporumbak 1900 Porumbaceana; in Mjovinere 1901 Benetiana; in Mosovist 1893 Olteana; in Arab 1887 Victoria; in Balazsfalva 1886 Patria; in Banffy-Hunyad 1895 Bladeasa; in Barczarozsnyo 1903 Resnovean; in Beregszo 1895 Beregsana; in Besztercze 1888 Bistritiana; in Besztercze 1903 Corona; in Boicza 1897 Barantea; in Boicza 1903 Turnu Rosu; in Bozovics 1897 Almanaja; in Bozovics 1897 Nera; in Bucjum 1895 Detunata; in Bufobecz 1901 Banata; in Cjafova 1904 Ciacovana; in Dees 1890 Somefana; in Dees 1901 Banca Popolare; in Dobra 1899 Granitebul; in Nagybecskerek 1904 Agricola; in Facset 1891 Facetana; in Felet 1903 Abrigeana; in Fogaras 1888 Furnica; in Gerbovac 1899 Gerboviceana; in Gyulafehervar 1892 Julia; in Hatszeg 1899 Hatiegana.

in Doboka 1899 Miurea; in Karansebes 1898 Seberineana; in Karasebes 1902 Sebesana; in Kislajan 1902 Tibleseana; in Kiszeto 1904 Chiseteneia; in Kshalom 1902 Economi; in Kolozsvar 1886 Economila; in Kornyabara 1905 Munteana; in Kudzix 1902 Eugierana; in Liget 1901 Bandurcana; in Lippa 1893 Lupovana; in Lugos 1889 Lugosana; ferner in der selben Stadt 1900 Poporul, 1903 Agricola, 1904 Concordia; in Mariaradna 1897 Muresanual; in Monox 1895 Monoreana; in Nagylak 1897 Nadlacana; in Nagyselyt 1895 Macotana; in Nagysint 1903 Armonia; in Nagysomkut 1901 Chiorona; in Nagyszeben 1872 Albina (Filiale in Brassó) in Nagyvarad 1898 Bihoreanu; in Naszod 1873 Aurora; in Remethogsan 1895 Bocjana; in Offenbanya 1889 Munteanu; in Oradna 1884 Fortuna; in Oravicza 1892 Oraviciana; in Ojora 1893 Concordia; in Petrozsény 1904 Ziana; in Bojana 1891 Mielul; in Revaujsalu 1895 Sentinela; in Romanpetre 1897 Steaua; in Sajóssolymos 1894 Soimusana; in Sarkany 1903 Ceraiana; in Segesvar 1904 Lamoveau; in Szatul 1905 Sacana; in Torba 1887 Muresiana; in Szaszsebes 1887 Sebesana; in Szaszvaros 1885 Ardealana; in Szaszvaros 1901 Dacia; in Szilagyssomlo 1888 Silvania; in Spinervaralja 1888 Satmoreanu; in Temeslubin 1900 Dunareana; in Temesvar 1895 Tintisana und in der selben Stadt 1903 Pastorul, 1904 Coroana; in Tirnova 1904 Ternovana; in Tohat 1896 Schinteta; in Topanfalva 1896 Doina; in Tórcsvar 1895 Parsimonia; in Torba-Aranyos 1887 Ariesana; in Ujegyház 1887 Cordiana; in Vad 1900 Unirea; in Bajdahungad 1895 Corvineau; in Varghely 1893 Alpiana; in Vaskoh 1905 Soimul; in Versecz 1894 Luceferul; in Voila 1903 Boileana; in Zalatra 1898 Blageana; in Zerneft 1903 Creditul; in Zsibo 1897 Selagiana; in Zsibovin 1899 Verjovia. Die in der Staatssprache protokolirten Firmen sind nicht mitangeführt.

Diese Liste mag vorläufig genügen. Jeder muß erkennen, daß der ungarische Staat, der sich, wie andere Staaten, die Aufsicht über die Aktiengesellschaften sichern konnte, die Ausbreitung dieser nationalistischen Geldinstitute zu hindern vermocht hätte, deren politischer Einfluß sehr groß ist und sich bei den Reichstagswahlen oft auch in anfechtbarer Weise geltend macht. Der ungarische Staat hat Das nicht gethan. Von 1867 bis 1872 wurde kein einziges nationalistisches Institut gegründet, aber jetzt vermehren sie sich rasch und in den letzten drei Jahren (meine Statistik reicht nur bis Ende 1904) wurde das Netz der nationalistischen Banken und Sparkassen über das ganze Land ausgedehnt, so daß heute mindestens 150 nationalistische Finanzinstitute in Ungarn bestehen, die meist mit ansehnlichem Aktienkapital, bedeutenden Einlagen und großem Nutzen arbeiten. So sieht die Unterdrückung der Nationalitäten auf wirthschaftlichem Gebiet aus.

Nur noch wenige Sätze will ich an diese Thatsache reihen. Daß die ungarische Regierung streng auf der Basis des Gesetzes steht, wenn sie der Staatssprache die ihr zukommende Geltung wahren will, ist nur zu loben. Graf Apponyi hat gesagt: „Da die ungarische Nation weder stumm noch taub ist, bedarf sie einer mtllichen Sprache für alle gemeinsamen Kundgebungen und diese Sprache ist die ungarische, die Sprache der absoluten Majorität.“ Diese Anerkennung der Staatssprache fordert aber der ungarische Staat und auch die von der Koalition gestellte Regierung, die man oft chauvinistischer Tendenzen beschuldigt, nur so weit, wie die Gesetze, zumal das von den Gegnern Ungarns immer wieder erwähnte Nationalitätengesetz, es vorschreiben. Uebergriffe einzelner Verwaltungorgane mögen vor-

kommen, der Ton, der gegen die Nationalitäten angeschlagen wird, mag auf der Tribüne und in der Presse manchmal zu scharf sein; aber wer gerecht ist, muß sagen, daß die ungarische Regierung die Vorwürfe nicht verdient, mit denen sie in der auswärtigen Presse überhäuft wird. Die meisten Steine werden gegen den Grafen Albert Apponyi, den ungarischen Unterrichtsminister, geschleudert, dessen hohe Intelligenz schon eine Garantie dafür wäre, daß er das Nationalitätenproblem nicht mit Gewalt lösen will. Der Herd der Angriffe ist Wien. Die österreichischen Zeitungen sind Ungarn gram, weil jetzt die politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeitsbestrebungen Ungarns nicht nur in papiernen Phrasen, sondern schon in fühlbaren Handlungen zum Ausdruck kommen. Doch wenn auch die Schmerzen der Oesterreicher berechtigt wären, selbst dann müßte man noch darüber staunen, daß die Klagen im Ausland, speziell im Deutschen Reich, ein so lautes Echo finden. Weiß man doch in Deutschland, daß Ungarn ein Land der Freiheit ist, daß es stets treue Freundschaft für Deutschland empfand und daß es die festeste Stütze des Zweibundes im Osten war und heute noch ist.

Julian Weiß,
Mitglied des Ungarischen Reichstages.



In Oesterreich gehen die Dinge schlecht, und wie man um den Konflikt mit Ungarn herumkommen will, ist mir nicht recht klar. Ungarn will nur Personalunion und die österreichische Regierung kann diesem Verlangen nicht nachgeben, ohne damit aus der Reihe der großen Mächte auszuweichen. Entspinnt sich aber ein Kampf in und um Ungarn, so wird auch derjenige um Italien nicht ausbleiben. (Schleinitz 1861.) Wie bei Ihnen, so auch bei mir bestigt sich mit jedem Tage längerer Ueberlegung meine Ueberzeugung von der Heilsamkeit, von der Nothwendigkeit des von uns unternommenen Werkes und ich hoffe, daß es uns von Gott gegeben sein wird, un'eren beiden großen Reichskörpern die erstrebte Bürgschaft des äußeren und des inneren Friedens zu sichern . . . Ich bin von meinem allergnädigsten Herrn ermächtigt, eine Defensiv-Alliance zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich bedingungslos und mit oder ohne bestimmte Zeitdauer vorzuschlagen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn unsere Besprechungen dieses oder jedes andere den übereinstimmenden Interessen beider Reiche und dem Frieden Europas förderliche Resultat herbeiführen. (Bismarck 1879) Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pest, welches Dich an Danzig erinnern würde, und neuerhin die endlose Ebene über Pest hinaus, im blaurothen Abenddunst verschwimmend. Ich habe heute viel Uniform getragen, in feierlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Creditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck von ihm erhalten. Zwanzigjähriges Feuer mit besonnener Ruhe gepaart. Er kann sehr gewinnend sein. Das habe ich gesehen. Ob er es immer will, weiß ich nicht; er hat es auch nicht nöthig. Jedenfalls ist er für dieses Land gerade, was es braucht. Ich habe nach meiner Ankunft in der Theiß geschwommen, Czardas tanzen sehen, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaften Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprikahühnchen, Stürl (Fisch) und Eid gegessen, viel Ungar getrunken und will nun zu Bett gehen, wenn die Bigeunermusik mich schlafen läßt. Die Ungarn sind ein schnurriges Volk, gefallen mir aber sehr gut. (Bismarck in einem Brief an seine Frau 1852.)



Capriccio misterioso.

Es stampfen drei Riesen den Berg heran
 Und schnarchen und schnauben und blasen;
 Wilde Männer, voller Haare, und haben nichts an;
 Keuchen quer über Acker und Rasen.

Sie halten in haariger, härter Faust
 Knorrenwurzelstämme von Eichen.
 Jetzt stehn sie. Starren mich an. Mir graust.
 Ich möchte . . . : ich kann nicht entweichen.

Denn hinter mir wächst eine Mauer aus Blei:
 Grau, glatt, eiskalt. Ich lehne
 Mich stöhnend daran . . . Da stehen die Drei
 Dicht vor mir und fletschen die Zähne.

Ich fasse mir Muth. Ich höhne: Kommt her!
 Was könnt Ihr weiter als morden!
 Da verstumm' ich entsetzt: ihre Augen sind leer,
 Ihre Züge sind meine geworden:

Scheusällig steh' ich dreimal vor mir,
 Sechssäugig blind: ein Lauern
 In Haß und Noth und geiler Gier.
 Da muß ich mich niederkauern

Und warte des Endes. Und warte so
 Mein Leben lang . . . Indessen —
 Befind' ich vergnügt mich anderswo
 Und habe Nüch-Drei vergessen.

Sifian am Ritten.

Otto Julius Bierbaum.



Richard und Minna Wagner.

Das Archiv des Hauses Wahnfried hat der Welt wieder eine kostbare Gabe beschert: die Briefe Richards Wagner an seine erste Frau.*) Ein Herausgeber ist nicht genannt, auch fehlt jeder orientirende Hinweis auf die Art der Herausgabe: ob und wie viele Briefe nicht veröffentlicht wurden. Den Historikern und Biographen mag Das unerwünscht sein. Doch wir sind um ein werthvolles Buch reicher geworden. Immer deutlicher erschließt sich aus diesen ganz persönlichen Briefen an Mathilde und Minna die Seele des Meisters in allen ihren Tiefen.

Die ersten Briefe stammen aus dem Jahre 1842, als Wagner in Dresden bei den Vorbereitungen für *Mienci* mitthätig war. Er schreibt an die Gattin wie ein braver, lieber, guter Junge, der sich in zärtlicher, Kleinbürgerlicher Fürsorge um seine Nächsten bemüht und in äußerster Sparsamkeit darauf bedacht bleibt, ja nichts zu vergeuden. Er besichtigt einundzwanzig Wohnungen, bis er endlich die gefunden hat, die seinen Wünschen einigermaßen entspricht, nicht zu theuer ist und erst nach Ablauf eines Vierteljahres bezahlt werden muß. Die zeitweilige Trennung von Minna fällt ihm sehr schwer. Das fühlt er „tief und innig“. Was sie ihm ist, kann ihm eine ganze Residenz von siebenzigtausend Einwohnern nicht ersetzen. Findet er sie abends nicht zu Hause, so widert ihn alle Häuslichkeit, die ihm sonst doch so wohlthätig ist, heftig an. Und dabei spricht Minna von der Nothwendigkeit, daß sie sich vielleicht noch auf länger trennen müßten. Der junge Gatte will davon ganz und gar nichts wissen. Der Dichter erwacht in ihm bei dieser Vorstellung. Wie? Nachdem Minna mit ihm Jahre lang das Schwerste getragen, kann sie jetzt einen solchen Gedanken fassen, jetzt, da er fühlt, daß er seine Zukunft immer fester in seinen Händen hat und Alles zum Besten geordnet ist? Was mag sie so Kleinmüthig machen? Nein, daran ist nicht zu denken! Keinem wird er mehr lästig fallen; am Wenigsten seiner Familie. Nichts fehlt ihm zur vollen Behaglichkeit als die Anwesenheit seiner lieben Frau: „Kommt bald! Montag! Montag! Ach, wenn doch Montag wäre! Mein lieber Südwind, blas' noch mehr! Nach meiner Minna verlangt michs sehr.“

Die wenigen Briefe, die in den nächsten Jahren zwischen den Gatten gewechselt wurden, fügen diesem idyllischen Bild wesentlich neue Züge nicht mehr hinzu. Wagner ist sächsischer Postapellmeister geworden und berichtet seiner Frau in den Zeiten kurzer Trennung mit Behagen von seinen Erfolgen. Spöhr, dieser sonst so schroffe, unzugängliche Mensch, der alles Fremde von sich weist, schreibt ihm warm, ja, sehnsüchtig. Mendelsjohn kommt nach der Holländer-Aufführung in Berlin auf die Bühne, umarmt ihn und gratulirt ihm sehr herzlich. Bei Meyerbeer giebt er seine Karte ab, wird zu Tisch geladen, ist aber nicht mit seinem Herzen bei der Sache, da er annehmen zu dürfen glaubt, daß Meyerbeer über den *Mienci* nicht sehr froh sei: „Der reißt bald ab; desto besser!“ Die Kapelle staunt Wagner seiner Sicherheit wegen völlig an; auch mit seiner Gesundheit kann er leidlich zufrieden sein. Er ist sehr fleißig, seine Nerven sind zwar aufgereggt, aber seine Konstitution kräftig und gesund, sein Kopf klar und auch sein Unterleib benimmt sich gut; er leidet fast gar nicht an Leibschneiden. Die Nachricht vom Er-

*) Schuster & Voelfler, Berlin.

folg des Holländer in Kassel erfüllt ihn mit überströmendem Glücksgefühl: „Freue Dich mit“, schreibt er seiner Frau, „tanze und mache Gallop! Jetzt ist mir nicht mehr bang! Es muß Alles durch! Mag es auch langsam gehen, aber ich gehe mit Dir einer herrlichen Zukunft entgegen, die kein Flitterglück sein wird, sondern gediegen und nachhaltig!“ In Bärtlichkeiten gegen Minna ist Wagner unerschöpflich. Wie ein Kind freut er sich, sie wiederzusehen, ist immer nur um sie besorgt, behandelt sie wie ein schalloses Ei und wirbt immer wieder um ihre Liebe. Gar nicht will es ihm behagen, daß sie, die Bequeme, ihn einsame Nächte verbringen läßt. In Gedanken legt er sich in ihr Bett; er weiß ja, daß er zu Haus keinen anderen Rivalen zu fürchten hat als allenfalls Peps, das gute Hündchen. Vor Behmuth muß er oft laut weinen, wenn er an sein Heim denkt: „Heimath! Heimath! Das geht nun einmal über Alles!“ Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, den Traum seiner Minna von einer auskömmlichen, sorgenfreien, behaglichen Existenz, wenn möglich, mit einem hübschen Landhaus, wahr zu machen.

Die gute Minna hätte aber weise gehandelt, wenn sie auf solche Träume vorerst verzichtet, sich mit dem pekuniär Erreichten zufrieden gegeben und sich gehütet hätte, den unruhigen Geist des Gatten zu neuen Erwerbsthäten aufzuflacheln. Das Jahr der Revolution kam; ohne daß sie es merkten, zogen finstere, drohende Wolken am Himmel ihres häuslichen Glückes auf. Wagner fühlte sich berauscht von den neuen Ideen einer neuen Zeit. Jetzt glaubte er den Augenblick gekommen, weitausgreifende künstlerische Pläne zu verwirklichen, die inzwischen in ihm gereift waren. Er unternahm eine Reise nach Wien, wurde bezaubert von der Donaufstadt und begeistert von der freiheitlichen Bewegung, die Bürger und Armee vereine: „Keiner fragt mehr nach dem Kaiser, Keiner braucht ihn, man ist sich vollkommen selbst genug.“ Seine eigenen Pläne schienen zunächst vortrefflich zu gedeihen. Seine Berather hofften, sogleich fünfhunderttausend Gulden aus freiwilligen Beiträgen für ihn flüssig machen zu können. Er selbst muß zwar eine königlich-lebenslängliche Anstellung mit schönem Gehalt aufgeben, schreckt davor aber nicht zurück, ergeht sich vielmehr seiner Frau gegenüber in der Aussicht auf eine behagliche Zukunft.

Grausame, bittere, furchtbare Enttäuschung! Ein Jahr später sitzt Wagner in Zürich, ohne Stellung, ohne festes Einkommen; das erträumte Landhaus ist in unabsehbare Ferne entrückt. Statt des erhofften Behagens hält ihn eine harte Gegenwart umfassen, seine Frau weilt noch in Deutschland, weint und will von ihm getröstet sein. Das versucht er nun, so gut es gehen mag. Ihre tiefe Schwermuth findet er zwar erklärlich und begreiflich; so trostlos, wie es ihr aus der Ferne scheint, werde ihr Schicksal an seiner Seite aber doch nicht sein. Biszt wird ihm ja gewiß bald einen ausreichenden jährlichen Gehalt erwirken. Einen großen Aufsatz über die Kunst und die Revolution hat er nach Paris gesandt. Findet der Anklang, dann schreibt er mehr; „verstehst dich, gegen Honorar.“ Dreihundert Gulden, die er von den Einnahmen des Lohengrin bezahlen will, sind das Einzige, was er borgt. Das Uebrige wird er sich verdienen: „Habe keine Sorge! Ich wehre mich schon; aber Du mußt dabei sein.“ Ihm scheint das Trostloseste das Getrenntsein, die Ungewißheit über sie und ihre Gesundheit. Sie soll schnell abreisen und den Peps mitbringen: „Auf! Auf! Minna, liebe Frau! Mach, daß Du kommst! Fasse Muth und sei bald bei mir!“ Es thut ihm weh und berührt ihn unangenehm, daß sie so ganz absichtlich ihre Abreise verzögert. Zum ersten Mal wird er jetzt

in seinen Briefen ihr gegenüber bitter. Nichts drängt sie offenbar, zu ihm zu kommen. Nun, natürlich, alle Ehemänner sind ja besser als er! Auch scheint ihr Herz oft mehr durch Möbel, Häuser und ähnliche Dinge angezogen zu werden als durch den lebendigen Menschen. „O weh! O weh!“

Minna kam; der Sorgen war aber nun kein Ende mehr. Am Anfang des nächsten Jahres (1850) unternahm Wagner widerwillig eine Reise nach Paris; aber nur neue Enttäuschungen warteten dort auf ihn. Seine schwerste Lebenszeit hat begonnen. Die Reise greift ihn an, das Suchen nach einer billigen und doch ruhigen Wohnung macht ihn müde und aufgereggt wie einen Hund, Alles ist so theuer geworden in Paris, überall trifft er auf Herzlosigkeit und frechen Egoismus: „Siehst Du, gute Frau, so geht es Deinem armen kranken Manne in Paris!“ Trotzdem nimmt er aber den herzlichsten Antheil an Minnas Wohnungsorgen, die zugleich die seinen sind, bespricht Alles liebevoll und eingehend mit ihr und will sich gern ihren Wünschen fügen.

Mit einem Schlag ändert sich aber das Bild, als Minna sich der durch Frau Julie Ritter angeregten Reise Wagners zur Familie Lauffot nach Bordeaux widersetzt. Dort bestand die Absicht, Wagner durch ein Jahrgeld sicher zu stellen. Vielleicht sah Minna gerade in dieser Angelegenheit klarer als ihr Gatte. Ihre Engherzigkeit reizte ihn aber; aus dem geduldbigen Ehemann wird jetzt das gehemmte und gekränkte Genie. Wagner steht plötzlich in seiner ganzen Größe vor seiner Frau und richtet eine ernste Mahnung an sie. O, wie wenig kennen ihn seine thörichten Freunde, die nur Spekulation und großen Summ mit ihm im Kopf haben! Auch Minna thut nicht gut daran, ihm die Reise nach Bordeaux zu verbittern. Mit seinem Herzen ist er ja doch bei ihr; er hat richtiges Schweizer-Heimweh. In Paris will er ihr ein Kleid und Schuhe besorgen. Er kennt kein anderes Glück, als mit ihr in ihrer kleinen Häuslichkeit ruhig und zufrieden zu leben.

Doch Minna gab nicht nach. Sie antwortete mit Briefen, die Wagner zur Verzweiflung brachten. Die erste schwere Katastrophe bricht jetzt über die Ehe herein, die erste, wenn man davon absieht, daß Minna ihrem Mann bald nach der Verheirathung schon einmal davongelaufen war. Wagner erinnert seine Frau an das gänzlich Verschiedene im Grunde ihres Wesens und an die unzähligen Austritte, die es zwischen ihnen schon gab. Was ihn dennoch immer wieder unwiderstehlich an sie festband, war eine Liebe, die über alle Verschiedenheit hinwegsieht. Sie aber hat nach der ersten Störung der Ehe eigentlich nur noch aus Pflicht bei ihm ausgeharrt. Körperliche Pflege ließ sie ihm ja gewiß immer reichlich angedeihen; aber das seelische Verständniß fehlte. Hat sie je die Gründe gewürdigt, die ihn, seinem persönlichen Vortheil entgegen, im Interesse seiner Kunst und seiner künstlerischen und menschlichen Unabhängigkeit zwangen, sich gegen die bresdener Bevormundung aufzulehnen? Alles, was er in dieser entscheidenden Periode seines Lebens that, war eine unausbleiblich richtige Konsequenz seines künstlerischen Wesens, dem er stets, trotz allen persönlichen Gefahren, treu blieb. Sie aber ist nach Zürich zu ihm eigentlich nur gekommen, weil sie annahm, er werde nächstens eine Oper für Paris komponiren. Alle seine Ansichten und Gesinnungen blieben ihr ein Gräuel, seine Schriften verabscheute sie, obgleich sie ihm doch jetzt nöthiger waren als alles unnütze Operschreiben. Zur Reise nach Paris entschloß er sich, seinem inneren Widerstreben zum Trotz, nur, um Ruhe vor ihr zu gewinnen. Und als er nun in Paris

unter Martern und Qualen den festen Entschluß faßte, dem ihm Unmöglichen fortan für immer zu entjagen und allem nichtswürdigen Kunstschacher unwiderruflich den Rücken zu wenden, da haben ihre Briefe Alles zerrissen und ihm schreckliche Gewißheit gebracht. Jetzt weiß er, daß sie ihn nicht liebt, denn sie spottet ja über Das, was ihm theuer ist. Gern möchte er sie auch jetzt noch für ihre mit ihm überstandenen Drangsale belohnen, sie glücklich sehen. Kann er aber hoffen, es durch ferneres Zusammenleben mit ihr zu erreichen? Unmöglich!

Geschrieben wurde dieser leidenschaftliche Brief am siebentzehnten April 1850. Ob und was Minna geantwortet hat, ist nicht deutlich zu erkennen. Sechzehn Tage später tritt Wagner noch einmal vor sie hin. Das in Bordeaux geplante Jahrgeld hat sich nicht verwirklichen lassen, mit seiner Frau hat er gebrochen; was soll nun aus ihm werden? Wo soll er fürder sein Haupt zur Ruhe legen? Minna, so verschieden sie von ihm sein mochte, bot ihm eben doch in all den Jahren einen festen Halt, ein Heim. Und nun? Um die Trennung leichter zu überstehen, hat er sich entschlossen, jetzt (im Mai) eine Orientreise anzutreten: über Malta will er Griechenland und dann Kleinasien besuchen. Einer der angesehensten englischen Advokaten werde ihm die Mittel zur Verfügung stellen. Sein heftiger Groll gegen Minna hat sich inzwischen wieder gelegt: es wäre ihm ganz unmöglich, vorher noch nach Zürich zu kommen, um ihr, dem Hund und dem Vogel Lebewohl zu sagen. Das würde ihn zu sehr angreifen. Wenn sie ihm aber noch ein freundliches Wort gönnen wolle, so möge sie ihm *posto restante* nach Marseille schreiben. Schließlich nimmt er selbst zärtlichen Abschied; er fühlt sich heimatlos, ist weich und schwach geworden, schreibt wie Einer, der gern zurückgerufen sein möchte. Das geschah: Minna reichte ihm wieder die Hand; auch sie hatte erkannt, daß sie ohne ihren Gatten nicht leben könne. Die Orientreise, die ihm zu dieser Jahreszeit sicher schlecht bekommen wäre, unterblieb und er kehrte über Billeneuve, Zermatt und Thun nach Zürich zurück. Ein kurzes Schreiben ohne Ort und Datum läßt erkennen, daß Alles wieder beim Alten ist.

Im Herbst des folgenden Jahres unterzieht sich Wagner in Albisbrunn einer viel zu scharfen Wasserkur. In den Sommern 1852 und 1853 macht er anstrengende Gebirgstouren und Reisen, die wiederum nur seine Reizbarkeit steigern, so daß er schließlich Hals über Kopf ermattet und erschöpft sich wieder nach Haus flüchtet. Im Oktober 1853 ist er in Paris als Liszts Gast, muß es sich aber gehörig abverdienen: „Ich armes Luder muß singen, lesen, reden und erklären.“ Minna soll auch kommen; ihr Gatte fürchtet aber, sie möchte nicht ganz in das aristokratische Milieu passen, und rath ihr daher, erst einzutreffen, wenn Liszts Damen, besonders die Fürstin Wittgenstein, wieder fort seien: „Es ist zu genant.“

Im Sommer 1854 weilt Wagner nach der Tragikomoedie in Sitten mit Minna mehrere Wochen auf Seelisberg. Minna verbringt dann zwei Monate in Deutschland, zunächst bei ihren Eltern. Anfang März 1855 reist Wagner nach London, wo er die Einladung der Philharmonischen Gesellschaft angenommen hatte, ihre Konzerte zu dirigiren. Schon auf der Hinfahrt fühlt er sich in Paris krank vor Heimweh. Keinen Gedanken kann er fassen, als daß es doch ein schreckliches Opfer von ihm ist, seine Arbeit auf vier volle Monate zu unterbrechen. Sparen will er gewiß so viel wie nur irgend möglich, aber eine angenehme Wohnung in heiterer Lage und mit einiger Bequemlichkeit muß er haben, wenn er es in London

überhaupt aushalten soll. Alle Welt hält ihn jetzt für feinreich. Mein Gott! Nur die Juden und die Lumpen können sich heutzutage als „Künstler“ Geld machen! Er will tausend Franken mit nach Haus bringen, aber auch nicht einen Rappen mehr: „Und wer es besser versteht, gehe ein anderes Mal für mich nach London; ich gönne ihm von ganzem Herzen die Freude.“ Die Nothwendigkeit, in den Konzerten Kompositionen dirigiren zu müssen, von deren Werth er gering denkt, bringt den reizbaren, selbstbewußten Künstler ganz außer sich: „Es fehlt nur noch, daß ich ‚Martina‘ wieder dirigiren muß!“ ruft er aus. Er fühlt sich innerlich entehrt und gemißhandelt; Ekel und Neue überkommen ihn, dies alberne und beleidigende Engagement angenommen zu haben. Jeden Tag ist er geneigt, seine Entlassung zu verlangen. Lachners neue Preis-Symphonie hat er sogleich aus dem Programm entfernt. Man kann ihm doch wahrlich nicht zumuthen, sich mit solchem Zeug zu befassen. Eine lumpige Symphonie von Mendelssohn muß er widerwillig beibehalten, dirigirt sie aber demonstrativ und voll Malice nur in Handschuhen: „höchst sauber und gleichgiltig, ganz, wie es die Anderen thun“. Erst zur Euryanthe-Ouverture zieht er die Handschuhe aus und legt nun in seiner Weise los. Gräßlich sind die englischen Kompositionen, richtig ausgerechnet wie mathematische Exempel, aber ohne eine Spur von Phantasie und Erfindung. Und dann das Hindvieh, der Doktor Wylde, der ihm die Neunte Symphonie nachmachen will! Selbst bei Berlioz, der ihn besucht, vermißt Wagner alle Tiefe. Schließlich versöhnt er sich mit seinem Londoner Schicksal, als die Königin und der Prinz-Gemahl sein Konzert besuchen und sich lange mit ihm unterhalten. Die Königin findet Wagner nicht dick, aber sehr klein und gar nicht hübsch, mit leider etwas rother Nase. In London könnte er ja nun, vielleicht schon sehr bald, eine große Rolle spielen und wohl selbst ein reicher Mann werden. Berühmt ist er schon und für etwas Besonderes wird er von Allen gehalten. Dies hat namentlich die Wuth der Presse gegen ihn bewirkt. Was soll ihm aber London und alles Geld der Welt? Er will zurück zu seiner Frau und zu seiner Arbeit nach Zürich, wo ihn kein Teufel so bald wieder hinwegloden soll: „Ich habe andere Dinge zu schaffen, als den Eseln Symphonien und Konzertarien zu dirigiren. Damit Punktum!“

Seiner Minna giebt sich Wagner in diesen Briefen ganz wie früher in der vollsten Unbefangenheit, bald zärtlich besorgt, bald ärgerlich und mißgestimmt, fast immer aber zu Ulkereien und harmlosen Wizen aufgelegt. Er gedenkt der Bangigkeit und Noth, mit der sie sich vor sechzehn Jahren gemeinsam in London herumgetrieben haben, und des Ungemachs, das sie in all der Zeit mit ihm ertrug. Wie gern würde er sie dafür belohnen! Und doch muß er ihr immer wieder neue Noth und Sorge verursachen. Das ist nun einmal sein so seltsames Schicksal. Daß ihre Geldnoth sie immer wieder bitter stimmt, nimmt er ihr nicht übel, aber um das Leben, das er selbst in London führt, sollte sie ihn nicht beneiden; dazu liegt wahrlich kein Grund vor. Glaubt sie denn etwa, er lüge ihr Etwas vor, um es sich heimlich recht wohl sein zu lassen? Seine Rückreise will er so einrichten, daß er nicht gerade am Freitag in Zürich eintrifft. Das möchte ihr am Ende nicht recht sein. Schöne Spitzen hat er für sie besorgt und Strümpfe von der allerbesten Qualität. Darum kann sie ihm auch die drei seidene Hemden gönnen, die er für sich selbst gekauft hat. Mehr als einmal erwähnt er „Onkel und Tante Wesendonck“. Otto Wesendonck, das gute Thierchen, ist, aus über großem Zartgefühl, ängstlich mit

·feinen Besuchen bei der Strohwitwe Minna. Er wird doch von seiner eigenen Frau
·keinen so traurigen Begriff haben! Wagner gestattet Minna herzlich gern, jeden
·Besuch zu empfangen, der ihr nur angenehm sein kann. Zugleich rath er ihr aber,
·auf den Klatsch der Weiber nicht viel zu achten, die über die Wesendonck neulich den
·Berrurf verhängt haben. Er meint, die Wesendonck habe doch noch vor Kurzem all-
·gemein als eine recht liebenswürdige Frau gegolten. Und wenn Minna etwa an-
·nehme, sie persönlich habe in diesem Fall besonderen Grund zum Mißtrauen, so glaubt
·er, ihr die Versicherung geben zu dürfen, daß diese Meinung vollkommen unbegründet
·sei und daß Niemand ihre Freundschaft mehr verdiene als gerade die Wesendonck.

Am dreiundzwanzigsten Juni 1855 schrieb Wagner seinen letzten Brief in
·London. Gerade ein Jahr später finden wir ihn in Morney bei Genf in der Be-
·handlung des trefflichen Doktor Baillant. Die Kur bekommt ihm gut; deutlich
·spiegelt sich in seinen Briefen seine immer mehr sich festigende Gesundheit und Zuber-
·sicht. Allen Ernstes denkt er nun daran, in Zürich sich ein eigenes Haus zu bauen,
·Pferd und Wagen anzuschaffen. Wenn er eine angenehme, ruhige, halbländliche
·Wohnung und freundliche, zutrauliche Hausführung hätte, würde er sich nie einen
·Augenblick anderstowhin wünschen; er ist ja der häuslichste aller Menschen.

Das Jahr 1857 ging vorüber; das ersehnte eigene Haus war aber noch
·nicht zu erlangen. Wagner mußte dem Schicksal danken, daß es ihn bei Wesendonck
·auf dem grünen Hügel ein Asyl finden ließ. Im Januar 1858 weilt Wagner wieder
·einmal in Paris. Er ist nun bald fünfundsiebzehn Jahre alt, muß aber noch immer
·sehr sparen. Mehr als drei Franken kann er für das Zimmer nicht bezahlen. Seine
·momentane große Geldnoth ist peinlich und peinigend für ihn. Herzlich bittet er
·Minna, sie möge ihm die Verlegenheit, in die er sie brachte, vergeben. Er schickt
·ihr fünfhundert Franken, die Viszt ihm aus eigener, auch leerer Tasche vorgeschossen
·hat. Er selbst hat sich vorläufig zweihundert Franken von Präger geborgt. In
·seinen brieflichen Aeußerungen ist er darauf bedacht, Minna zu schonen. Er ver-
·birgt ihr sein eigenes tieferes Unglück, behandelt sie wie ein Kind und scherzt,
·während ihm in Wirklichkeit ganz anders zu Muth ist. Auch schon er wieder ihren
·Freitag-Aberglauben. „Wir müßens nun doch mit einander vollends durchmachen,
·wenn ich leider auch mehr Ruhm als Geld habe.“

Das war im Januar 1858. Im April weilt Minna zur Kur in Bresten-
·berg am Hallwiler-See. Gegen Wagners eigenen Willen hatte inzwischen die Nei-
·gung zu Mathilde Wesendonck immer tiefere Wurzeln in ihm geschlagen. Minna,
·selbst schwer leidend, war unfähig, ihn in ruhigem Vertrauen gewähren zu lassen,
·gab sich ihrem Schmerz zügellos hin, provozierte peinliche Auseinandersetzungen und
·riß dadurch eine Wunde, die, wie schon eine nahe Zukunft lehrte, nie wieder zur
·Heilung gebracht werden konnte. Wagner selbst kämpfte wie ein Held und guter
·Mensch in der schwierigen Lage, tröstete und beruhigte Minna mit aller Bered-
·samkeit, Treue und Güte, über die er gebot. Die Briefe, die er ihr in diesen Tagen
·schrieb, gehören zum Schönsten und Rührendsten, was die Welt ihm verdankt. Die
·Zeit der Scherze ist vorüber; in ergreifendem Ernst spricht er zu seiner Frau. Er
·weiß ja, daß ihr schweres Leiden sie fast unzurechnungsfähig macht. Gott ist sein Zeuge,
·wie aufrichtig und innig er ihr baldige Besserung wünscht. Möchte nun sie selbst doch
·an seine innige und lebenslängliche Theilnahme für sie glauben, an seinen festen Willen,
·keinen weiteren und anderen Hoffnungen auf das Leben Raum zu geben. Möchte sie
·doch auf die Reinheit jener Beziehungen vertrauen wie Otto Wesendonck selbst!

Ende Mai kommt Minna zu kurzem Besuch nach Zürich. Wagner ist durch ihre Thränen und Klagen tief erschüttert; der Ton seiner Briefe wird noch ernster. Er hat sich entschlossen, jedem persönlichen Umgang mit Wesendoncks zu entsagen, um ihnen Beiden das Asyl vorerst noch zu erhalten. Nun soll Minna erst wieder zu Kräften kommen, sich ein Wenig bezähmen, vernünftig werden. Und ein Kind wollen sie annehmen, wenn es sich gut fügt: „Du kannst wohl nicht ganz in die Tiefe meiner Natur blicken, aber (Das glaube mir) ich bin nicht wie alle Menschen, sondern ich habe ein Höheres in mir, wovon ich lebe und mich nähre, und bedarf der gemeinen, trivialen Nahrung und Zerstreuung der Welt nicht.“ Auf diese herrlichen Worte antwortet die arme kranke Minna, der „dumbe Muz“, närrisches Zeug: sie hat ihrem großen Mann nicht richtig und viel zu materiell verstanden. Nie wieder will er ihr daher etwas Ernstes schreiben, da ihr Das immer große Konfusion zu machen scheint. Auch er fühlt sich nun müde und abgespannt von all den unerhörten seelischen Anstrengungen. Ihm bleibt nur noch übrig, seine Frau mit tausend schönen Grüßen zu bitten, daß sie freundlich und ruhig gegen ihn sei.

Alles ist umsonst. Minna ist zu krank, um sich selbst noch beherrschen zu können: es kommt zur Katastrophe, Wagner muß das Asyl auf dem grünen Hügel verlassen, sich von seiner Frau trennen; allein ist er wieder hinausgestoßen in die Welt. Zwei Monate nach der Rückkehr Minnas aus Brestenberg finden wir ihn selbst in Genf. Eine Depesche seiner Frau beweist ihm, daß sie, trotz der Trennung, in Gedanken noch bei ihm weilt. Wagner seufzt tief auf: „O mein Gott! Hätte ich nur die Macht, Dich recht klar in mein Inneres sehen zu lassen: was ich in diesem Jahr gelitten und gelämpft habe, um Ruhe für meine Lebensaufgabe zu gewinnen. Es war umsonst; Alles stürmte und rüttelte.“ Er blutet an vielen Wunden und die herzliche Sorge um Minna ist nicht die leichteste. Nur soll sie ihm das Herz nicht noch schwerer machen durch ihre Klagen und ihre Trostlosigkeit. Die zeitweilige Trennung ist nothwendig; jeder andere Ausweg wäre unzureichend gewesen: „Nun, so segne Dich denn Gott, meine gute alte Minna! Sei stark und gewinne Fassung: extrage diese Prüfung edel und getreu dem Charakter des Weibes! So hoffe ich, daß wir uns bald werden gute Nachrichten über unseren inneren Zustand geben können.“

Ende August trifft Wagner in Venedig ein, wo er den Winter verbringen will. Er macht nun Minna den Vorschlag, sie solle sich den ihr angenehmsten Aufenthalt recht mit Ruhe selbst aussuchen und sich dort behaglich einrichten, damit er zu ihr kommen kann, so oft er der Heimath bedarf. Ihre jetzige Trennung soll ja nur eine vorübergehende sein; auch den Fips und Jaquot wird er wiedersehen. Sie möge an seine höchste Aufrichtigkeit glauben. Ueber gewisse Punkte aber müssen sie schweigen. Er bittet, er beschwört sie, nie wieder ein Wort davon zu erwähnen, an nichts zu denken als an ihre Wiedervereinigung. Ein neues Leben wird beginnen, voll Ruhm, Ehre und Anerkennung. Eine Wunde behalten Beide ja nun fürs Leben; dafür sind sie aber klug und besonnen geworden und werden nicht mehr so auf sich hineinstürmen. Die Hauptsache ist jetzt: den „Tristan“ vollenden. Der wird sehr schön; alle seine anderen Arbeiten sind ihm gleichgiltig dagegen. Das sagt er nicht, wie Minna vielleicht glaubt, aus Eitelkeit, sondern aus berechtigtem Stolz. Ist der dritte Akt erst fertig, dann ist er frei und König, denn das Werk wird ja übers Jahr abgehen wie warmes Brot.

Nicht immer aber war Wagner in so zuversichtlicher Stimmung; auch Tage-
heftiger Erregung und Verzweiflung kamen. Er fühlt, daß seine Abgeschlossenheit
auch ihre Schattenseiten hat; seine Empfindlichkeit nimmt immer mehr zu. Ent-
setzlich, wie viele Briefe er immer zu schreiben hat; die Menschen begreifen gar so
schwer. Er mag mit dem ganzen albernen Gejindel nichts mehr zu thun haben. Von
Allen hat Keiner nach ihm gefragt, als es noththat. Und auch Minna macht ihm
das Leben so schwer. Nun hat sie ihm einen Brief zurückschickt, der doch wahrlich
nichts enthält, was sie beleidigen könnte. Dieser unglückselige Platsch in Dresden,
diese immer sich wiederholenden tollen Mißverständnisse! Oft ist ihm jetzt, als wäre
es das Beste, diesem steten Kampf für ewig ein Ende zu machen. Woher soll er
auch nur eine Spur von Freude nehmen? Auch fehlen ihm in Venedig die ge-
wohnten Spaziergänge; sein Unterleib ist in Unordnung, er leidet an Erkältungen,
nie hat er so gefroren wie in Italien. Aber wohin sich wenden? Von den großen
Städten Deutschlands zieht ihn keine an, Zürich will er nicht wieder betreten, der
Genfersee ist ihm durchaus nicht sympathisch. So fällt seine Wahl schließlich auf
Luzern. Dort hofft er ruhig und ungestört den „Tristan“ vollenden und sich mit
Behagen dem Genuß der schönen Gebirgswelt hingeben zu können.

Ende März 1859 trifft Wagner in Luzern ein; und seine Berichte lauten
anfangs sehr behaglich. Er ist der einzige Mensch im ganzen Schweizerhof, be-
wohnt einen großen Salon, genießt die kräftige Luft und die herrlichen Spazier-
gänge. Auch der Vollendung des „Tristan“ sieht er mit immer gleicher Zuversicht
entgegen. Nach dem Eintritt schlechteren Wetters kommt aber seine gute Laune
und sein Befinden ins Wanken; die leidige Verstimmung überfällt ihn wieder.
Und dazu trägt Minna auch ihr Theil bei. Immer wieder kommt sie mit alten
Geschichten, so daß Wagner seine ganze geniale Beredsamkeit, ein wunderbares
Gemisch von Scherz und Ernst, ausbieten muß, um sie zu beruhigen. Sie sollte
ihm doch wahrlich solche Aufregungen ersparen. Sie weiß ja, wie elend und er-
bärmlich ihn die ganze Welt, Alles, Alles im Stich läßt. Hat er noch nicht genug
geleistet, um sich die Theilnahme der Deutschen an seinem Schicksal zu verdienen?
Aber er wird es ihnen geben! In Frankreich, in Paris will er den „Tristan“
zuerst aufführen. Welche Freude für ihn, diesen albernen deutschpatriotischen Schwind-
lern gerade vom Feindesland aus ein deutsches Werk, im vollsten Sinn, zuerst zu
zeigen und sie dann zu fragen, was wohl ihre ganze deutsche Schweinerei werth
sei. Dank der herrlichen sächsischen Regierung ist er selbst ja gar kein Deutscher
mehr. Wenn er mit dem „Tristan“ fertig ist, wird er aber keine Note mehr schreiben,
ehe sich nicht seine Lebenslage von Grund aus geändert hat.

Der „Tristan“ wurde fertig; und Wagners Schicksal blieb unsicher wie zuvor.
Das empfand er jetzt, nach vollendeter Arbeit, noch viel schmerzlicher. Er fühlt sich
sehr niedergedrückt, verstimmt und voll Bitterkeit. Wo soll er Ruhe und Behagen,
wo eine Heimath finden? Das theure Gasthofleben hat er satt. In sechs Jahren
hat er vier, sage: vier große Opern geschrieben, von denen eine einzige genügen
würde, ihrem Reichthum, ihrer Tiefe und Neuheit nach die Arbeit von sechs Jahren
zu sein. Die Nachwelt wird diese Produktivität des Geistes fast unbegreiflich finden.
Aber die Gegenwart läßt ihn schmäählich im Stich. Nach wie vor lebt er in der
peinlichsten Ungewißheit, in steten Geldsorgen, von Deutschland ausgeschlossen. End-
lich erscheint es ihm als der beste Ausweg, einige Zeit in Paris zu verbringen und
sich dort, trotz der Unsicherheit seiner Verhältnisse, wieder mit seiner Frau zu vereinen.

In Paris giebt sich sein sanguinisches Temperament sogleich wieder einem grenzenlosen Optimismus hin. Er mietet eine Wohnung, die allen seinen Wünschen entspricht, allerdings mit einem Mehraufwand von tausend Franken und einem Kontrakt auf drei Jahre. Außerdem wünscht er, Minna solle sich eine junge, angenehme Gesellschafterin nehmen. Er für seine Person gedenkt, einen Diener zu engagiren. Da entsteht ein neues Hinderniß: Pusinelli, der bresdener Arzt, glaubt, Minna die Uebersiedelung nach Paris vorerst noch nicht erlauben zu dürfen; er kennt Wagner und mochte ahnen, was seiner Patientin an der Seite des noch immer schwer ringenden Künstlers wieder warte. Wagner dichtet nun einen temperamentvollen, hinreißenden Brief, der Minna bestimmen soll, zu ihm zu kommen. Kurze Zeit danach muß er ihr allerdings mittheilen, daß aus der Aufführung des „Tristan“ in Karlsruhe nichts wird. Ferner hält er für gut, ihr schon vor ihrer Ankunft zu gestehen, daß er, der Verschwender, nicht eine Wohnung, sondern ein ganzes Häuschen gemiethet habe. Auch sonst fehlt es nicht an brieflichen Reibereien zwischen dem ungleichen, der Wiedervereinigung entgegengehenden Paare.

Doch Minna kam und Pusinelli behielt Recht. Briefe an seine Frau schrieb Wagner in dieser Zeit nur wenige, da er ja meist mit ihr zusammen war. Aus Brüssel sendet er ihr im März 1860 die üblichen Klagen über die von ihm gegebenen Konzerte: übermäßige Anstrengung und geringe Einnahmen. Aus Wien giebt er ihr im Mai 1861 — also bald nach dem Mißerfolg des „Lannhäuser“ in Paris — eine ergreifende Schilderung des überwältigenden Eindruckes, den er beim erstmaligen Anhören des Lohengrin empfing, und der begeisterten, ihm bei der Aufführung selbst gebrachten Huldigungen. Einer günstigen, dauernden Aenderung ihrer ganzen Lebenslage sieht er nun mit Bestimmtheit entgegen.

So lauteten Wagners Berichte aus Wien. Aendert halbe Monate später sitzt er allein in Paris, die Häuslichkeit ist wieder einmal aufgelöst, er ist Gast der Familie Bourtalès, voll Verzweiflung und Bitterkeit. Wie ein furchtbarer Alb liegen diese pariser zwei Jahre wieder auf seinem Gewissen. Es war von ihm wahrlich gut gemeint, aber sein guter Wille hat ihn wieder einmal doch zur größten Uebereilung und Unüberlegung hingerissen. Unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten hat er wenigstens möglich gemacht, daß seine Frau die Kur in Soden gebraucht. Auch er bedürfte dringend einer gründlichen Erholung; für dieses Jahr ist es aber unmöglich.

Wagner reist über Weimar nach Wien zurück und wohnt vorerst bei seinem Freunde Standhardtner. Er beschäftigt sich mit neuen Niederlassungsplänen, möchte aber um Alles nicht wieder eine Uebereilung begehen. Den Großherzog von Baden will er um einen jährlichen Gehalt von zweitausend Gulden bitten. Noch lieber wäre ihm die vakante Stelle eines Kaiserlichen Hofkomponisten, die ohne weitere Verpflichtungen viertausend Gulden bringt. Als Künstler ist er nachgiebig geworden: er ist bereit, in der Partie des „Tristan“ Alles zu ändern, was Ander zu anstrengend findet. Minna gegenüber bleibt seine Haltung immer zärtlich und fürsorglich. Auf ihren scherzenden Ton kann er aber gerade jetzt nicht eingehen; ihm ist zu weh ums Herz. Auch von ihrer Absicht, in Baden-Baden selbst Zimmer zu vermieten, will er nichts wissen; und in dem Augenblick, wo sie die Wesendonck-Sache wieder zur Sprache bringt, zeigt er ihr sogleich eine ernste Miene. In dem Brief vom neunzehnten Oktober 1861 sucht er sie noch einmal zu beruhigen und aufzuklären.

Wie wird er ihretwegen den innigen und vertrauten Verkehr mit diesen vortrefflichen Menschen aufgeben. Er entwirft eine großartige Schilderung seiner eigenen Lage. Er ist mit seinen neuen Arbeiten seiner Zeit weit, weit vorausgeeilt und eine gewöhnliche Kapellmeisterstelle wäre sein Tod. Welche unendliche Freude würde es ihm bereiten, seinem armen, vielgeprüften Weib ein behagliches, ruhiges Leben anbieten zu können! Und er wird es thun, sobald sich nur irgend eine Möglichkeit zeigt: „Jetzt aber, meine gute Frau, hilf mir das Elend tragen!“

Immer bedrohlicher und peinlicher gestaltete sich Wagners Lage. Es erwies sich als unmöglich, den „Tristan“ an der wiener Oper noch im laufenden Winter herauszubringen. Wagner mußte wieder ein ganzes Jahr warten. Wie aber diese Zeit überstehen? Ihm war klar geworden, daß nur Eins ihm werde darüber weghelfen können: neue Arbeit. Er will eine heitere Oper schreiben, von der er in unverwüßlichem Optimismus annimmt, daß sie im nächsten Winter über alle deutschen Bühnen gehen werde. Metternich hat ihm in der Oesterreichischen Gesandtschaft in Paris ein stilles Asyl angetragen. Das will er annehmen. Minna weiß er ja nun, Gott sei Dank, in Dresden gut untergebracht. Es ist hohe Zeit, daß sie allmählich zur Ruhe kommen. Auch er leidet jetzt an heftigem Herzschlag; wenn sich Das nicht ändert, dann müssen sie mitsammt ihrem Jaquot zu Grunde gehen. Von Mainz aus theilt er ihr mit, daß er seine neue Arbeit nun in Paris beginnen werde: „Gieb mir Deinen Segen dazu! Ich kann nicht anders! Adieu, guter Mutz!“

In Paris warten neue aufreibende Leiden auf den Heimathlosen. In einem Hotel garni nimmt er sich ein kleines Zimmer, da er nicht vor dem ersten Januar bei Metternich einziehen kann. Die Schwere seiner Lage drückt ihn zu Boden: „Ach!!! Minna!! Wüßtest Du, was Alles in diesem Ausruf liegt! Ein ruhiges häusliches Leben!! Nichts weiter auf dieser Welt! Warum soll es gerade mir, der Dessen so sehr bedarf, nicht beschieden sein!“ Er ist sich selbst ein Räthsel, daß er dies Alles aushält und doch immer wieder Muth und Lust zur Arbeit faßt.

Nun hat ihn das Schicksal mit seinen nürnbergger Meistersingern gerade nach Paris verschlagen. Gegenüber den Tuilerien und dem Louvre: er muß oft darüber laut lachen, wenn er ausblickt. Das sind schlimme Weihnachten für sie Beide! Wenn nun wenigstens seine Frau liebevoll zu ihm halten und ihm die furchtbare Lage erleichtern wollte! Minna verstand aber leider gar nicht, den Unglücklichen zu trösten und zu beruhigen. Sie schrieb ihm böje Dinge, die besser ungesagt, ja, ungedacht blieben, und brachte ihn dadurch vollends außer sich. Er weiß ja, daß sie selbst schwer leidend ist; aber ihre Anspielungen müssen ihn bis in das Tiefste verletzen. „Ach!! Genug! Du siehst, auch ich leide: ein Wenig Schonung! Nichts weiter!“ Von der Feier der Silbernen Hochzeit will er fürs Erste nichts wissen; es geht ihnen zu schlecht. Hat er ja doch nun wieder die größte Mühe, ihr das nothwendige Geld zu verschaffen. Anfang Januar muß er ihr noch die unliebame Ueberraschung melden, daß er das erhoffte Asyl bei Metternich nicht finden werde. Nun bleibt er eben in Gottes Namen noch einen Monat auf seinem Kämmerchen im Hotel, um sein Gedicht zu vollenden. Bis über die Ohren will er sich in seine Arbeit versenken, um nur zu vergessen, in welcher elenden Welt er lebt. Wenn jetzt seine Lehrlingen nicht wären, die den zweiten Akt anfangen sollen, so wüßte er nicht, woher ihm die Laune kommen sollte. Die Luderjungen haben ihm aber schon im ersten Akt viel Spaß gemacht, David an der Spitze.

Und in der Arbeit faßt er neuen Muth. Er muß sich wieder ganz zum Herrn seines Geschicks machen. Nach den „Meisteringern“ fängt er sogleich rüstig etwas Anderes an. Er hat ja genug in petto. Sein Gedicht wird famos und muß ungeheuren Erfolg haben. Nun will und muß er sich aber so bald und schnell wie möglich wieder sein Haus gründen. Doch soll sich Minna dadurch keinesfalls von ihrer Kur in Reichenhall abhalten lassen.

Anfang Februar 1862 las Wagner bei Schott in Mainz die „Meisterfinger“ vor. Wenige Tage später schreibt er von Biebrich aus. Er sitzt wieder einmal in einem Gasthof. Beim Durchwühlen seines Koffers laufen ihm armen Teufel die hellen Thränen übers Maul. Nun hat er eine so famose Arbeit im Kopf und kann kein ruhiges Nest finden. Schändlich! Was sagt nun aber Minna zu Biebrich? Würde ihr eine Niederlassung hier erwünscht sein? Es graut Wagner davor, Etwas auszuführen, das möglichen Falles bald wieder bereut werden könnte. Findet er eine für seine Bedürfnisse passende Wohnung, so wird er sie nehmen. Minna müßte dann eben einmal versuchen, ob es ihr auch gefiele.

Dieser Versuch wurde gemacht. Minna kam für kurze Zeit nach Biebrich, das Ergebnis war aber sehr unbesriedigend. Das Ehepaar scheint sich trotz dem besten Willen sogleich wieder heftig gezankt zu haben. Wagner beklagt nun brieflich die außerordentliche Reizbarkeit und Unruhe seines Temperamentes. Er sieht ein, daß es für Beide noch das Beste ist, getrennt zu bleiben. Der erste Moment des Wiedersehens hat ihnen ja gezeigt, daß sie einander wirklich lieben: und so müssen sie eben auf eine bessere Zukunft hoffen.

Doch diese bessere Zukunft wollte und wollte nicht kommen; immer wieder litten Beide schwer unter der Unsicherheit ihrer äußeren Verhältnisse: und so klingen die Briefe nur zu bald wieder heftig und gereizt. Schließlich wird der Ton sogar bedrohlich und kündigt statt bloßer Gereiztheit eine tiefinnere Entfremdung zwischen den Gatten an. Wagner findet es nicht schön von Minna, daß sie ihm so oft mit schwarzen Gedanken droht. Er für sein Theil scheut den Tod nicht. Immer drückender empfindet er den Unverstand seiner Frau. Er fühlt sich nicht wohl, hat ernstlich zu klagen, von keiner Seite hört er etwas Gutes, seine Lage ist verwahrlost und hilflos, seine Aussichten in die Zukunft sind unsicher, nur der Großmuth der Gräfin Pourtalès hat er für jetzt die nöthigsten Geldmittel zu danken. Sein einziger Trost ist seine Arbeit, die gut gedeiht. Inzwischen vermuthet ihn seine Frau, die ihn ja so genau kennt, beständig auf zerstreuen den Ausflügen und ergeht sich in verletzenden Bemerkungen, die Alles überbieten, was sie ihm früher schon zugemuthet hatte. Sie macht ihm den Vorwurf, daß er sie zum Herumziehen in der Welt hinausstoße und den Wohlthaten der Verwandten preisgebe. So weit vergift sich die unglückselige Minna, daß sie den ihr angetrauten Genius herzlos, roh und gemein nennt. Schließlich ist sie auch noch so unüberlegt, wieder auf die Wejendond-Affaire zurückzukommen, trotzdem sie weiß, wie sehr Das ihren Gatten reizt. Mit dem größten inneren Widerstreben sucht Wagner sie noch einmal über die völlige Reinheit jener Beziehungen aufzuklären. Fast möchte er lachen, da er sie immer wieder in so wahnsinnigem Irrthum befangen sieht, aber das Lachen vergeht ihm: „Bitte! Bitte! Kein Wort mehr hierüber, denn es bringt Einen um!“ Für jetzt kann nicht er ihr helfen, sondern nur sie kann ihm helfen indem sie ihm geistige Ruhe zu seiner Arbeit läßt.

Aus der Thatsache, daß Businelli glaubte, interbeniren zu sollen, möge Minna erkennen, wie ernst Andere ihr eheliches Verhältniß auffassen. Wagner trägt sich nicht, wie Minna, mit dem Gedanken an eine Scheidung. Nie ist ihm Dies in den Sinn gekommen und wird ihm auch nie in den Sinn kommen. So wie bisher kann und darf es aber nicht mehr fortgehen, daß jeden Augenblick die tiefsten Wunden schonungslos aufgerissen werden. Daher soll ihre Korrespondenz auf die nöthigsten Mittheilungen des äußeren Lebens beschränkt bleiben. Vielleicht bringt ihnen das Alter Beruhigung.

Doch die arme Minna war zu krank, zu verbraucht, ihr fehlte die innere Kraft und Ruhe, um dieser Situation noch gewachsen zu sein. Schon in seinem nächsten Brief muß sich Wagner wieder gegen unsinnige Vorwürfe vertheidigen. Der Ernst der Lage zwingt ihn zu einer eindringlichen Mahnung: „Liebe Minna! Nimm es nicht zu schwer, nimm es aber auch nicht zu leicht! Was uns die jetzige Lebensperiode erschwert, sind nicht nur Dispute aus den letzten Jahren: wir sind unter allen Umständen in einer schwierigen Periode des Lebens angekommen, die mit der höchsten Vorsicht durchgemacht und überstanden werden muß.“ Verschärft wurde die schwierige Situation wieder durch die überaus drückende, nie ganz zu bannende Geldverlegenheit. Die Briefe der folgenden Zeit zeigen Wagners Qual und Sorge. Er gedenkt, nun in Wien große Konzerte zu geben, hofft auch auf eine günstige Wendung; im Augenblick aber fühlt er sich hilflos und elend.

In Wien ließ sich zunächst Alles gut an. Die heiß ersehnten Ueberschüsse stellten sich aber nicht ein. Wagner mußte noch zulegen, vermuthete Betrug und war tief betrübt: „Alles unternommen, um nur Etwas zu verdienen, und dafür noch mich in Schulden stürzen!“ Der äußersten Beflemmung machte Standhardtner durch einen Vorschuß auf das Tristan-Honorar ein Ende; schließlich meldeten sich auch Einnahmen aus Weimar und Prag. Wagner war wieder einmal aus dem Größten heraus; aber mit welchen Opfern! Er ist gehebt, schlaflos und ganz zerschlagen. Und dabei glaubt seine Frau, daß er sich in Vergnügungen ergebe. Sie könnte doch nun endlich wissen, daß er ein vollkommen elendes Leben führt, täglich, stündlich, und nie, nie vergnügt ist. Wie geekelt er sich bei jeder Berührung mit der modernen Kunstwelt fühlt, kann und wird sie aber nun einmal nie begreifen. Er ist ja gewöhnt, daß sie sein Thun und Lassen übel deutet. Nur wird Niemand begreifen, wie sie glauben kann, ihn dadurch an sich zu ziehen. Die gerichtliche Abtretung des dresdener Mobiliars an sie ist er sogleich zu vollziehen bereit: „Lebe wohl! Und wenn Du Kummer und Gram empfindest, so tröste Dich mit dem Gedanken, daß auch ich keine Freude erlebe!“

Einen Monat später weilt Wagner in Petersburg, um dort und in Moskau Konzerte zu dirigiren. Seine Frau beneidet ihn wieder um die Reise. Sie würde es nicht thun, wenn sie wüßte, wie abscheulich, öde, grauenvoll die Fahrt und wie entsetzlich das Klima ist. Der künstlerische Erfolg ist sehr gut. Wagner wird bitter bei dem Gedanken, daß er vielleicht in Rußland die Hilfe finden soll, die er eigentlich in Deutschland zu suchen hätte: „Nun gar erst Sachsen, mein liebes Sachsen, das gute Leipzig, ach, und das theure, edle Dresden, wo ich ungefähr wie eine räudige Kage behandelt werde!“ In Rußland hat er nun wenigstens gute Einnahmen gehabt, klagt aber sehr über die aufreibende Mühe und fühlt sich erschöpft. Er kann so anstrengende Unternehmungen nicht wiederholen, ohne dabei zu Grunde

zu gehen. Minna möge ihn daher im leichten Auskommen unterstützen: „Lebewohl, sei und werde ruhig, ruhig, und verlaß Dich immer auf mich!“ Nun folgt nur noch eine kurze, sechs Monate später geschriebene und aus Penzing datirte Mittheilung, daß Minna das ihr jetzt nöthige Geld aus Berlin erhalten werde. Wagner hatte sich in Penzing häuslich niedergelassen und für seine Einrichtung die petersburger Einkünfte verbraucht. Die Unbekümmertheit, mit der er trotz allen Erfahrungen dabei verfuhr, hatte zur Folge, daß er alsbald wieder den drückendsten Sorgen zurückgegeben war.

Hier schließen die der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe. Die letzten Beziehungen Wagners zu Minna bleiben also nach wie vor der genaueren Kenntniß entzogen. Doch dürfte es nach dem mitgetheilten reichlichen Material nicht schwer sein, die inneren Vorgänge der folgenden Zeit zu ergänzen. Die Verschiedenheit der Persönlichkeiten war zu groß. Da half kein guter Wille mehr: eine Wiedervereinigung mit Minna blieb auch nach der entscheidenden Wendung in Wagners Schicksal ausgeschlossen. Und lange sollte Minna ja nicht mehr leben. Ende Januar 1866 erhielt Wagner in Marseille die Nachricht von ihrem Tode. Er fühlte sich davon vollständig betäubt, in einen Zustand dumpfen Hinbrütens versetzt, und bat die dresdener Freunde um ihre Fürsorge für die Leiche seiner „unglücklichen, armen Frau“. Das den Briefen beigegebene Portrait Minnas zeigt ein reizendes, liebes, feines Gesicht, auf dem nur Gutes geschrieben steht. Minna war vielleicht geschaffen, einen Mann von mittlerer Begabung glücklich zu machen. Die Laune und Unvermuth des Schicksals band sie aber an den Genius: und nun versagte sie völlig, so daß Beide die Tragik des Lebens kosten mußten und seine finstere Härte, die kein Erbarmen kennt.

Ulm.

Paul Roos.



Schmähe mein Mitleiden nicht, wo Du mich es ausüben siehst, da ich Dir nun nur noch Mitfreude schenken darf! Diese ist das Erhabenste; sie kann nur bei vollster Sympathie erscheinen. Dem gemeineren Wesen, dem ich Mitleid schenkte, muß ich mich schnell abwenden, sobald es von mir Mitfreude fordert. Dies war der Grund der letzten Berwürfnisse mit meiner Frau. Die Unglückliche hatte meinen Entschluß, Euer Haus nicht mehr zu betreten, auf ihre Weise verstanden und ihn als einen Bruch mit Dir aufgefaßt. Nun glaubte sie, bei ihrer Rückkehr müßte sich Behagen und Vertraulichkeit zwischen uns einfinden. Wie furchtbar mußte ich sie enttäuschen! . . . Wiederholte Versuche überzeugten mich und meine Freunde, daß ein fortgesetztes Zusammenleben mit meiner Frau unmöglich und für uns Beide durchaus verderblich ist. So lebt sie in Dresden, wo ich über meine Kräfte reichlich für sie Sorge. Sie kann sich noch nicht ganz fassen und mit gewaltsamer Belämpfung der stets wiederkehrenden Regungen des Mitleides muß ich mich zu einer Härte zwingen, ohne die ich ihre Leiden verlängere und mich aller Aussicht auf Ruhe beraube. Ich kann sagen, daß diese Mühe die schwerste ist, die ich je ertrug. Dafür entsage ich aber auch Allem und will nur meine Arbeitruhe, das Einzige, was mich vor meinem Gewissen freispricht und mich wirklich freimachen kann!

(Aus Wagners Briefen an Mathilde Wesendonck und Eliza Wille.)



Selbstanzeigen.

Charon. Zeitschrift für Poesie. Großlichterfelde, Dr. Otto zur Linden Verlag.

Vier Jahre Charon werden mir die Berechtigung geben, von mir zu sagen, daß ich es bitterernst meine mit meiner Schöpfung. So darf ich auch wohl bitten, daß sich die Presse des Charon ein Wenig annimmt. Ich bin nicht mit großem öffentlichen Geschrei ans Werk gegangen, sondern habe Hest auf Hest zusammengestellt und herausgegeben und habe erst langsam, dann aber doch etwas schneller schon, Zustimmung hier und da in großen Zeitungen erworben. Die allgemeine Neigung geht aber immer noch nach unüberlegtem Spott. Warum wohl? Daß man allzukühnen Neuerungen im Charon mit großem Mißtrauen zusieht, ist nur menschlich; und ich als Kritiker kenne die Stimmung, die Einen beim Lesen von dichterischen „Experimenten“ packt, zur Genüge, um mich des Tabels gegen Die zu enthalten, die sich dem ihnen im Charon Neuen gegenstemmen. Aber man hat sich allzu sehr dieser Stimmung gegen Theile des Charon überlassen und hat das Ganze einfach von sich weggeschoben. Wollte man doch wenigstens die Gerechtigkeit haben, Das, was als gute und anerkannte Lyrik ein Anrecht auf Lob hat, auch im Charon zu loben! Und dann erst seine Beurtheilung des Uebrigen aussprechen. Wir müssen es uns Alle abgewöhnen, zu sehr mit den Augen zu lesen. Das ist oft gesagt worden; jetzt giebt's in der Praxis Bestrebungen, die mir hier entgegenkommen. Die öffentliche Rezitation von Gedichten. Da habe ich zu sagen, daß der Rezitator meistens Schauspieler ist. Das ist von vorn herein verfehlt. Denn ein lyrisches Gedicht ist kein Drama. Und ein lyrisches Gedicht im Drama, etwa die vielen Romeo-Stellen, ist etwas Anderes, anders gedacht und wirkt anders als ein lyrisches Gedicht per se. Das von der Nachtigal und von der Lerche, — ja, aus dem Drama losgelöst, ist es eben so ein lyrisches Gedicht wie das von Lenau: „An ihren bunten Liedern“; im Zusammenhang des Dramas gesprochen, ist es aber anders als in einer Gedichtsammlung. Denn da ist es ein Ganzes allein für sich, während es (und sogar noch in einem Sängereiwettstreit innerhalb eines Dramas) im Drama ein Ganzes in einem größeren Ganzen ist. Dieser Unterschied ist so wichtig, daß er für den Stil des Vortrages von Gedichten ganz wesentlich bestimmend sein muß. Das giebt mir wohl Jeder zu. Nun ist aber ein lyrisches Gedicht allein für sich nie (oder nur in Begleitung von Musik) eine Angelegenheit einer versammelten Vielheit, sondern nur die des Dichters, die des Lesers, die jedes einzelnen Zuhörers; und der Stimmungszusammenklang einer Vielheit wird sehr selten harmonisch sein. Wie aber im Drama? Ja, da wird er eben im Verlauf des Dramas harmonisch. Denn Das ist ja gerade die Kunst und der ganze Sinn des Dramas und die Berechtigung des dramatischen Dichters, daß er eine Menge im Glühofen des Dramas langsam zu einer großen Einheit zusammenschweißt. Aber ein einzelnes lyrisches Gedicht wird einer Menge einfach an den Kopf geworfen... Noch Etwas über Rhythmi. Ich weiß, daß ich mich da in kurzen Worten wirklich nicht auch nur annähernd verständlich machen kann. So bescheide ich mich mit einer Art Formel. Nämlich: in der Lyrik lassen sich zwei Arten Rhythmen unterscheiden. Natürlich soll Das kein Dogma sein, sondern nur eine Verständigung. Wohl die allermeiste germanische Lyrik hat taktirenden Rhythmus. Daß ich damit kein Silbengeklapper meine, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aber Sie finden Aehnliches

ja auch in der Musik; die ist in den allermeisten Fällen auch taktirt. Sogar die, die nur melodisch zu sein scheint. Aber daneben ist ein phonetischer Rhythmus, der nicht nur ein dynamischer ist. Dieser phonetische Rhythmus ist aber in der Lyrik nie so recht herausgeföhlt worden. Weil eben das Taktirbedürfniß der Dichter allzu stark war. Ich denke nicht daran, gegen den taktirten Rhythmus an sich Etwas zu sagen, auch bedeutet mir ein solcher Rhythmus durchaus nicht: geregelte Metrik. Nein; auch der freiest gebaute Vers kann entweder Taktirhythmus oder phonetischen Rhythmus haben. Und was ich erreichen will, ist nur: daß man mir meinen phonetischen Rhythmus der allermeisten meiner Gedichte als solchen gelten läßt und mir nicht flottweg ins Gesicht sagt: ich hätte kein Rhythmusgeföh! Meine Gedichte entstehen sogar immer zugleich mit der Musik dazu. Das heißt: ich dichte singend. Daß nun die Kritik gerade meine Gedichte als berechtigt so ohne Weiteres gelten lasse, verlange ich nicht. Dafür ist mir der Charon doch viel zu sehr meine Seinsnothwendigkeit geworden. Aber viele Charonmitarbeiter, die von mir gelernt haben oder wenigstens zwischen dem taktirenden und dem phonetischen Rhythmus stehen, sollte man glimpflicher behandeln als mich selbst; dann wäre schon viel erreicht. Und ich wollte damit wahrhaftig noch Jahrzehnte lang zufrieden sein.

Großlichterfelde.

Dr. Otto zur Linde.



Die Traumbuche und andere Märchen für große Leute. H. und F. Schaffstein in Köln a. Rh. 1907.

Die „Traumbuche“ ist eine Sammlung von „Kunstmärchen“ neuerer deutscher Dichter; sie bietet Alles, was wir, von Storm und Leander bis zu Rainer Maria Rilke und Hugo Salus, an Werthvollem auf diesem Gebiet besitzen. (Nur auf Keller [„Spiegel das Mädchen“], den ich Storm gern beigelegt hätte, habe ich auf Wunsch des Verlages verzichten müssen.) Nun weiß ich gar wohl, daß nicht selten die Frage gestellt wird, ob das Märchen als Kunstprodukt überhaupt eine Berechtigung habe, und daß, trotz aller Feinheit in Erfindung und Darstellung, nur wenige Kunstmärchen dem unschuldigen Zauber des echten Volksmärchens nahekommen. Dennoch glaube ich, daß diese Gattung, in der sich fast alle unsere großen Dichter versucht haben, einiges Interesse verdient und daß es sich lohnt, das Zerstreute und unter so vielen Minderwerthigen nicht Beachtete zu sammeln und in gutem Kleid zum Genuß oder zum Studium darzureichen. Ich glaube, in der „Traumbuche“ eine Sammlung zu bieten, die Anspruch auf literarischen Werth erheben darf, nicht zuletzt als ein Buch guter deutscher Prosa. Dafür bürgen schon die Namen der Dichter, die hier vereinigt sind: Storm, Leander, Anzengruber, Juliane Déry, Hense, Ganghofer, Isolde Kurz, Schoenaich-Carolath, Gustav Falke, Richard Dehmel, Hans Hoffmann, Emil Ertl, Hugo Salus, Rainer Maria Rilke und Friedrich Kayser. „Für große Leute“ ist diese Sammlung bestimmt, weil in den hier zusammengestellten Märchen fast überall Sehnsüchte, Stimmungen und Zustände zur Darstellung kommen, denen erst der Erwachsene Verständniß entgegenbringt.

Emil Weber.



Alexander L. Kiellands Gesammelte Werke; übersetzt von Dr. Friedrich Vestien und Marie Vestien-Vie, sechs Bände; geheftet 25 Mark. Leipzig, Georg Meiseburger.

Als der Dritte im Bunde der großen Norweger Ibsen und Björnson ist

Alexander Rielland schon lange den Freunden skandinavischer Literatur bekannt. Daß er in Deutschland noch nicht ganz nach Verdienst gewürdigt worden ist, mag zum Theil an der schonungslosen Art, mit der er die Fehler und Gebrechen unserer modernen gesellschaftlichen Zustände aufdeckt, zum Theil an dem bisherigen Mangel einer einheitlichen deutschen Ausgabe seiner Werke liegen. Jetzt haben wir diese Ausgabe. Rielland hat bis zu seinem Todestag sehr eifrigen Antheil daran genommen und die Uebersetzer mit Rath und That unterstützt. Jbsen klagte einmal darüber, daß bei Uebersetzungen seiner Werke oft mehr der Uebersetzer als der Autor zum Wort komme. Diesen Fehler suchten wir zu vermeiden. Das Original mußte unverkürzt (frühere Ausgaben hatten für die Denkart des Verfassers höchst charakteristische Stellen aus Furcht, Anstoß zu erregen, weggelassen) bleiben und überall, wo der Autor sie brauchte, die volle Härte des Ausdruckes beibehalten werden, selbst auf die Gefahr, im Deutschen unschön zu wirken. Denn nichts war Rielland verhaßter als das Bestreben, da zu mildern, zu glätten und zu vertuschen, wo er ein Gebrechen brandmarken zu müssen glaubte.

Dr. F. Leskien.



Lieblose Gesänge. Desterheld & Co. Berlin.

Ich wende mich nicht nur an außerordentlich gebildete Menschen. In meiner Dichtung ist das Wort so in Empfindung aufgegangen, daß jedes nicht befangene Ohr deren eigentliche Sprache völlig vernehmen kann. Immerhin mögen die gebildeten Leser nicht vergessen, was sie bereits von den Bestrebungen wissen, die um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts herum zwei nicht deutsche Literaturen bewegten. Die französische Poesie suchte sich von den widerspruchsvollen Bestandtheilen zu befreien, die selbst ihre größten Schöpfungen oft getrübt hatte: von der Mischung von Vernunft und dichterischer Eingebung, von der alltäglichen und nützlichen Moralität, die sich in metrischer Umhüllung dem Leser darbietet. Wenn sie sich aber vom rein Vernünftigen entblößte, ging sie nicht immer dem Rebelhaften aus dem Wege. Die jüngsten italienischen Dichter vermieden mit vollem Erfolg die Barbarei, aber nicht immer die Rhetorik, indem sie die göttliche Klarheit der Form in Ehre brachten, darin das dichterische Gefühl gleich einem Bild in seinem Auge lebt. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, was das deutsche Aneignungstalent in diesen „Lieblosen Gesängen“ von der einen und von der anderen Bestrebung aufgenommen, was die deutsche Unterscheidungsgabe in der einen und der anderen Bestrebung zu vermeiden gewußt hat. Wenn der Verfasser sagt: „Und das Gefühl wird zum Gedanken und der Gedanke zum Gefühl“, weiß er, daß der Gedanke nicht aus der Dichtung ausgeschieden werden darf, wie es im Evangelium der Dekadenten lautet, sondern je nach dem Instinkt der Dichtung verwandelt und aufgelöst. Deshalb nichts von den Silbenträumereien, die nur auf einer sinnlichen Beschaffenheit des Lautes fußen, aber auch nicht die pädagogische Bestimmtheit, die von den meisten deutschen Dichtern aus einem nicht verächtlichen Gefühl, dem eigenen Volk zu nützen, selten verabscheut worden ist, wobei sie davon Zeugniß ablegten, ihre Verpflichtung als Menschen eher denn das Wesen ihrer Kunst zu verstehen. Ich habe einen Haß gegen den Uberschwang der Imagination in meiner Ehrfurcht vor dem Maß, gegen die Abgötterei des Wortes ein Gegenmittel in meinem germanischem Ernst gefunden.

Benno Geiger.



Die Galeere.

Du bist ganz gesund, Franz“, sagte Professor Frohnhöfer energisch. „Du mußt nur Deine Praxis wieder aufnehmen. Schusten! Schusten! Du weißt ja: Das ist das beste Konservierungsmittel.“

Er stand auf und rechte, scheinbar sorglos, die athletischen Glieder; aber sein Blick verließ den Kranken nicht, der gerade jetzt die Lippen scharf zusammenpreßte, als wolle er einen jähen Schmerz bewältigen.

„Willst Du nicht lieber ein Bißchen aufstehen?“ sagte er dann freundlich und doch mit einer leisen Ungebuld. „Das Liegen schwächt Dich nur.“

Dr. Jülich seufzte leise. Dann richtete er seine schönen tiefblauen Augen auf den Professor und sagte mit einem stillen, wie sehnsüchtigen Lächeln: „Statt mich zu schulmeistern, solltest Du mir lieber von Deinen Arbeiten erzählen.“

„Was ist da groß zu erzählen? Das Buch wird in vier Wochen fertig. Es war eine gottverdammte Schinderei.“

„Und dann? Gehst Du wieder hinaus?“

„Ja, was dachtest Du denn? Meine Schwarzen können mich nicht entbehren. In einem halben Jahr schlafe ich wieder unter tropischem Himmel.“

„Also doch?“ rief Jülich erregt und seine blassen, abgezehrten Wangen rötheten sich. „Trotz Deiner Herzaffektion? Das ist doch der reine Selbstmord!“

„Bitte, werde nicht sentimental!“ sagte Frohnhöfer barsch. „Meine Arbeiten sind eben noch nicht fertig.“

Der Kranke sah den Freund mit einem langen Blick an; dann ergriff er plötzlich seine Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Aber Franz!“ rief der Professor; „was fällt Dir denn ein? Junge, Du bist doch krank! Jetzt glaube ichs.“

Jülich hatte sich erschöpft in die Kissen zurückgelegt. „Ich wünschte, unser Stand hätte mehr Solche, wie Du bist!“ flüsterte er.

„Na, hat er Die denn nicht? Du selbst doch in erster Linie, bevor Du ein Faulthier wurdest.“ Der Kranke lächelte schmerzlich.

In diesem Augenblick klopfte es. Der Professor öffnete die Thür und ein blonder Junge von acht Jahren trat ein. Er trug, sorgsam und etwas ängstlich, eine Tablette mit einem Glas Limonade. „Mama läßt schön grüßen“, sagte er.

Jülich sah starr vor sich hin. „Ich danke.“ Der Knabe zögerte einen Augenblick und ging dann verlegen hinaus.

„Bildschöner Bengel!“ brummte der Professor. „Freilich: der Vater war auch ein famoser Kerl. Außerlich, heißt Das; innerlich hatte ich ja nicht die Ehre.“

Jülich hatte die Augen geschlossen und antwortete nicht. Es war still im Zimmer; nur vom Kamin her hörte man das leise Knistern der brennenden Scheite.

„Na, ich muß jetzt fort, Franz!“ sagte endlich der Professor, der sorgenvoll die schmalen Wangen des Freundes betrachtet hatte. „Also raff' Dich mal zusammen, daß ich Dich morgen munter finde! Servus.“

„Adieu. Und Dank für Deinen Besuch!“

Der Professor schob die ungeschlachte Gestalt durch die Thür. Der Kranke seufzte tief auf und rang und preßte die feinen, durchsichtig schimmernden Hände gegen einander.

Professor Frohnhöfer schritt über den Korridor und klopfte an eine der gegenüberliegenden Thüren. Eine klangvolle Frauenstimme rief: „Herein!“ Der Professor trat ein und blieb einen Augenblick stehen: die Schönheit dieses Weibes blendete ihn immer aufs Neue. Die etwas schwere Leppigkeit der hohen Gestalt, das ahrenblonde Haar und die strahlenden braunen Augen: Das gab es doch eigentlich nur auf Bildern. „Na, Sie brauchen wenigstens keinen Arzt, gnädige Frau!“ sagte er läppisch. Sie gewährte die ehrliche Bewunderung, die ihre Schönheit erweckte, und erröthete. Aber sie ging nicht auf seine Worte ein.

„Wie steht es denn heute?“ fragte sie.

Der Professor seufzte. „Ja, danach muß ich Sie fragen, gnädige Frau“, sagte er langsam.

„Mich?“

„Wollen Sie mir eine Unterredung bewilligen und mir aufrichtig antworten?“ fragte der Professor ernst.

Sie war erblickt, wies aber mit einer Handbewegung auf einen Sessel und setzte sich selbst. „Bitte!“

„Ich habe also Franz genau untersucht und kann mit gutem Gewissen sagen, daß er organisch ganz gesund ist.“

Frau Emilie Jülich athmete hoch auf und ihre Lippen bewegten sich. Als sie aber in das ernste Gesicht des Arztes sah, hielt sie an sich.

„Trotz diesem günstigen Befund ist die Sache doch nicht unbedenklich. Es ist ein räthselhaftes psychisches Leiden da. Ihrem Gatten fehlt der Wille zum Leben. Ich habe den Eindruck, daß Etwas auf ihm lastet.“ Er machte eine Pause und fuhr entschlossen fort: „Können Sie mir sagen, ob meine Beobachtung richtig ist?“

Sie saß ganz aufrecht und sah den Professor mit einem Ausdruck kindlicher Tapferkeit an. „Fragen Sie, bitte; ich will Ihnen antworten.“

„Sie stehen sich noch gut mit Franz?“ sagte er zögernd.

„Ich liebe ihn über Alles.“

„Und er? Aber die Frage ist eigentlich sinnlos. Wer Sie sieht . . .“

„Nicht doch.“ Sie blickte nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Ich habe das Gefühl, daß er mich liebt; aber manchmal ist mir, als wenn er vor mir schaudert.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Ohne seelische Befreiung ist für Franz keine Genesung möglich. Deshalb bitte ich, weiter fragen zu dürfen. Er scheint Ihren Sohn nicht leiden zu können. Verzeihen Sie meine Offenheit. Wie erklären Sie Das? Ist es nachträgliche Eifersucht auf Ihren ersten Gatten?“

Frau Emilie wendete unruhig den Kopf hin und her. „Vielleicht. Ich kann es mir kaum anders erklären. Das Kind ist so gut.“

„Der Knabe sieht Ihrem ersten Gatten sehr ähnlich?“

Sie seufzte. „Ja. Sprechend ähnlich.“

„Sie sagten eben, gnädige Frau, Franz schaudere manchmal vor Ihnen zurück. Können Sie sich denn irgend einen Grund für dieses unbegreifliche Verhalten denken?“

Frau Emilie erhob sich und ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Sie hatte die Zähne aufeinandergepreßt und ihr schönes Gesicht sah in seiner Konzentration fast männlich aus. Dann aber setzte sie sich wieder. „Ja!“

„Und können Sie mir diesen Grund sagen?“

„Nein.“

„Auch dann nicht, wenn es sich für Franz um Leben und Tod handelt?“

„Nein.“

Professor Frohnhöfer schwieg ein Weilchen. Er sah die schöne Frau fest an und in seinen Blick trat eine unerbittliche Strenge. Endlich sagte er langsam und leise: „Als ich vorgestern nachts bei Franz wachte, rief er zweimal ganz deutlich: Ich bin ein Mörder! Ich bin ein Mörder!“

Frau Emilie stand auf und erhob die gerungenen Hände mit einer Geberde feterlichen Schmerzes. Dann sank sie, als wolle sie sich lieber demüthigen, an ihrem Stuhl zu Boden, umklammerte die Lehne und drängte ihren Kopf gegen die Hände. „Jetzt kommt es!“ stöhnte sie. „Nun ist Alles aus. Nun schleppt man ihn weg.“ Sie schluchzte verzweifelt. Ihr Körper wand sich wie im Krampf.

„Um Gottes willen, gnädige Frau, beruhigen Sie sich!“ sagte Frohnhöfer und versuchte, die Aniene sanft emporzuziehen.

„Ich bin die Mörderin, ich allein! Ich bin schuld, ich habe ihn hineingehegt!“ Sie wandte sich auf den Knien zu dem Arzt und sprach jetzt, während sie ihr feuchtes Antlitz zu ihm erhob, so eifrig auf ihn ein, als sei er der Richter, von dem sie die Freisprechung erfliehen könne. „Als mein erster Mann krank war, behandelte ihn Franz. Ich liebte Franz schon, aber ich wußte nicht, wie sehr. Eines Tages sagte er mir, es stehe schlecht und er wolle Sie hinzuziehen. Sie sollten am folgenden Tag nach Afrika abreisen.“

„Aber stehen Sie doch auf, gnädige Frau“, bat Frohnhöfer. Sie erhob sich gehorsam und setzte sich auf den Sessel, ohne ihr Gesicht abzutrocknen.

„Als Sie fort waren, kam Franz herein und sagte zu mir: Mein Freund theilt meine Ansicht, daß wir Ihren Herrn Gemahl trotz Alledem durchbringen werden. Und in diesem Augenblick merkte ich, daß ich seit Wochen gehofft hatte, mein Mann würde sterben; daß ich Franz liebte; daß ich nicht ohne ihn leben konnte; daß der Andere sterben müsse; denn nie, nie würde er mich freigeben. Ich warf mich Franz um den Hals und rief: Rette mich! Rette! Ich haßte meinen Mann. Er war roh, er schlug und küßte mich abwechselnd. Das wars ja aber nicht; wenn Franz mich schlagen würde, müßte sich ihn doch lieben. Ich haßte ihn, weil ich ihn haßte. Und ich fühlte nur: der Andere muß sterben.“

Professor Frohnhöfer hatte eine schlaflose Nacht. Das war ihm seit zwanzig Jahren nicht vorgekommen, denn er sorgte für Müdigkeit. Aber das Bekenntniß der Frau Emilie hatte ihn umgeworfen. War es möglich, daß Franz Jülich, der ehrenhafteste und sensitivste aller Menschen, ein Verbrecher war? Der Professor wies den Gedanken empört zurück. Im selben Augenblick aber mußte er sich sagen, daß die Leidenschaft den anderen, den atavistischen Menschen in uns erweckt, den wir sonst unter der sozialen Tünche kaum gewahren. Er entsann sich sehr wohl der Zeit, wo Franz die Behandlung des Herrn von Selden übernommen hatte. Er hatte gefühlt, wie damals im Wesen seines Freundes ein fremdes Element auftauchte. Als Franz ihn dann zu einer Konsultation bei Selden gebeten hatte, war er zu der Ansicht gelangt, daß der herkulische Körper des Mannes bei sorgfamer Pflege die schwere Erkrankung überwinden werde. Dann war er nach Afrika gegangen, hatte jeden Konnex mit der europäischen Welt verloren und war

erst nach zwei Jahren zurückgekehrt, um die Resultate seiner Reise wissenschaftlich zu verarbeiten. Er hatte Franz aufgesucht und ihn zu seinem Erstaunen verheirathet gefunden. Was ihn aber noch mehr befremdet hatte, war, daß Franz jede Praxis aufgegeben hatte und seine Tage eigentlich ohne jede ernstere Thätigkeit trüben und rauchend verbrachte. Daß Etwas auf ihm lastete, hatte er bald gefühlt; doch schien Franz sich ihm nicht anvertrauen zu wollen. Alle diese Invidien aber berechtigten noch nicht zu der furchtbaren Voraussetzung . . .

Um acht Uhr stand der Professor wieder am Bett seines Freundes; und als er in die Augen des Kranken sah, schämte er sich seines Argwohns. Hier mußte ein unglückseliges Mißverständniß vorliegen. Mit einer mechanischen Bewegung faßte er nach dem Puls des Patienten.

„Stuhig, nur etwas schwach!“ sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen heiteren Klang zu geben. „Franz, ich muß was mit Dir besprechen.“

„Nun?“ fragte der Kranke mit freundlichem Ausdruck.

Der Professor räusperte sich. Es war doch eine riskante Sache. „Franz“, sagte er dann, „wir sind Männer und Winkelzüge schicken sich nicht für uns. Wie ist eigentlich Herr von Selden gestorben?“

Jülich sah den Freund ruhig an. In seinem Blick lag ein namenloses Elend, ein Elend, das keine Furcht mehr kennt. „Ich wußte wohl, daß diese Frage einmal kommen würde“, sagte er, „und ich wundere mich nur, daß sie so spät kommt. Bei Deinem Gedächtniß konntest Du nicht vergessen, daß der Fall durchaus nicht hoffnungslos lag, und Du hattest ja gewissermaßen Deine ärztliche Autorität für die Heilung eingesetzt. Beruhige Dich; Du hast Dich nicht blamirt. Ich bin ein Mörder. Ich liebte diese Frau wie ein Rasender. Und da habe ich ihn getödtet.“

„Unmöglich! Du . . .!“

„Ich habe ihn nicht umgebracht“, fuhr Jülich, wie gereizt durch einen Widerspruch, fort. „Aber ich habe ihn getödtet. Ich that Alles, was meine Pflicht war . . .“

„Nun also!“ rief der Professor erleichtert.

„Aber ich habe dies Alles lieblos gethan. Mit dem steten Wunsch, daß es nutzlos bleiben, daß er sterben möchte. Und der Wunsch wurde erfüllt. Er ist durch mich gestorben. Du weißt, wie stark der Wille des Arztes wirkt.“

„Unsinn!“ rief Frohnhöfer heftig.

„Laß nur! Sei ehrlich. Kennst Du eine schwerere Sünde als die, die ich begangen habe? Ich hatte früher, in meinem materialistischen Hochmuth, den Begriff der Sünde ausgeschaltet; jetzt weiß ich, daß es eine giebt. Ich konnte nicht mehr an ein Krankenbett treten, ohne die furchtbarsten Qualen zu empfinden; ich hatte das Gefühl, daß ich dem Kranken Unheil bringe. Und doch mußte ich thun, was ich gethan habe. Ich liebte Emilie.“

„Und liebst sie noch?“

„Ich weiß nicht. Bald möchte ich sie an mich reißen, bald möchte ich sie von mir stoßen. Ihr Anblick berauscht mich und quält mich.“

„Franz“, sagte der Professor ruhig, „das Alles ist Psychose. Ich bin überzeugt, daß Herr von Selden auch unter meiner Aufsicht gestorben wäre. Sein Körper war morsch. Du hast sicher in vollem Umfang Deine Pflicht gethan. Aber selbst wenn Du Dir Etwas vorzuwerfen hättest, so giebt es doch eine Sühne.“

„Und welche?“

„Arbeite; heile, rette!“

„Das Leben, das mir anvertraut war, kann ich nicht mehr retten. Ich bin ein Mörder. Schlimmer als ein Mörder.“

Der Professor sann ein Weilchen nach. Dann sagte er: „Ich weiß einen Ausweg. Komm mit mir! Ich brauche einen Assistenten. Du weißt, das Klima ist gefährlich. Du wagst Dein Leben. Das kannst Du als Sühne betrachten. Nimm an, ich sei Dein Beichtvater. Ich absolviere Dich unter dieser Bedingung.“

Jälich schwieg lange. Endlich reichte er dem Professor die Hand: „Du bist gut. Und es würde mich vielleicht erlösen. Aber Emilie wird es nie zugeben. Ich muß auf der Galeere sterben.“

Wenige Minuten später saß der Professor wieder bei Frau Emilie. Er hatte ihr Alles gesagt, nur das Schwerste noch nicht: sein Heilmittel.

„Ich sehe nur eine Rettung, gnädige Frau!“ Er nahm ihre zitternde, fiebrige Hand in seine starken, kühlen Hände. „Franz muß fort von hier. Er geht hier zu Grunde und seine Liebe zu Ihnen geht auch zu Grunde.“

„Sie meinen, er soll reisen?“

„Ja.“

„Allein?“

„Unbedingt.“

„Und . . . wohin?“

„Nach Afrika. Mit mir.“

Frau Emilie sah den Arzt scharf an; und ein finsterner, argwöhnischer Zug trat in ihr Gesicht.

„Er will sich von mir trennen?“

„Für eine Weile.“

„Und ist es sicher, daß er wieder zu mir zurückkommt? Können Sie es mir beschwören?“

„Auch Das müssen wir der Zeit überlassen.“

„Nie, nie, nie!“ rief die junge Frau wild. „Er soll mich nicht allein lassen. Ich kann nicht ohne ihn leben. Ich liebe ihn. Und dann: mit diesen Erinnerungen hier allein! Er wird mich vergessen, er wird sterben in dem mörderischen Klima und ich werde nicht bei ihm sein. Nein, er mag mich hassen, aber hier will ich ihn haben. Ich muß ihn sehen können, auch wenn er nicht zu mir spricht. Wir sind an einander geschmiedet.“

„Und wenn er ohne Ihre Zustimmung geht?“

Sie lief mit raschen Schritten ans Fenster. „In dem Augenblick, wo er in die Droschke steigt, stürze ich mich hier hinunter!“ schrie sie verzweifelt.

„Das werden Sie nicht thun!“ sagte der Professor und versuchte, mit blaffen Lippen, zu lächeln.

„Abwarten!“ erwiderte sie mit kalter Wuth, „gehen Sie nur hinüber und sagen Sie es ihm! Wir sind an einander geschmiedet für Zeit und Ewigkeit.“

Der Professor erhob sich. „Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau: Franz weiß es. Ich wollte Ihnen seine Worte ersparen, aber nun muß ich sie Ihnen wiederholen. Er sagte mir vorhin: Ich muß auf der Galeere sterben.“

Es war Abend und Jälichs Arbeitszimmer lag im Dämmerlicht. Jälich hatte sich angekleidet. Er saß in seinem Lehnstuhl am Schreibtisch und starrete vor

sich hin. Vierzig Jahre: und das Leben verödet. Eine schwere Schuld auf der Seele und kein Licht auf dem Zukunftsweg. Nur ein dunkler Pfad ins Nichts. Einschlafen, nur einschlafen, dachte er. Aber er konnte sich nicht entschließen, ein Ende zu machen. Ihm war, als ob er mit dieser That einen Vertrag zerrisse, an den seine Ehre gebunden war. Wer die Gespenster verscheuchen könnte! Unmöglich. Und er starrte in die Dämmerung.

Da öffnete sich leise die Thür, sie schloß sich eben so leise und Emilie glitt herein. Sie kniete an dem Sessel nieder, legte den Kopf auf sein Knie und er fühlte, wie ihr Körper zitterte, als sie zu weinen begann. Dies heiße Weinen währte lange. Und nun streichelte er unendlich sanft und mitleidig das Haar der Knienden. Da sagte sie nach seiner Hand, küßte sie wieder und wieder; und dann vernahm er das Wort, das wie ein Hauch zu ihm emporkam: „Reise!“

Dann stand sie auf und schritt hinaus, mit einer Hoheit, die er noch niemals an ihr wahrgenommen hatte. Das Zimmer lag wieder still in der tiefer werdenden Dämmerung; und doch war ihm, als vernehme er den Laut des freudigen Lebens und sehe in der Ferne des Zukunftsweges ein stilles Leuchten.

Eduard Goldbeck.



Defraudanten.

Mit einem für Defraudanten und Solche, die es werden wollen, ungemein beruhigenden Erstaunen haben die Beherrscher unserer Banken die rasch auf einander folgenden Entdeckungen großer Unterschlagungen aufgenommen. Die Veruntreuungen eines Effektenkassirers der Darmstädter Bank mußten eigentlich vor allzu blindem Vertrauen warnen. Aber in zwei Jahren lernt man eben vergessen. Rechnet man zu den von den Kassirern Edert (Dresdener Bank) und Goltermann (Mitteldeutsche Kreditbank) unterschlagenen 830 000 Mark die von dem verhafteten Direktor der Solinger Bank, Beder, veruntreute Summe von 175 000 Mark, so bekommt man eine runde Million an defraudirten Geldern. Die Unterschleife erstrecken sich auf eine ganze Reihe von Jahren. Das ist ein ungenügender Trost. Der Kassenvorsteher Edert und der Couponskassirer Goltermann standen seit einem Vierteljahrhundert im Dienst ihrer Banken und fanden als „alte, bewährte“ Beamte „unbegrenztes“ Vertrauen. Wenn Edert seine Bücher zuklappte und sagte: „Sie stimmen“, so beugte Jeder in Ehrfurcht sein Haupt. Und Goltermann durfte sicher sein, daß bei den Revisionen immer nur die sorgsam gefälschten Ziffern der vorangegangenen Abrechnungen zur Kontrolle herangezogen wurden. Der gerissene Couponskassirer pflegte nämlich nach jeder Revision vor die bereits geprüften Zahlen eine neue Ziffer zu setzen. Hätten nun die Revisoren sich nur ein einziges Mal die Mühe gemacht, ihre eigenen Notizen, die vor den Fälschungen gemacht, also richtig waren, nachzusehen, dann wäre der Betrug entdeckt worden. So aber konnte Goltermann die Fälschungen in großem Stil und in aller Ruhe Jahre lang fortsetzen. Die Kontrolbücher verschaffte er sich durch Einbruch; und die falschen Eintragungen beschränkten sich nicht auf die Bücher, sondern waren auch auf Vorbereitungen und Belegen zu finden. Im Ganzen wurden bei der Mitteldeutschen Kre-

ditbank 600 000 Mark unterschlagen. Das ist mehr als ein Prozent des Aktienkapitals. Da die bei Goltermann gefundene Werthsumme etwa 100 000 Mark betragen soll, so bliebe ein Nettoverlust von 500 000 Mark, der, nach einer Erklärung der Bankleitung, durch einen Extragewinn auf dem Konfortialkonto gedeckt werden soll. Die Dresdener Bank hat über die Art der Deckung der ihr gestohlenen 235 000 Mark nichts gesagt; da ist also anzunehmen, daß die Summe vom Gewinn abgezogen werden wird. Beide Banken waren schon im Jahr 1907 durch Verluste gezwungen, beträchtliche Summen abzuschreiben. Die Mitteldeutsche ließ, mit Hilfe einer nicht ganz durchsichtigen Art der Buchung, den Verlust in den Reserven verschwinden. Da die Reserven schon damals niedriger dotirt worden waren als im Jahr vorher, so ist nun die Thatsache doppelt bedauerlich, daß der erwähnte Extragewinn in diesem Jahr durch den Extraverlust aufgezehrt wird. Die Dresdener Bank aber hatte auf Außenstände nicht weniger als 1,70 Millionen Mark abzuschreiben, weil sie durch unredliche Manipulationen in Hamburg geschädigt worden war.

Soll nun der „Verlust durch Defraudationen“ zum ständigen Posten in den Bilanzen der Banken werden? Der tadelnswerthe Mangel an ausreichender Kontrolle läßt solche Furcht aufkommen. Mit der extensiven Entwicklung der Lantienmen darf die Bequemlichkeit nicht zunehmen. Billige Sentiments, Reden von Alter, Ehrwürdigkeit und langer Dienstzeit der Beamten sollte man uns nachgerade ersparen. Es macht einen ganz netten Eindruck, wenn man von seinem Personal sagen kann, es sei „treu wie Gold“; ist die Treue aber nachher wirklich in Gold umzusetzen, dann sieht die Sache nicht mehr so nett aus. Schließlich ist doch fremdes Geld, das die Banken zu verwalten haben; da muß mit eiserner Strenge kontrollirt werden. Wenn es im Betriebe einer Großbank möglich ist, daß Jahre lang Böcher gefälscht und Coupons gestohlen werden, ohne daß Jemand Etwas merkt, so muß die Kontrolleinrichtung schlecht sein. Oder hält man es für einen wünschenswerthen Zustand, daß die Entdeckung von Unterschleifen dem Zufall überlassen bleibt? In Dresden und in Frankfurt hat nur ein zufälliges Zusammentreffen von Ereignissen den Betrug ans Licht gebracht. Hier wie dort war der Defraudant auf Urlaub gegangen und der Vertreter fand die Bescherung. Warum ist man noch nicht auf die Idee gekommen, so nützliche Vertretung zu einer dauernden Institution zu machen? Die Darmstädter Bank hat, nach den kostspieligen Erfahrungen, die ihr die mangelhafte Beaufsichtigung ihrer Beamten eintrug, die Einrichtungen in der angedeuteten Weise verbessert. Die Inhaber der verschiedenen Posten wechseln innerhalb bestimmter Zeiträume mit einander ab. Der Kassirer wandert ins Korrespondenzbureau und an seine Stelle tritt ein Herr aus der Buchhalterei. Dadurch wird auch die von den Beamten der großen Aktienbanken oft beklagte Einseitigkeit in der Ausbildung vermieden. Wer immer an der Effektenkasse, in der Buchhalterei, in der Korrespondenzabtheilung, im Börsenbureau beschäftigt ist, taugt für einen anderen Posten natürlich kaum noch. Und je größer der Betrieb, desto subtiler die Arbeitstheilung. Der einzelne Beamte wird zum winzigen Rädchen in der großen Maschine und unfähig zu jeder anderen Funktion als der ihm im Gesamtmechanismus einmal zugewiesenen. Diese Lage des Arbeitsfeldes beschränkt auch die Freizügigkeit; der Beamte kann ja auch anderswo nur leisten, was er bisher gelernt und geleistet hat. Die Auswechslung der Inhaber exponirter Posten, namentlich also der Kassirer, schafft die immerhin noch sicherste Kontrolleinrichtung. Die Bes

treten in Urlaubzeiten genügt nicht, da der Stellvertreter sich nur mit den laufenden Geschäften zu befassen hat und Bücher und Belege nur so weit zu prüfen pflegt, wie der tägliche Bedarf erfordert. Wird aber für eine bestimmte längere Zeit das Personal gewechselt, so ist die Nothwendigkeit einer genauen Nachprüfung der Kassenbestände und aller dazu gehörenden Unterlagen von selbst gegeben. Solche Kontrolle muß verhindern, daß Fälschungen sich auf Jahre in den Büchern einnisten.

Nun sagt man, der ständige Wechsel sei unmöglich, weil gerade der Kassenchef (aber auch mancher andere Ressortvorsteher) Jahre brauche, um sich in die schwierige Materie und deren tausend Einzelheiten so einzuarbeiten, daß er darin zu Haus ist. Das mag richtig sein. Eine Großbank kann sich aber den Luxus leisten, mindestens zwei in so gefährlichem Gelände heimische Beamte zu haben. Dann ist eine beträchtliche Defraudation kaum mehr denkbar. Und darüber, daß solche Möglichkeit um jeden Preis verhindert werden muß, kann doch kein Zweifel aufkommen.

Da die Mitteldeutsche Kreditbank, als kleinste der Großbanken, weder einen besonders komplizirten inneren Betrieb noch ein unübersehbares Netz von Filialen hat, müßte gerade sie vor beträchtlichen Unterschleifen geschützt sein. Ist aber in den modernen Großbankenconcerns überhaupt noch eine zuverlässige Ueberwachung der Beamtenheere möglich? Da werden jahraus, jahrein neue Filialen und Depositentassen aufgemacht, die Unkosten steigen ins Ungeheure: und nun entsteht die Gefahr, daß man den riesigen Apparat nicht mehr genau kontroliren kann. Die Expansion der Banken hat schon den unbestreitbaren Nachtheil, daß die Ausgaben in einem zu den Einnahmen nicht passenden Maße steigen. Bei den berliner Aktienbanken fraßen die Unkosten im Jahr 1907 schon 36 Prozent des gesamten Bruttogewinnes. Wenn nun zu dieser für die Aktionäre nicht erfreulichen Erscheinung noch das Risiko einer ungenügenden Beaufsichtigung des ganzen Betriebes kommt, kann die Stabilität der Dividenden bald aufhören. Am Ende behalten die Leute Recht, die laut vor den Nachtheilen einer zu rasch durchgeführten Konzentration warnten. Die Leiter der Großbanken müssen ernstlich prüfen, ob ihre Kontrol-einrichtungen auch für das erweiterte Gebiet noch genügen. An den Kampf gegen das Spekuliren der Angestellten braucht man kaum noch Mühe zu verwenden; alle Versuche, dieses (im Sinn der Emissionfirmen nothwendige) Uebel auszuroden, sind resultatlos geblieben. So lange Direktoren und Prokuristen für eigene Rechnung spekuliren, hat auch der jüngste Stift ein Recht dazu. Denn die Herren, die im „Gehalt“ von fünfzigtausend Mark auswärts steigen, sind im „Charakter“ (nach österreichischem Sprachgebrauch) nicht mehr als die Commis von fünftausend Mark abwärts. Beide sind Vertreter der Spezies „Angestellter“. Der Unterschied liegt nur in der Bezahlung. In der Bankenrepublik spekulirt eben Jeder; der Kassenbote so gut (oder schlecht) wie der Börsenvertreter. Das kommt aus der Luft, in der diese Herren leben; die läßt den Spieltrieb ohne Hemmung wachsen. Oft liegt den Banken auch daran, daß ihre Emissionen durch das Personal lancirt werden. Ich möchte das Schicksal eines Depositentassenvorstehers, der dem Publikum „objektive“ Rathschläge giebt, nicht theilen. Der Mann soll auch bei Empfehlungen die Politik der Bank machen; sonst holt ihn der Teufel. Durch solche Gebote werden die Angestellten direkt zu eigenmächtigen Spekulationen verleitet und empfehlen dann nicht mehr nur die Papiere ihrer Bank, sondern auch die Effekten, in denen sie selbst engagirt sind. Solches Uebel ist nicht ganz zu beseitigen; kaum

zu mildern. Das Schnapstrinken wird auch ewig zum eisernen Bestand unserer Kultur gehören; und wer im Chefskabinet einer Bank über die Börsengeschäfte des Personals seufzt, hört wohl die Antwort: „Wenn nicht wenigstens unsere Leute noch Etwas an der Börse machten, könnte die ihr Geschäft überhaupt schließen.“ Die Spekulation der Bankleute gehören schon zu den Existenzbedingungen der Börse. Daran wird keine noch so strenge Maßregel Etwas ändern. Man sollte lieber überlegen, ob eine mäßige Konzession für Spekulationengeschäfte an deutschen Börsen nicht ein Mittel zur Verhütung von ausländischen Engagements wäre. Wie Goltzmann, den ungetreuen Kassierer der Mitteldeutschen Kreditbank, haben schon manchen Bankbeamten die an der Londoner Börse erlittenen Verluste ins Verbrechen getrieben.

Ich sagte, daß ein Direktor sich vom Commis nur durch die Bezahlung unterscheidet. Das ist nicht Alles. Der Direktor unterscheidet sich auch dadurch von kleineren Angestellten, daß seine Verfehlungen ganz andere Konsequenzen haben als die der übrigen Beamten und zu Insolvenz und Konkurs führen können. Eine Mustertarte von Fälschungen, Schwindeleien und Unterschlagungen lieferte neulich das Ende der Solinger Bank. Da sind zunächst die (erst durch nachträgliche Revisionen festgestellten) Unterschlagungen des Direktors Beder, die mehr als 175 000 Mark verschlangen. Er wird sich als einziges Mitglied des solinger Direktoriums vor dem Strafrichter zu verantworten haben. Die beiden anderen Direktoren, Stratmann und Von Henesse, sind gestorben. Glück muß der Mensch haben. Die beiden Kassierer, die der Dresdener Bank und der Mitteldeutschen Kreditbank Geld unterschlugen, haben sich selbst getötet. Auch bei der Solinger Bank sind die Bilanzen Jahre lang gefälscht worden. Die Deutsche Treuhandgesellschaft, die mit der Revision der solinger Bücher betraut worden ist, hat festgestellt, daß schon das Jahr 1903 mit einem Fehlbetrag von 2½ Millionen abschloß. Trotzdem wurden bis zuletzt Dividenden von 7 und 8 Prozent gezahlt. Jetzt fehlen 6 bis 7 Millionen; dabei sind Aktienkapital und Reserven, im Gesamtbetrag von 5 Millionen, vorher schon als verloren abgerechnet worden. Die Direktoren der Solinger Bank haben mit einem ganzen Rüstzeug von Fälschermitteln gearbeitet. Kellertwechsel wurden in Umlauf gesetzt, falsche Konten geführt, falsche Aufrechnungen gemacht. Dabei wurde mit beispiellosem Leichtsinne Kredit gegeben. Bei einer solinger Firma, die zu den Kunden der Bank gehörte, ergab der durch den Zusammenbruch der Kreditgeberin notwendig gewordene Konkurs eine Vermögensquote von knapp 10 Prozent. Dieser Firma hatte die Solinger Bank beinahe eine halbe Million Kredit gegeben; und dieser hohe Kredit verleitete wieder andere Finanzinstitute, sogar die Reichsbank, zur Hergabe von Varmitteln. Bei der Solinger Bank selbst ist die Reichsbank mit einer Forderung von 1¼ Millionen vertreten; die Dresdener Bank mit 207 000, der Schaaffhausensche Bankverein mit 733 000, der Harmer Bankverein mit 1,32 Millionen. Wurde nie genau revidiert? Die „unvermutheten“ Revisionen gelten als Beleidigung der davon betroffenen Personen; und man will brave Männer doch nicht kränken. Diesen bequemen Standpunkt sollten die zur Kontrolle berufenen Organe endlich aufgeben. Vor keiner „Größe“ darf Halt gemacht werden; alle Angestellten haben sich dem Zwang der Revisionen zu unterwerfen. Wo diese Regel gilt, kann sich Niemand über ungerechtfertigten Argwohn und kränkende „Schnüffeleien“ beklagen. Wer sein Geld einer Bank giebt, darf verlangen, daß sie ihn vor Hausdieben schützt. Ladon.

Berlin, den 12. September 1908.

Eustralbilanz.

September 1904. Frankreich und Spanien verhandeln über Marokko. Unter hellem Himmel, der den Aengstlichsten kein Unwetter fürchten läßt. Mit England ist seit dem achten April Alles geordnet; die an diesem Tag in London unterzeichnete Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc bestimmt im neunten Artikel: „Les deux gouvernements conviennent de se prêter l'appui de leur diplomatie pour l'exécution de la présente déclaration.“ Für Rußland (das in Ostasien beschäftigt ist) kann Frankreich, für Italien (das, seit Loubet in Rom war, die Republik mit fast zärtlichem Eifer umwirbt) kann England bürgen. General Porter, der Botschafter der Vereinigten Staaten, hat eben erst, in Hans Namen, Herrn Delcassé dankbare Freude darüber ausgesprochen, daß den Franzosen gelungen sei, den Amerikaner Verdicaris aus Kaisulis Klauen zu befreien. Deutschland? Der Kanzler hat im Reichstag zweimal gesagt, die franko-britische Verständigung gebe dem Reich keinen Anlaß zu Widerspruch oder Beschwerde; und seine Worte sind im Temps von dem Offiziosissimus, dem Botschaftssekretär André Tardieu, très sages et très clairvoyantes genannt worden. Als der Botschafter Bihourd den (etwas dunklen und dürftigen) Text des franko-spanischen Abkommens in die Wilhelmstraße bringt, fragt Richthofen nur, ob die deutschen Handelsinteressen gewahrt seien. Bihourd bejaht die Frage; und Delcassé bestätigt in zwei Depeschen die Richtigkeit der Antwort. „Die Freiheit des Handels ist und bleibt verbürgt. Das weiß die berliner Regierung. Sie hat von England in Ägypten die Handelsvortheile verlangt, die uns dort gewährt sind: und genau die selbe Stellung hat künftig der deutsche Handel in Marokko. Ich bitte, Herrn von Richthofen deutlich zu sagen, daß durch das franko-spanische Abkom-

men die Garantie der Handelsfreiheit noch verstärkt wird.“ Nicht Hofen ist zufrieden und betont, daß Deutschland in Marokko nur wirtschaftliche Interessen habe. (Also nicht politische; auch nicht den Wunsch, an der Atlantikküste des Scherifenreiches einen Hafen oder eine Kohlenstation zu pachten.) September 1905. Der deutsch-französische Zwist scheint nicht mehr gefährlich. Der Kaiser hat gesagt, er werde Frankreich in Marokko fortan nicht geniren. Der Kanzler (zu Bihourd), wenn dem Konzert der Großmächte nicht gelinge, die Unabhängigkeit und Souveränität des Sultans Abd ul Aziz zu sichern, könne Frankreich die Rolle, nach der es lange, übernehmen; die Geschäftsführer der Republik, deren nordafrikanische Stellung in Berlin nicht verkannt werde, müssen nur noch ein Bißchen Geduld haben. Radolin und Rouvier haben das Abkommen unterzeichnet, das die berechtigten Interessen, die Verträge, die Sonderstellung Frankreichs anerkennt, und Rouvier hat in der Kammer erklärt: „L'entente est formelle entre l'Allemagne et nous.“ Am ersten September schreibt er, nicht ganz so zuversichtlich: „Mehr als einmal ist uns gesagt worden, für Deutschland handle sich in Marokko nur um wirtschaftliche Interessen und um die Würde des Kaisers, der dem Sultan Schutz versprochen habe und sein Versprechen halten müsse. Wir wollen die Aufrichtigkeit dieser Angaben nicht bezweifeln; mit der Thatsache aber, daß Graf Tattenbach besondere Vortheile erstrebt, sind sie sehr schwer zu vereinbaren.“ Der deutsche Kanzler ist friedlich gestimmt. Er wird Herrn Dr. Rosen nach Paris schicken; dann kommt man wohl schnell ins Reine. Der Scherifenspund und der Hafendamm in Tanger? Kleinigkeiten. Die dürfen die Freundschaft nicht trüben. Tattenbach hat den Auftrag, dem Maghzen versöhnliche Haltung zu empfehlen; auch die Republik solle sich nicht schwierig zeigen. „Es wäre doch unangenehm, wenn die Fenster eingeschlagen würden, während wir Bridge spielen.“ Die Gesandten Saint-René Taillandier und Tattenbach sind in Fez und hören vom Sultan freundliche Orientalenrede. Herr Dr. Rosen bringt aus Lutetia keinen Lorbeer heim. Als Witte, der von Portsmouth kommt, in Paris und Rominten gewesen ist, einigen Deutschland und Frankreich sich endlich über das Konferenzprogramm. Fürst Bülow plaudert in Baden-Baden mit Herrn Lardieu und versichert ihn, das Deutsche Reich werde die Französische Republik in Marokko und anderswo unterstützen, wenn sie das Handelsinteresse und die Würde Deutschlands wahre. Im Temps wird erzählt, der Kaiser habe gesagt: „Ich will den Franzosen keine Schwierigkeiten bereiten und habe drum dem Grafen Tattenbach die versöhnlichsten Instruktionen gegeben.“ Die Thronrede klingt nicht so heiter; und der Kanzler nennt im Reichstag die Lage „nicht durchaus befriedigend“. Herr Rouvier antwortet (in Delcassés Ton-

art): „Unsere Rechte und Interessen in Marokko sind wichtiger als die aller anderen europäischen Mächte. Wir sind in Nordafrika eine musulmanische Macht und können weder Anarchie noch Feindseligkeit im benachbarten Scherifenreich dulden. In den Vereinbarungen mit Deutschland sind all unsere Rechte anerkannt oder vorbehalten.“ Nach dieser Rede stimmen 501 Abgeordnete für die Regierung. Kein Grund zu Besorgniß; in vier Wochen beginnt ja in Algiras die Arbeit. Am elften April 1906 kann Herr Bourgeois, Rouviers Nachfolger im Auswärtigen Amt, diese Arbeit als ein der Republik nützlich Werk in der Kammer rühmen. Frankreich und Spanien sind von den Signatarstaaten ermächtigt und verpflichtet, in den Hafenstädten die Polizei zu organisiren; und Deutschland hat (auch durch den Mund des Kanzlers) anerkannt, daß Frankreich in Marokko eine privilegierte Stellung habe. September 1906. Unruhe in Mogador. Franko-deutscher Notenwechsel über die nächste Scherifenanleihe; beide Mächte berufen sich auf die Algirasakte, die nicht verletzt werden dürfe. Kein ernstler Zwist; auch nicht, als Herr Bichon, Clemenceaus Sekretär fürs internationale Geschäft, am Quai d'Oran sitzt und den in Tanger bedrohten Europäern eine bewaffnete Intervention verheißt. September 1907. Die (ziemlich billigen) Heldenthaten von Casablanca haben der Freundschaft nicht geschadet. Herr Jules Cambon, der Herrn Bichon abgelöst hat, hört im Auswärtigen Amt nur Worte freundlicher Zustimmung. Als er Bichons Note über das von der Mannschaft des Galilée und des Du Chayla bei Casablanca Geleistete dem Staatssekretär vorgelegt hat, sagt Herr von Tschirschky: „C'est excellent; soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies“; und wird in Wilhelmshöhe dem Kaiser den Dank der Republik künden. Am neunten September erklärt die berliner Regierung, sie werde Frankreichs berechtigtem Verlangen, für die Vorgänge in Casablanca Genugthuung zu erhalten, nicht entgentreten und hoffe nur, daß sich so schwere Schädigung fremder Geschäftsinteressen künftig vermeiden lasse; wenn zum Schutz der Europäer ein neuer Eingriff nöthig sei, müsse für eine ausreichende Truppenzahl gesorgt werden. Zwei Tage danach besucht Herr de Carbonnel, der den Botschafter vertritt, den Staatssekretär. Herr von Tschirschky bittet, an die Entschädigung der Kaufleute von Casablanca zu denken. „Dem Maghzen wird es schwer werden, das nöthige Geld zu finden; aber Geld findet man schließlich immer.“ Er lobt den für Tanger entworfenen Polizeiplan und zeigt das vollste Vertrauen zu den französischen Absichten. „Das ganze Gespräch hatte einen herzlichen Ton und Herr von Tschirschky wiederholte mehrfach die Versicherung, daß er auf unsere guten Beziehungen den höchsten Werth lege.“ Leicht verständigt man sich auch über die Maßregeln, die den Maroccanern

fortan hindern sollen; für die Dauer eines Jahres wird den französischen und spanischen Schiffen der Wachdienst überlassen. Der deutsche Geschäftsträger hat für seine in Mazagan gefährdeten Landsleute französische Hilfe erbeten und dem Gesandten Grafen Saint-Aulaire für den in Casablanca geleisteten Beistand gedankt. Völlige Eintracht also; wie im September 1904.

Inzwischen hat ein neuer Mann den Kampfplatz beschritten. Am dreizehnten September schreibt Muley Hafid, der seit dem Lenz im Süden allmählich Anhang gewinnt, an die beim Scherifenhof beglaubigten Diplomaten, er habe den Thron bestiegen, den das islamische Gesetz, um die Unantastbarkeit des Reiches zu sichern, dem schwachen Bruder aberkannt habe. In demselben Brief protestirt er feierlich gegen die Beschießung der Hafenstadt Casablanca als gegen einen Vorgang, der das Völkerrecht und die internationale Verkehrssitte verletze und ohne Beispiel in der Geschichte sei. Wer wird in dem Bruderkrieg siegen? Frankreich scheint auf die Karte des legitimen Herrn zu setzen und an Hafids Glück nicht zu glauben. Der Mensch, stöhnte Jacobus, zäumt Pferde und lenkt Schiffe, kann die Zunge aber, deren Unrast doch so viel Gift verbreitet, nicht zügeln. Auch Herr Richon kann's nicht (war, ehe er in die Diplomatie kam, wohl zu lange Journalist). Im Januar sagt er in der Kammer: „Nehmen wir einmal an, Muley Hafid führe seine Sache zum Sieg. Allen von Europäern bewohnten Städten könnte dann die Gefahr einer heftigen Reaktion drohen. Die in Algésiras beschlossene Polizeiorganisation, die schon jetzt ungemein schwer ist, würde ganz unmöglich (*plus impossible que jamais*). Wenn die legitime Regierung beseitigt wäre, fände die Anarchie kein Hemmnis mehr. Wir müßten bei Udjida und Casablanca neue Angriffe erwarten und die Mächte hätten mit einem zusammenhanglosen und feindlichen Marokko zu thun. Daraus könnten Schwierigkeiten entstehen, die den Weltfrieden gefährden. Selbst wenn ich annehme, daß Muley Hafid sich den Fanatikern, die ihn auf den Machtgipfel getragen haben, entzieht, die Fremdenfeindschaft zu dämpfen und durch Reformen das Vertrauen der Mächte zu gewinnen sucht: dürfte er dann etwa mit größerer Sicherheit als Abd ul Aziz auf Erfolg rechnen? Könnte er sich Herrschaft und Ansehen erhalten? Würde die von ihm verlassene Partei des Widerstandes ihm nicht neue Thronwerber entgegenstellen?“ Im Februar klingt die Rede noch rauher. „Wir denken nicht daran, vor einem rebellischen Scherifen die Waffen zu strecken, der den Heiligen Krieg gegen uns predigt, die unterworfenen Stämme zum Aufruhr ruft, uns mit wilder Grausamkeit bekämpft, die Leiber unserer Offiziere verstümmeln läßt und sogar den algerischen Grenzbezirk zu gefährden trachtet. Alle Hindernisse, auf die unser Bemühen, das Land zu beruhigen, stößt, hat Mu-

Muley Hafid geschaffen. Noch an der Grenze Algeriens (wir wissen aus Meldungen des Generalgouverneurs Sonnart) rufen seine Sendboten zum Heiligen Krieg. "Der den Volksvertretern von dem verantwortlichen Minister so geschilderte Mann hat im Hochsommer des selben Jahres nun den Bruder besiegt und die Französische Republik soll ihn als den legitimen Sultan anerkennen.

September 1908. Kein Wölkchen am Himmel. Marokko interessiert uns längst nicht mehr. Nach Allem, was Kaiser, Kanzler, Staatssekretäre versprochen haben, können wir Frankreichs Privilegien am Atlas kaum noch ernstlich bestreiten; hätten stets auch die Algesirasmehrheit gegen uns und fänden am Ende nicht einmal den „brillanten Sekundanten“ von 1906 auf dem Bauplatz. Abd ul Aziz oder Abd ul Hafid: uns ist's einerlei. Mancher freut sich laut der unbequemen Lage, in die Frankreich gerathen ist; und bedenkt nicht, daß eine Verständigung nie schwer wird, wenn Einer das Geld hat, das der Andere braucht. Abwarten: heißt in Paris die Parole. Um sich im Herrscherglanz an der Küste zu zeigen, muß der neue Sultan Geld haben; und nur von uns kann er's bekommen. Schon hat er in Demuth Herrn Regnault gefragt, ob Frankreich ihm, der für die Sicherheit der Fremden bürgt, gestatte, sich in Tanger zum Sultan ausrufen zu lassen. Bald kommt er wohl noch weiter entgegen. Was das Strafgesetz als Nöthigung, Wucher, Erpressung verpönt, ist im internationalen Verkehr noch heute erlaubt. Wer die Nothlage des Gegners nicht nach allen Regeln der Wucherkunst ausbeutet, gilt da als ein Tropf. Noch stehen Anhänger Hafids gegen franko-algerische Truppen im Feld. Trotzdem rath General Picquart, der in Deutschland einst gefeierte Deutschenhasser, den neuen Sultan sofort anzuerkennen; „sonst werden wir von den berliner Herren überholt“. Grundloses Mißtrauen. In Berlin hat man gerade jetzt andere Hunde zu peitschen. Wollen wir's mal probiren? Ein Magyarenblatt (die Minister Clemenceau und Caillaux erholen sich in den Königreichen Franz Josephs) muß melden, Wilhelm habe dem Sultan die Anerkennung schon zugesagt. Die Meldung wird kaum beachtet; in Berlin aber an der sichtbarsten Stelle als falsch bezeichnet. Seht Ihr? Berichtigungen, die vom Kaiser handeln, kommen nur auf Allerhöchsten Befehl in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Der Kaiser will also, daß die Republik an seinem guten Willen nicht zweifle; ihm nicht etwa arge Absicht zutraue. Kein Zwang zur Eile, Kollege Picquart; wenn Muley Hafid recht mürrisch werden soll, muß er wissen, daß er von Europa nichts zu erwarten hat, ehe wir mit ihm einig sind. Von Berlin ist nichts zu fürchten. Zwar hat das Blatt, das die ungarische Nachricht dementirt, auch gemeldet, der Kanzler habe in Nordern den Vortrag des Gesandten Rosen gehört. Der ist seit dem September 1905 am Quai d'Orsay höchst unbeliebt. Er hat da-

malß behauptet, Rouvier habe ihm versprochen, daß Frankreich von der Konferenz nicht die Ermächtigung zum Hafenspolizeirecht fordern werde. Rouvier hats bestritten und, vor Tardieus Ohr, Herrn Dr. Rosen zur Rede gestellt, „sans que celui-ci, assez décontenancé, fit la moindre objection“. Der beim Kanzler? Auffällig ist's nicht; jeder in die Heimath beurlaubte Gesandte besucht den Chef. Und gegen den kaiserlichen Willen können Beide nichts thun. Wie Wilhelm denkt, wissen wir; und daß sein Wunsch, bei den straßburger Paradesfesten einen Vertreter des französischen Heeres zu sehen, von Clemenceau nicht erfüllt werden konnte, hat seine Weisheit wohl schnell begriffen. Das beweisen die Worte, die er am vorletzten Augusttag zu den Bürgern des Reichslandes sprach. Keine Spur von Verstimmung; wie vom Wiederhall eines Glücksausches tönte die Rede. „Ich freue mich, Ihnen als meine innerste Ueberzeugung aussprechen zu können, daß der europäische Friede nicht gefährdet ist. Er beruht auf zu festen Grundlagen, als daß sie durch Hezereien und Verleumdungen, von Neid und Mißgunst Einzelner eingegeben, so leicht umgestürzt werden könnten.“ Fürsten, Staatsmänner, Völker wollen den Frieden. „Stolz auf die unvergleichliche Manneszucht und Ehrliche seiner Wehrmacht, ist Deutschland entschlossen, sie ohne Bedrohung Anderer auch ferner auf der Höhe zu erhalten und so auszubauen, wie es die eigenen Interessen erfordern, Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide.“ Die Rede hatte in Paris gefallen. Hezereien, Verleumdungen, Mißgunst: Das ward nicht über die Vogesen gerufen, sondern über den Kanal. Das stolze Wort von der „unvergleichlichen“ Manneszucht und Ehrliche des deutschen Heeres konnte man diesmal herunter schlucken, da der oft unwillig aufgenommene Hinweis auf das scharfe Schwert und das trockene Pulver fehlte. In der Stunde der Scherifenkrisis macht der Deutsche Kaiser sich, an der französischen Grenze, zum Bürgen des Friedens und versichert, just in dieser Stunde, daß seine Wehrmacht Keinen bedrohe. Höflicher kann man nicht sein. War Clemenceaus Ablehnung noch nicht bekannt oder ihr Motiv gebilligt worden? Jedenfalls braucht Herr Regnault nichts zu übereilen. Wenn der Ministerpräsident heimkehrt, wird er berichten, welches Handeln Rußlands, Oesterreichs, Italiens Geschäftsleiter empfehlen, welches King Edward für nützlich hält.

Der hatte in Cronberg die Nichte besucht und den Neffen getroffen; und wieder war uns, wie in jedem Herbst, erzählt worden, in so fröhlicher Freundschaft seien die beiden Herren noch niemals gesellt gewesen. Leider hatte die Mär auch in diesem Jahr kurze Beine. Noch im August erfuhren wir (aus wiener Blättern), daß Eduard mit dem Ergebnis der cronberger Gespräche recht unzufrieden sei und gesagt habe: „Der Horizont ist nicht wolkenlos. Eng-

land will den Frieden, muß aber, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, die Rüstung verstärken.“ Daraus hatten Geschichtsträger geschlossen, die Flottenfrage sei von den Monarchen erörtert worden. „Den Vorschlag des Königs, die deutsche und die britische Seemacht zu begrenzen, hat der Kaiser mit solcher Entschiedenheit abgelehnt, daß die Frage in absehbarer Zeit nicht wieder gestellt werden kann.“ Die Angabe war falsch. Nicht Eduard hatte die Frage gestreift, sondern Sir Charles Hardinge, der dem Kaiser die Ueberzeugung aussprach, nur eine Verständigung über den Marinestatus könne das Verhältniß der beiden Völker auf die Dauer bessern. Darauf hatte der Kaiser geantwortet, solches Abkommen dünke ihn mit seiner Souverainetät unvereinbar und jede Zumuthung dieser Art könne den Kriegsfall herbeiführen. (Früher wurde, ehe ein Monarch den Vertreter eines fremden Staates empfing, die Gesprächslinie genau fixirt und jede gefährliche Kurve vermieden. Die Rückkehr ins Schußgehäus dieser alten Sitte ist mit ehrerbietiger Dringlichkeit zu empfehlen. Sonst zeugt ein rasches Wort noch schlimmeres Unheil.) Eduard hatte in Ischl und in Marienbad darüber geklagt; und die Losung ausgegeben: „Wir bleiben friedlich, bauen aber neue Dreadnoughts und Indomitables.“ Die straßburger Rede sollte Britanniens Stirn entrunzeln, das Inselvolk vor den Verleumdern warnen, die dem Deutschen Reich kriegerische Pläne zuschreiben. Ob dieses Ziel mit Wortgeschossen zu erreichen ist? Die liberale Partei mußte um ihre Zukunft zittern, wenn sie die Creditsforderung der Admiralität nicht im Parlament verträte. Selbst die Herren Winston Churchill und Lloyd George werden jetzt für jede Milliarde stimmen, die das Königreich vor Invasion schützen soll.

Noch wurden dem Kaiser an der Seine Loblieder gesungen, noch pries man den Takt, der ihn gerade die Stunde der Hafidkrisis zur Beruhigung wählen ließ: da kam aus Berlin überraschende Kunde. Dem deutschen Konsul ist befohlen worden, nach Fez zurückzukehren. Er soll also die Konsulargeschäfte in der Hauptstadt wieder aufnehmen und mit dem neuen Maghzen verkehren. Das ist der erste Schritt auf dem Weg zur Anerkennung Hafids. Der zweite folgt sogleich. Am Tag von Sedan meldet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Die Kaiserliche Regierung hat geglaubt, durch ihre Vertreter die Signatarmächte von Algessiras darauf hinweisen zu sollen, daß eine rasche Anerkennung Muley Hafids im Interesse der endlichen Beruhigung der marokkanischen Verhältnisse liege.“ Bierzig Stunden nach Wilhelm's straßburger Rede. Das Lob klingt in einen Wuthschrei aus. „Das war die Absicht? Einlullen wolltet Ihr uns und, während wir von Eurer Loyalität träumten, in Fez mit eifernder Beflissenheit nach Vortheilen haschen? Hafid erkennen lehren, auf wen er sich stützen müsse? Gestern zuckersüße Worte, heute Nadel-

stiche und Fußangeln? Diese schwankende, unzuverlässige Politik wirbt Euch Feindschaft und läßt Euch schon längst nicht mehr in behagliche Ruhe kommen.“ Die englische Presse schilt noch lauter. Nie vorher war das Einverständnis der Westmächte so herzlich. In der Franko-Britischen Ausstellung verbrüderet der französische Provinzrentier sich dem londoner Shopkeeper; in jedem Tingeltangel werden allabendlich von Artisten mindestens einmal die Fahnen beider Länder geschwenkt und von der trunkenen Menge mit dem Zweiflaggenlied begrüßt. Unfreundlicher ist kaum je über Deutschland geredet, geschrieben worden; nicht nur im Gebiete der Entente Cordiale. Der Deutsche wartet. Darf, als Patriot, nicht zweifeln, daß er die Ausführung eines ernsthaft vorbedachten Planes erleben wird. Das Reich will im Westen der islamischen Welt sein Ansehen retten, den Rückzug der französischen Truppen aus Udjida und Casablanca zwingen und den Scherifen beweisen, daß es im Konzert der Mächte noch den Ton anzugeben vermag. Merkwürdig, daß zu solchem Versuch die Gelegenheit günstig scheint. Sind wir denn nicht mehr vereinsamt? Haben wir seit den traurigen Tagen von Algésiras treue Freunde gefunden? Schließlich ist der Kanzler, wenn ihm auch die Hirnkraft des Schöpfers fehlt, doch ein erfahrener, im Diplomatenhandwerk ergrauter Mann, der reiflich überlegt haben wird, quomodo et quibus auxiliis der Plan durchzusetzen ist. Sicher hat er kräftige Sozien. Nur ein Bißchen Geduld. Offizielle Stimmen sind noch nicht hörbar; nur offiziöse. Nicht eine für die „rasche Anerkennung“. Frankreich und Spanien werden ihre Bedingungen gemeinsam formuliren; und in London und Petersburg, in Washington und Rom Beistand finden. Im pariser Auswärtigen Amt schwört man darauf, daß auch Oesterreich-Ungarn diesmal nicht mit Deutschland geht. Freiherr von Aehrenthal spricht lange mit Herrn Tittoni, macht Herrn von Schoen einen kurzen Besuch und wird an einem Tag zweimal von dem Erzherzog Franz Ferdinand gehört, der danach zu den deutschen Kaisermanövern nach Meß reist. Vermittelung? Schon lesen wir, der deutsche Geschäftsträger habe Herrn Richon beruhigende Erklärungen gegeben. Doch der Groll verstummt nicht. Die Aufgeregten sind mit leiser Schwichtigung nicht zufrieden. Am siebenten September steht in der Norddeutschen, ein Mißverständnis habe den Lärm bewirkt; den Signatarmächten sei keine Note überreicht, sondern nur eine Anregung übermittelt worden. Sieben Tage lang ist in officiösen Depeschen und Artikeln stolz von der „deutschen Marokko-Note“ geredet worden. Nun war keine Note. War die friedliche Absicht wieder durch ein Mißverständnis entstellt worden; wie in den letzten Lustren schon so oft. Frankreich konnte lachen. Auf wessen Kosten? „La

note allemande et le Maroc: le flot qui l'apporta recule épouvanté.“
Mit fetten Lettern stands, uns zu Hohn und Schmach, im pariser Journal.

Manches hatten wir für möglich gehalten. Solches nicht. Nicht einen dritten Rückzug aus dem Scherifenbezirk. Wenn die „Kaiserliche Regierung“ (von der, als sei der Ewige Bund deutscher Fürsten zur Monarchie geworden, im Amtsstil jetzt immer geredet wird) die Mächte nur zu bedächtiger Schnelle, privatim und unverbindlich, anregen wollte, brauchte sie diese Absicht nicht in Plakatschrift zu zeigen. Keiner hat sie so verstanden. Keiner gezweifelt, daß Frankreichs islamische Stellung geschwächt werden solle. Vielleicht auch Englands. Wer weiß, wie bald das erstarkte Ostsultanat Egypten zurückverlangt und auf die Weigerung mit dem Kampfruf antwortet, der bis zum Himalaja die Welt Mohammeds gegen die blonden Eroberer waffnet? Sir Gerard Lowther fühlt, daß nur die höchste Kraftleistung die anglo-jungtürkische Freundschaft fortfristen kann. Im Westsultanat schafft das Ende des Thronstreites eine gute Gelegenheit. Die müssen wir nützen. Wir sind zur Anerkennung des Siegers bereit. Zaudern die Anderen, so erhält Muley Hafid unsere Zustimmung. Er ist nicht allein, braucht der Verständigung kein beträchtliches Opfer zu bringen, in seines Reiches Grenzen fremde Truppen nicht zu dulden. Frankreich muß weichen. Dann spürt jeder Musulmane, welche Großmacht von allen die stärkste ist, und der eine Streich bricht den Ring, in den Deutschland gesperrt werden sollte. Für einen tollkühnen Phantasten hat den Fürsten Bülow noch Niemand gehalten. Woher kam ihm der Abenteuerplan? Aus dem Hirn des Herrn Rosen, der bisher nur dünne Wortgespinne und schädliche Mißverständnisse hinterlassen hat? Ein Staatsmann muß, bevor er eine Sache anfängt, doch ungefähr wissen, mit welchen Mitteln er sie zu gutem Ende führen kann. Von welcher Seite her durfte der Kanzler Hilfe erhoffen? Britanien, Rußland, Italien, Portugal gehören zu Eduards Concern und können nicht gegen Frankreich optiren. Schweden braucht französisches Geld. Belgien, Dänemark, Norwegen würden sich heute noch schwerer als 1906 von der Mehrheit trennen. Die Vereinigten Staaten gingen in Algeiras mit unseren Gegnern; und Sternburg ist tot und Roosevelts Macht ins letzte Viertel geschrumpft. (Daß brasilische Offiziere nach Berlin geladen wurden, nährt altes Dankeemißtrauen.) West erreich-Ungarn? Als die Stadt Prag britische Journalisten bewirthete, pries Frankreichs Konsul den nahen Tag, der das Habsburgerreich den Westmächten verbünden werde: und die wiener Regierung entschloß sich nicht zur Beschwerde. Als pariser Stadtverordnete in Prag populirten, feierte, unter dem Tauchzen der Menge, der Bürgermeister den franko-czechischen Bund: und die wiener Regierung ließ es geschehen. Galizien haßt die Germanisatoren der Ostmark und die Magyaren

möchten mit den französischen Millionen ihr Industrieland düngen. Wozu viel darf man dem goodwill des Freiherrn von Lehrenthal nicht zumuthen. Und was vermöchten die zwei Kaiserreiche gegen die Koalition? Rückwärts, stolzer Eid! Wir sind mißverstanden worden; von fünf Erdtheilen. Muley Hafid kann noch ein Weilchen warten. Auch das Deutsche Reich? Das ist die Frage.

Der Kalkül war falsch. Erstens muß in islamischen Ländern, so lange es irgend geht, der Schein europäischer Eintracht gewahrt werden. Zweitens kann dem Sultan, dem der Ruf unverföhnlicher Xenophobie den Thron erobert hat, die hastig gewährte Anerkennung seines Herrscherrechtes nur Schaden; er ist verloren, wenn sein Anhang ihn nicht kämpfen, feilschen, dem Rumi Etwas abhandeln sieht. Herr Rosen, der Salonphilosoph, sollte sich als Dragoman und Gesandter so simple Lehren der Völkerpsychologie längst eingepägt haben. Kehrt er nach Tager zurück, dann wird er mit scharfem Auge auf Europäerlippen oft ein Lächeln wahrnehmen. „Die Deutschen sind seltsame Käuze. Herrn Abd ul Aziz verhiessen sie Schutz: und ließen ihn fallen. Der Sultan, riefen sie, soll souverain, sein Land fremden Truppen gesperrt bleiben: der Sultan kam unter Vormundschaft, der wichtigste Theil des Landes unter franko-spanisches Militärkommando. Dem Radischah hatten sie thätige Freundschaft gelobt: und drücken nun die Hand der Rebellen, die ihm nur ein machtloses Leben im Harem noch gönnen. Jetzt sollte Hafid anerkannt werden, ehe Aziz abgefunden und die Zukunft der christlichen Kolonisten gesichert war: und wieder ist die deutsche Forderung nicht durchzusetzen.“ Glaubt der Kanzler, daß solche Rede nicht bis ins Ohr der Muslim dringen wird? Dafür wird der Gegner sorgen. Frankreich hat erwirkt, was es wollte; nach dem deutschen Excitatorium ruhig den Wunschzettel mit Spanien vereinbart und im Südosten die für Hafids Sache fechtenden Stämme mit Kanonen niedergezwungen... Hat in Marokko ein Fluch sich an unser Sinnen und Trachten geheftet? Nach all den Reden, Protokolen und Noten durfte man hoffen, die „Kaiserliche Regierung“ werde sich nur noch um die Handelsfreiheit kümmern und das Vergangene vergangen sein lassen. Nein. Der alte Jammer beginnt von Neuem. Wir konnten, wenns durchaus sein sollte, allein vorgehen. Den Sieger als Landesherrn anerkennen. Schiffe und Soldaten in die Häfen schicken und den Zweiflern zeigen, daß wir den Krieg nicht fürchten; daß der Deutsche auch für einen Strohalm wenn die Ehre es heischt, das Leben einsetzt. Das wäre nicht klug gewesen, nicht einträglich. Hätte uns in höherem Sinn aber genügt und vielleicht von ärgerer Kriegsnoth bewahrt. Ist der Starke wirklich wieder zurückgewichen? Dann kommt die Stunde, in der das aufwallende Volksgefühl die Waffenprob erzwingt. Die Gefahr ist nicht draußen: ist unter deutschem Dach.

An der Reichsgrenze.

Zeit Wochen reiste ich in den Vogesen herum und hatte bei dem grünen frohen Wandern durch milde, fruchtbare Schönheit jeden Zeitbegriff verlernt. Da erinnerte mich in Gérardmer ein zufällig aufgegriffenes Blatt des „Petit Journal“, daß man den dreizehnten Juli schrieb, also am Vorabend des französischen Nationalfestes stand; der einzigen Gelegenheit in Frankreich, bei der man en masse und offiziell begeistert ist. Der Franzose hat ja überhaupt weniger Dinge, für die er sich offiziell begeistert, als der Deutsche. Nicht „Kaiser und Reich“, nicht ein „angestammtes Herrscherhaus“ noch die „ritterliche Vasallentreue“ fordert seine Hurraufe heraus. Drei Worte sind es, die der Franzose besonders gern im Munde führt: „L'amour“, „L'honneur“ und „La patrie“. Die Liebe nun ist in Frankreich keine sehr erhabene Sache. Man schwärmt nicht gemeinsam darüber; der Franzose betrachtet sie als eine selbstverständliche Nothwendigkeit. Und L'honneur benutzt er einfach wie ein ihm zugehöriges Kleidungsstück, das er gefällig drapirt. Sie ist ihm keine von „oben“ verliehene Uniform, in die man sich hineinpaßt, auf die man stolz ist. Nur La patrie bleibt ihm für öffentliche Ovationen. Und es interessirte mich, zu sehen, wie die Franzosen sich in den patriotischen Zudungen ausnehmen möchten, die ich, der Preuße, bei solchen Festen für unerläßlich hielt. So blieb ich im Städtchen, um die Geburtstagsfeier der République anzusehen.

Gérardmer ist ein entzückend zwischen bewaldeten Bergen an seinem See gelegener kleiner Badeort mit eleganten Villen neben den mit Schindeln gedeckten Gebirgshäuschen, einem Kasino und einer Garnison von zwei französischen Infanteriebataillonen. Sieht man von oben herunter auf die Stadt, so glitzern die rothen Ziegel und blauen Schiefer der städtischen Gebäude zwischen dem Grün der Anlagen lustig herauf. Bis hoch in die Berge hinauf ziehen sich weiße, einzeln verstreute Landhäuschen. Ich stellte mir vor, daß es sich da gut schwärmen und jubeln lasse. Noch freilich merkte man nicht viel. Nur an den Straßenecken lebten riesige Festprogramme, die für den Abend eine course aux flambeaux ankündigten, für den nächsten Tag die Revue der Truppen und einige Konzerte, später großes Feuerwerk. Sehr emphatisch lautete die Bekanntmachung, zur Feier des Quatorze Juillet sei das Roulettespiel freigegeben und werde zweimal am Tage stattfinden.

Sehr praktisch für Gérardmer, dachte ich. Auch die Bazarbuden und die Lurusgeschäfte in den Straßen schienen auf vermehrte Kauflust zu rechnen; sie bereiteten hübsche Arrangements vor, bei denen ich den in Farben und Portraits sich aufdrängenden Patriotismus gern vermischte. Nichts als geschmackvolle Ausstellung hübscher Modesachen. Am See war die blank friedliche Physiognomie der Landschaft noch nirgends gestört, trotz den Wasserschauspielen, die dort verheißen waren; und im Hôtel du lac stand der vornehme Portier ziemlich ausdruckslos und beschäftigunglos am Portal. Hier und da freilich sah man Geistliche und Schulschweflern mit ihren Zöglingen, die irgendwelche Marschirproben abzulegen schienen.

Allmählich füllten sich denn auch die Straßen mit Müßigen, die umherstanden und erleben wollten. Vor dem Kasernenhof waren Soldaten gemächlich damit beschäftigt, Tannen einzurammen und mit blau-weiß-rothen Papiergewinden zu schmücken. Eine gemüthlich sich auf dem Mauerrand ausruhende Schildwache gab ihren künstlerischen Rath zur Ausschmückung des Schilberhäuschens, mit allerlei

wichtigen Pointen, zum Besten. Im Hof wurde von einem Unteroffizier in etwas nachlässiger Toilette eilig die Parole für den nächsten Tag ausgegeben, unbekümmert um die Kinder und Frauen, die neugierig herumstanden. Nachdem diese Dienstpflicht erfüllt war, fing plötzlich der Unteroffizier an, seelenvergnügt pfeifend, wie ein Kreisel umherzutanzten. Ein kleiner, zum Erschrecken magerer Junge stand mit vor Entzücken offenem Mund und sah seinen geliebten piou-pieux (Soldaten) zu.

„Hé l'ami!“ Einer der Soldaten faßt väterlich den Kleinen an den Schultern: „Ta graisse ne pèse pas trop, par exemple!“ Er schiebt ihn scherzend in eine Gruppe seiner Kameraden hinein: „Gare, vous autres, gare à la boule de suif!“

Die Mutter nickt eifrig: „Ben oui le soldat!“ Und zum Kleinen: „Qu'est-que j'te disais toujours, mon vieux: si tu ne manges pas, tu ne seras pas soldat, et si tu n'es pas soldat, tu ne te marieras pas; voilà.“ Bei uns würde es auf ein Kind wenig Eindruck machen, wenn man ihm drohte, es dürfe nicht heirathen; unser Französklein aber fing jämmerlich zu weinen an; und auch die Umstehenden machten ganz ernsthafte Gesichter.

In der Stadt wehten nun bereits überall Fahnen und Fähnchen mit der Aufschrift R. F. (République Française). Und jetzt, bei Dunkelwerden, begann die feierlich im Programm aufgeführte „sonnerie des cloches“. Es klang wie ein eherner, freudiger Gesang; heldenmäsig und doch weich. Auf der Straße summten die Kinder im Walzertakt die Klänge mit. Die Erwachsenen aber ließen sich in ihren plaisirlichen Geschäften nicht stören. Und nun, als Einleitung zur course aux flambeaux, von der place du Trexau aus eine Kanonensalve, die mein deutsches Herz mit allerlei feierlichen Erinnerungen beschwerte, den Franzosen aber wenig Eindruck machte: im Schwange der Heiterkeit, die sich sofort überall entfesselte, wo der Zug vorbeikam. Eine kindliche, durchaus nicht anspruchsvolle Heiterkeit, die Einen selbst in frohe Laune bringt und das schwerfällige deutsche Vorurtheil kurirt, ein Festzug sei eine seriöse Sache. Schaaren junger Mädchen begleiten die Soldaten, nehmen ihnen die Lampions aus den Händen und tragen sie im Zug mit. Kein Stoßen und Schreien, nur übermüthiges Witzeln und vergnügter Gesang. Von Polizei ist nirgends Etwas zu sehen. Damen ohne Hüte mischen sich unbesorgt unter's Volk und marschiren im Takt der berausenden und prickelnden Musik durch alle Straßen mit. Ein Achtjähriger renommirt von einer hohen Fahnenstange herab zu seinem Kameraden: „Qu'est-que tu dirais, si j'étais perché là-haut, moi?“ Gesagt, gethan: im Nu ist er oben. Und schon auch hat ihm ein junges Mädchen eine rothe Papierlaterne hinaufgereicht, die er nun droben, unter dem jauchzenden Ruf: „Vive la France“, herumschwenkt. „Ah, le brave gosse! Vive la France!“ Noch im Traum hörte ich heitere, unbekümmerte Stimmen „Bravo“ und „Vive la France“ rufen, sah lustige Gesichter einander zulächeln, sah farbige Fähnchen wehen und den Zug der bunten, durchleuchteten Lampions, die wie festliche Blumen in der dämmerigen Höhe schwebten. Alle meine Nerven schwangen noch die heitere, echt französische Feststimmung mit, in der Gérardmer seinen Vorabend des Quatorze Juillet beging.

Mitten in der Nacht wachte ich noch einmal auf, um mir gewissenhaft klar zu machen, daß ich von dem erwarteten patriotischen Uberschwange eigentlich noch recht wenig gemerkt hätte. Die Leute hatten sich amüstrt; und der Geburtstag der Republik gab das Stichwort dazu. Was erregte und froh stimmte, war einfach

die Tradition, die Erinnerung an all das viele Freundliche, das dieser Festtag schon an Gefühlen und Genüssen gebracht hatte. Nichts weiter.

Der Festtag selber aber sollte mich belehren, wie leidenschaftlich diese heitere-französische Tradition sich geberdet, wenn sich die ganze Schwere allemannischen Gemüthes an sie festklammert.

Man hatte mir gesagt, daß die Elsässer den Quatorze Juillet zu einer Demonstration zu benutzen pflegten. In Schaaren zögen sie dann über die Grenze und es sei ihnen ein Sport, angesichts des deutschen Gendarmen drüben am Grenzpfahl aus voller Kehle „Vive la France“ zu schreien. Ich dachte es mir interessant, Das zu sehen und zu hören. So fuhr ich denn ein paar Stationen ins Elsaß hinein. Ich wollte miterleben, wie die Leute über die Grenze fahren. Schon auf dem Hinweg, gleich bei der ersten elsässischen Station, sah ich hinter dem eleganten deutschen Kurhaus Altenberg, drunten auf der Bergstraße, Haufen von Fußgängern. Die Mädchen zum Theil in Landestracht. Ernst blicken die jungen Gesichter unter den schwarzen Flügelhauben und runden Blumenhüten hervor. Verkrümmte Bäuerlein mit ungeheuren violetten Regenschirmen, breitgehende Frauen in kurzen, weiten Jacken und enganliegenden Sammethäubchen, ein buntes Taschentuchbündel am Arm. Meist hängen ihnen ein paar Kinder an den Rockfalten. Die jungen Leute gehen in Trupps zusammen. Man hört ihr Rufen und aufgeregtes Lachen. In Sägmatt mußte ich den Wagen wechseln. Die begraften Bahnsteige waren schon schwarz von Erwartungsvollen. Der vom Münsterthal kommende Zug kommt bereits den Wiesenberg hinauf. Alle Plattformen überfüllt; an den Fenstern Kopf an Kopf. Das Rischen der Lokomotive wird übertönt von lautem Stimmengewirr: Lachen, Schreien, Fluchen, Singen. Der Zug hält. Mit Mühe erobere ich mir einen Platz, zwischen zwei Bündeln von Münsterkäse, an die Knie eines alten, zittrigen Mannchens gequetscht. Ein wahrer Sturm auf die Wagen beginnt. Junge Leute hängen sich an den fahrenden Zug. Das verzweifelte „Obacht geben!“ der Schaffner verhallt. Unzählige bleiben noch zurück, die nicht mitkönnen „ins Frankreich“.

Zuerst allgemeines Johlen und Gelächter der Zusammengepferchten. Dazwischen das übliche Schimpfen auf die deutschen Verhältnisse, in das der Elsässer bei feierlichen Gelegenheiten noch immer verfällt. Man raisonnirt über die Ausnahmegesetze, Grobheit der Beamten, Chicanirerei: „Mr wisse's jo, daß d' Schwowe (Preußen, Deutsche) d' Stärkere sin (ah les cochons!), aber unser Herz gewer mir grad, wem mir wolle!“ Dann wird die Stimmung ernster. Die älteren Leute erzählen von 70; alte, längst bekannte Sachen. Die Jüngeren hören andächtig zu, Fast intelligent werden die breiten, materiellen Gesichter. Ich frage den zittrigen Alten, ob ihm die lange, unbequeme Fahrt nicht zu viel würde. „J'crois ben que non, M'sieur, un vieux Français comme moi! Et puis, ein Dienischt isch dr ander werth!“

„?“

„Ma p'tite pension comme gendarme à Plombières, M'sieur.“ Und nach einer Weile pfliffig: „Fufzeh Mark han i no drzste. Von di Ditsche. I bin jo drübe Postillon g'sin in Bollwieler!“

Zwei junge Mädchen, zum Ersticken an einander gepreßt, kichern und tuscheln die ganze Zeit über vergnügt mit einander: „Jetzt muß mr tiefler, Mabelaine, jeh sin mr bol druwe! Paß uf, em erschte Piou-piou wo n—i g'sieh, fall—i grad um dr Hals, — tu verras!“ „Jo, va-t' en mit Dine culottes-rouges.“

Jetzt kommt wieder Kurhaus Altenberg und dann der Tunnel. Einer ruft: „Achtung: die Grenze!“ Und schon hört man von drüben her, von den zu Fuß Hinübergewanderten, ein triumphirendes „Vive la France!“ Hart am Grenzpfahl stehen sie, dicht hinter dem deutschen Wirthshaus, schwenken die Hüte und winken den Ankömmlingen entgegen. Ein paar begrüßende Flintenschüsse ertönen. Neben mir hat sich ein stiller, blasser Mensch erhoben, von der schmalen, dunkelhaarigen Art, wie die Mischung mit französischem Blut sie hervorbringt. Mit einer linkschen, unbeschreiblich rührenden Bewegung nimmt er sein zerknittertes Filzhütchen vom Kopf und weist auf den Hügel drüben, auf dem die französische Fahne weht. „Bleu-blanc-rouge“, sagt er mit zitternden Lippen. Alle sind still geworden. Ruhig, fast ohne Gedräng, verlassen sie die überfüllten Wagen. Langsam und ernst, immer je Zwei und Zwei, schreiten sie über den symbolischen Strich, den ein Spahbockel heute früh zwischen dem schwarz-weiß-rothen und dem blauen Pfahl gezogen hat. Eine plötzliche Stille ist eingetreten. Keiner spricht mehr. Einer oder der Andere bleibt plötzlich stehen und sieht sich um; wie erwachend. Ein seltsames Pathos hat sich auf alle Gesichter gelagert. Etwas ganz Unerwartetes nach diesem Poltern und Lachen. Der Weg nach der französischen Abfahrtsstation geht an der Zollstelle vorbei. Keine Revision heute. Und jetzt kam Etwas, das mich erschütterte, weil es so spontan war. Auf dem langen Zolltisch hatten sich ein paar ländliche Musikanten mit Blechinstrumenten aufgestellt. Vor dem Tisch vier Männer, die mit lauter, provozirender Stimme sangen:

„Vous n'aurez pas l'Alsace, la Lorraine,
Et malgré vous nous resterons Français!“

In der Mitte der Musikanten ein hoher, schöner junger Bursche. Mit beiden Händen hält er die im Winde sich wiegende Tricolore hoch in die Luft, über die Köpfe der Menge hinweg. Und wie auf Verabredung, schweigend, gebeugt, ziehen Alle in dichten Reihen unter der Fahne durch, Alte und ganz Junge, lautlos, wortlos. Alle haben ihr Haupt entblößt. Viele haben Thränen in den Augen; man hört das Schluchzen der Frauen. Ich kann kaum sagen, was mich bei diesem Auftritt so rührte. Es war wohl das Einmüthige, Unerwartete der Handlung. Wie unter einem Bann ging ich zwischen diesen Fremden; erregt und hochgespannt wie sie. Das war keine Demonstration mehr, der man zusieht: Das war ehrliche, unwillkürliche Gemüthshingabe. Und ich fing an, zu begreifen, daß der Quatorze Juillet den Elässern Tieferes und Unmittelbareres bedeutet als den Franzosen ihre frohe, gedankenlose Gedenkfeier.

Stumm und aufgeregte saß man zusammen in dem wieder bis zum Ersitzen überfüllten Zug. Von der wunderbaren Gebirgsnatur ringsum, von Tournemer und Longemer, den beiden Waldjeen, von den idyllischen Matten und Dörfern im Thal, von der wilden Romantik des Pont-des-Cuves sah wohl Niemand Etwas. Man konnte sich nicht regen. Auch schien Jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Allmählich wurde die Luft im Wagen unerträglich. Es roch nach Zwiebeln, Schweiß und den Rosmarinsträußchen der Frauen. Dazu kam der starke Duft der Lilien die zwischen Laub- und Tannenzweigen festlich die Fenster schmückten. In Gérardmer verließ man eilig, wie in Scham über die eigene Nahrung, den Zug. Die Zusammengehörigkeit löste sich und nur hier und da noch hielt eine größere Gruppe von Elässern in dem Gewimmel der Straßen zusammen, deutlich erkennbar durch ihr schwerfälligeres und ernsteres Wesen.

Bersirent nur betrachtete ich die „Grande Revue“, die recht einfach verließ und auch vom Publikum nicht sehr beachtet wurde. Schmutz genug freilich sahen die Offiziere in ihren elegant sitzenden Uniformen aus. Ihr kurzschrittiges Marschiren hatte etwas Grazieöses und Lustiges. Sauber angezogen und voll Verbe zogen die Soldaten an ihrem Colonel unter den elektrifizierenden Klängen des Sambre-et-Meuse-Marsches vorüber.

Inzwischen war das Leben des kleinen Bades aufgewacht. Ein Duft von Ruder und Parfüm schwebte unter den Platanenalleen und mit der Französin wetteiferte die elssässische Madame épiciere an Ghignons- und Lodensfülle, an Ohrbrillanten und Stöckelschuhen.

Ab und zu sah ich mich nach meinen Elässern um. Ich war überzeugt, ihr fromm erhobener Patriotismus würde bald genug dem überall reichlich gebotenen Wein- und Absinthgenuß weichen. Aber immer, wenn ich sie wieder sah, waren sie die Selben. Zwar aufgereggt und laut, doch weit von der schreienden Alkohollustigkeit, mit der die Elässler sonst ihre Feste feiern. Es war mir merkwürdig, wie stark das Bewußtsein, eine heilige Feier zu begehen, ihr Wesen zu binden und zu erheben vermochte. In aller Lustigkeit, die hier und da zwischen ihnen aufkam, bewahrten sie einen rührend-steifen Anstand, dem man die Ungewohntheit anmerkte. Und als am Mittag auf dem großen Platz vor dem Hôtel de la Poste eine Gruppe nachdenklicher kolmarer Bürger bei den Kanonen stand, die dort unter der uralten knorrigen Linde aufgefahren waren, fiel ihr schwerfälliger Ernst so deutlich auf, daß aus der Menge allerlei halb achtungvolle, halb spöttische Bemerkungen herübergerufen wurden: „Dieu, quel beau sérieux! Dites donc, vous allez prendre racine là-bas? Voilà des têtes-carrées!“

Nachmittags war Konzert im Kasinogarten angelegt. Den Schluß des Programms bildete die Aufführung der Marseillaise mit Gesang. Langsam sammelte sich die Menge: Weltbame und Bauer, alte und junge Lebemänner, neben verarbeiteten Gestalten, Alles durcheinander an diesem republikanischen Gedenktage. Die Meisten trugen Fähnchen und Kolarden. Im Borraum des Kasinos spielten die Badegäste Roulette. Eifrig, mit Hingebung; man hörte die laute, ausdruckslose Stimme des Croupiers unermüdlich wiederholen: „A vos jeux, messieurs! Tous vainqueurs! Tous vainqueurs!“ Und nach einer Weile: „Rien ne va plus!“

An meinem Tisch im Garten, dem Musikpavillon gegenüber, saß der Bleiche, Stille aus meinem Coupé. Er sah jetzt roth und angeregt aus, aber seine Züge hatten den gespannten Ausdruck von heute morgen behalten. Es stellte sich heraus, daß er ein Uhrmacher aus Mèzeral war; er erkannte mich wohl nicht als Deutschen, denn er fing sogleich mit einer verbissenen Traurigkeit zu klagen an. „Ja, heute, hier ist es schön“, sagte er französisch „aber wenn wir heute abends zurückfahren: kaum über die Grenze, ist die Freude dahin. Brutal werden uns von dem Gendarmen die Kolarden weggerissen. Die bekannten Schimpfwörter fliegen nur so hin und her. Wir sind wieder bei uns zu Haus“, wo wir nichts zu sagen haben. Für gewöhnlich, so im Werktag, denkt man nicht mehr darüber nach, aber an solchem Tag wie heute“ . . . „Warum sind uns die Deutschen nicht mit Freundlichkeit und Liebe entgegengekommen?“ fragte er nach einer Weile wieder heftiger an. „Konnten sie uns nicht wenigstens unsere Feste lassen? Jetzt verlangt man von uns, wir sollen ‚Kaisersgeburtstag‘ feiern!“ Er lachte auf. Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß es sich freilich nicht

vereinigen lasse, als Zugehöriger eines Kaiserreiches die Republik zu feiern, besam aber nur ein eigenfinniges „Quand même!“ zur Antwort. Und nach einer Pause den gewichtigen Satz: „Glauben Sie mir, der Republikaner wird im Elsäßer niemals auszuroden sein.“ Durch mein Schweigen gereizt, fuhr er, immer aufgeregter, fort: „Unter Frankreich fühlten wir uns als Glieder einer zusammenhängenden Familie; heute kennen wir nur Herren, die über uns verfügen; wir sind Waisen ohne Vater, ohne Brüder.“ „Aber Eure französischen Brüder haben Euch schnell genug aufgegeben“, wollte ich erwidern . . .

Da begannen droben im Orchester die ersten Takte der Marseillaise. Heroisch, aufreizend. Wie mit einem Schlag erhoben sich Alle. Die Männer nahmen die Hüte ab. Und als jetzt der Tenorist an die Rampe tritt und, die bereit gehaltene Fahne schwenkend, mit sonorer, leicht vibrierender Stimme beginnt: „Allons, enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé!“, da geht ein Rauschen und Brausen der Begeisterung durch das Publikum. Viele fühlen nur: Jetzt ist sie da, die große Sensation des Tages! Aber von dem prachtvollen Rhythmus dieser Hymne werden auch sie hingerissen und zusammen mit den Anderen stimmen sie in die Wiederholung des Refrain ein: „Aux armés, citoyens . . .“

Der Uhrmacher neben mir hatte zu singen aufgehört. Er konnte nicht mehr. Von Thränen überströmt und heiser stand er da. Aber als Alle schon längst geendet hatten, hörte man noch einmal seine heisere, von Schluchzen fast ersticte Stimme: „Enfants de la patrie . . .“ wiederholen.

Nach der Marseillaise leerte sich der Garten schnell. Ein kurzer Augenblick: und man hörte wieder aus dem Kaisersaale die ewige blecherne Stimme: „A vos jeux, messieurs! Tous vainqueurs! Tous vainqueurs!“

Mein Tischnachbar war aufgestanden. Müde und verlegen, schon halb ernüchtert ging er aus dem Garten.

„Bitt for heim. Au revoir, à l'année prochaine!“ Einer nach dem Anderen verließ das Fest. Der Zug wartete nicht.

Eben flammten drüben die ersten Versuchskraleten des Feuerwerkes auf. Und jetzt ein aus farbigen Leuchtugeln gebildetes riesengroßes R. F. über dem See. Gleichsam als Abschiedsgruß für die Elsäßer, hinter denen sich nun wieder der gleichmäßige friedliche Heckenzaun des Alltags schloß, in dessen Schutz sie sich recht behaglich und zufrieden fühlen. Bis wieder der Quartorze Jaillot herannaht, mit seinen lustigen und aufreizenden Melodien, seinem heiterfarbigen Banner, seiner Marseillaise. Dann erheben sich die Ruhigen und Lässigen, dann beginnen sie ein erregtes Traumleben, dann irren sie umher unter den lustigen, leichtmüthig feiernden „Brüdern“ und geben mit der allemannischen Ernsthaftigkeit ihrer Begeisterung den pathetischen Einschlag zum leichten, schimmernden Gewebe des französischen Nationalfestes.

Und vielleicht hat der Uhrmacher aus Megeral Recht: „Der Republikaner wird im Elsäßer schwer auszuroden sein.“ Er wird es noch lange nicht vergessen können, daß er sie miterlebte, die Zeit des großen Rausches, in der täglich Märchen zur Wahrheit zu werden schienen, die keine Grenzen mehr anerkannte. Die Revolution! Napoleon! Das war Lebenselement für die immer noch so deutsch Phantastischen. Da war Etwas, wofür man schwärmen konnte. Mehr wahrscheinlich, als die Franzosen selber es thaten!

Und nun dieses Nationalfest!

Gebt dem Elsäßer Feste! Feste, wie man sie in Frankreich feiert, ohne Servilität, ohne Polizei, republikanische Feste wie den Quatorzo Juillet, die einer Idee, nicht einer Person gelten. Denn der Elsäßer ist und bleibt der deutsche Idealist. Und eben darum liebt er den nüchternen Franzosen als seinen Gegensatz. Und er liebt „sein“ Frankreich mit dem bewundernden Reize des Gebundenen dem Beweglichen gegenüber. Dieses Gebundensein, das er empfindet schreibt er äußeren Ursachen zu: den „Schwobss“, ihrem Zwang, ihren Einrichtungen. Und fühlt nicht, daß es in ihm selber liegt. In seiner angeborenen schweren, deutschen Art.

Anselm Heine.



Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Gründe zu untersuchen, die es möglich machten, daß eine urdeutsche Bevölkerung einem Lande mit fremder Sprache und mit nicht immer wohlwollender und schonender Regierung in diesem Maße anhänglich werden konnte. Etwas liegt wohl darin, daß alle diejenigen Eigenschaften, die den Deutschen vom Franzosen unterscheiden, gerade in der elsässer Bevölkerung verkörpert werden, so daß die Bevölkerung dieser Lande in Bezug auf Tüchtigkeit und Ordnungsliebe eine (ich darf es wohl ohne Ueberhebung sagen) Art von Aristokratie in Frankreich bildete; sie waren befähigter zu Aemtern, zuverlässiger im Dienst; die Stellvertreter im Militär, die Gendarmen, die Beamten im Staatsdienst, in einem die Proportion der Bevölkerung weit überragenden Verhältnis, waren Elsäßer und Lothringer; es waren die anderthalb Millionen Deutsche, die alle Vorzüge des Deutschen in einem Volk, das andere Vorzüge hat, aber gerade nicht diese, zu verwerthen im Stande waren und thatsächlich verwertheten; sie hatten durch ihre Eigenschaften eine bevorzugte Stellung, die sie manche gesetzliche Unbilligkeit vergessen machte. Es liegt dabei im deutschen Charakter, daß jeder Stamm sich irgendeine Art von Ueberlegenheit, namentlich über seinen nächsten Nachbar, vindiziert. Hinter dem Elsäßer und Lothringer, so lange er französisch war, stand Paris mit seinem Glanz und Frankreich mit seiner einheitlichen Größe. Er trat dem deutschen Landsmann gegenüber mit dem Gefühl: Paris ist mein; und fand darin eine Quelle für ein Gefühl partikularischer Ueberlegenheit. Ich gehe nicht auf die weiteren Gründe zurück, daß Jeder sich einem großen Staatswesen, das seiner Fähigkeit vollen Spielraum giebt, leichter assimiliert als einer zerrissenen, wenn auch stammverwandten Nation, wie sie sich früher diesseits des Rheines für den Elsäßer darstellte. Thatsache ist daß diese Abneigung vorhanden war und daß es unsere Pflicht ist, sie mit Geduld zu überwinden. Wir haben meines Erachtens viele Mittel dazu. Wir Deutsche haben im Ganzen die Gewohnheit, wohlwollender (mitunter etwas ungeschickter, aber auf die Dauer kommt es doch heraus) und menschlicher zu regiren, als es die französischen Staatsmänner thun. Ich bin überzeugt, daß wir der Bevölkerung des Elsaß auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ohne Schaden für das gesammte Reich einen erheblich freieren Spielraum lassen können, von Haus aus, der allmählich so erweitert wird, daß er dem Ideal zustrebt, daß jedes Individuum, jeder engere, kleinere Kreis das Maß der Freiheit besitzt, was überhaupt mit der Ordnung des Gesammtstaatswesens verträglich ist. Aber wir dürfen uns nicht damit schmeicheln, sehr rasch an dem Ziel zu sein, daß im Elsaß die Verhältnisse sein werden wie in Thüringen in Bezug auf deutsche Empfindungen. (Bismarck.)



Paulsen.

Friedrich Paulsen war einer der bekanntesten deutschen Hochschullehrer, einer der anerkanntesten Publizisten aus dem Gebiete des philosophischen, sozialen und pädagogischen Lebens. Es ist das Recht der Ueberlebenden, sich und Anderen darüber Rechenschaft zu geben, was ihnen der Verstorbene durch seine Person und durch sein Lebenswerk bedeutet. Ein umfassendes, abschließendes Lebensbild mag später schreiben, wer Zeit und Beruf dazu hat: an dem noch frischen Grab sammeln wir im Geiste nur Das, was sich uns an persönlichen Erinnerungen aus gelegentlichen, mehr zufälligen Begegnungen ergeben hat.

Ich muß etwa zwanzig Jahre zurückgreifen, um den Anfang meiner Beziehungen zu Paulsen zu finden. Wir wohnten Beide in Steglitz. Er, als der im heftigen Schulkampf stehende berliner Universitätsprofessor, ich, als eben erst angestellter Oberlehrer an dem neugegründeten Progymnasium; er in seiner eigenen Villa, ich nicht weit davon in einer Art Studentenbude; von da aus sah ich ihn täglich auf seinem Gang nach und von dem Bahnhof und freute mich an seiner männlich festen Erscheinung, an seinem derben Bauerntritt und an dem ganzen ungezwungenen Wesen, zumal an seinem freundlichen Gruß mit dem großen Filzhut und unter kräftigen, herzlichen Zurufen. Mir selbst aber galten solche Grüße nicht. Wir waren noch nicht bekannt geworden und mich hielt, wie in meinem ganzen Leben, eine Scheu zurück, der „Größe“ in den Weg zu treten. Eine Scheu, wohl aus Bescheidenheit und aus Stolz gemischt. Ich mag mich nicht begönnern lassen und fürchte nichts mehr als den Schein, ich suchte Etwas von dem Einfluß des Mächtigen für mich einzufangen. Auch fürchte ich mich vor herablassenden Blicken, vor dem Verdacht, ich wolle mich emporrecken und den Großen als ebenbürtig an die Seite stellen. Das hat mich oft abgehalten, bedeutenden Menschen, in deren Nähe ich kam, die Huldigung auszudrücken, die ich im Inneren für sie empfand.

Paulsens Erscheinung wurde mir immer sympathischer. Ich sah ihn auf der Straße mit Jedermann behaglich plaudern, bald mit einem Gärtner, bald mit einem Bureaubeamten; sah, wie er hier ein kleines Bürschchen freundlich anhielt, dort an einem Kinderwagen stehen blieb und mit liebem, herzlichem Wesen sich an das Püppchen wandte. Da war nicht ein einziger Zug, der professorale Würde verrieth. Eine schlichte, gesunde Herzlichkeit, das natürliche Bekenntniß einer freundlichen Seele. Dazu kam die sympathische äußere Erscheinung. Paulsen war Frieße und hatte den starkknochigen, schweren Körper und den derben, bartlosen Schädel, wie man ihn bei nordischen Bauern findet. Man konnte ihn auch für einen Landprediger halten; doch eher für einen katholischen. Denn in seinem ganzen Wesen lag etwas Natürliches, Urwüchsiges. Kein Zug von gekünstelter Würde und von salbungsvoller Herablassung. Ich

Ich bald, daß man leichten Zutritt zu ihm hatte, und nahm mir vor, die erste beste Gelegenheit zu einer Begegnung zu benutzen.

Diese Gelegenheit verschaffte mir ein lieber Freund, dessen ich hier und überall mit all der ihm gebührenden Herzlichkeit und Wärme gedenke: Professor Dr. Christian Belger. Er war mir als Berufsgenosse, klassischer Philologe, Archäologe, Gymnasiallehrer, Herausgeber einer philologischen Wochenschrift schon kein Fremder mehr, als ich ihn bei dem Professor Dr. Otto Richter, dem jetzigen Direktor des Prinz-Heinrich-Gymnasiums in Schöneberg, persönlich kennen lernte. Belger war ein auffallend häßlicher Mann. Sein bartloses, breites, rothes Gesicht, mit dünnen, zurückgestrichenen blonden Haaren und mit weichen, verschwommenen Zügen, die sich beim Lachen noch häßlicher verzogen, stieß zunächst ab. Doch dieser Eindruck schwand, sobald man ihn sprechen hörte. Er war eine der tiefsten und am Feinsten gestimmten Seelen, die mir im ganzen Leben begegnet sind. Er verband mit großer Gelehrsamkeit das heiter-sinnige Gemüth eines Kindes. Sein reicher Geist war eben so im klassischen Alterthum zu Haus wie in der deutschen Literatur. Er konnte über ein Sinn- gebichtchen von Logau in das selbe Entzücken gerathen wie über eine kleine griechische Terrakotte. Er hatte für schöne alte Ausgaben und für seltene Stiche wahre Liebhaberzärtlichkeit; aber er verlor sich nicht ins Kleinliche, Tändelnde, Kuriose. Seine wahre Leidenschaft war Bismarck. Er huldigte dem großen Mann auf seine eigene Weise. Sammelte, was er an Gedrucktem über Bismarck austreiben konnte. So kaufte er zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag alle möglichen Zeitungen auf, weil er, ganz richtig, meinte, eine solche Sammlung zeitgenössischer Urtheile müsse für einen Historiker später von großem Werth sein. Er hinterließ meines Wissens diese Sammlung dem Gymnasium, an dem er viele Jahre gewirkt hatte. Er stand ganz allein. Sein Vater war Mühlenbesitzer in der lausitzischen Gegend gewesen. Er hatte keine Geschwister, keine anderen Verwandten und hauste unter seinen Büchern und Kunstblättern, zwischen Schülerheften und den Korrekturbogen seiner Zeitschrift. Die Junggesellenwohnung hat er aber mehrfach gewechselt. Gleich die erste Begegnung machte uns zu Freunden. Ich mußte, obgleich Richter seine Gäste wahrhaftig nicht verdursten läßt, noch in der selben Nacht mit ihm in eine Weinstube eintreten. Da bekannte er mir, daß er mit mir Brüderschaft machen müsse. Ihm that offenbar meine sorgenlose Heiterkeit wohl. Er konnte sich nicht satt lachen an einen Scherzen und meinen Geschichten aus Griechenland, klopfte mir immer wieder auf Schultern und Knie, hob dann sein Glas und stieß lächelnd mit mir an mit den Worten: „Na, Profit, Burlitt, Du bist ein famoser Kerl.“ Dann kam er auf seinen Freund Paulsen zu sprechen. Den müsse ich kennen lernen. „Er ist einer unserer Besten. Du wirst Deine Freude an ihm haben.“ Und darauf waren wir denn auch in Paulsens Villa zu Gast.

In der Fichtestraße in Steglitz, hinter einem dichten Garten, erhebt sich dieser rothe Backsteinbau, der sehr geschickt den Bedürfnissen seines Bewohners angepaßt, im Uebrigen aber durchaus nicht sehenswerth ist. Praktisch, aber nüchtern. Und ich fand in diesem Bau einen dahin passenden Geist. Etwas eigenthümlich Abgemessenes, fast Pastorales. Die Unterhaltung wurde im Flüsterton geführt; man sprach von Kant und von neueren Schriften über Kant. Das letzte Wort hatte stets der Hausherr, der in irgendein scharf geschliffenes Scherzwort sein Urtheil zusammenfaßte. Ich gab mich in meiner Weise, kann aber nicht sagen, daß mir wohl und warm wurde.

Wenige Tage darauf hatte ich wieder eine Begegnung mit Belger. Ich merkte gleich, daß Etwas nicht mehr stimmte. Er kam denn auch bald mit der Sprache heraus. „Weißt Du“, sagte er, „jedes Haus hat seinen genius loci, den man respektiren muß. Deine heitere und laute Art paßt nicht in Paulsens Räume.“ „Bon“, sagte ich, „dann gehe ich eben nicht wieder hin. Ich kann mir nicht für jedes Haus eine eigene Art anzüchten. Wenn ihm mein Ton nicht fein genug ist, so braucht er mich nicht wieder einzuladen. Uebrigens hat ein nicht minder Vornehmer, Ernst Curtius, gerade an meiner ungezwungenen Art Gefallen und seine Frau sagte mir manchmal: „Ernst besteht darauf, daß Sie stets sein Tischnachbar sind. Er erfrischt sich daran für Tage!“ Belger vermittelte. So seiß nicht gemeint. Er wolle nur eine Freundschaft anbahnen helfen. Mir aber war die Unbefangenheit genommen. Zwar verkehrten wir noch fort, ich sah Paulsen auch, als ich verheirathet war, bei mir zu Gast; wir waren in Uebereinstimmung, aber wohl nie in vollem Einklang.

Ich versuchte, mir Das psychologisch aufzuhellen. Darin sollte keine Kritik liegen, sondern eine bloße Orientirung. Mein Ergebnis war: Paulsen ist eine unkünstlerische Natur, zwar nicht ohne Gemüth, im Wesentlichen aber Verstandesmensch, Wissenschaftler, abstrahirender Philosoph. Er ist eben Nordfrieser. Frisia non cantat. Ich habe auch Paulsen nie einen Ton singen hören und glaube, er muß sogar als Student (er war Burschenschaftler, er langer Bubenreuter) dem Ergo bibamus und dem Landesvater mit stummer Theilnahme zugehört haben. Ich mußte oft an seinen Landsmann Friedrich Hebbel denken und an die Worte, die er dem Dankwart in den Mund legt:

„Man hat im Norden wunderliche Bräuche,
Denn, wie die Berge wilder werden, wie
Die munteren Eichen düstern Tannen weichen,
So wird der Mensch auch finsterner, bis er endlich
Sich ganz verliert und nur das Thier noch haust.
Erst kommt ein Volk, das nicht mehr singen kann,
An dieses grenzt ein anderes, das nicht lacht,
Dann folgt ein stummes, — und so geht es fort.“

Ich habe ihn nie öffentlich sprechen hören. Es ist aber bekannt, daß er als Hochschullehrer von seinen Studenten gerade seines gehaltreichen und

ansprechenden Vortrages wegen sehr verehrt wurde. Dort pflegte er im größten Auditorium vor einer andächtig lauschenden Gemeinde zu sprechen. Sein Stil hat goethische Klarheit und Abrundung. Was er als Hochschullehrer während eines langen akademischen Lebens gewirkt hat, entzieht sich meinem Urtheil; wohl aber weiß ich von so manchem Lehrer, daß er Liebe und Verständniß für seinen Beruf erst durch Paulsens pädagogische Vorträge gewonnen habe. Er war eben nicht nur ein Vielwiffer und gelehrter Theoretiker, sondern ein ganzer, vorbildlicher Mann. Wie sehr er sich aber scheute, mit seinen letzten Empfindungen hervorzutreten: Das konnte ich in dem einzigen Fall beobachten, wo ich ihn lesen hörte. Es war bei Ernst Curtius und man las mit vertheilten Rollen eine Uebersetzung der Antigone. Paulsen hatte die Rolle des Kreon. Ich war zu Gast geladen und hoffte, er würde dabei mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit ins Zeug gehen. Welche Enttäuschung! Er flüsterte seine Rolle, flüsterte so leise, daß man leer ausgegangen wäre, wenn man nicht nachgelesen hätte. Ihn hielt offenbar eine an Knabenhafte Schüchternheit erinnernde Scheu zurück, Erregungen, die nicht der Ausdruck seiner eigenen Stimmung waren, künstlich zu schaffen. Ich kenne Das aus meiner Schulpraxis her und mußte wieder an Hebbel denken, der auch, wie mein Vater mir erzählte, im Salon der wiener Gesellschaft seine Jünglingscheu, trotz seinem Weltruf, nicht ablegen konnte und verlegen stammelte, wenn ihn eine schöne Frau anredete; mußte an Hebbels Verse denken:

„Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib,
Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele
Und eher zeigt sich Dir das Mäglein nackt,
Als solch ein Jüngling Dir das Herz entblößt.“

Auch zeichnen und malen konnte Paulsen nicht und stand vor bildnerischen Kunstwerken wie ein Fremdling. In dem Gefühl seiner Ohnmacht hielt er vor ihnen auch jedes Urtheil zurück und mehr als ein freundlich zustimmendes Kopfnicken oder die Wörtchen „Ganz nett“, habe ich vor Kunstwerken als Werthurtheile aus seinem Mund nicht vernommen. Die Zufälligkeit von Geschenken, nicht besonnene Auswahl, schmückte seine Wände. Auch wenn er sich literarisch über die Kunst äußerte (fast nur die Dichtkunst), verrieth er dadurch einen starken Mangel an künstlerischen Instinkten und künstlerisch geschultem Urtheil. In ihm steckte doch zu viel der alten Bauerngerechtigkeit, die sich zu einer philosophisch begründeten und theologisch beeinflussten Ethik entwickelt hatte. Er maß die Welt und ihre Erscheinungen nach den Werthen „gut“ oder „böse“. Er las selbst Hamlet und Faust mit den Sinnen des Moralisten und disponirte in einer Schrift über den Pessimismus die Charakteristik des Mephistopheles nach dem Schema: Er ist böse, er will das Böse, er schafft das Böse. Man darf getrost behaupten, daß ihm das Wesen der Kunst nie aufgegangen ist. Sein Behagen oder seine Mißstimmung waren

bewirkt durch das Maß von sexueller sogenannter Sittlichkeit oder Unsittheit. Er wurde mit den Jahren in dieser Hinsicht immer pastoraler. War seine Ethik nach meinen Empfindungen schon eine auf Flaschen gezogene national-liberale Bürgermoral, so trat er in seinen letzten pädagogischen Aufsätzen ganz auf die Seite der kirchlichen Moralprediger: eine Schrift des zürcher Moralisten Professor Förster erschien ihm als Lichtbild in trüber Zeit, weil Förster auf die katholischen Heiligen als Vorbilder sexueller Sittlichkeit mit Nachdruck hingewiesen hatte. Er sagte der Frau Ellen Key und mir Fehde an, weil wir durch die Kritik des herrschenden Schulwesens den Badfischen und Untersekundanern die Köpfe verwirrten. Er schalt auf die toll gewordenen Weiber, die an den heiligen Gesetzen ererbter Sitte rütteln, und stellte allen Ernstes an Frenssen das Anfinnen, aus seinem Roman „Gilligenlei“ das Kapitel zu streichen, in dem die derbnatürliche Sinnlichkeit eines Bauernmädels ihre Befriedigung (allerdings nicht kirchlich genehmigte) findet.

Er empfand durchaus unkünstlerisch, weil er Sinnlichkeit für sündhaft hielt; offenbar selbst eine unsinnliche Natur war. Er wußte höchstens vom Verstand her, daß alle Kunst in der Sinnlichkeit wurzelt; da ihm aber die Moral, zumal die sexuelle Moral höher stand als die Künste, so würde er wohl, vor die Wahl gestellt, wie Tolstoi und Plato, lieber alle Künstler aus seinem Idealstaat vertrieben haben als auch nur einen Pastor, einen Universitätsprofessor, einen Staatsanwalt. Er war Kantianer, also idealer Dualist. Er liebte abgeklärte Ruhe. „Das Niederraisonniren aller Autoritäten“ war ihm ein Gräuel. „Das Lärmen, Schreien, Regelschieben war ihm ein gar verhaßter Klang.“ Daher denn auch in seinem Haus eine Art Kirchentrübe herrschte. Er hatte zwar seine Freude an frohen Menschen; aber er stand daneben als Zuschauer. Dann spielte um seine Züge ein großväterliches Behagen, als dächte er entschwendener Tage. Herzlich lachen konnte er; aber es war nicht das laute, befreiende, mehr ein nach innen gerichtetes Lachen, mit einem leisen Anklingen an Spott. Für die Beurtheilung eines Menschen giebt es kaum ein verlässlicheres Zeugniß als sein Lachen. Sagt mir, worüber ein Mensch lacht, und ich will Euch sagen, was an ihm ist. Ich erinnere mich einer kleinen Geschichte, die mir Paulsen unter lebhaftem Lachen erzählte. Es war ein Schulerlebnis, das ihm einer der vielen Mittelschullehrer mitgetheilt hatte, die er besonders gern an seine gastliche Tafel lud. In der Geschichtsstunde hatte der Lehrer, der schlecht vorbereitet war, sein Lehrbuch vorn auf der Katheder liegen und holte sich bei seinem Hin- und Hergehen aus diesem Buch mit schnellem Blick immer so viel neue Weisheit, wie für den Vortrag wahr und eines Ganges durch die Klasse ausreichte. Er war gerade bei der Hinrichtung eines Königs angelangt; da ging ihm der Stoff aus und er schloß mit den Worten: „Und da richteten sie den König hin und . . . und . . . und . . .“

Das war ihm natürlich sehr unangenehm.“ Ueber diese Selbstironisirung des Lehrers konnte sich Paulsen nicht satt lachen. Man sieht: eine harmlose, freundliche Heiterkeit. Bissige, spöttische, verletzende Witze waren ganz gegen seinen Geschmack. Er suchte in allen Lebensäußerungen ein stilles Behagen, und wenn er als Kämpfer auftrat, so geschah es immer um der Sache willen, der er diente, nie aus persönlicher Feindschaft.

Seine wissenschaftlichen Verdienste kann und will ich hier nicht würdigen. Ich weiß, daß ihn die Philosophen von Fach nicht eben hoch einschätzen. Einer seiner Berufsgenossen sagte mir erst jüngst: Paulsen reiche nicht entfernt an Hermann Cohen heran. Der aber habe von Paulsens Einführung in den Kant behauptet, sie führe aus dem Kant hinaus. Als Lehrer und Vermittler der Geschichte der Philosophie hat Paulsen unbestreitbare Verdienste. Ein amerikanischer Gelehrter, den ich zufällig im Eisenbahnzug traf, sagte mir, Paulsen stehe in Amerika in hohem Ansehen; fast jeder Student habe dort seine größeren Werke in englischer Uebersetzung.

Gleich groß war die Wirkung seiner pädagogischen Thätigkeit. Seine „Geschichte des gelehrten Unterrichtes“ ist eine wahre Fundgrube für pädagogische Belehrung, ein Werk, das nie werthlos werden kann, denn es erzählt mit urkundlichen Belegen den Entwicklungsgang, den der gelehrte Unterricht in Deutschland während mehrerer Jahrhunderte durchgemessen hat. Die Erkenntniß, die ihm dieses Studium brachte, hat er in langen Kämpfen zum Sieg geführt. Wenn jetzt das gymnastiale Monopol gebrochen und die Gleichberechtigung der anderen höheren Schulen staatlich anerkannt ist, so ist's zum großen Theil Paulsens Verdienst. Mit echter Bauernkraft und Bauernzähigkeit, aber auch mit Bauernlist und Bauernvorsicht verfolgte er seine Pläne und ließ sich dabei durch nichts beirren. Mehr als zwei Jahrzehnte lang trug er ohne ein Wort der Klage alle Zurücksetzungen, mit denen man in Preußen einen liberaler Gesinnung Verdächtigen verfolgt. Den altklassischen Philologen auf Hochschule und Gymnasien war der Fürsprecher und Vorkämpfer der Realgymnasien (Idiotenanstalten nannte man sie) verächtlich und verhaßt. Den kirchengläubigen Protestanten seine freimüthige Kritik der Reformationzeit-Helden ein Aergerniß: man hatte sich gewöhnt, die vielfach recht lüderlichen Humanisten als Tugendbolde zu verehren, und deshalb wirkte Paulsens Aufklärung störend. Den konservativen Geheimräthen galt er als Demokrat. Und alle diese Gegner sorgten dafür, daß ihm die staatliche Anerkennung für seine Arbeit vorenthalten blieb. Er mußte achtzehn Jahre lang warten, ehe er eine Ordentliche Professur bekam. Er konnte es abwarten, denn er lebte in guten Verhältnissen und war auf äußere Ehrungen nicht erpicht. Schmunzelnd nahm er's entgegen, als ihm einer seiner Gäste auf die Frage, wann er endlich seinen Doktor machen werde, die lustige Antwort gab: „Wenn Sie Geheimrath ge-

worden sind!" Das hat Paulsen trotz seinen zweiundsechzig Lebensjahren nicht erreicht. Aber er hat davon keine Schande.

Nachdem er die Gleichberechtigung der verschiedenen Mittelschularten durchgesetzt hatte, machte er seinen Frieden mit dem Gymnasium. Und nun vollzog sich auch in meinem Verhältniß zu ihm ein wunderbarer Wechsel. Er meinte, daß Reformbestreben habe jetzt sein Ziel erreicht; man müsse nun den verschiedenen Schulgattungen Zeit lassen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben; es dürfe sich nur noch um einen stillen inneren Ausbau, um Fragen der Methode handeln, der Lärm der Öffentlichkeit könne dabei nur stören; es sei Pflicht, das Erreichte dankbar anzuerkennen, besonders auch den guten Willen und die aufopfernde Arbeit der höheren Lehrerschaft. Als sich trotzdem in Zeitungartikeln, Brochuren und Romanen immer noch heftiger der Unwille gegen den herrschenden Schulgeist Luft machte, da stellte sich Paulsen mit der ganzen Breite seiner Persönlichkeit schützend vor die Schulen und wehrte in zorniger Rede die Angriffe der Reformlustigen ab. Hatte ich einst nicht ohne Schädigung im Urtheile meiner Umgebung zu Paulsen gehalten, so machte er jetzt gemeinsame Sache mit meinen Gegnern und richtete gegen mich so heftige Worte, daß Viele meinten, ich sei von ihnen erschlagen. Der Meister habe gesprochen: jetzt habe der Jünger zu schweigen. Damit war natürlich auch unser persönlicher Verkehr, der mit den Jahren mehr und mehr an Vertrauen eingebüßt hatte, abgebrochen. Ich habe mich in dem Bewußtsein, eine gute Sache meiner Natur gemäß zu verfechten, durch Paulsens Befeindungen nicht im Geringsten beirren lassen; habe ihm Das auch mehr als einmal Schwarz auf Weiß zu verstehen gegeben. Meinen Meister habe ich in ihm nie gesehen. Ich stand ihm als freier Mann gegenüber, und wenn ich dem tapferen Kämpfer huldigte, so geschah es ohne selbstische Hintergedanken. Daß ich später nicht mit gleich giftigen Pfeilen seine Angriffe erwiderte, geschah aus gebührender Achtung vor dem älteren Mann, aus Rücksicht auf seine seit mehreren Jahren fühlbare Krankheit und in der Ueberzeugung, daß darin und in der damit verbundenen Verbitterung die Schriftstellerei seiner letzten Jahre ihre Erklärung finde.

Paulsens Lebensarbeit war abgeschlossen. Wir hatten von ihm neue Anregungen nicht mehr zu erwarten. All seine Gedanken hatten eine feste Prägung und sogar schon ihre letzte stilistische Abrundung gefunden. Den Ideen unserer Tage, den sozialen, religiösen, moralischen und künstlerischen Reformgedanken stand er fremd gegenüber. Er sah Verfall, wo wir Modernen Fortschritt und Erlösung sehen. Seine Stellung in unserem Kulturleben wird am Besten durch die Namen der Männer bezeichnet, die ihm das größte Vergerüß gaben: Friedrich Nietzsche und Ernst Haeckel. Dafür, daß er bei der neuen Volksschulvorlage mit der nationalliberalen Partei die Macht der Kirchen über die deutsche Volksschule verstärken half, wurde er mit einem preußischen Orden

und mit dem Ehrendoktorhut der theologischen Fakultät in Gießen belohnt. Ich urtheile darüber ohne jede Bitterkeit: sein Lebenswerk war gethan, er sehnte sich nach wohlverdienter Ruhe und hängte seine mit Ehren geführten Waffen an die Wand. Kein Mensch kann über seine Zeit hinaus. In Paulsen verkörpern sich die pädagogischen Reformkämpfe der jetzt absterbenden Generation. Was folgte, hieß ihm Anarchismus. Wir ehren sein Andenken; lassen uns aber dadurch in unserem Streben nicht beirren. Er hat vorsätzlich und wissentlich wohl niemals einem Menschen Unrecht gethan und meinte, daß man nicht gleichgültiger Zuschauer bleiben dürfe; wenn Anderen Unrecht geschieht. Die Frage, wie Unrecht zu verhüten sei, beantwortete er mit den Worten des Sokrates: Wenn sich die Menschen über das Anderen zugefügte Unrecht eben so erregen wollten wie über eins, das ihnen selbst widerfährt. Den Gutartigen, Braven, Gehorsamen gewährte er jede mögliche Förderung. Für edle Bestrebungen hatte er eine offene Hand. Es wurde ihm schwer, einen Menschen ohne Hilfeleistungen von sich zu weisen. Aber hart und unerbittlich konnte er sein, wo er auf Widerstand stieß und das als falsch Erkannte bekämpfte. Für sündige Menschen hatte er kein Erbarmen bereit. Die Todesstrafe, wie sie im Mittelalter geübt wurde, als ein Mittel, die Gesellschaft gründlich von allen moralisch Minderwerthigen zu säubern, war ihm sehr einleuchtend. Auch für die Prügelstrafe im Gefängniß und in der Schule trat er mit Wärme ein. Für die Jugend sollte alles Nöthige geschehen, dann aber habe sie sich eben auch schweigend unterzuordnen. Sehr mit Unrecht nennt man ihn bis heute öffentlich als den Mann, der einen milderen Ton in die deutsche Erziehung gebracht habe. Er stand vielmehr allen Denen, die von einem Recht der Kinder sprachen, schroff gegenüber und spottete über Ellen Key, die das Wort von dem Jahrhundert des Kindes geprägt, über Nietzsche, der gerufen hatte: Laßt uns den Kindern leben. Er wollte von altgermanischer väterlicher Autorität in Schule und Haus nichts missen und war nicht in einem Athem mit Rousseau oder Pestalozzi zu nennen. Ich zähle ihn vielmehr zu den modernen Vertretern des aufgeklärten Despotismus. Friedrich der Große erkannte, daß Kartoffeln für Bauern ein gutes Nahrungsmittel seien: nun sollten die Kerls aber auch gleich Kartoffeln bauen und essen; sonst gab's was mit den Krückstod. Aehnlich dachte Paulsen. Die Lehrpläne und den Bildungsgang bestimmen Behörde, Eltern und Erzieher. Die Jugend hat sich zu fügen und zu bescheiden; sie soll hart angefaßt werden und doch nicht klagen. Dabei ließ er nach meinem Empfinden doch allzu oft die nöthige psychologische Vertiefung in die Seelennöthe der Kinder vermissen. Von ererbten Fehlern und Schwächen der Jugend wollte er nichts hören. Er hatte einen starken Glauben an die Macht des Zwanges, der Autorität, des Pflichtgeföhles. Eine Ohrfeige zur rechten Zeit galt ihm als probates Hausmittel, das er auch warm anempfahl. Meine Kinder-

erziehung war ihm zu weichlich. Er sagte mirs zwar nicht ins Gesicht. Denn er liebte keine hitzigen Aus sprachen und hielt sehr auf einen guten gesellschaftlichen Ton. Aber ich fühlte es deutlich genug heraus. Später schrieb er mir. Ja, er schien nicht abgeneigt, allerlei Krankheitserscheinungen im öffentlichen Leben eben auf die „Schwäche und Sentimentalität“ in der Erziehung zurückzuführen, und füllte mit solchen Betrachtungen seine letzte Schrift, die ihm wohl nur aus den Kreisen der alten Herren und Damen Dank eingebracht hat.

Altauffee.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



Einen Augenblick hatte es den Anschein gehabt, als ob der Geist des selbständigen Denkens und des freien Gewissens, der am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so kühn die Flügel geregt hatte, in den Landeskirchen wieder zur Ruhe gebracht worden wäre. Da brach die Bewegung aufs Neue aus und wieder gingen die Universitäten voran; die neu gegründete brandenburgisch-preussische Universität Halle war diesmal der Herd der Bewegung. Thomasius und Christian Wolf waren ihre Hauptführer. Thomasius wollte an Hexerei nicht glauben und Wolf hatte gar die Berwegenheit, „nichts ohne zureichenden Grund“ glauben zu wollen, was offenbar geraden Weges auf die Leugnung aller Autorität in Sachen des Wissens und Glaubens ausgeht. In der selben Stadt Halle finden wir den Theologen Semler, der die Heilige Schrift selbst zum Gegenstand profaner, historisch-kritischer Untersuchung zu machen sich herausnahm, wovon alles Unheil in der Theologie bis auf diesen Tag ausgegangen ist. Und am Ende des Jahrhunderts steht, als Abschluß der Aufklärung, als Anfang des neuen Zeitalters, wieder ein Universitätprofessor, diesmal im fernen Osten, in Königsberg: Immanuel Kant. Er stellt in den Mittelpunkt der Philosophie seine Lehre vor der Autonomie der praktischen Vernunft, also den höchst gefährlichen Grundsatz, daß über Gut und Böse nicht das Strafgesetzbuch die letzte Entscheidung gebe, sondern das eigene Gewissen. Noch viel gefährlicher war Fichte, der beinahe schon direkt unter die Umstürzler gerechnet werden muß; sah sich doch sogar das zahme Weimar genöthigt, ihn als Atheisten auszuweisen; und Preußen, das ihn, vermuthlich ohne zu wissen, was er eigentlich war, ausnahm, machte dieses Versehen später einigermaßen wieder gut, indem es wenigstens den Wiederabdruck einer seiner gefährlichsten Schriften, der „Reden an die deutsche Nation“, nicht gestattete. Das war im Jahr 1824, wo man einen einsichtigen Mann, Herrn von Ramm, an die Spitze der Polizei und des Unterrichtswesens gestellt hatte. Auch im neunzehnten Jahrhundert ist dieser unruhige Geist der Universitäten am Werk. Da finden wir in Berlin Schleiermacher, in Tübingen Baur thätig, natürlich wieder in der Richtung, Loder zu machen, was fest war. Und nicht minder gehen in der politischen Welt die Unruhen von hier aus. In Göttingen nahmen sieben simple Professoren sich heraus, über eine rein politische Frage, die Verfassung des Königreiches Hannover, eine Ansicht zu haben und zu äußern, die der des Königs schnurstracks zuwider war, was denn allerdings, da Ernst August kein Mann von Federlesens war, gebühlicher Weise mit der Verjagung der Widerspänstigen endete. Freilich hinderte Das nicht, daß die Neuerungsucht auf den Universitäten fortdauerte; bei Professoren und Studenten blieben Gedanken über ein Deutsches Reich und eine deutsche Verfassung im Umlauf, die mehrmals zu strengem Einschreiten der Staatsgewalt nöthigten. (Friedrich Paulsen in der „Zukunft“ vom neunten Februar 1895)



Die Schönheit der großen Stadt.*)

Die Wenigsten wissen, daß selbst das arme Berlin eine Fülle alter Baukunst und Stadtkunst enthält, daß seine alten Häuser und Kirchen, könnte man sie zusammenrücken, eine gar nicht kleine, feine alte Stadt ergeben würden. Ich will hier aber nur von der modernen Stadt reden, die als Gestaltung mit verschwindenden Ausnahmen abscheulich ist. Die Häuser schreiend und doch tot, die Straßen und Plätze nothdürftig den praktischen Erfordernissen genügend, ohne Raumleben, ohne Mannichfaltigkeit, ohne Abwechslung eintönig sich hinziehend. Man kann Stunden lang durch die neuen Theile Berlins gehen und hat doch das Gefühl, daß man gar nicht vom Fleck kommt. So gleichförmig scheint Alles, trotz dem lauten Bestreben, aufzufallen, vom Nachbar abzustechen. Und doch: auch hier, in diesen gräßlichen Steinhausen, lebt Schönheit. Auch hier ist Natur, ist Landschaft. Das wechselnde Wetter, die Sonne, der Regen, der Nebel formen aus dem hoffnungslos Häßlichen seltsame Schönheit.

Der Nebel thut es besonders eindringlich und seine Schönheit ist immer schon ein Wenig beachtet worden. Er verändert eine Straße ganz und gar. Er überzieht die Häuser mit einem dünnen Schleier; grau, wenn Wolken über ihm die Sonne bedecken; warm, goldig und bunt, wenn über ihm ein freier Himmel sich breitet. Er verändert die Farben der Häuser, macht sie einheitlicher, milder; er verwischt die starken Schatten, ja, hebt sie ganz auf; und diese Gebäude, die fast alle an einem sinnlos übertriebenen Relief krankten, erscheinen feiner, zurückhaltender, flächiger. Selbst der Dom, dieses erschreckende Erzeugniß eines ziellos und steuerlos gewordenen Handwerks, scheint an dunstigen Herbsttagen, wenn gegen zehn Uhr morgens der Nebel sichtbar und warm wird, ein wundervolles Gebilde; die unsinnigen Vertiefungen, die tausendfachen Verschneidungen und Theilungen verschwinden, von Nebel angefüllt, und die zerrissenen Formen werden voll und groß. Der Nebel verfeinert die schlechte Architektur; er füllt die Straßen, die sonst ins Endlose laufen, und schafft so aus dem Leeren einen schließenden Raum.

Was so der Nebel greifbar deutlich, auch dem unaufmerksamen Auge fühlbar, bewirkt, Das thut feiner, leiser, unauffälliger die Luft, die, in unseren Gegenden beinahe stets dunstig, einen dünnen Schleier über Alles breitet. Ihre Dichte wechselt; und so wechselt auch täglich dieser Schleier, manchmal fast unkenntlich und dann wieder von ganz starker Wirkung. Schön, wenn die ganze Straße aus tausend Abstufungen von Grau und Schwarz gebildet scheint, mit den bunten Höhepunkten einer Anschlagssäule oder eines gelben Herbstbaumes. Schön, wenn nach langer Trockenheit Alles ganz hellgrau, beinahe weiß erscheint. Wunderbar, wenn an hellen Sommertagen der leise Dunst, nur in den Schatten sichtbar, feine, bunte Schleier breitet. Natürlich ist nicht Alles schön, wie nirgends, in der Natur. Man muß suchen. Und Das ist schwieriger, weil nicht, wie in der freien Landschaft,

*) „Die Schönheit der großen Stadt“: so nennt der Architekt August Endell ein feines Buch, das er bei Strecker & Schröder in Stuttgart erscheinen läßt und in dem er „die leidenschaftliche Liebe zum Heute und Hier, zu unserer Zeit und zu unserem Lande“ lehren will. Aus dem lesenswerthen, im verständigsten Sinn modernen Buch werden hier ein paar Fragmente gegeben. So wurde berliner Stimmung noch nicht empfunden.

Tausende vorher gesucht und das Schöne gemalt oder beschrieben haben. Oft sind es nur winzige Theile, die schön sind, etwa die spiegelnden Trambahnschienen im grauen Asphalt oder die Vertiefung einer Loggia, deren rote Wand, halb von der Sonne beschienen, halb im Schatten liegend, im Kontrast mit dem Grau der Hauswand ein entzückendes Farbenspiel giebt. Oft aber sind es auch große Bilder, die erfreuen: eine glückliche Beleuchtung, eine schöne Vertheilung des Schattens, der weit über die Straße fallend, aus der regelmäßigen Langeweile eine große bewegte Form macht.

Ganz anders wirkt der Regen; er verwischt die Farben nicht, sondern macht sie schwerer, dunkler, satter. Der hellgraue Asphalt wird sattbraun, die Umrisse werden härter, die Luft wird sichtiger, die Tiefe scheint tiefer, Alles bekommt Bestimmtheit, Schwere; aber darüber legt sich das Wunder des Glanzes und der Spiegelungen, die Alles in ein glitzerndes Netz einhüllen, und aus der vernünftig nützlichen Straße ein schimmerndes Märchen, einen funkelnden Traum machen.

Noch wilder, noch phantastischer ist die Dämmerung; sie verdichtet den Dunst des Tages, legt immer dunkler werdende Wolken in die Tiefen der Häuser, die Straßen scheinen sich unten rechts und links anzufüllen, alle Formen werden ruhiger und schwerer, alle Farben matter und milder, Alles dunkelt allmählich, nur einige Punkte leuchten, die den Tag über grellen Farben eines Wagens oder die schreienden Plakate einer Anschlagssäule klingen nun hell und fein in dem sinkenden Grau. Aber der Himmel ertönt mit seinem Leuchten Alles; er blendet die Augen und breitet über die ganze Straße einen Mantel von flimmerndem, zuckendem Licht, das überall ist und doch nirgends herkommt. Und dann leuchtet mit einem Mal das Abendroth auf; warm glühend wird Alles, das vorher grau und sterbend schien. Die ganze Luft ist erfüllt von warmen, bunten Farben, alle Töne werden lebhaft, die Spitzen der Häuser und Kirchen erglänzen in grellem Gelbroth und in den dämmernden Straßen breitet sich das strahlende Blau des Abends. Ueberallhin dringt es, es ist stärker als alles künstliche Licht, die engsten Straßen erfüllt es, ja, vielleicht ist es dort am Stärksten. Es ist ein unvergleichliches Erlebnis, um diese Zeit in einem der Stadtcasés zu sitzen, die im Ersten Stock sind, auf die immer dunkler werdenden Menschenmassen herabzublicken, über sich das kleine Stückchen Himmel plötzlich aufflammen zu fühlen und dann zu sehen, wie die blaue Fluth die ganzen Straßen ausfüllt, durch die großen Fenster in die verrauchten Räume dringt und auf Momente Alles verdrängt, die Zeitung, die Karten, die Gespräche und all die Kümmerlichkeiten eines banalen Erlebens.

Nebel, Dunst, Sonne, Regen und Dämmerung: Das sind die Mächte, die im unendlichen Wechsel die großen Steinnester mit immer neuem Farbenglanz umkleiden, ihre Formen verschmelzen, sie geschlossener, ja, monumental machen; die aus den ärmlichsten Höfen, aus den trostlosesten Gegenden eine Welt farbiger Wunder aufbauen. Sie formen aus dem scheinbar unveränderlichen Steinhäufen ein lebendiges, ewig neu sich gestaltendes Wesen. Nie könnte ein Einzelner den ganzen Reichtum erschöpfen; er hat genug zu thun, nur Das zu erleben, was seine Umgebung, sein Hof, sein Haus, die täglich begangenen Straßen ihm darbieten.

Vor meinem Arbeitszimmer steht eine hohe Giebelwand: ich kann von meinem Schreibtisch nichts sehen außer ihr; den Himmel nur, wenn ich ganz nah ans Fenster trete und den Kopf zurückbeuge. Die Wand ist unbeworfen, aus schlechten

Ziegelsteinen, bald gelb, bald röthlich, mit grauen, unregelmäßigen Fugen. Aber diese Wand lebt; sie ist bei jedem Wetter ein anderes Geschöpf: grau, eintönig, schwer an trübten Tagen, lebhaft bewegt an hellen. Dann leuchten die rothen Ziegel stärker als sonst und alle Unebenheiten des Gemäuers treten deutlicher hervor und geben ihr ein schimmerndes Korn. Manchmal kommt die Sonne und bescheint ihren oberen Theil. Dann wird die Wand oben feurig und leuchtend und der untere Theil bekommt einen weichen, feinen, bläulichen Ton. Vor die Wand recken sich (ich wohne im Zweiten Stock) die Spitzen einiger Bäume aus dem „Garten“ mit dünnen, glänzenden Zweigen; im Sommer sind riesige Blätter daran (der Baum will leben und die Spitzenblätter können am Ersten Kräfte vom Himmel einsaugen); ihr schweres Grün steht satt und voll gegen die matten Töne der Wand; aber im Herbst, wenn die Blätter zu gelben anfangen, dann strahlen die von der Sonne beschienenen vor der beschatteten Wand und ein mildes Leuchten geht von ihnen aus, das den Schatten kühl und bläulich erscheinen läßt. Und wenn dann andere Blätter röthlich geworden sind, entsteht ein Bild von wunderbarer Zartheit: das leuchtende Roth der Blätter vor dem zarteren Roth des Steines. Schaut man aber am späten Nachmittag in den Garten, wenn ein leiser Nebel die Bäume einhüllt, dann glaubt man, in einem Zauberland zu sein: fein im dunkelnden Raum vor der violett schillernden Wand schweben die bunten, leuchtenden Blätter und um sie wogt verschleiern und freigebend die blauende Dämmerung. Dann kommt der Winter, die Blätter fallen, — und eines Tages erhebt sich vor der röthlich und bläulich schimmernden Wand gespenstig, unbegreiflich, wie ein goldener Quirl, die allein von der Sonne getroffene Spitze des höchsten Baumes.

Und wie diese Wand mir das Leben des Jahres spiegelt, so thut es die Straße vor meinem Haus. Ich gehe jeden Morgen auf einige Augenblicke hinunter, ihre Veränderungen zu sehen. Ihre Länge wechselt beständig, je nach der Sichtigkeit der Luft, immer beinahe sind ihre Enden durch Dunst geschlossen und je nach der Sonne und dem Schatten scheinen die Häuser höher oder niedriger, schieben sie sich näher oder ferner. Das Grau des Fußsteiges und des Dammes, die grünen Wolken der beiden Baumreihen und die schwarzen Säulen der Stämme: jeden Tag erscheinen sie anders, nicht immer schön, aber oft so entzückend, daß ich mich nicht losreißen kann. Und so ist es überall.

In der Nähe steht eine romanische Kirche. Schaudervoll, höchst schaudervoll als Architektur, konfus im Aufbau, sinnlos in den Verhältnissen, thöricht im Detail, mühsam zusammengetragen aus tausend alten Kostbarkeiten. Der Anblick ist, architektonisch genommen, das Schrecklichste, was ich mir denken kann. Es ist unmöglich, sich daran zu gewöhnen. Und trotzdem blide ich jeden Tag nach ihren Thürmen. Denn aus ihnen machen Luft und Dunst täglich ein neues Wunder. Die steinernen Dächer der Thürme, dunkler von Regen und Wetter geworden als die Wände und Giebel, beherrschen alle Straßenzüge ringsum; und täglich sehe ich sie mehrmals im wechselnden Lichte des Tages. Bald scheinen sie hellgrau im grauen Himmel in weiter Ferne zu liegen. Bald kommen sie dunkel und drohend nah; nach Regen scheinen sie grün, ja, von gewissen Seiten aus violett; und dann wieder stehen sie beinahe weiß leuchtend vor dem blauen Himmel. Sie sind anders von der Ferne, anders von der Nähe gesehen, anders im Licht, anders im Schatten, anders jede Stunde und jeden Tag, auch sie nur ein Stück des leben-

digen Wesens, das uns geheimnißvoll wirksam immer umgiebt und das wir nur mit armseligen Worten, wie Wetter oder Klima, zu nennen wissen.

Erlebt man so im täglich Gesehenen den Wandel, so prägt sich von den seltener berührten Straßen und Stadtgegenenden Einzelnes durch Lieblichkeit oder durch Größe ein. Zu dem Gewaltigsten, das ich kenne, gehört eine eiserne Brücke der Stettiner Bahn. Langhin dehnt sich hinter dem Bahnhofe die den Damm begleitende Straße; rechts eine Reihe fünfstöckiger Häuser ohne Balcons, flach, reizlos, formlos. Aber in der Ferne erhebt sich ein dunkles Ungeheuer. Denn dort wendet sich die Bahn ein Wenig nach rechts und überschreitet die Straße auf siebenzig Meter langer Brücke. Die Straße senkt sich dort unter sie, so daß es aussieht, als ob die Brücke beinahe den Boden berühre; die schweren, riesigen Tragwände verschieben sich gegen einander und bilden eine dunkle, springende Masse, die hart am letzten Haus vorbeiführt und gegen es anzubrausen scheint. Wie ein Possaunenstoß scheint der schwarze, sich thürmende, bewegte Berg; das Herz steht Einem still, wenn man die ungeheure Wucht, die Leidenschaft, die Größe dieser ungeschlachten Masse erblickt. Nur Eins könnte ich ihr vergleichen. Es war im Kieler Hafen. Die Panzer lagen in großen Abständen weit hinaus. Und unter ihnen Einer, der alle Signalflaggen zum Trocknen ausgehängt hatte; da war das selbe leidenschaftliche, entsetzliche Brausen, vielleicht noch toller durch die wilden Farben, die in einem gellenden Roth ausklangen: das Ganze ein riesiger, blutrother Ramm vom Deck bis zur Mastspitze schwerfällig wehend, im ungeheuren Kontrast zu den Riesenformen der Schiffe in ihrem schweigenden Grau. Ähnlich gewaltig, aber zerrissener die großen Bogen des Gleisbrieds der Hochbahn, in dem seltsamen Gegenjaz zu den dünnen, abstrusen Formen der Eisenkonstruktion.

Dann aber anders, glitzernd, fast spielerisch und doch überwältigend, die Halle des Schlesiichen Bahnhofes, die kolossale Dachfläche von 207×54 Metern, gehalten von unzähligen, sadendünnen Eisenstangen, so dünn, daß man kaum ihren Zusammenhang verfolgen kann. Abscheulich als architektonische Wirkung, aber unvergleichlich, wenn ein feiner Nebel die weite Halle füllt und die eisernen Stäbe wie ein endloses, glitzerndes Spinnennetz erscheinen läßt.

In seltsamem Kontrast dazu im Nordosten der Anblick gewisser Straßen im Hochsommer. Die Häuser sehr hoch, höher, als jetzt erlaubt wird, aber ohne Erker, abscheulich beklebt mit tausend mißverstandenen, leblos gearbeiteten Formen. Zwei hohe, düstere Wände: die sinnlose Fülle der Gesimse und Profile bereitet ein Netz von schwarzen Schatten, wo die Sonne die Flächen trifft, und macht das trübe Grau des Anstriches noch schwerer auf der Schattenseite. Aber alle diese Häuser haben in jedem Stock zwei Gitterbalcons wie kleine Vogelfäfige und jeder Käfig ist ganz voll vom dunklen Grün und Roth der dort sorgsam gezogenen Blumen und Schlingpflanzen. So scheinen die Straßenwände ganz bedeckt mit dicken, sattfarbigen Nestern, die in der perspektivischen Verschiebung dicht aufeinander hocken und der trübjauligen, armen Straße einen seltsamen Reiz von verhaltener leidenschaftlicher Gluth, von phantastischer Großartigkeit geben. So kann aus einem schematisirenden Paragraphen einer Baupolizeiordnung, aus rücksichtslojester Ausnutzung des Bodens, aus architektonischem Unverstand und aus der Sehniucht des eingesperreten Städters nach Blumen und Wachstum ein Bild von seltener Schönheit entstehen.

Stinnes und Donnersmard.

Sonst hieß es immer: Stinnes und Thyssen. Die beiden Namen schienen un-
 zertrennlich. Sie standen über einem Programm, das noch lange nicht ab-
 gespielt schien. In neuester Zeit hat sich das Sozietätverhältnis gelodert. Der alte
 und der junge König regieren nicht mehr gemeinsam. Jeder geht seinen eigenen
 Weg; und der Alte will wohl ein Weilchen unsichtbar bleiben. Der Name Hugo
 Stinnes aber wird jetzt neben dem Guidos Henschel, des Fürsten von Donnersmard,
 genannt. Wiederum ein Alter; ein Achtundsiebenziger. Und wieder Einer, ders an
 kühnem Wollen mit dem Jüngsten ausnimmt. „Er soll Dein Herr sein: wie stolz
 Das klingt“; so ist den Syndikaten gesungen worden. Und sie haben den Herrn
 gefühlt, der ihnen ein rasches Ende bereiten will. Am ersten Oktober dieses Jahres
 werden die deutschen Roheisenverbände ins Grab sinken, das ihnen die flinken Hände
 des schlesischen Magnaten gegraben haben. Lange wurden die Hinweise auf des
 ersten Fürsten von Donnersmard bedrohliches Eindringen in das Montanreich des
 deutschen Westens belächelt. Wozu sollte dem ober-schlesischen Granden, an der
 Schwelle des Patriarchenalters, solcher Ehrgeiz frommen? Dessen Wünsche konnten
 sich längst nur noch aufs warme Haus beschränken. Und nun finden die Leute, die
 ihn ins Altmännerhaus wiesen, ihn als Sieger auf dem Schlachtfeld. In Wolken
 birgt sich die Zukunft des deutschen Eisenmarktes; aber heller Sonnenschein durch-
 leuchtet die Cheskabinets der Großbanken, die, unbekümmert um Tod und Teufel,
 just an dem Tag, wo Henschels Todesstreich auf die Roheisensyndikate niedersauste,
 ein kühnes Finanzstücklein leisteten. Objekt der flotten Transaktion ist die Deutsch-
 Luxemburgische Bergwerksgesellschaft. Subjekte sind die Großbanken und Hugo
 Stinnes. Deutsch-Lux will die dornburgische Erbschaft, die hohen Bankschulden,
 loswerden. 18 Millionen Mark neue Aktien und 8 Millionen Mark Obligationen
 werden ausgegeben; davon sind 15½ Millionen bestimmt, Deutsch-Lux von
 dem Gespenst seiner Vergangenheit zu befreien. Herr Dornburg hat mit Bismard
 Eins gemeinsam: je weiter man sich von ihm entfernt, desto größer erscheint er
 Einem. Als Kolonisor im Aktienbereich. Ueppig ist die Saat der Schulden ins
 Kraut geschossen und besorgt fragten sich die trauernden Hinterbliebenen: „Werden
 wir jemals der Sorge um das Erbe ledig werden?“ Endlich ist ihnen Heil wider-
 fahren. Herr Omnes, der stets Gefällige, wird sich um die „Konsolidierung“ der
 alten Schuld thatkräftig bemühen. Eine Bankschuld „konsolidieren“, heißt nämlich:
 sie unter die Leute bringen. Der Posten im Kredit der schuldnereiichen Gesellschaft
 verschwindet; Aktientkapital und Obligationenschuld, zwei harmlosere Posten als
 „Kreditoren“, werden erhöht. Im ersten Semester 1908 haben sich die Aktienge-
 sellschaften, die es nöthig hatten, damit begnügt, die schwebenden Verbindlichkeiten
 in festverzinsliche Obligationen umzuwandeln. Die in den ersten sechs Monaten
 d. s. Jahres noch immer nicht geklärten Geldverhältnisse erlaubten keinen anderen
 Modus als die Wahl 4½prozentiger Schuldverschreibungen. Der Kapitalmarkt
 nur durch die Emissionen von Staats- und Stadtanleihen beinahe ausgepowert
 und die Börse noch weniger in der Verfassung, an neuen Aktien Freude zu em-
 pfinden. Deutsch-Lux scheint uns auf einen Szenenwechsel vorzubereiten. Die Bank-
 lichter wittern Morgenluft, weil der Zinsfuß braves Verhalten für den Herbst ver-
 spricht und die Börse sich in allerlei Freudensprüngen versucht. Da darf man schon

eine kräftige Aktienemission wagen. Bei Deutsch-Lux ist man an kleinliche Finanzgeschäfte ja nicht gewöhnt. Wer den Namen hört, erinnert sich des Sommers, wo nur von Luxemburg die Rede war, die Börsenleute aus den Bädern nach Berlin eilten, die Kurse wild empor sprangen, von einem großen Geheimniß, das nächstens aus Licht kommen und Differdingen in der Glorie zeigen werde, gemunkelt wurde und die Eingeweihten wisperten, Stinnes halte einen Kurs von 400 für wahrscheinlich. Wo bist Du, Sonne, geblieben? Dem deutsch-luxemburgischen Bergwerk gehts gut; aber die Aktionäre denkend trauernd des hohen Kurses und berechnen an jedem Bilanztag, was sie verloren haben. Daß es mit der hohen Bankschuld so nicht weiter gehe, war längst klar. Nur ein Ausweg nicht leicht zu finden, so lange die Geldverhältnisse den Kapitalmarkt sperren. Jetzt ist die Sperre aufgehoben. Jetzt soll der Kapitalmarkt 22 Millionen Mark neuer Industriepapiere aufnehmen.

Das Geschäft zerfällt in zwei Hälften: die eine für die Banken, die andere für Hugo Stinnes. Den Banken die Realisirung ihrer Guthaben; Herrn Stinnes die Befreiung von den Aktien des dortmunder Steinkohlenbergwerks Luise Tiefbau (zu einem recht anständigen Preis). Stinnes ist Großaktionär von Luise Tiefbau und Vorsitzender des Aufsichtsrathes von Deutsch-Luxemburg. Das Steinkohlenbergwerk Luise Tiefbau ist eine dreimal sanirte Gesellschaft, die in den letzten sieben Jahren keine Dividende gegeben hat. Die Schulden des Unternehmens betragen nach der zuletzt veröffentlichten Bilanz 6,30 Millionen. Aktien oder Obligationen auszugeben, um die schwebenden Verbindlichkeiten auf andere Schultern abzuwälzen: dazu war unter den obwaltenden Umständen wenig Aussicht. Die Transaktion mit Deutsch-Luxemburg, die statt unverkäuflicher Tiefbau-Aktien leicht umsetzbare Luxemburger besichert, ist für die um Luise Leidtragenden also ein Geschenk des Himmels. Sie brauchen sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob das Angebot, das ihnen Deutsch-Luxemburg im Namen Hugos Stinnes macht, annehmbar ist. Etwas anders sieht die Sache für die Aktionäre von Deutsch-Luxemburg aus. Die Gesellschaft vermehrt ihr Betriebskapital um 26 Millionen. Das erschwert die Rentabilität, denn die 18 Millionen Mark neuer Aktien erfordern, wenn die jetzt zum dritten Mal gezahlte Dividende von 10 Prozent fortbauern soll, einen Mehrertrag von 1,8 Millionen und die Verzinsung der 8 Millionen Mark neuer Obligationen zu 4½ Prozent bringt eine Mehrbelastung von 360 000 Mark. Macht zusammen 2,16 Millionen. Ferner hat Deutsch-Luxemburg, das die fundirten Schulden von Luise Tiefbau (2,87 Millionen) übernimmt, auch für deren Verzinsung künftig zu sorgen. Die fundirte Schuld von Deutsch-Luxemburg erhöht sich durch die Fusion mit Luise Tiefbau von 22,73 auf 33,60 Millionen. Die Tilgung der Bankschulden hilft aber auch zu Zinsersparniß. Von den 18 Millionen Mark Aktien, die Deutsch-Lux ausgiebt, sollen 14 Millionen dazu dienen, die Bankschulden zu beilegen. Dem selben Zweck sollen die 8 Millionen Obligationen dienen. Die offizielle Barkündung sagt: „Dieser Vorgang (die Ablösung der Gläubiger), dessen Zweckmäßigkeit die Bilanz der Gesellschaft schon längst erkennen ließ, wird um so mehr als eine richtige Maßnahme angesehen werden müssen, als immer wieder das Bestehen einer so hohen Bankschuld die Beurtheilung des Unternehmens unerfreulich beeinflusst hat. Bei der Angliederung des Bergwerkes Luise Tiefbau ist die gleichzeitige Tilgung auch seiner Bankschulden mit vorgesehen.“ Die Absicht ist löblich; nur fragt sich, ob der Erfolg ihr entsprechen wird. Wenn die 22 Mil-

tionen des neuen Kapitals, die nach dem Eintausch der Aktien von Luise Tiefbau disponibel sind, bis zur letzten Mark zur Schuldentilgung verwendet werden (was noch nicht sicher ist), so würden, bei einem durchschnittlichen Passivzins von 7 Prozent (Das ist hoch gerechnet), jährlich etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen an Zinsen erspart. Dann blieben von den mehr aufzubringenden 2,16 Millionen (bei einer Dividende von 10 Prozent) immer noch 600 000 bis 700 000 Mark, die der Jahresertrag liefern müßte. Das Geschäftsjahr 1907/08 brachte 320 000 Mark mehr als das vorige. Ob diese Ertragssteigerung dauern wird, hängt von der allgemeinen und der besonderen Konjunktur ab. Darüber weiß der Vorstand der Verständigsten nicht viel.

Luise Tiefbau hat bisher nicht viel Erfreuliches erlebt. Daran war nicht so sehr die mangelhafte finanzielle Struktur des Unternehmens schuld wie das Mißverhältnis zwischen Produktion und Unkosten; das Bergwerk hatte im Kohlenyndikat eine unzureichende Beteiligungsquote. Das soll nun anders werden. In der offiziellen Mittheilung heißt es, der Kohlenreichtum der in den letzten Jahren zu modernen Betrieben ausgestatteten neuen Zechen sei sehr beträchtlich und die Angliederung von Luise Tiefbau sichere der eigenen Kokszeugung von Deutsch-Luxemburg für viele Jahrzehnte ansehnlichen Zuwachs. Da Deutsch-Luxemburg für seine Hüttenwerke einen aus eigenen Mitteln nicht zu bedeckenden Koksbedarf hat, soll der Zuwachs eine bessere Ausnutzung der Luise Tiefbau-Zechen bewirken und die Selbstkosten der luxemburgischen Gesellschaft verbilligen. Eigene Kohlen zur Deckung des Selbstverbrauches zu erhalten: Das war das Ziel der Hüttenzechen und die Gefahr für das Kohlenyndikat. Noch schwebt ja der Prozeß Phoenix-Syndikat; bald wird sich zeigen, ob das Reichsgericht bei der im Prozeß zwischen Deutsch-Luxemburg und dem Syndikat gefällten Entscheidung bleibt. Aber die einst so brennende Hüttenzechenfrage ist heute nicht mehr gar so wichtig und erregt die Beteiligten kaum noch. Beweis: sie wird in den Veröffentlichungen über die neue Transaktion gar nicht erwähnt. Deutsch-Luxemburg ist Hüttenzeche; das anzugliedernde Bergwerk Luise Tiefbau würde also, nach der bisherigen Jubilatur, die Eigenschaft als Hüttenzeche erhalten. Immerhin könnte das Kohlenyndikat auch diesen neuen Fall wieder zur richterlichen Entscheidung bringen. An die Möglichkeit eines Konfliktes denkt aber Niemand: und so blieb die alte Streitfrage unerörtert. Man hofft eben auf eine nahe Einigung zwischen Kohlenyndikat und Hüttenzechen, trotzdem über die Kontingentirung (wie offiziös versichert wird) noch nichts beschlossen sein soll.

Die Ruhe, die heute im Lager der Hüttenzechenleute herrscht, hat aber noch eine andere Ursache. Als die Schlachtrufe „Hie Hüttenzechen!“ „Hie Syndikat!“ erschollen, hatten wir Hochkonjunktur. Da lohnte sich, um eigene Zechen und Kontingentirung zu kämpfen. Jetzt sind zwar die Kohlenpreise noch immer hoch, aber der Konjunktur traut man nicht mehr. Deshalb wirkt der Hinweis auf die Verstärkung der Kohlengrundlage von Deutsch-Luxemburg etwas unzeitgemäß. Weiß man denn, ob die Gesellschaft eine so breite Basis braucht? Daß die Kokszeugung durch den neuen Zuwachs erhöht wird und die Kohlenproduktion gar von 1,91 auf 2,82 Millionen Tonnen steigt, ist ja ganz schön; dieser Reichtum ist aber nur unter günstigen Geschäftsverhältnissen auszunützen. Wenns der Eisenindustrie nicht gut geht und der Absatz stöck, werden die Rohmaterialien zum fressenden Kapital. Deutsch-Luxemburg produziert nicht nur Kohle und Koks, sondern auch Erze und Roheisen. Da ist Alles beisammen, was zum Glück eines Montanunternehmens gehört; fehlt

nur noch die „gute Konjunktur“. Deren Mitwirkung ist aber nicht sicher. Schon weil den Roheisenverbänden der Untergang droht. Guido Hendl ist in seinem Widerstand gegen die Syndikate stark geblieben. Er will keinen Herrn über oder neben sich dulden und scheint entschlossen, mit seinem Kraftwert und der hinzugekommenen Rheinischen Bergbaugesellschaft die Rolle des Außenleiters weiter zu spielen. Bis zum letzten Augusttag dieses Jahres sollten die Donnersmardwerke erklären, ob sie sich noch länger gegen die Errichtung eines Deutschen Roheisensyndikates wehren würden. Die Antwort lautete: Ja. Das allgemeine Syndikat ist also unmöglich geworden; und zugleich ist das Schicksal der vorläufig nur bis zum ersten Oktober dieses Jahres verlängerten alten Roheisenverbände besiegelt. Die haben sich so wenig bewährt, daß an ihre Fortdauer nicht zu denken ist. Gegen einen Outsider von der Macht des Eisenwertes Kraft war eben nicht aufzukommen. Schließlich hatte man sich an die Hoffnung geklammert, daß Donnersmard im letzten Augenblick kapitulieren werde. Das geschah nicht: und nun wird vom ersten Januar 1909 ab der freie Wettbewerb auf dem Roheisenmarkt herrschen. Früher gab's nichts Anderes und man fand, daß die uneingeschränkte Konkurrenz die Geschäfte fördere. Heute sind die Produzenten in der Schule der Syndikate so unselbständig geworden, daß sie mit stillem Grausen der Wiederkehr des freien Wettbewerbes entgegensehen und einen wesentlichen Rückgang der Roheisenpreise fürchten. Wie groß die Einbuße der reinen Hochofenwerke sein wird, weiß man natürlich noch nicht. Aber nicht jedes Werk ist finanziell so gut gelüftet, daß es eine erhebliche Ertragsminderung aushalten kann. Die Schwachen wären verloren. Müssen die Hochofenwerke ihre Produktion einschränken, so werden zunächst die Eisenerzgruben und die Kohlenzechen davon betroffen. Läßt der Roheisenabsatz nach, so verringert sich auch der Erz- und Koksverbrauch. Eine Roheisenkrisis würde auf einen Theil der weiterverarbeitenden Industrien übergreifen und die Eisenbahnen schädigen, für deren Einnahmen der Erz- und Kohlentransport ungemein wichtig ist. Diese Aussicht ängstigt die Gemüther; und auf das Haupt des Fürsten von Donnersmard, des Urhebers all dieser Noth, rieseln natürlich jetzt keine Segenswünsche herab.

So ist die Situation, in der Deutsch-Luxemburg seine „Kohlenbasis verbreitert“. Die Gesellschaft müßte als Produzentin von Kohle, Koks, Eisenerz und Roheisen durch eine Krisis an vier verschiedenen Stellen leiden und soll dabei ein größeres Kapital als bisher verzeichnen. Für die Transaktion konnte eine bessere Stunde gewählt werden. Aber Hugo Stinnes wird seine Luise Tiefbau-Aktien los; und die Banken, die sich „liquide machen“ wollen, werden schon sehen, daß sie auf ihre Kosten kommen und einen möglichst geringen Betrag der neuen Papiere im Portefeuille behalten. Herr Omnes kann nicht widerstehen, wenn man ihm die Speise mundgerecht macht. Und daß man die erste Gelegenheit benutzen werde, um die neue Serie der Industriemissionen zu eröffnen, war vorauszusehen. In Amerika ist die Grundstimmung, nach langen Schwankungen und bitterer Noth, endlich wieder gut. Auch aus dem Goldsharesparadies hören wir zum ersten Mal wieder anregende Nachrichten. Zum Boom wird's da freilich erst kommen, wenns der Industrie schlecht geht und Geld spottbillig wird. Immerhin können die Sharesbesitzer sich vielleicht wieder ein Bißchen erholen. Und wir haben so lange nicht nach Herzenslust emittirt. Luxemburg-Luise ist ein Anfang. *Vogue la galère! Lad on.*

Berlin, den 19. September 1908.

Reichsfinanzreform.

Herr Sydow ist ein Mann, der in die parlamentarische Welt paßt. Kein Fachmensch: in alle Sättel gerecht. Unterstaatssekretär im Reichspostamt; dann für den Sorgenstuhl des preussischen Kultusministers vorgemerkt (auf den der Undenkbarste gesetzt wurde, weil ein neuer Verkehrsminister die Strecke frei haben wollte); jetzt Reichsschatzsekretär. Der Kaiser hat ihn merkwürdig früh und merkwürdig laut gelobt; weil der Kanzler im Ton hoher Anerkennung von dem Vertreter fürs Finanzielle geredet hatte. Fürst Bülow ist Wirtschaftsaufgaben fremd (steht ihnen, wie Podbielski zu sagen pflegte, „als ein Novum gegenüber“); witterte aber schnell, daß der neue Mann die schwierige Sache besser deichseln werde, als die Vorgänger vermocht hatten. Das spürt Ciner, dem so viele Sorten und Konsorten untergeben waren. Freiherr von Thiellmann: ein moderner, gebildeter Herr (von dem schon Bucher durch die Schnüffelnase geflüstert hatte: „Der wird mal ein Finanzminister!“); zu ernsthaft vielleicht für unser heiteres Regime; zu rasch verkehrt von dem Tanzen, Fiedeln, Kegelschieben im Ballotbräu. Aus ihm und mit ihm war Etwas zu machen; nur als FINDER des häßlichen Wortungethümes „Unstimmigkeit“ wird er aber noch erwähnt. Freiherr von Stengel: wurde dem süddeutschen Centrum in Gnaden bewilligt; ein braver, doch, als er ins Amt kam, schon völlig verbrauchter Greis, der in Reden von schreckender Länge bewies, daß Regen die Straße nässe, und nun vor Interviewern stöhnt, er sei eigentlich ein Haupt- und Staatsklerl gewesen. Vornehmer Patriot: so nennt man seit Chlodwigs Spalierzeit die als Nieten erwiesenen Würdenträger. Wer konnte nun kommen? Herr Wiegand, Seiner Majestät ewiger Kandidat, wollte, trotz der Schifffahrtskrisis, nicht so dicht an den Kaiserhof. Herr Waldemar Müller, Geheimer Finanzrath und doch geschickt und flink zum Affozitren, fand die Ar-

beit für die Dresdener Bank interessanter und wollte die Hoffnung, einst, mit oder ohne Gutmann junior, neben der Katholischen Kirche zu thronen, nicht der Sorge fürs noch immer Römische Reich Deutscher Nation opfern. Ein Bankmann, meinte der klügste Meister der Zunft, taugt überhaupt nicht für Euren Kram; verstaubt, auch wenn er was im Hirn hat, zwischen den Akten wie gefüllte Schokolade im Schaufenster herbstlicher Badeorte. Ueber Herrn Dernburg (der, seit die Pose der Unmanierlichkeit nicht mehr Genieruhm sichert, den würdigen alten Beamten mimt) ist man oben so ziemlich einig; möchte ihn nicht, wie die Darmstädter erlebten, auf ein neues Feld rufen, ehe auf dem alten seine Saat aufgegangen ist, noch dem Reich schon jetzt die Firnisglorie von Differdingen und Heldburg bereiten. Blieb Herr Twele, der Unterstaatssekretär. Sehr tüchtig; doch im Verdacht, Centrumpleuten das Vorschußgeschäft Ernis, des Unvergeßlichen, ausgeplaudert und auch sonst mit den Schwarzen fraternisirt zu haben (freilich in der praeblockischen, nun schon fern scheinenden Zeit, da Herr Spahn noch unsere schöne Welt regirte, Herr Dernburg das Anticentrumsplänchen seines Vorgängers noch nicht, nach alter Gewohnheit, mit anderen Papieren „zusammengelegt“ hatte und der Kanzler Herrn Roeren für schätzenswerthe Kolonialanregungen innig danken ließ). Jetzt mußte ohne das Centrum Geld geschafft werden; vielleicht gegen den Widerstand der früheren Freunde. Da brauchte man Einen, der nie im Tschelmechtel war. Twele ade (bald wohl auch: a. D.). Herr Sydow stand auf der Liste der Ministrablen; in des Kanzlers Notizbuch, auf das die Abgeordneten, wie Kinder vor der Weihnacht auf heimgebrachte Packete, in hoffender, zitternder Andacht schielen. Sydow herbei! (Gounods Faust; erster Akt.) Die Vorträge drücken sich hübschins Gehör. Ein lange direkt Untergebener, der sich „empfangen“ läßt, nicht das (aus der Mode gekommene) Verhältniß der Kollegialität heischt und, als aus anderem Ressort Beförderter, nicht, mit höflich die Ueberlegenheit verlarvendem Lächeln, von seiner Erfahrung und Sachkenntniß sprechen kann. Einer, der weiß, worauf es ankommt. Daß man für den (aus Miquels Masse übernommenen) pomphaften Namen „Reichsfinanzreform“ schließlich auch Etwas braucht, das wie ein Inhalt ausfieht und die Gemüther festtäglich stimmt, daß sie die Last neuer Steuern leichter tragen. Der im Reichstagsaal jeden Winkel kennt, die Bedürfnisse und Wünsche jeder Fraktion, und, weil er sich *minores gentes* nicht so weit vom Hals hielt wie ein richtig gehender Staatssekretär, die scheue Ehrfurcht vor dem Diätarientroß längst verlernt hat. Schfergedanken? Noch nicht sichtbar; auch nicht nöthig; könnten zum *onus a den*. Aber Mitglied eines Alpenvereins (Das ist ein besonderer Typus); w n das Gerücht nicht trügt, sogar Vorsitzender. Seht Ihr ihn, hört ihn nun? ! r

bringt Alles in Ordnung; hat stets „große Gesichtspunkte“ und bleibt dennoch gemüthlich. „Unser Sport drängt sich nicht hervor, ist aber wahrlich kein unwesentlicher Theil vaterländischer Arbeit.“ (Ungefähr so; jedenfalls: „wahrlich.“) Immer fidel und auf allgemeine Heiterkeit bedacht; sagt, wenn die Geister mal zu hart auf einander prallen: „Herrschaften“ (oder gar: „Kinnings“), „seid friedlich!“ Und hat drum auch bei den borstigsten Vereinsanarchisten einen dicken Stein im Brett. Als Postmann mußte er die (gegen Bodbielskis Versprechen beschlossene) Erhöhung des Ortsportos vertheidigen. Schwierige Angelegenheit. Die Abschaffung der blauen Karte und des Fünfpfennigbriefes ärgerte Jeden; und mancher Vereinsgenosse hatte wohl gespottet: „Ihr seid schöne Kerls! Erst, als Ihr die Privatpost verbietet, heißt, die Erhöhung des Nahverkehrsportos sei ausgeschlossen, und nun erhöht Ihr doch.“ Ausgeschlossen, spricht der Unterstaatssekretär (auch im Reichstag), sollte nur die Erhöhung ohne Zustimmung des Hohen Hauses sein. Das versteht sich doch immer von selbst, denken die zum Bundesrath Bevollmächtigten und die in der Runde assistirenden Geheimen Räte. „Ohne Zustimmung des Reichstages ist nichts zu machen. Läßt er sich bieten? Donnerwetter: der Mann kennt seine Leute!“ Kennt sie wirklich. Hat sie vorher durch einen Witz zu Milde gestimmt. „Die Post ist noch immer die Henne, die uns goldene Eier legt, und ich glaube, daß uns durch rationelle Fütterung gelingen wird, diese Eier noch zu vergrößern.“ Heiterkeit auf allen Seiten des Hauses. Dann ein unverbindlicher Ausdruck der Hoffnung auf spätere Portoverringerung. Alles in Ordnung. So gehts. Boetticher redivivus?

Vielleicht mehr als der allbeliebte Banalredner; vielleicht weniger. Unhandliche Gedankenbarren in gangbare Münze ausprägen: dazu braucht man heute Keinen. (Nicht an den für solche Trägerarbeit tauglichen Männern fehlt; an dem Anderen.) Gesucht war Einer, der Geld schafft, die Oldenburg und Bachnick, Henl und Raumann noch einmal unter einen Hut bringt, für fünf Jahre die Reichsbilanz halbwegs erträglich macht und das Ding so dreht, daß es im (unwahrscheinlichen) Nothfall als Wahlparole zu benutzen ist. Denn der Kanzler hat auf halber und ganzer Höhe, in der Heimath und draußen so viele Feinde, daß selbst eine sonst hinnehmbare Niederlage seine strategische Stellung arg schwächen, den Glanz seiner annähernd viceköniglichen Existenz bleichen müßte. Vae victis? Das gilt nur von denen, die ihr Schicksal an Praestigia gehängt haben. Weh Dem, der siegen muß, um auf seinem Platz weiterleben zu können! Noch ist, in unserem Fall, der Sieg beinahe gewiß. Sydom ist Favorit und geht glatt durchs Ziel; mögen anfangs auch die Hindernisse unüberwindlich scheinen: gerade so hat er's und hat es der Kanzler gewünscht. Wenn eine Vereins-

lasse leer ist und der Schatzmeister die Hände ringt, rückt ein kluger Präsident die Sache zunächst unter den „großen Gesichtspunkt“ (hohe kennt er nicht; nur große). „Kurzichtiges Uebelwollen hat von Geldnoth gesprochen. Nicht hier im Saal natürlich, wo solches Mißgefühl keine Stätte findet. Handelt sich denn um Geld? Nein, meine Herren; Ordnung brauchen wir und stetige Mehrung unserer Machtmittel, die wahrlich nur bestimmt sind, die Entwicklung des gemeinen Wesens zu fördern.“ Vorher hat er die Wunschzettel aus den letzten Jahren durchgelesen und den Hauptpostulaten Erfüllung verheißen. Ob die zu sichern ist? Ihn plagt kein Zweifel. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. So kanns nicht weiter gehen. Wir müssen uns an die besten Ueberlieferungen aus großer Zeit halten und den Blick wieder aufs Ganze richten.“ So wirds gemacht. Ueber abgeweidete Gemeinplätze galopirt der Liebling des Volkes ans Ziel.

Last Ihr in der Norddeutschen die Reformanzeige? Famos. Halb Evangelium, halb Gründerprospekt. Neue Steuern? Nebensache. „Umfassende Reorganisation der gesammten Finanzgebarung“: da habt Ihr's; habt den gesuchten „großen Gesichtspunkt“. Himmlisch groß. Der selbe Mann, der vor ein paar Monaten, weil er auch auf den von Dezermenten gelieferten Krücken noch nicht durch sein Ressort humpeln könne, vom Reichstag Urlaub erbat, reorganisirt heute schon die gesammte Finanzgebarung. Einstweilen auf geduldigem Papier; aber gründlich. Hört! Wenn die Ausgaben („systematisch“) auf das unbedingt Nothwendige beschränkt und die Einnahmen („planmäßig“) erhöht werden, kommt Alles in Ordnung. Und wenns regnet, wird es naß. Reorganisation, meine Herren! Wir müssen, erstens, die Reichsschulden („stetig“) tilgen. Das wird auf eine Umbuchung hinauslaufen. Kind, spricht der Gebieter zur Ehegefährtin, „was Du im vorigen Quartal mehr verbraucht hast, werde ich in Raten vom Wirthschaftsgeld abziehen“. Er thuts; und sie läßt die Schlächterrechnung unbezahlt. Wir müssen, zweitens, „auf die bewährten Grundsätze altpreussischer Sparsamkeit zurückgehen“. Diese Rückkehr wird seit zwanzig Jahren stetig empfohlen, planmäßig versprochen, systematisch vorbereitet. Warte nur: bald erlöst der Prospektmessias uns von dem Uebel schmähhlicher Verschwendung. Denn verschwendet haben wir, wie Hans Luderlich. Da stehts: zu theuer gebaut, zu viele Beamte gehalten, die Sorgfalt des ordentlichen Kaufmannes versäumt, das „bureaufratische Schwergewicht“ (reitende Artilleriefaserne; lichtvoller Historiograph) mitgeschleppt und zwischen Wünschenswerthem und Nothwendigem nicht streng genug unterschieden. Da stehts; in einer offiziellen Botschaft an Deutschlands Bürger. Wenn eine neue Regierung so spräche, wäre es zu begreifen. Aber die alte? Ja, liebe Leute, is's so, wie Ihr in dieser Selbstanzeige sagt, habt Ihr

wirklich so lüdrianisch gewirthschaftet, dann soll Euch, mit aller schuldigen Ehrfurcht, der Teufel holen. Ihr bereut und wollt Euch bessern? Nur in schlechten Theaterstücken ändert sich der Charakter alter Menschen; und verliehen kann Euch ein neuer, da Ihr die Excellenz schon erlangt habt, auch nicht mehr werden. Wenn Euer Bankier, Inspektor, Küchenchef gestehen müßte, daß er Jahrzehnte lang Euer Geld, sauer erspartes, vergeudet habe: würdet Ihr den Schädling, weil er Besserung verspricht, im Dienst behalten? Wir sollens; obwohl Ihr Euch wimmernd der Schädigung öffentlicher Interessen schuldig bekennet. Aber das ganze Gerede ist am Ende nicht gar so ernst gemeint; nur wie Tolstois, nicht wie Maslownikows Selbstbeziehung. Der Bauprunf war nirgends größer als im Postbereich: und Herr Sndow hat (leise weinend?) die Mode mitgemacht. In manchem Bureau mag Einer entbehrlich sein; doch bei dem Versuch, ihn abzusägen, werdet Ihr mit jeder Behörde bis aufs Messer zu kämpfen haben. Wenn die Personalknauferei den Jahreshaushalt auch nur von einer einzigen Million entlastet, ist schon ungeheuer. Das dünkt Euch der Erwähnung werth? Darum wollt Ihr pflichttreue Männer auf die Straße setzen und dem Staat Todfeinde züchten? Selbsttäuschung oder Trug: mit höflicher Entschiedenheit verbitten wirs. Die winzigste Aenderung der Schiffbautechnik verschlingt Unsummen. Vor der rothen Kante von Helgoland wird ein Torpedoschutzhafen geschaffen, dessen Kosten auf fünfunddreißig Millionen veranschlagt sind und wahrscheinlich höher werden. Riutschou hat uns nur eine neue Reibungsfläche gebracht und ist im kleinsten Konfliktfall nicht zu halten; rechnet nach, wie viel Reichsgeld drin steckt. In den Wüsten von Südwestafrika sind sechshundert Millionen verscharrt. Bleibt uns mit Läppereien also vom Leib. Der „Beamtenapparat“ (da Ihr das scheußliche Wort nun einmal liebt) wird nicht weniger Geld fressen, sondern mehr. Viel mehr; denn ceterum censeo: der Beamtenold wird den Bedürfnissen einer Zeit angepaßt werden, in der ein fähiger junger Praktiker oder Professor Jahreseinnahmen von fünfzehntausend, zwanzigtausend Mark erreicht, oder dem Staat wird nur der Bodensatz bleiben. Mit dem Heer dieser Untauglichen oder Halbinvaliden, die im Einzelkampf ums Dasein nichts zu erstreiten vermöchten, wollt Ihr dann die Reichsverwaltung modernisiren? Hundertmal haben wir die Verheißung gehört; zuletzt aus dem Kolonialamt, wo der Bureaufratismus nun weiter reicht als je vorher. (Daß der Chef den Dezernten die Akten abfordert, sie bei sich liegen läßt und, während er für sein Ruhmgeschäft reist, zu Haus die ganze Maschine stillsteht, ist noch kein Zeichen modernen Betriebes.) Aus welcher Erfahrung wuchs Herrn Sndow die Kraft zu solcher Organisatorenleistung? Welcher Rechtstitel giebt ihm die

Vollmacht? Er ist dem Kanzler unterstellt, dem Kollegen der bundesstaatlichen Minister (die also auch einem mit dem Ministertitel geschmückten Staatssekretär stets überlegen sind), und hat in kein anderes Ressort hineinzureden. Wer für den Reichsschatzsekretär das heute dem preussischen Finanzminister zustehende Einspruchsrecht fordert, will die Reichsverfassung umstülpen. Die Gewalt des Herrn Sadow langt nicht bis über die Straße. Doch wenn sie zehnmal größer und ihr Inhaber in organisatorischer Arbeit so erfahren wäre wie Herr Wallich von der Deutschen Bank oder Herr Deutsch von der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft: die Wurzeln der Bureaukratie würden so leicht nicht gelockert. Duldet kein Aktenstück, nur Geschäftsbriefe von erträglichem Umfang; mehrt die Kompetenz, die Verantwortlichkeit und Beförderungsmöglichkeit des Einzelnen und entjagt dem Aberglauben an die Heilwirkung des Instanzenzuges; laßt mündlich verhandeln, telephoniren, stenographiren und die besten Männer so viel reisen wie Bankdirektoren in der Zeit der Abschlußsitzungen; sorgt, daß eine Fensterrahmenflickerei nicht mehr Zeit, Papier, Hirnschmalz koste als in der Industriewelt ein Millionengeschäft und daß ein ungewöhnlich Begabter nicht in der Heerde auf das Aussterben der Vordermänner zu harren und seine Jugendkraft zu verträdeln braucht. Dann gehts vielleicht; ein Menschenalter emfiger, von einem (im Sinn Goethes) baumeisterlichen Kopf geleiteter Arbeit wird immerhin nöthig sein. Wer so nebenbei, mit schönen Reden, zu machen wähnt, ahnt nicht, was er zu wollen wagte.

Thut nichts: die Reformanzeige hat gefallen. Stoff für die Schreiber. Für die blockirten Redner die „große nationale Aufgabe“, ohne die selbst das von Taggeld gefristete Leben verarmen müßte. Ende der Schuldenwirthschaft, Sparsamkeit, Merkantilsystem in der Verwaltung: das Herz des Liberalen hüpfst beim Hall solcher Worte. Auf den evangelischen Prospekt folgt die Verkündung, daß die Fahrkartensteuer abgeschafft, das Nahverkehrsporto herabgesetzt wird, also die tauben Blüthen vom Stengel fallen. Das ist (in jedem Sinn) billig und freut auch die Reichen. Welcher Zustand aber, wenn das 1906 aus langwierigen Kämpfen Erbeutete 1908 wieder herausgegeben werden muß! Solche Bedenken trüben die gute Laune nicht. Auch die Betheuerung, daß nicht das Gewerbe, sondern der Konsum besteuert werden solle, reizt die Galle kaum (Als ob nicht auch die dem Gewerbe aufgebürdete Steuer der Konsum trage! müßte; als ob Herr Mosse die Annoncensteuer, Herr Schöller die Lantiemesteuer wenns dazu käme, bezahlen würde. Plectuntur Achivi.) Daß nun auch das Licht besteuert werden soll, könnte schon eher ärgern. Vereinsbrüder, die höherer Beitrag leisten sollen, ködert der schlaue Präsident mit der Verheißung ni noch erlebter Festfreude. Hier? Die Elektrifizierung der Eisenbahnen wird gerade jetzt in Nahsicht gerückt, der Kurs der Elektrizitätaktien steigt in

gen, der Besitzer verlernt das Schelten und der Zuschauer denkt, eine Industrie, die solche Goldberge vor sich hat, könne fürs Vaterland ein Bißchen bluten. Fällt ihr natürlich nicht ein. Wir müssen, Arm und Reich, das Licht aus dem Gasrohr und der Elektrizitätleitung versteuern, das uns in acht von zehn Fällen Arbeiter ermöglicht. Der Fabrikant, Gastwirth, Händler, Schauhausbesitzer schlägt auf den Verkaufspreis seiner Waare; in der Privatwohnung knickt man am Licht oder knirscht, weil das unersättliche Reich die zur Arbeit nöthigsten Mittel anknabbert. Eine unklug erdachte, unzeitgemäße Steuer. Die nicht einmal Beträchtliches bringen wird; denn die Bayernhoffnung auf die erwachsende Wasserkraftindustrie muß geschont werden und das Licht allein kann, bei leidlicher Abgabepflicht, die Kassen nicht füllen. Und die Annoncensteuer? Die galt im Reichsschatzamt bisher als unergiebig und ward jetzt wohl nur fürs Parteiengeschäft ausersehen. Sind die Agrarier für den „weiteren Ausbau der Institution der Nachlaßbesteuerung“ einzufangen, dann tröstet man sie mit der Annoncensteuer und ähnlichem Lutschbeutelstand; bleiben sie störrig (wie zu erwarten ist: denn der Gutserbe, der Verwandte abfinden muß, kann die Schmälerung des ihm von den Eltern Hinterlassenen fast nie ertragen), dann ist der Verzicht auf die Belastung des Reklameverkehrs das einzige Würzmittel, das den Freisinnigen (ohne die im Bloß nichts zu machen ist) ermöglicht, die anderen Steuerbrocken, trotz der Programmvorschrift, herunterzuwürgen.

Herr Sndow paßt in unsere Parlamentarierwelt. Ob er wirklich an Sparsamkeit und Modernisirung glaubt, wirklich entschlossen ist, eine Reichsgeldvergeudung nicht im Amt zu überleben, muß sich erst zeigen. Sicher ist, daß er die Forderung des Tages vernommen hat: Von einem Parteienpool, dem kein positiver Gedanke gemeinsam ist, sollst Du Geld schaffen; sonst sinkst Du ins Nichts. Deshalb die künstliche Gehäusfügung und der Lockruf zur „Reorganisation der gesammten Finanzgebarung“ (die der Entpostete eigentlich doch erst durchaus studiren müßte, bevor er den Umsturz verspricht). Sonst wäre die Geschichte so langer Rede gar nicht werth. Weil Deutschland fünfhundert Millionen braucht, wird ein Jahr verschwagt? Die giebt Deutschlands Volk im Verlauf von sechs Wochen ja für Bier aus. Wer bei uns auf die Suche nach Steuerobjekten ginge, wäre nach ein paar Stunden am Ziel. Bier und Branntwein könnten den Reichsschmerz schnell stillen; eine Pfennigsteuer auch vom Liter: und alles Weh weicht. Der kleine Mann mit den schwachen Schultern? Wahlflausen. Das öde, leidenschaftlose (Sankt Sndow dürfte, jedesmal mit Recht, sagen: das systematische, planmäßige, stetige) Saufen erdirbt die Kasse. Der kleine Mann soll seinen Wochenverbrauch um drei Aschen Bier und sechs Schnäpse verringern: dann bleibt noch genug; noch viel. Nach den Rauschtränken der Tabak. Der Unverstand der mit briti-

ischer Exportmilch genährten „Volkswirthe“ (die ihr Volk nie bewirtheht noch je gemerkt haben, warum England das junge Reich nicht zu Wohlstand kommen lassen wollte) hat Bismarcks Monopolpläne vereitelt. Das war in unserer Wirthschaftsgeschichte der schlimmste Fehler; ein nie zu tilgender: die zur Ablösung der Privatbetriebe nöthige Summe wäre kaum noch erschwinglich. Also die Massen ein Jahr lang mit ruhiger Eindringlichkeit vorbereiten; dann Brauer, Brenner, Tabakleute, Händler, Wirthe für vierzehn Tage zur Interessenvertretung berufen: „Wir brauchen fünfhundert Millionen; überlegt, wie sie auf dem Euch bequemsten Weg in die Reichskasse zu holen sind, und beschließt am vierzehnten Tag mit Stimmenmehrheit; nicht, ob und woher wir brauchen (Das ist beschlossen), sondern, welche Art der Besteuerung Ihr, wenns sein muß, empfiehlt.“ Caesaren, Demagogen, schwache Regierungen aller Sorten scheuen solchen Schritt; schon weil der Wirth und der Cigarrenhändler der beste Agitator ist. Bei uns wäre die Sache ohne das Centrum, die einzige Reichspartei, die in Nord und Süd, Ost und West Massenanhänger hat, nicht zu machen; und das Centrum ist froh, wenn es nicht mit solcher Zumuthung in seine Wahlkreise zu kommen braucht. Was bleibt? Direkte Reichssteuern lehnen die Bundesstaatsregierungen ab; und das Reich ist hinter den preußischen Grenzpfählen heute nicht so beliebt, daß es nach der undankbaren Rolle des Steuereintreibers langem darf. Nothstandszuschläge, nach britischem Muster? Das Einfachste wäre es schließlich noch. Dem Bloß aber nicht abzuschmeicheln. Der Freisinnspolitiker vermag viel. Dies ginge über seine Kraft. Schade. Der „bewegliche Faktor“, der für die Reichsrechnung ersehnt wird, wäre da ohne besondere Mühe gesichert. Nun soll aus dem breiten Phrasenbach, dem das Bett gehöhlt ward, das Nothwendige sacht zusammensichern.

Das heute Nothwendige. Uebermorgen wirds viel mehr sein: und das Spiel fängt von vorn an. Wir rüsten, als wollten wir nächsten Donnerstag die Welt erobern, und sagen morgens, mittags, abends, daß wir des Friedens friedlichste Wächter sind. „Reorganisirung“; „Regenerirung der Finanzen“ (heißts an einer anderen Stelle); pomphafte Worte. Die heller ins Horcherohr klingen als Faustens Seufzer: „Ich habe mich zu hoch gebläht!“ Ein Haushalt, öffentlicher oder privater, ist nur gesund, wenn die Ausgaben zu den Einnahmen stimmen. Wenn der Haushalter sagt: „Das habe ich übrig, kanns also ausgeben“; nicht: „Das brauche ich, muß es also einnehmen“. Sydow herbei! Der Delzweig wehrt den bösen Nachbar nicht ab; winkt ihn eher an unsere Grenze. Krieg gegen eine Koalition, die uns lange nicht zu einem Hauptschlag kommen, Wirthschaft und Kredit des Reiches versiechen läßt... Ist für die Reichsfinanzmobilmachung sicherer vorgesorgt als mit pompös vertönenden Worten?

Schöppenstedt.

Sehr geehrter Herr Harden, im Vertrauen auf Ihre mir bekannte tolerante Gesinnung komme ich mit der Bitte, den Lesern der „Zukunft“ das Nachstehende unterbreiten zu wollen.

Das gute Städtchen Schöppenstedt in Braunschweig muß leider wieder dafür herhalten, daß die drolligen Schöppenstedter Fälle nicht aussterben; diesmal handelt es sich aber um ein ernstes Gebiet: um die Frage der Freiheit der Religion. Doch die guten Schöppenstedter sind nicht schuld, wenn ihr Ort in den Ruf der grassesten Intoleranz kommt, sondern die Schuld trifft das braunschweigische Staatsministerium. In der Stadt und dem Amtsgerichtsbezirk Schöppenstedt wohnen nach der letzten Volkszählung 880 Katholiken, zu denen im Sommer viele katholische Erntearbeiter kommen. Im Jahr 1892 ersuchte die kirchliche Behörde zum ersten Mal um die Gestattung katholischen Gottesdienstes in Schöppenstedt. Das Gesuch wurde abgelehnt. Unerträglich ist schon, daß es überhaupt noch eines Gesuches bedarf, da vom Staat keinerlei Leistungen beansprucht werden. Die Zahl der Katholiken nahm immer mehr zu, so daß die kirchlichen Organe in ihrem Gewissen verpflichtet waren, die Gesuche zu erneuern; so auch 1905. Die braunschweigische Regierung richtete darauf an den protestantischen Stadtmagistrat zu Schöppenstedt die Anfrage, ob für die Abhaltung des katholischen Gottesdienstes ein Bedürfnis vorhanden sei; die Antwort fiel verneinend aus. Selbst zahlreiche Protestanten waren darob erbittert; 46 protestantische Bewohner der Stadt sprachen öffentlich ihr Bedauern über die Antwort aus. Das Gesuch wurde wieder abgelehnt und im Landtag gar mit falschen Zahlen diese Haltung zu rechtfertigen gesucht. Im Frühjahr 1907 hat das zuständige Pfarramt in Wolfenbüttel das Gesuch erneuert; erst im Herbst erhielt es (also mit bemerkenswerther Schnelligkeit) die Antwort, daß das Pfarramt, dem heute die Seelsorge obliegt, zur Stellung eines solchen Antrages gar nicht zuständig sei. Am dreizehnten März 1908 stellte deshalb die bischöfliche Behörde den selben Antrag; allgemein rechnete man damit, daß am Ostersfest der erste Gottesdienst in Schöppenstedt stattfinden könne. Aber man hatte die Langsamkeit der braunschweigischen Bureaucratie doch gewaltig unterschätzt; denn erst am fünfundzwanzigsten August 1908 gab das Staatsministerium der bischöflichen Behörde die folgende Antwort: „Nachdem Höchsten Ortes genehmigt worden ist, daß für die in Betracht kommenden Angehörigen der dortigen Diözese alljährlich an vier dortseits zu Beginn eines jeden Jahres vorzuschlagenden Sonn- und Festtagen durch einen wolfenbütteler Geistlichen in Schöppenstedt oder einem benachbarten Ort ein Gottesdienst abgehalten wird, setzen wir Eure Bischöfliche Hochwürden hieroon auf das gefällige Schreiben vom dreizehnten März dieses Jahres ergebenst in Kenntniß und sehen Vorschlägen hinsichtlich der (zunächst für 1908) auszumählenden Tage sowie des

Ortes entgegen.“ Staunend liest man dieses Schreiben, das nach Stil und Geist dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert zur Ehre gereichen könnte, für das neugeschaffene Deutsche Reich des zwanzigsten Jahrhunderts aber eine Beleidigung, ein dunkler Fleck auf unserem nationalen Schild ist. Das Resultat sechzehnähriger Bemühungen ist also die Bestattung von vier Gottesdiensten im Jahr, obwohl der Katholik an jedem Sonn- und Festtag zum Besuch der Heiligen Messe im Gewissen verpflichtet ist; aber nicht einmal Dies gab man ohne Weiteres zu; nicht der Bischof und nicht der Pfarrer können nun festsetzen, wann und wo diese vier Gottesdienste stattfinden; sondern der Bischof hat nur ein Vorschlagsrecht für Zeit und Ort; das Staatsministerium behält sich die endgiltige Entscheidung vor; jedes Jahr muß vom Bischof ein anderer Vorschlag eingereicht werden. Ob man ihm in Braunschweig zustimmt, weiß Niemand vorher. Noch heute ist deshalb unbestimmt, wann in Schöppenstedt katholischer Gottesdienst abgehalten werden kann, da die Staatsklugheit des braunschweigischen Ministeriums vielleicht an dem einen oder anderen Tag etwas „Staatsgefährliches“ finden könnte. Jede weitere Kritik dieses sich selbst richtenden Falles ist überflüssig; nur der Anschauung will ich entgegentreten, als handle es sich um einen Einzelfall; nein: diese Entscheidung ist geboren aus dem selben Geist konfessioneller Engherzigkeit, der im braunschweigischen Land einen fremden, aber deutschen Geistlichen unter Strafe stellt, wenn er die Heilige Messe in Anwesenheit dritter Personen liest, wie es das im Mai 1908 beschlossene Katholikengesetz thut. Als Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zum Regenten des Landes erwählt wurde, hoffte ich (und mit mir hofften viele Katholiken), daß er der Katholikenquälerei in Braunschweig ein Ende bereiten werde; der Herzog-Regent hat sich nämlich viel mit Kolonialpolitik befaßt; er kennt gewiß den Paragraphen 14 des Schutzgebietsgesetzes von 1904, das in allen deutschen Kolonien die Freiheit der Religion garantiert und wonach jeder katholische Missionar Gottesdienst abhalten kann, wo und wann er will: ich habe mir deshalb gedacht, daß der neue Regent die Katholiken des unter ihm stehenden deutschen Landes nicht schlechter behandelt wissen will als die Katholiken in den deutschen Schutzgebieten, für die er so großes Interesse zeigt. Ich kann diese Hoffnung auch jetzt nicht aufgeben, da ein modern denkender Herrscher nicht nach dem Ruhm geizen kann, an der Spitze des intolerantesten und rückständigsten Staates der Erde (außer Mecklenburg und Sachsen kennt keiner solche Bestimmung) zu stehen. Katholiken aus dem Herzogthum Braunschweig haben sich mit den schärfsten Worten der Entrüstung über diese Haltung des Ministeriums an mich gewandt; ich möchte sie beruhigen, indem ich von dem schlechtunterrichteten Herzog-Regenten an den besser zu unterrichtenden appellire. Mit lebhaftem Dank für Ihre Liebenswürdigkeit, bin ich, verehrter Herr Harden, in bekannter Werthschätzung Ihnen sehr ergeben.

Matthias Erzberger,

Mitglied des Deutschen Reichstages.

Musik im Volkshaushalt.

Das Deutsche Reich steht auf einer hohen Stufe der Civilisation. Es sorgt für Verwaltung, Rechtsschutz, Verkehr, Handel und Wandel, gesunde Nahrung und Wohnung, für Versicherungen gegen die Folgen von Alter und Krankheit. Es wendet jährlich viele Hunderte von Millionen für eine mächtige Land- und Seewehr auf, um die Wohlfahrt der Bürger und den Bestand des Reiches zu sichern. Alles überaus nützlich; Alles nothwendig. Aber was uns erst zu Menschen macht, Geist und Gemüth, ist doch werthvoller als alles Leibliche. Wen kümmert deren Wohlergehen? Ist unsere hochentwickelte, ruhmreiche Kultur nicht auch der Fürsorge werth?

An Unterricht allerdings fehlt's wohl nicht; dafür sorgen in den Einzelstaaten Hochschulen aller Art. Für die Wissenschaften ist auch weiter gesorgt. Zu deren Pflege und Förderung, auch um ihrer selbst willen, giebt's an unseren Universitäten mannichfache, mit reichen Mitteln ausgestattete Institute, in denen, unbekümmert um den unmittelbaren Nutzen, viele Forscher an der Arbeit sind. Solche Stätten des ruhigen Schaffens, die Berufenen reichliche Muße und auch Gelegenheit zur Erprobung des Geschaffenen gewähren, entbehrt aber die Musik so gut wie ganz. Als jüngste unter den Künsten ist sie eben erst auf dem Plan erschienen, nachdem die Theilung längst geschehen. Sie ist aber in den letzten beiden Jahrhunderten zu solcher Entwicklung und Blüthe gelangt, daß ihr Anspruch darauf gewiß ernster Erwägung werth ist.

In meiner Schrift „Die Werthschätzung der Musik“ (Kunstwart : 898) habe ich gezeigt, daß der schaffende Musiker mit seinem Wirken und seinen Werken ganz auf sich selbst angewiesen ist. Besitzt er kein Vermögen oder helfen Gönner nicht aus, so hat er in einem Nebenberuf, als Virtuose, Dirigent oder Lehrer, des Lebens Unterhalt zu erwerben. Seine Werke muß er auf den Markt bringen. Er, der nicht zum Geschäftsmann taugt, seine Werke, die sich nicht zur Marktware eignen; denn begehrt wird nur das Gefällige, Landläufige; der Werth des wirklich Bedeutenden, Neuen aber ist fast immer erst nach Jahrzehnten erkannt und gewürdigt worden, nachdem das Verständniß dafür herangereift war. Dem Zufall ist es also anheimgegeben, ob ein Verleger dafür eintritt; von Unternehmern, denen naturgemäß das Geschäft die Hauptsache ist, von Intendanten, die wesentlich nur für den Hof- oder Militärdienst vorgebildet sind, hängt es ab, ob und wie seine Werke aufgeführt werden. Ein Glücksspiel ist's wohl häufig für den Unternehmer; für den Autor fast immer ein Unglücksspiel. Eine einzige Ausnahme nur giebt's; allerdings eine glänzende: Richard Strauß. Den mächtigen künstlerischen Eigenschaften dieses Meisters, seiner Intelligenz und unbeugsamen Energie ist es gelungen, so widrigen Verhältnissen obzusegen, denen selbst noch ein Richard Wagner unterlegen ist.

Und doch ist die Musik, die auf deutschem Boden, wie im Wald eine schöne Blume, ungepflegt gedeiht, ein Erzeugniß, um das alle Welt uns beneidet, von dem alle Welt mitzehrt. Ich rede hier nicht von modischer, von leichter Unterhaltungsmusik. An echter, großer Musik aber (groß, auch wenn die Form klein ist) sind wir so reich, daß keine andere Nation sich uns vergleichen kann. Da die Zahl der Konzerte in Deutschland nah an Hunderttausend heranreicht, da es, mindestens in den Städten, wenige Häuser geben mag, in denen die Musik nicht heimisch ist, so ist schon die weitverzweigte wirthschaftliche Bedeutung der Musik nicht zu unterschätzen. Höher jedoch steht ihr Kulturwerth. Was er für unser Volk zu bedeuten hat, ob das Reich solche Werthe zweckmäßig, nämlich so verwendet und verwaltet, daß das Wohl aller Reichsangehörigen damit thunlichst gefördert wird: Das scheint bisher kaum näher erwogen worden zu sein.

Wie Religion, Wissenschaft und Literatur, so erhebt uns auch die Kunst und namentlich die Musik über das irdische Treiben: sie labt und nährt unsere metaphysische Persönlichkeit. Wird nun mit Recht darauf gehalten, daß die leibliche Kost reichlich, gesund und preiswürdig dargeboten wird, so muß der selbe Anspruch für die Nahrung von Geist und Gemüth erhoben werden. Verbote, um Auswüchsen entgegen zutreten, thun es nicht allein: gesunde, ja, edelste Nahrung, die reichlich vorhanden ist, darf nicht Luxusartikel bleiben; sie muß dem Volk vermittelt, Jedem leicht zugänglich gemacht werden. Und um wie viel leichter ist Solches mit der geistigen Nahrung zu erreichen! Denn die Vervielfältigung von Schrift- oder Notenwerken ist unbegrenzt um billigen Preis zu bewirken. Solche Werke werden auch nicht verzehrt, wie ein Stück Brot oder Fleisch, von einem Einzelnen, auf Nimmerwiedersehen. Die Dienste eines werthvollen Buches, eines Notenblattes sind unerschöpflich; an einer Auf- führung können mehr als tausend Menschen sich erfreuen und erbauen.

Solche Gesichtspunkte sind leider unseren Behörden sehr fern. Im Reich gelten, wie im alten Rom, alle Maßregeln nur unserer Civilisation. Wir sind aber anders geartet als die Römer; sind, wie einst die Griechen, allen anderen Nationen an Kultur überlegen. Auch hier bedarf es der Förderung, der Verwerthung. Hier versagt jedoch die Reichsidee. Kunst ist für den Deutschen, wie für den Sozialdemokraten die Religion, Privatsache.

Nur von einer Maßregel des Reiches wäre hier zu berichten, von den neuen Urhebergesetzen nämlich, die in höchst dankenswerther Weise den Schutz der Autoren verstärkt, ihnen die Verwerthung ihrer Aufführungsrechte ermöglicht haben. Doch regeln diese Gesetze nur die privatrechtlichen Verhältnisse. Das öffentliche Interesse wird wohl nur von der (nicht neuen) Bestimmung berührt, daß dreißig Jahre nach des Urhebers Tode der Schutz seiner Werke aufhört und sie dann der Allgemeinheit verfallen. Diese Regelung ist woh!

mehr auf das praktische Interesse der Verlagsficherung und weniger auf Rechtsgrundsätze zurückzuführen, die auf diesem Gebiet nicht besonders verlässlich zu sein scheinen, da sie noch in der letzten Zeit, bis zu Kohler hin, manche Wandlung erfahren haben. Auch die Zahl dreißig (in anderen Ländern währt der Schutz bis zu achtzig Jahren) scheint der Willkür entsprungen zu sein. Einen tiefen Eingriff in die privaten Interessen der Autoren bedeutet aber diese Maßregel, denn ihnen wird damit die künstlerische und wirthschaftliche Verfügung über das von ihnen Geschaffene, über ihr Eigenthum, ohne irgendwelche Entschädigung entzogen; ihnen wird weiter durch die zu minimalen Preisen auf den Markt geworfenen gemeinfreien Werke, die in der Auslese von Jahrzehnten inzwischen berühmt und allbegehrt geworden sind, eine geradezu erdrückende Konkurrenz bereitet. Sucht aber hiernach unsere Rechtslage nicht auf sicheren Prinzipien und führt sie auch praktisch zu nicht unbedenklichen Konsequenzen, so verdient wohl ein weiteres Moment Beachtung, nämlich der Grundsatz: Höher als die privaten Interessen sind die der Allgemeinheit zu bewerten. Wollen wir damit einem Gebiete, das man geistige Volkswirtschaft nennen könnte, näher treten, so wäre zunächst die Erörterung der Frage wichtig: Was erfordert hier die Wohlfahrt des der Musik bedürftigen Volkes? Man wird dabei zwischen Verlags- und Aufführungsrecht unterscheiden müssen.

Das Aufführungsrecht, künstlerisch und wirthschaftlich genommen, ist neuerdings als ein höchst persönliches Recht des Urhebers ausgestaltet worden. Seine Verwerthung für Opern (meist mit 5 Prozent) und für Konzerte (mit 1—2 Prozent der Bruttoeinnahme) hat sich eingebürgert und erfolgt bei aller Schonung der Interessen der Musikpflege so zweckgemäß, daß mit der Zeit Manches davon für die Autoren und deren gemeinnützige Einrichtungen zu erhoffen ist. Das ist dem ungemein begabten Musiker und Juristen Friedrich Rösch zu danken; er allein hat die Konzertbesteuerung zu Gunsten der Autoren durchgesetzt. Ein öffentliches Interesse, dieses Aufführungsrecht zeitlich zu begrenzen, liegt in keiner Hinsicht vor; auch nicht, wenn der Autor seit dreißig Jahren tot ist. Opernaufführungen werden ja stets von Unternehmern veranstaltet. Die fordern aber, zum Beispiel, für die abgabefreie „Zauberflöte“ die selben Eintrittspreise wie für die abgabepflichtigen „Meisterfinger“. Natürlich setzen die Unternehmer die Preise gern so hoch an, wie die Güte und Beliebtheit ihres Personals, die Zugkraft der Aufführungen, das Kunstbedürfnis und die Kaufkraft ihres Publikums es irgend gestatten. Nur die Konjunktur also und nicht etwa der geringfügige Autorenzoll bestimmt ihre Wirthschaftsordnung. Waren bisher die älteren Opern abgabefrei, so war das eine Vergünstigung nur für den Unternehmer, nicht für das Publikum, leider zugleich auch eine Prämie auf die Verheimlichung neuer Werke. Für Konzertmusik an der bisherigen Begrenzung des Aufführungsrechtes festzuhalten, empfiehlt erst recht kein öffent-

liches Interesse. Hier würde sogar, nach außen wenigstens, die Aenderung sich kaum bemerkbar machen, da Pauschalverträge üblich sind, die alle Werke unterschiedlos umfassen. Verkürzt man denn aber ein Recht, bemächtigt man sich eines Privateigenthumes, ohne daß ein Grund, ein öffentliches Interesse dafür ersichtlich ist? Das widerspräche doch allen gesunden Anschauungen. Wie aber, wenn der Autor tot ist und seine Erben nicht zu ermitteln sind? Was durch Musik erworben ward, fördere wiederum die Musik! Die Abgabe verfallt dann einem „Urheberschaft“, dessen Ansammlung, wie meine Schrift lehrt, für wichtige künstlerische und humanitäre Zwecke nothwendig ist.

Ganz anders steht es um die Begrenzung des Verlagsrechtes. Sicher ist es für alle Musikdurstigen (und deren Zahl ist Legion) ein Segen, wenn ein wichtiger Autor dreißig Jahre nach seinem Tod endlich „frei“ wird. Der Tote erwacht damit zu neuem Leben. Es wirkt wie eine Erlösung, wenn man dann in Sammelbänden die herrlichste Musik für weniger Groschen erhält, als man vorher Mark bezahlen mußte. Schuberts „Müllerlieder“ kosteten früher sieben Gulden. Jetzt erhält man „Müllerlieder“, „Winterreise“, „Schwanengesang“ und zweiundzwanzig andere, zusammen neunzig Lieder für zwei Mark. Hergestellt sind sie für eine Mark. Die andere verfällt der Sortimentshandlung als Rabatt. Dieser Segen kommt aber spät, viel zu spät für die Interessen der Allgemeinheit. Wären Mozarts und Beethovens Sonaten, Schuberts Lieder u. s. w. nicht erst etwa 1858, sondern schon 1828, ja, zu Lebzeiten der Meister Allen zugänglich gewesen, die nach guter Musik verlangten: wie anders hätte sich in den Jahren, da die Meisterwerke Luxusartikel und nur vereinzelt bekannt waren, der Geschmack und das intime musikalische Leben des Volkes gestalten können! So aber machte sich damals Salonmusik mit virtuosem Anstrich breit; Lieder von Reiziger, Klüden, Gumbert und Abt waren obenauf; selbst im Gewandhaus gab's Arien von Bellini und Donizetti zu hören. Vor den „Klassikern“ machte man eine respektvolle Verbeugung; ihre Musik aber, selbst „Fidelio“, galt als langweilig, die „Neunte“ als ein Monstrum von Mißklang und Unverständlichkeit. Schumann, Chopin und Löwe konnten zu Lebzeiten eben so wenig gegen solch leichte Geschmacksrichtung aufkommen wie in der Oper Wagner und Vorhing gegen Meyerbeer und Flotow, die neusten Italiener und Franzosen. Es ist kein Zufall, daß es damit erst allmählich besser wurde, als gegen Ende der fünfziger Jahre zuerst billige Ausgaben der Meister auftauchten, ihre Werke damit bekannt und lebendig wurden. Erst seit dieser Zeit hat sich das Geschmacksniveau unseres Publikums gehoben. Das damals Erlebte sei uns eine Lehre: es lohnt sich auch heute noch, das Gute und Schöne auch den Unbemittelten, die vielfach die dafür Empfänglichsten sind, so früh wie möglich zugänglich zu machen. Die geistigen Werthe sind für die ganze Nation geschaffen, nicht nur für Privilegirte.

Was hindert denn aber die frühzeitige und weitreichende Labung und Befruchtung? Der Quell fließt ja reichlich. Was dämmt ihn denn zurück? Doch nur der leidige Umstand, daß solche Werke der Allgemeinheit nicht frei zur Verfügung stehen, daß sie Einzelnen gehören, privaten Interessen dienstbar sind; denn ihre Schöpfer mußten des täglichen Brotes halber damit Handel treiben. Aber den Tonsetzern ist's doch so erwünscht und förderlich? Nein! Eine traurige Nothwendigkeit ist's, die wie ein Alb auch auf unseren größten Meistern gelastet, ihr Leben vergiftet hat. Kommt nun, nach unserer Erwägung, hinzu, daß die Öffentlichkeit, das Reich selbst, das größte Interesse daran hat, solche Kulturwerthe für sich in Anspruch zu nehmen, so strebt doch Alles der einfachsten und natürlichsten Lösung zu: solche Werke dem Privatbesitz zu entziehen. Höchst berechtigt und wichtig fürwahr wäre eine solche Enteignung; auch durchaus nicht so kostspielig, daß deshalb die Wohlthat gesunder geistiger Kost auf Jahrzehnte hinaus unserem Volk vorenthalten, die Kultur hinter dem Schaffen, die Wirkung hinter der Ursache so weit wie bisher zurückgehalten bleiben müßte. „Und da soll der Staat eingreifen? Das Reich gar?“ Aber, mit Verlaub, ein solcher Eingriff ist ja längst Gesetz! Dreißig Jahre nach seinem Tod wird immer schon dem Autor jedwede Verfügung über seine Werke, über deren Druck und Aufführung, entzogen. Das Prinzip also steht fest, hat sich eingelebt. Nicht darum also kann es sich handeln, sondern nur noch um die zweckgemäßeste Gestaltung dieser Maßregel, mit der man bisher, wie mir scheint, nur privatrechtliche Interessen verfolgt hat und ziemlich planlos und willkürlich vorgegangen ist. Das öffentliche Interesse und auch das der Autoren erfordert hier aber, daß erstens nicht dreißig Jahre nach des Autors Tode, sondern thunlichst bald seine Werke von Bedeutung privater Verfügung entzogen und für billigen Preis allgemein zugänglich seien; daß zweitens der Autor nicht, wie bisher, leer ausgehe, sondern für die ihm genommenen Werke eine Gegenleistung, eine angemessene Entschädigung erhalte; daß drittens solche Werke nicht mehr beliebiger Ausbeutung preisgegeben seien, das Reich selbst vielmehr davon Besitz ergreife und ihre Verbreitung regle; selbst den Vertrieb übernehme oder ihn den Verlegern gegen gehörig abgestufte Abgaben überlasse, deren Erträge einem „Urheberschatz“ zur Förderung musikalischer Kunst zufließen. Weiter wäre zu bewirken, daß mindestens für solche Werke der Sortiment-zwischenhandel, der in Folge des leidigen Rabattsystems mehr als die Hälfte des für Noten aufgewendeten Geldes für sich beansprucht, durch ein billigeres, etwa durch das Versandverfahren ersetzt werde (man vergleiche meinen Brief in der „Zukunft“ IX. 1901. Nr. 45); und endlich, daß die Verpflichtung zu einer Aufführungsgebühr nicht dreißig Jahre nach des Autors Tod aufhöre, sondern unbegrenzt, eventuell zu Gunsten eines „Urheberschatzes“, fortbauere.

Ich verkenne nicht, daß meine Vorschläge sozialistisch angehaucht sind. Die Verhältnisse auf dem Musikenmarkt und rückwirkend im Musikleben

und Musikschaffen sind aber so verworren und haltlos, daß eine Gesundung schwerlich anders zu erreichen ist. Die echte Musik taugt eben nicht zur Marktware, der schaffende Musiker nicht zum Geschäftsmann.

Will das Reich seine Kulturschätze gemeinnützig verwalten, so hatten seiner aber noch weitere Aufgaben. Nicht nur in Noten: auch in lebendigen Tönen müßten dem Volk die klassischen Werke und das Beste der neueren Musik dargeboten werden. Gegen ganz geringen Entgelt oder umsonst. Sind doch auch die Kunstschätze unserer Museen, die den Staat große Summen kosten, frei zugänglich. Verlezt denn das Gelärm und Getreisch, das so manche Musikanten mit banaler Musik vollführen, nicht jedes feinere Gefühl? Ist nicht Vieles, was landläufige Operetten- und Tingeltangel-Bühnen Tag für Tag darbieten, geradezu Gift für die Volksseele? Droht nicht bei der ungeheuren Zunahme solcher billigen und daher vielbesuchten Veranstaltungen die Gefahr, daß das sittliche Empfinden abgestumpft wird, das künstlerische der Verrohung verfällt? Der Sinn für Höheres, für echte Kunst, lebt doch im Volk; er bedarf aber dringend der Anregung und Pflege, wenn er nicht verkümmern soll. Wichtig ist demnach, daß dem Volke gute Konzerte leicht zugänglich gemacht werden, Konzerte mit Symphonien, Chorwerken, Kammermusik und Liedern, auch Opern- und Schauspielvorstellungen, wie es in Berlin durch Kaiser Wilhelms Entschluß einmal geschehen ist. Werden viele Theater und Orchester durch staatliche oder städtische Zuschüsse erhalten, so entspricht es der Billigkeit, daß auch bescheidenen Steuerzahlern Gelegenheit geboten wird, sich ihrer Darbietungen zu erfreuen. Die Klänge würden in solchen Kreisen vielfach ein weiter hallendes und dankbareres Echo als bei denen finden, die nur der Mode folgend Aufführungen besuchen. Manche Seele würde damit der Hast und Noth des Lebens für eine Weile enthoben und vielleicht zu der Erkenntniß belehrt, daß es doch noch ein Höheres giebt als die Pflicht, um den Arbeitlohn zu feilschen und Utopien nachzujagen. Ich weiß von einem ernsten, würdigen Konzert. Sozialdemokraten hatten es für ihre Genossen veranstaltet. In Schaaren, dicht gedrängt, horchten sie lautlos den Vorträgen; waren begeisterte, andächtige Zuhörer. So erbaut waren sie, daß sie nachher, ungebeten, das Honorar des trefflichen Sängers um hundert Mark erhöhten. Solche Veranstaltungen sind nicht selten. Sie sollten aber denen, die für die geistige Wohlfahrt im Deutschen Reich einzustehen haben, zu denken geben; sollten sie mahnen, die geistigen und künstlerischen Instinkte unseres reich begabten Volkes zu pflegen, sie mit gesunder Nahrung, mit guter Musik zu versorgen und so den täglichen Verlockungen in den Sumpf entgegenzuwirken.

Nur von Zielen konnte ich hier reden. Wie schwer sie zu erreichen sind, verhehle ich mir nicht. Werden solche Ziele aber als richtig erkannt, so muß es früher oder später gelingen, den Weg zu ihnen zu bahnen.

Braunschweig.

Dr. Hans Sommer.

Der Verein gegen Lärm.

Im Jahre 1906 trat in New York eine der merkwürdigsten Gesellschaften unserer Tage ins Leben: die Société pour la suppression du bruit excessif. Der internationale „Antilärmverein“. Ich will an dieser Stelle Einiges aus der Geschichte dieses merkwürdigen Bundes erzählen. Es möge an einem konkreten Beispiele zeigen, wie wahr das Wort Mills ist, daß die Uebel, an denen die menschliche Gesellschaft krank, vermeidbare Uebel sind. Es möge zugleich für einen ähnlichen Verein in Deutschland neue Mitglieder zu werben versuchen . . .

Eine newyorker Dame, Mrs. J. L. Rice, hatte ein Besitztum in der Nähe des Hafens. Das ewige Kreischen der Bootspfeifen, das unablässige Stöhnen der großen Rebelhörner, der nächtliche Angstschrei der Seesirenen, quälte und erbitterte sie, Tag vor Tag. Nachdem sie vergeblich bei Hafenbehörden und Hafenpolizei sich beschwert hatte, begann sie, ihrem Feldzug Methode zu geben. Sie wendete sich an die Board of Health, das oberste Hygienische Institut der Vereinigten Staaten. Sie schrieb Briefe an Polizeibehörden, sammelte Unterschriften für Petitionen, informierte Reporter, die sich ihr zur Verfügung stellten. Man begann endlich, sich theoretisch und praktisch mit den Geräuschen der newyorker Häfen zu beschäftigen. Ein Professor der Columbia-Universität stellte mit der Hilfe von Studenten Größe und Art der Lärmreize in der Umgegend des Hafens fest. Er konstatierte, daß an der East-River-Side New Yorks mindestens fünftausend verschiedene Signale innerhalb weniger Nachtstunden gehört werden. Die Bemühungen der Mrs. Rice hatten Erfolg. Zunächst wurde das Bennetlaw vom Vater der Dame eingebracht. Ein Amendement zur Navigationgesetzgebung, das 1907 Rechtskraft erlangte. Ein Gesetz, das alle unnützen Signale, wie Pfeifen, Glockenläuten, Schreien, Rufen, auf den kleinen Lootsen Schiffen und Dampfern in allen Häfen der Vereinigten Staaten streng untersagt. Die Gesellschaft der Schifffahrtinteressenten, der Masters, Mates und Pilots und deren Rechtskonsulent Mr. Luther Dow nahmen die Bekämpfung der Geräusche im Seewesen in die Hand. Solchen Dampfern und Lootsenböten, die unnötig Signale geben, wird die Konzession, im Hafen von New York zu liegen, auf Tage oder Wochen entzogen; dabei wird kein Unterschied zwischen Nationalitäten gemacht. Nachdem die erste Etape dieses Kampfes erreicht war, faßte Frau Bennet-Rice den Plan, ihrem Kreuzzuge größere Ausdehnung zu geben. Sie unterschied bestimmte Kategorien von Geräuschen. Sie nahm sie einzeln aufs Korn. Dadurch aber, daß sie sich an das amerikanische „Prinzip der direkten Linie“ hielt, daß sie Umwege mied und ausschließlich das ihrer Erfahrung Zugängliche und Erreichbare zu erlangen suchte, hatten ihre Bemühungen einen Erfolg, der sie zu einer der populärsten Frauen in den Vereinigten Staaten machte. Sie nahm zunächst sich der Hospitale an. Die Direktionen der städtischen Krankenhäuser, die täglich insgesamt 180 000 Kranke zu betreuen haben, klagten in New York allgemein über das fürchterliche Leiden der Kranken unter den Tag und Nacht tosenden Geräuschen. Sie setzten sich mit Frau Rice in Verbindung. Man kam auf die Idee, innerhalb der Stadt „Ruhige Zonen“ zu schaffen. Eine „ruhige Zone“ wird von solchen Straßen gebildet, die in nächster Nachbarschaft eines öffentlichen Krankenhauses liegen. An den Straßenzugängen ist die „ruhige Zone“ durch Tafeln kenntlich gemacht, die mit Riesenlettern die Inschrift tragen: „Be Quiet. Hospital

Zone. Under Penalty of the Law.“ Da in solchen vor Lärm geschützten Zonen auch die Miethwerthe steigen, eifert jeder Distrikt danach, eine ruhige Zone zu erhalten. Die oberste Polizeibehörde und die höchste hygienische Instanz, deren Chef Professor Darlington jährlich etwa 16 Millionen Markt zu hygienischen Zwecken verwenden kann, eben so das Präsidium der vereinigten Krankenhäuser, an dessen Spitze John Brannon steht, ferner John Wyeth, Chef der obersten Ärzteschule Amerikas, traten gemeinsam mit Mrs. Rice zu einem Board wider den Lärm zusammen. Da wurde festgesetzt, daß in ruhigen Zonen aller Lärm mit bestimmten Polizeistrafen geþnt wird. Ein Rüscher, der in der Hospitalzone mit der Peitiche knallt oder Signale giebt, wird mit zehn Dollars Strafe oder zehn Tagen Haft belegt. Die Leiter sämtlicher newyorker Krankenhäuser, öffentlicher und privater, traten ausnahmslos der Society for the Suppression of Unnecessary Voice bei. Viele Direktoren berichteten Schreckliches über das Leiden von Nervenkranken unter den Straßengeräuschen. In einigen Fällen ward festgestellt, daß Kranke durch die Einwirkung der beständigen Lärmgeräusche wahnsinnig geworden waren.

Zu der allgemeinen Einführung der „Ruhezone“ trat die speziellere Polizeigesetzgebung. Bestimmte Baumaterialien, lose Bauhölzer, Eisenstangen oder Milchkannen, Petroleumkannen und Aehnliches dürfen in New York nicht transportirt werden, ohne daß durch Stroh oder Säcke das „Aneinanderschöppern“ der Metalle oder Hölzer vermieden wird. Wichtiger aber als das Alles war die Forderung, dem Lärm in der Umgebung von Schulen abzuhelpen. Lärm, der in den Jugendunterricht eindringt, ist nicht nur hygienisches, sondern geradezu sittlich-pädagogisches Delikt an der Jugend. Wir legen heute auf jede Art des Körpersports Werth. Wir schonen die Augen, wir untersuchen und pflegen die Zähne der Schulkinder; aber wir scheuen uns nicht, durch stete Lärmreize ihr Geistes- und Seelenleben zu zersplittern. Wie man einen großen Diamanten durch fortgesetztes Schleifen in tausend kleine zersplittert (schrieb Schopenhauer als der älteste und radikalste Kämpfer wider den Lärm), so zersplittert Geräusch unsere Aufmerksamkeit. Dieses psychologische Moment ist der eigentliche Kern der Abneigung, die alle produktiven Menschen gegen Lärm empfinden. Wenn wir den Lärm in der Umgebung von Schulen gestatten, lassen wir ein dauerndes Narkotikum auf die Seelen der Kinder wirken. Wie verdumpfen und verstumpfen sie. Wir hemmen sie von früh auf, Selbstsinnung und bewußte Einkehr zu erlangen. Der newyorker Bund begnügte sich aber nicht damit, die 600 000 städtischen Schulkinder New Yorks vor Lärmreizen passiv zu bewahren. Er hatte die noch werthvollere Idee, diese 600 000 Kinder zu aktiven, selbstthätigen Mitgliedern des „Antilärmvereins“ zu machen und aus kleinen Schreihähnen und Lärmmachern zu Kämpfern für Lautlosigkeit und gute Sitte zu erziehen. Die Art, in der man vorging, erwies sich als gut und praktisch. Mrs. Rice gewann die Geistlichen und Lehrer; zumal katholische Geistlichkeit. Der Erzbischof von New York, der Vorstand der katholischen Sommerschulen und der Generalsuperior des größten amerikanischen Ordens, des Paulinerordens, traten in den Vorstand des Bundes zur Bekämpfung der Geräusche. Frau Rice hielt Vorträge vor vielen tausend Kindern über Schändlichkeit und Schädlichkeit ihres Gelärmes, über die Würde ruhigen, lautlosen Betragens, über die Qual der Kranken in den benachbarten Spitalen. Der kleine Amerikaner scheut nichts mehr als den Vorwurf, kein Gentleman zu sein. Er gelobte, sich ruhiges Verhalten anzuge-

Wohnen. Die Kinder gründeten unter einander einen „Jugendzweig des Antilärmvereins“, der vor Allem sich das Ziel setzte, in den „ruhigen Zonen“, also in der Nähe von Schulen und Krankenhäusern, keine lauten Spiele und Sports zu gestatten. Auf Bitten der Kinder übernahm der bei der Jugend, beim ganzen Volk populärste Mann den Vorsitz dieses „Jugendbundes gegen den Lärm“, Samuel Clemens, der auch bei uns allgemein bekannte Marc Twain. In den Tausenden von Briefen, die von Schulkindern an den Vorstand des Antilärmvereins geschrieben wurden, findet man viel Liebenswürdiges, viel Rührendes. Die kleinen Mädchen geloben pathetisch, sich der armen Kranken in den Hospitälern anzunehmen und dafür zu sorgen, daß die Armen nicht mehr unter dem Lärm leiden müssen; die kleinen Knaben melden, daß sie gesehen haben, wie hier oder dort in einer „ruhigen Zone“ ein Trambahnkondukteur Glockensignale gegeben oder ein Schusterjunge gepfeifen hat. Aber sie hätten dem Manne sofort gehörig die Meinung gesagt. Die Kinder, die sich zur Mitgliedschaft am Antilärmbunde meldeten, trugen stolz eine blaue Broche mit dem eingravirten Namen des Vereins.

Als bald richtete man den Angriff gegen eine neue Geräuschart: das überflüssige Schlagen vieler Uhren, das entbehrliche Geläute zahlloser Kirchenglocken. Muß wirklich die Thurmuhr uns jede Viertelstunde anmelden? Heute, wo doch jeder Aermste eine Taschenuhr besitzt? Muß wirklich die Glocke jeden Leichenkondukt, jede Kindstaupe und Hochzeit einläuten? In Philadelphie wurde in gewissen Distrikten das Glockenläuten ganz abgeschafft. In vielen protestantischen und katholischen Kirchen verpflichtete man sich, das unnütze Schlagen der Thurmuhren abzustellen und alle entbehrliche Benutzung des Läutewerkes zu untersagen. Dann ging man gegen die Automobil- und Tramwangeräusche vor, gegen den Lärm im Verkehrswejen überhaupt. Auch hierbei handelten die Amerikaner vernünftig. Sie hüteten sich, die maßgebenden Instanzen (wie es in Deutschland so oft geschieht) öffentlich zu beschimpfen. Sie hüteten sich, sie als Attentäter gegen Gesundheit und Glück der Menschen öffentlich herabzuwürdigen. Sie zogen vielmehr die entscheidenden Behörde selber in die Aktion hinein. Der Vorstand des Automobilklubs wurde dem Antilärmverein gewonnen. Er übernahm selbst die Aufgabe, wider die Schäden der Automobiltechnik vorzugehen. Die Trambahndirektoren zeigten sich bereit, in ihren Depots Verhaltensmaßregeln für das Personal aufzuhängen, in denen unnötiger Lärm verboten wurde. Das Gesundheitsamt (dem die Kontrolle des Stadtlebens bei Nacht untersteht, während die Polizeidirektion nur am Tage kompetent ist), erließ eine Reihe von Verboten. So wurde, zum Beispiel, das nächtliche Heulen und Bellen der Hunde (wie es hinter den Zäunen von Baustellen jede Nacht zu hören ist) mit Strafe belegt. Der schwierigste Theil dieses großen Kreuzzuges gehört noch der nächsten Zukunft: der Kampf gegen die Klavierjeuche, gegen die öffentliche Musik, gegen Grammophon- und Phonographenmißbrauch. Einsichtige Musiker und Musikunde werden die Schädlichkeit und Geschmacklosigkeit der allgemeinen Musikwuth bekämpfen. Die Hauswirthschaft müssen zu bestimmter Instruktion der Hausbesitzer verpflichtet werden. In Abend- und Nachtstunden sollte überhaupt nicht in Wohnräumen musiziert werden. Jeder regelmäßig Spielende soll verpflichtet werden, seine Uebungstunden dem Hauswirth anzugeben, damit sich die Hausbesitzer danach richten kann. In einzelnen Distrikten kann man daran denken, eine Gebäude für Musiklernende zu errichten; schon Goethe forderte ja, daß die

„pädagogische Provinz“ der Musiker möglichst fern von jeder anderen Provinz errichtet werde. Heute, nach zwei kurzen Jahren des Kampfes, giebt es in Amerika keine bekannte Persönlichkeit, die nicht am Antilärmverein betheiligt ist, und zwar nicht nur mit jener „wohlwollenden Neutralität“, die bei uns die „großen Thiere“ so sehr ziert, sondern aktiv, mitarbeitend. Die Rektoren der drei großen Universitäten, Columbia, City- und New York-University gehören zum Bund. Eben so Dean Howells und Watson Gilber, die bekanntesten Schriftsteller. Olcott, William Bennet, bekannte Advokaten, Kirchwan, Dean der höchsten Rechtsschule, alle bedeutenden Aerzte sind dem Antilärmverein beigetreten. Der Führer der republikanischen Parteien, Herbert Parsons, gehört ihm eben so an wie der Erzbischof Forley und der Kanzler Mac Croder. Auch die großen Bankiers gehören zu dem Bund.

Wie sieht es um die Bekämpfung des Lärmes bei uns? In Wien, Berlin, München? In einem Lande, wo mehr Geist und mehr Seele vor Geräuschen zu beschützen wäre, als Amerika bisher zu beschützen hatte?

Als ich vor zehn Jahren die ersten Essais gegen den Lärm veröffentlichte, kam kein anderer Widerhall zurück als der, daß einige Zeitungen den Protest gegen das Glockenläuten, zumal in Bayern und Oesterreich, als Lästerung religiöser Institutionen denunzirten. In meinem Buch „Der Lärm“ versuchte ich, auf breiter physiologischer und psychologischer Grundlage den Wirkungen der verschiedenen Geräusche und der seelischen Wurzel des Lärmtriebes nachzugehen, die bisher in Deutschland geschaffene Legislatur zum Schutze des Gehöres methodisch zu bearbeiten und einige praktische Maßregeln zur Lärmbekämpfung vorzuschlagen. Ich habe freilich, als ich das Buch schrieb, von dem großen „Antilärmkampf“ in Amerika nur wenig gewußt. Ich wurde erst auf ihn aufmerksam, als amerikanische Zeitungen meine Idee mit Wohlwollen und Verständnis aufgriffen. Hätte ich von dieser Bewegung gewußt, so hätte ich meinem Buch eine praktischere Richtung gegeben. Doch der Stein ist nun ins Rollen gekommen und in Deutschland wird bald Nützliches in diesem Kampf zu erfechten sein. Das Wenige, das bisher geschah, beweist zur Genüge, daß die Idee eines Antilärmvereins gesunden Boden hat, daß sie, wie man sagt, „in der Luft liegt“ und leicht populär gemacht werden kann. Aus drei deutschen Städten (Berlin, München und Hannover) haben sich in kurzer Zeit schon Hunderte von Männern und Frauen zur Mitgliedschaft bereit gefunden; einige Redaktionen haben den Plan aufgegriffen und ihre Spalten für Werbeartikel geöffnet. Mit fünfhundert Mitgliedern, deren jedes einen Jahresbeitrag von drei Mark zu zahlen gewillt ist, kann ich den gestern noch belächelten Antilärmverein mit der Devise non clamor, sed amor, als praktische Thatsache bezeichnen. Jetzt verlautet auch, daß sich der Dürerbund unseres Kampfes annehmen will. Musiker und Musikkritiker, Hans Pfitzner, Dr. Paul Marsop, Schriftsteller wie Ferdinand Avenarius, Alfred von Berger, Dr. Franz Blei haben sich in polemischen Aufsätzen gegen verschiedene Kategorien vermeidbaren Lärmes gewandt. In der „Medizinischen Klinik“ veröffentlichte Dr. S. Auerbach, Nervenarzt in Frankfurt am Main, einen lehrreichen Aufsatz über Gesundheitschädigung durch Lärm. Eine soeben erschienene Dissertation von Dr. S. Leuttamüller in Baden-Baden behandelt unter Beibringen reicher Literatur den gegenwärtigen Zustand der Rechtsprechung zum Schutz wider Immission von Geräusch. Ich beabsichtige, aus den wissenschaftlichen Darlegungen meiner Schrift einen populär geschriebenen Auszug zu veranstalten, da die Erfahrung zeigt, daß die Schrift für praktische

Agitation zu schwer, außerdem nicht wohlfeil genug ist, um in breites Publikum zu dringen. Wir hoffen, daß bis Ende 1908 ein deutscher „Verein gegen den Lärm“ sich offiziell konstituieren kann. Und zwar sollen dann sogleich in verschiedenen Städten Ortsgruppen gebildet werden. Die Vorstände dieser Ortsgruppen sollen sich zu einem deutschen Antilärmverein centralisiren. Als Jahresbeitrag sind mindestens drei Mark zu leisten; mit 100 Mark wird für Lebenszeit die ordentliche Mitgliedschaft erworben. Die Beiträge sollen zunächst zur Herausgabe einer periodischen Druckschrift verwendet werden, die den Mitgliedern gratis geliefert, zugleich aber überall käuflich sein wird. Dieses fliegende Blatt wird solche Fälle von Lärmquälerei und Unkultur, die von Ortsvorständen des öffentlichen Interesses für werth befunden sind, zu allgemeiner Kenntniß bringen. Orts- und Centralvorstände werden durch Affkamation aus absolut einwandfreien, dem öffentlichen Leben angehörenden Persönlichkeiten gebildet.

Welche Ziele können wir uns geben? Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Bestimmungen im § 360 2, 11 des Strafgesetzbuches für das Reich und im Bürgerlichen Gesetzbuch die Paragraphen 906 und 907 einen schwachen Rechtsschutz gegen Lärm schon sichern. Hier läßt sich weiterbauen. In einem frankfurter Klagefall hat das Reichsgericht entschieden, daß „ursprünglich auf Grund des Sachenrechtes Jedermann auf seinem eigenen Grund und Boden so viel Lärm verüben konnte, wie ihm beliebt, heute dagegen ein moderneres Rechtsbewußtsein zweifellos einen Schadenersatz für den durch Lärm und Geräusch erlittenen Schaden zu garantiren hat“. Diesem „modernen Rechtsbewußtsein“ wollen wir zum Durchbruch verhelfen. Wenn wir aber nicht sogleich Einfluß auf Polizei- und Strafgesetzgebung erlangen können und das ersehnte Reichsgesetz gegen den Lärm unser fernes Ziel bleibt, so muß man bedenken, daß Vereine wie der unsere allein durch ihr bloßes Dasein schon wirken. Wir sehen den moralischen Effekt an den Thierschutzvereinen. Es ist öffentliches Geheimniß, daß die Mehrzahl aller Fälle von Thierquälerei nicht „gefaßt“ werden kann, weil sie sich öffentlicher Kontrolle entzieht und weil auch keinerlei Rechtsmittel gegen subtile Formen menschlicher Roheit zur Verfügung stehen. Dennoch hat seit dem Bestehen der Thierschutzvereine die Roheit gegen Thiere gewaltig abgenommen. Einfach darum, weil es eine Instanz giebt, bei der solches Delikt angezeigt werden kann. So wird die Thatsache erziehllich wirken, daß in Deutschland eine Stelle ist, von der aus lärmendes Gebahren bekämpft wird. Fälle exorbitanter Rechtsverletzung können mit Namensnennung von uns publizirt werden; mit Namen des Angeklagten wie des Klagenben. Ferner können Gruppenpetitionen bei Anlage störender Betriebe (Trambahndepots, Kesselfabriken, Bergnügungsortlichkeiten und so weiter) verschickt werden. Wäre aber durch diese Mittel wenig zu erreichen, so hätte der Verein die Möglichkeit der Massenklage. Wenn ein Mitglied des „Vereins zur Abwehr übermäßigen Lärms“ auf Grund der gegebenen Rechtsätze kein Recht erhalten kann, dann soll in Fällen von vorbildlichem Interesse der Verein als Juristische Person klagen und aus Vereinsmitteln nach Entscheidung der zuständigen Stelle die Prozeßkosten ganz oder zum Theil übernehmen.

Als letztes Mittel bleibt uns das homöopathische Rezept. Wir werden den Teufel durch Beelzebub austreiben. Wir stellen unserem gequälten Mitglied eine große Pauke oder einen Drehorgelspieler für Stunden zur Verfügung. Der Drehorgelspieler wird den Auftrag erhalten, während der Abwesenheit des gequälten

Wohnungsinhabers in den vom Lärm durchtobten Wohnräumen einige Stunden die Digei zu drehen, bis der Hauswirth sich entschließt, gegen uns Klage zu stellen; oder aber der unverbesserliche Lärmmacher unsere pädagogische Lektion sich zu Herzen nimmt. Wir werden das Selbe erleben, was die Fabel von dem Briten und dem Dichter erzählt. Der Dichter legte sich in seinem Zimmer eine Jagd an, mit der Begründung, daß er eine „Individualität“ sei und in seinen vier Wänden thun und treiben könne, was ihm beliebt. Darauf machte der über ihm wohnende Brit aus seinem Zimmer ein Schwimmbassin. Der Eine schickte den Anderen mit sickerndem Wasser, der Andere den Einen mit Hagelschüssen, bis sie sich nothgedrungen in dem Versprechen vereinten, künftig Ruhe zu halten. Kommen wir in Hotels, in denen Nacht und Tag gepollert und geschrien wird, keine Läufer, Teppiche, Doppelthüren, Rouleaux, Jalousien sind, mit Thüren geschlagen, mit Stiefeln geworfen wird, dann beginnen wir um Mitternacht, Arien zu üben, bis Wirth und Gäste herbeisürzen und sich gegen den Lärmunfug wehren. Dann aber sagen wir, daß es in diesem Hotel unmöglich sei, zu schlafen, und daß wir die hnehin verlorene Nacht zweckmäßig und der Umgebung angemessen verwenden müßten. Mit solchem Vorgehen verrichten wir ein Stück sozialer Erziehungsarbeit. Aus den bisher an uns gelangten Zuschriften war schon Vieles zu lernen. Ein Techniker schickt einen durchdachten Plan zur Verbesserung des Wagenradbaues; ein Architekt entwickelt Pläne über Straßenanlagen mit fensterlosen Häuserfronten; ein Arzt er bietet sich zu Vorträgen über die Hygiene des Gehöres. Aus bestimmten Distrikten wird über ruheloses Teppich- und Bettenklopfen geklagt und polizeiliche Klopfordnung gefordert. Wir erfahren, daß es in bestimmten Städten Thürme mit Glockenspiel giebt, die allstündlich die Umwohnerschaft mit der gleichen Choralmelodie martern; daß bestimmte Badeorte eine Abnahme der Frequenz in Folge ihrer wachsenden Lautheit zu befürchten haben. Diese Stimmen müssen gehört werden. Es genügt nicht, mit Schopenhauer über Lärm und Geräusch zu schimpfen, mit Carlyle zu wimmern und zu stöhnen: sondern wir werden durch positive Gegenarbeit den Lärm zu vernichten suchen.

Ich bitte deshalb dringend alle Männer und Frauen, die an unserem Kampf Interesse haben, die unter irgendeiner Form von Geräusch zu leiden haben (unter dem Lärm der Straßenbahnwagen und Räder, unter Klavieren, Hähnen, Hunden, Kirchenglocken, Uhren, Teppichklopfen, Bettenklopfen, Fabrikpfeifen, Peitschenknaulen, Caféhauskonzerten, Gegröhl und so weiter), uns moralisch unterstützen zu wollen. Es genügt, daß sie auf einer Postkarte ihren Namen und ihre Adresse senden. Nothwendig ist, daß in verschiedenen Gegenden Deutschlands Männer und Frauen aus allen Kreisen und Schichten sich für den Kampf gegen den Lärm verwenden und organisiren. Es ist ferner nothwendig, daß wir die Hilfe der vornehmen Presse gewinnen und daß sie autorisirt ist, von uns ausgehende Artikel gegen die Lärmplage überall kostenlos nachzudrucken. Beiträge für Zwecke des Antilärmvereins sind zu richten an die bayerische Filiale der Deutschen Bank, München Konto Antilärmverein. Beitrittserklärungen, Adressen, Anfragen und Zuschriften an das provisorische Bureau des Antilärmvereins, München, Franz Josefstraße 1: Villa Veritas; Vorstand: Nervenarzt Dr. med. Ludwig; oder an

Dr. Theodor Lessing,
Hannover, Stolzestraße.

Sfanin. *)

Der „Sfanin“ wurde zuerst in der Zeitschrift „Sowriemenni Mir“ veröffentlicht. Als der Roman dann in Buchform erschien, war die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen. Die zweite folgte nach kurzer Zeit; das offizielle Verlagsregister giebt ihren Umfang auf zehntausend Exemplare an. Wenige Wochen später wird sie auf Anordnung der Central-Censurbehörde konfisziert. Das ist für die Wichtigkeit, die man dem Roman beimaß, bezeichnend; gewöhnlich gehen die censorischen Maßnahmen von den Gouvernementsbehörden aus. Aber das Verbot war ein Schlag ins Wasser; bei der Konfiskation in den Buchhandlungen fand man fast kein Exemplar mehr. Auf diese zweite Auflage war sehnsüchtig gewartet worden; man hatte in der Zwischenzeit für gelesene Exemplare dreißig und vierzig Rubel bezahlt; das Publikum verschlang auch diese Auflage in wenigen Tagen.

Arzibaschew gehört seitdem zu den Männern, deren Name unlöslich mit der Geschichte ihrer Zeit verknüpft ist. Durch seine sozialen Wirkungen ist der „Sfanin“ aus der Reihe der Werke, die nur literarisch zu werthen sind, ausgeschieden. Selbst wenn er nicht durch seine künstlerischen Qualitäten zu einer der wichtigsten Erscheinungen in der modernen Literatur Rußlands geworden wäre, hätten ihm doch kulturhistorische Gründe bleibende Bedeutung gegeben. Der wilde sexuelle Rausch, der auf den „Sfanin“ zurückweist, ist oft erörtert worden. Die Organisationen der Sfaninisti, die Propaganda-Bereine der Freien Liebe, die Verbindungen zum ungehinderten Geschlechtsgenuß unter Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, die orgiastischen Klubs, die fälschlich behaupteten, die Weltanschauung des „Sfanin“ zu vertreten, haben nur das Recht der Geschmacklosigkeit und des kräftigen Temperamentes für sich; es lohnt nicht, ihrer Existenz durch Erörterungen (selbst absprechender Art) neues Leben zuzuführen.

Interessanter ist die Feststellung, wie es überhaupt dazu kam, daß ein ganzes Volk für seine Gesamtausßerungen mit einem Mal nur noch erotische Beziehun-

*) Von der jungen russischen Literatur, von der Literatur der Jugend, die nach Tschekow und Gorkij heranwuchs, hat man in Europa bisher wenig gelesen. Ein paar Novellen von Andrejew, ein feines Drama von Dymow: Das war ungefähr Alles. Jetzt sollen (bei Georg Müller in München) die Werke von Arzibaschew erscheinen, von deren russischem Erfolg wir so oft gehört haben: seine Novellen „Millionen“ und „Der Tod des Swan Lande“ und sein vielbesprochener, vielgelästeter und vielgerühmter Roman „Sfanin“. Auch in Deutschland wird man ihn lesen und, obwohl die Schilderung intimen russischen Lebens natürlich nicht so wirken kann wie in des Dichters Heimath, als ein merkwürdiges document humain hinnehmen, das die seltsame Stimmung einer im Leben der „Gesellschaft“ (so sagt man in Rußland) wichtigen Stunde mit starker Kunst wiedergiebt. Die Reaktion gegen den Tolstoisimus ist fühlbar; auch, daß die Stufen wieder bei Problemen der Sand und Hebbels angelangt sind. Hier wird zunächst ein Bruchstück aus der Vorrede des Herrn Villard gegeben; dann, um den besonderen Ton des Ganzen zu zeigen, ein Kapitel, das darstellt, wie Sfanin seine Schwester Lyda, trotzdem sie von einem Offizier ein Kind im Schoß trägt, seinem Freund Nowitow verloben will. Sexualrevolution; von allen vielleicht die bedeutsamste. Wenn die Fragmente dem Romanleser werben, ist der Zweck erfüllt.

gen finden konnte. Und daß ein einziges Wort genügte, um sie hervorzurufen und mit seinem Namen zu bedecken.

Die einzige Antwort ist: Ein russisches Volk existiert gar nicht. Da leben hundert Millionen 'Ruschiks, die ihr Stückchen Feld bestellen, sich bei Mißernten zu Tode hungern oder an Epidemien zu Grunde gehen, vorher mit Vergnügen den Kula, ihren Dorfwocherer, totschlagen würden und außerdem darauf warten, daß einmal die große Landauftheilung kommt. Es giebt kein russisches Volk. Wohl aber eine russische Gesellschaft, die den Charakter des nationalen Lebens ausprägt.

Einst beschränkte sie sich auf den Adel; diese Zeiten sind längst vorbei. Heute umfaßt sie die Schichten der akademisch gebildeten Berufe. Die Repräsentantin des modernen Rußlands ist die studirende Jugend, die Intelligenz. Dieses Wort wurde in Rußland nicht umsonst zu einem soziologischen Begriff; es bezeichnet die Klasse, an die die aktive Entwicklung des Volkes gebunden ist und in der sie sich in politisch-soziale Formen umsetzt. Die russische Intelligenz war Jahrzehnte lang revolutionär; so stand ganz Rußland im Bann der Revolution. In dieser Epoche strömten Weltanschauung, Moral, soziale Energien in dem einen großen Beden zusammen. Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse: so hieß die Losung. Für das Geschlechtsproblem war damals kein Platz. Die Freie Liebe existierte höchstens als ein Punkt des sozialistischen Programms. Aber auch ein Punkt, von dem man nicht sprach, da man kein Interesse für ihn hatte. Wer in dieser Zeit und in diesen Kreisen wirklich ungetraut mit seiner Frau zusammen lebte, stand auf der höchsten Stufe der Entwicklung; auf den Gedanken, Freiheit in der Liebe zu sehen, kam man nicht. Und die revolutionäre Bewegung, die damals die gesammte Intelligenz umfaßte, hätte über Jeden ihr wüthendes Anathema ausgesprochen, der wagen wollte, gegen ihre ganz gewöhnliche, ganz gut bürgerliche Moral zu verstoßen.

Die Revolution ging in Stücke, die revolutionären Parteien zerfielen, lösten sich auf; die Intelligenz zog sich von einer Bethätigung zurück, in der es nur, wenn man Glück hatte, ein vergnügtes Ende am Galgen, sonst ein langwieriges und langweiliges Hinvegetiren in Gefängnissen und bei der Zwangsarbeit gab. Doch die aufgepeitschten Erregungen des nationalen Temperaments ließen sich nicht einfach beseitigen. An ein still verlaufendes, gemäßigtes Leben war man nicht gewöhnt; man suchte nach dem „Neuen“. Die Organisationen der Anarchisten haben, noch ehe man an Arzibaschew und seinen Sjanin dachte, den Weg dahin gewiesen. Nachdem der offene revolutionäre Kampf unmöglich geworden war, führten sie die terroristischen Aktionen in das Alltagsleben ein. Man warf Bomben zum Morgenimbiß, machte Expropriationen zum Nachmittagsthee und am Abend hing man am Galgen: eine Tageseinteilung, die auf die Dauer auch den kaltblütigsten Menschen in besondere seelische Vibrationen versetzen kann. Solche Vibrationen lösen sich am Leichtesten in geschlechtlichen Reizen aus. Die terroristischen Gruppen der Anarchisten waren die Ersten, in denen die praktische Ausübung der Freien Liebe zur Nothdürft wurde. Die Nachrichten hierüber verbreiteten sich bald in den Kreisen der russischen Gesellschaft, in der Intelligenz; aber niemals hätte man diesem Beispiel zu folgen gewagt, wenn nicht in diesem Zeitpunkt das erlösende „Wort“ für die unbewußten Empfindungen gesprochen worden wäre. Im Anfang war das Wort; ist in Rußland noch immer. Und dieses Wort spricht Sjanin aus; und um dieses Wortes willen ist Arzibaschew der charakteristische Vertreter des heutigen Rußland.

Sfanin sieht, daß die revolutionäre Politik keinen persönlichen Nutzen bringt, heute auch nicht einmal einen sozialen Zweck nachweisen kann. Daß für ihn der persönliche Nutzen im sexuellen Genuß liegt, kommt dabei erst in zweiter Linie in Betracht; die Hauptsache ist, daß in diesem Ausland, wo man bisher nur an den Anderen und dessen Nutzen dachte, endlich Einer hinausstreit: „Ich lebe für mich. Ich pfeife auf unsere Konstitution, die wir nicht haben, und auf sämtliche Konstitutionen der Welt!“

So wurde der Roman zum sozialen Programm und wirkte wie vor ihm nur drei Werke: „Jewgenij Onjegin“, „Väter und Söhne“, „Die Kreuzersonate“. Kaum je sind durch ein Buch in so kurzer Zeit die Anschauungen einer Gesellschaft so von Grund aus verändert zum Ausdruck gebracht worden. Und doch ist der Sfanin zugleich auch das Buch der Reaktion. Die Freudenfeste, die man in seinem Namen beging, waren die Leichenfeiern der Revolution. Die einfache Wahrheit der Thatsachen aber hat Arzibaschew für sich. Sein Roman packte so unwiderstehlich, weil sich Jeder in ihm leben fühlte. Die Personen sind über den Rahmen der Einzelschicksale hinausgewachsen und zu Typen ihrer Zeit geworden.

Nowikow öffnete selbst Sfanin die Thüre und wurde mürrisch, als er ihn sah. Ihm war Alles peinlich, was in ihm die Erinnerung an Lyda und an all das unbegreiflich Schöne, das in seiner Seele wie eine zersprungene, feine Vase in Trümmern gegangen war, weckte.

Sfanin bemerkte es und trat mit verjöhnlichem und zärtlichem Lächeln ein. In Nowikows Zimmer herrschte Unordnung. Die Sachen waren durcheinander geworfen, als wenn ein Sturmwind durchgefegt und den Boden mit Papiersezen, Stroh und allerlei Plunder bestreut hätte. Ohne jede Ordnung lagen auf dem Bett, den Stühlen und den aufgezogenen Schubladen der Kommode Bücher, Wäsche, Instrumente, Taschen aufgestapelt.

„Wohin?“ fragte Sfanin, der Nowikows Absichten nicht begriff.

Nowikow schob schweigend, ohne ihn anzusehen, ein paar Kleinigkeiten zusammen. „Bruder, ich fahre in die Hungersnoth. Ich habe ein Schreiben erhalten.“ Seine Worte waren ungeschickt und er wurde deshalb selbst auf sich zornig.

Sfanin sah ihn, sah die Koffer an, dann wieder ihn und schmunzelte mit einem Mal vergnügt. Nowikow schwieg und packte mechanisch ein paar Stiefel zusammen mit Glasröhren in ein Packet. Es war ihm schmerzlich zu Muth und er fühlte seine volle, trübe Einsamkeit.

„Wenn Du so weiter packen willst, kommst Du sicher ohne Instrumente und ohne Stiefel an.“

„Ah . . .“, sagte Nowikow. Er blickte flüchtig auf. „Laß mich . . . Du siehst, es wird mir nicht leicht.“ Sfanin verstand ihn und schwieg.

Nachdenklich stimmende sommerliche Dämmerung schwamm schon durch das offene Fenster und über dem leichten Laub des Gartens verlosch der dünne, kristallklare Himmel.

„Nach meiner Meinung“, begann Sfanin nach einer Pause, „würdest Du besser thun, Dich mit Lyda zu verheirathen, als weiß der Teufel wohin zu reisen.“

Nowikow drehte sich unnatürlich rasch zu ihm herum und zitterte plötzlich am ganzen Körper. „Ich möchte Dich ersuchen, diese dummen Späße zu unter-

lassen," rief er mit kirrender Stimme. Der scharfe Laut flog in den nachdenklichen, kühlen Garten hinein und verklang seltsam unter den stillen Bäumen.

„Was gehst Du denn gleich in die Höhe?" fragte Ssanin.

„Höre auf!" Nowikow sprach heiser, seine Augen wurden rund, seine Züge ganz unähnlich den weichen, gutmüthigen, die Ssanin von früher kannte; doch er brach sofort wieder ab.

„Und willst Du behaupten, daß eine Heirath mit Lyda ein Unglück wäre?" fragte Ssanin ruhig weiter, wobei er nur mit den Augenwinkeln lächelte.

„Aushören!" winselte Nowikow, schwankte wie ein Betrunkener, stürzte sich dann plötzlich auf Ssanin, ergriff den ungepuzten Stiefel, der neben ihm lag, und schwang ihn wüthend über seinen Kopf.

„Ruhig, Du Teufel," schrie Ssanin zornig und wich unwillkürlich zurück. Nowikow warf den Stiefel mit Widerwillen von sich und blieb vor Ssanin schwer leuchtend stehen.

„Du wolltest mich mit dem alten Stiefel . . ." Ssanin schüttelte mißbilligend den Kopf. Ihm war es um Nowikow leid; dabei schien ihm Alles lächerlich, was Der that.

„Bist selbst daran schuld . . ." erwiderte Nowikow, der sofort wieder schlaff wurde und sich schämte. Aber zugleich empfand er Vertrauen zu Ssanin. Als wenn Der groß und ruhig wäre, er aber nur ein kleiner Knabe, so wollte er sich an ihn schmiegen und ihm klagen, was ihn bedrückte. Sogar Thränen traten in seine Augen. „Wenn Du wüßtest, wie schwer mir ist," sagte er, und schluckte mit Mund und Kehle, um nicht in Weinen auszusprechen.

„Ja, mein Lieber, ich weiß Alles."

„Nein, Das kannst Du nicht wissen," erwiderte Nowikow, während er sich mechanisch an Ssanins Seite setzte. Ihm erschien sein Zustand so ungeheuerlich, daß Niemand fähig sein konnte, ihn zu verstehen.

„Doch, ich weiß es," sagte Ssanin. „Nun, wenn Du mir nicht glaubst . . . Bei Gott! Wenn Du Dich nicht mehr mit Deinem alten Stiefel auf mich stürzen willst, werde ich sogar den Beweis antreten. Nun, wirfst Du nicht?"

„Nein, entschuldige, Wolodja," stammelte Nowikow, beschämt, daß er Ssanin mit dem Vornamen anredete, was er sonst nie that. Ssanin gefiel es gerade und darum wurde in ihm der Wunsch, zu helfen, nur noch stärker.

„Höre, mein Lieber, wir wollen ganz klar sprechen," begann er, wobei er seine Hand auf Nowikows Knie legte. „Du hast Dich doch nur auf die Reise machen wollen, weil Lyda Dich ablaufen ließ, und weiter, weil Du damals bei Sarudin annahmst, daß sie gekommen sei."

Nowikow wurde finster. Ihm war, als wenn Ssanin eine frische, unerträglich schmerzende Wunde aufreißte.

Ssanin sah ihn an und dachte sich . . . Ach, Du liebes, dummes Viecherl wie thöricht bist Du doch! „Ich werde nicht versuchen, Dich zu versichern," fuhr er fort, „daß Lyda mit Sarudin nichts gehabt hat. Das weiß ich nicht. Ich glaube es nicht." Er fügte es eilig hinzu, weil er den Ausdruck des Schmerzes bemerkte, der wie der Schatten einer vorbeifliegenden Wolke über Nowikows Gesicht huscht.

Nowikow sah ihn mit trüber Ahnung an.

„Ihre Beziehungen sind von so kurzer Dauer gewesen, daß nichts Ernste

vorgefallen sein kann. Besonders, wenn man Lydas Charakter in Betracht zieht. Du kennst doch Lyda.“

Vor den Augen Nowikows erstand das Bild Lydas; er sah sie so, wie er sie kannte und liebte; das stolze, schlankte Mädchen, mit den großen, bald zärtlichen, bald fast drohenden Augen, von reiner Kälte wie von einer eisigen Gloriole umstrahlt. Er schloß die Augen; er glaubte Alles, was Sfanin sprach.

„Und wenn es auch wirklich zwischen ihnen so was wie einen gewöhnlichen Promenadenflirt gab, so ist jetzt sicher Alles zu Ende. Und was geht Dich im Grunde die kleine Leidenschaft eines freien Mädchens an, das doch nichts als ihr Glück suchen will? Du wirst sicher, auch ohne lange im Gedächtniß nachzugraben, Duzende solcher Leidenschaften oder wahrscheinlich noch viel schlimmere bei Dir selbst finden.“

Nowikow wandte sich nach ihm um; und das Vertrauen, von dem seine Seele übervoll war, machte seine Augen hell und durchsichtig. In seiner Seele bewegte sich eine zitternde Blüthe leise schwankend hin und her, doch so schwach, so bereit, in jedem Augenblick zu verschwinden, daß er selbst fürchtete, sie mit einem unvorsichtigen Wort oder Gedanken zum Wellen zu bringen.

„Weißt Du, wenn ich . . .“ Nowikow sprach nicht zu Ende, weil er gar nicht im Stande war, Das, was in ihm arbeitete, in Worte zu fassen; er fühlte leise, zarte Thränen der Rührung über sein Leiden und seine tiefe Bewegung in die Kehle steigen.

„Was? . . . Wenn nun . . .“ wiederholte Sfanin feierlich, mit erhobener Stimme und glänzenden Augen. „Ich kann Dir nur Eins sagen: Zwischen Lyda und Sarudin gab es nichts und wird es nichts geben.“

„Ich dachte aber . . .“ Nowikow fühlte mit Entsetzen, daß er ihm nicht glauben konnte.

„Dummheiten hast Du gedacht? . . .“ Sfanin sprach mit steigender Erregung. „Verstehst Du denn Lyda nicht? . . . Wenn sie bisher schwankte, was war es dann für eine Liebe?“ Nowikow ergriff seine Hand und blickte ihm mit Entzücken auf die Lippen.

Sfanin wurde plötzlich von furchtbarer Wuth und Ekel gepackt. Eine Weile sah er diesem Menschen, den der Gedanke selig machte, daß die Frau, mit der er geschlechtlich verkehren wollte, niemals vor ihm Einem angehört habe, empört ins Gesicht. Rache, thierische Eifersucht, flach und gierig wie eine Reptilie, kroch ihm aus den gutmüthigen Menschengen Nowikows, die dabei von aufrichtigem Leid verklärt waren, entgegen.

„Oho!“ rief Sfanin in drohendem Ton; „gut, so will ich es Dir sagen. Lyda war nicht nur in Sarudin verliebt: nein, Bruder, sie hatte auch ein Verhältniß mit ihm; und jetzt trägt sie von ihm ein Kind.“

Klingende Stille griff durchs Zimmer. Mit abwehrendem, doch schwachem Lächeln sah Nowikow Sfanin an; plötzlich begann er, sich die Hände zu reiben. Seine Lippen geriethen in Bewegung; aber nur ein elendes Wimmern drang hervor und verstarb sogleich. Sfanin blickte ihm von oben herab in die Augen; in seinem Mundwinkel legte sich eine grausame und gefährliche Falte.

„Nun, warum schweigst Du denn?“ fragte er.

Nowikow hob die Augen rasch zu ihm empor, senkte sie aber eben so schnell wieder, schwieg und lächelte weiter; schwach und abwehrend.

„Lyda durchlebt jetzt ein furchtbares Drama.“ Sjanin sprach ganz leise, wie zufällig vor sich hin. „Hätte mich nicht der Zufall gerade im richtigen Augenblick zu ihr gebracht, so würde sie schon nicht mehr sein. Und was gestern noch ein prachtvoller Mensch voll Leben war, läge jetzt nackt und Ekel erregend, von Krebsen benagt, irgendwo im Schlamm . . . Aber, daß sie nun tot wäre: darum handelt es sich am Wenigsten. Jeder Mensch stirbt. Aber mit ihr wäre zugleich die ungeheure Freude gestorben, die sie in das Leben ihrer Umgebung hineintrug . . . Lyda ist natürlich kein einziger Mensch; doch in ihr zeigt sich das Ganze. Und wenn die weibliche Jugend verschwände, dann wäre es in der Welt still wie in einem Grab. Ja, ich muß sagen, wenn ich sehe, daß man ein schönes, junges Mädchen stumpfsinnig zu Tode hegt, dann habe ich das dringende Verlangen, den Heger totzuschlagen. Eins über den Schädel . . . So . . . Ja, hör' mal, mein Lieber, mir ist es ganz gleich, ob Du Lyda wirklich heirathest oder ob Du zum Teufel gehst. Ich möchte Dir nur Eins sagen . . . Du Idiot, denke doch: wenn in Deinem Schädel nur ein einziger, gesunder Gedanke hockte, würdest Du Dich dann selbst so quälen, Dich und Andere unglücklich machen, nur weil ein freies, junges Weib sich geirrt hatte, als es sich das Männchen aussuchte? Gerade nach dem Geschlechtsakt ist sie doch erst zu dem freien Menschen geworden und nicht vor ihm. Ich spreche nur zu Dir. Aber Du bist es ja nicht nur allein. Nein: diese Idioten, die das Leben zu einem unerträglichen Gefängnis, ohne Sonnenlicht und Bewegung, machen, zählen ja nach Millionen. Und Du selbst? Wie oft hast Du in Wollust neben einem Frauenzimmer gelegen, hast Dich geil vor Gier gewunden, betrunken und schmutzig wie ein Hund, — Du! Bei Lyda wars Leidenschaft; es war eine Poesie der Schönheit und Kraft; dagegen bei Dir . . . Welches Recht hast Du nun, Dich von ihr wegzuwenden? Du hältst Dich für einen klugen und gebildeten Menschen. Zwischen Eurer Vernunft und dem Verständnis für das Leben sollen angeblich keine Scheidewände sein. Was geht Dich ihre Vergangenheit an! Ist sie dadurch schlechter geworden? Wird sie Dir vielleicht weniger Genuß geben? Wolltest Du ihr nicht selbst die Unschuld nehmen? Nein?“

„Du weißt selbst: Das ist nicht so . . .“ Nowikows Lippen bebten beim Sprechen.

„Nein, gerade so! Und wenn nicht Das: was dann?“

Nowikow schwieg. In seiner Seele war es leer und dunkel geworden; nur, wie ein erleuchtetes Fensterchen in dunklem Feld, glänzte in weiter Ferne das trüb-fällige Glüd der Vergebung, des Opfers und des Heroismus auf.

Sjanin schaute ihn an und es schien, als fange er seine Gedanken aus allen Windungen des Gehirnes heraus. „Ich sehe,“ sagte er wieder mit leisem, aber eindringlichen Ton, „daß Du an Selbstaufopferung denkst. Hast für Dich bereits ein Loch zum Durchtriechen herausgefunden. Sehr schön: ich lasse mich zu ihr herab, ich decke sie vor der Menge; und so weiter. Und nun wächst Du schon in Deinen Augen wie ein Wurm auf dem Mist. Nein, Du belügst Dich! Nicht für einen Augenblick hast Du Selbstaufopferung zu üben. Hätten Lyda die Boden zerfressen, so müßtest Du Dich jetzt vielleicht bis zu einem gewissen Grad anstrengen; aber nach zwei Tagen würdest Du anfangen, ihr das Leben zu vereteln. Dann hättest Du über das Schicksal gejammert und wärest entweder davongelaufen oder Du würdest ihr das Leben ganz gehörig versalzen und Dich verzweifelt

als Opfer fühlen. Jetzt siehst Du wie ein Heiligenbild auf Dich. Warum auch nicht? Mache nur noch ein liebenswürdiges Gesicht: und Jeder wird Dir bestätigen, daß Du ein Heiliger bist. In Wirklichkeit hast Du gar nichts verloren. Was willst Du denn? Lyda hat genau die selben Arme behalten, die selben Beine, die selbe Brust, die selbe Leidenschaft, das selbe starke Leben. Ja, Bruder, es ist doch wirklich ganz wunderschön, all Das zu genießen und dabei noch mit dem Bewußtsein, ein edles Werk zu thun.“

Unter Sfanins Worten schrumpfte die rührsälige Selbstbewunderung in Nowikows Seele zu einem kleinen Klümpchen zusammen und verendete wie ein zerquetschter Wurm, der sich daran vollgefressen hatte. In seiner Seele entstand ein neues Gefühl: reiner und aufrichtiger als das erste. Mit traurigem Vorwurf sagte er zu Sfanin: „Du denkst schlimmer von mir, als in Wirklichkeit recht ist. Ich bin gar nicht so stumpfsinnig, wie Du meinst. Vielleicht (ich wills nicht bestreiten) ist in mir auch ein Stück von dem alten Aberglauben, aber . . . sieh: Lyda Petrowna hab' ich lieb. Und wenn ich nur wüßte, daß sie mich liebte, ich würde mich nicht daran stoßen . . .“ Das „daran“ sprach er nur mit Mühe. Die Schwierigkeit, dies eine Wort eben so glatt auszusprechen, die ihm sofort zum Bewußtsein kam, verursachte ihm einen heftigen Schmerz.

Sfanin war plötzlich abgelenkt. Er wurde nachdenklich, ging durch das Zimmer, blieb am Fenster bei dem dämmerigen Garten stehen und redete leise vor sich hin: „Sie ist jetzt unglücklich. Sie ist jetzt nicht in der Stimmung, zu lieben. Und ob sie Dich liebt oder nicht: wer kann es wissen. Ich glaube nur, wenn Du jetzt zu ihr hingingest und . . ., daß Du dann für sie zu dem zweiten Menschen in der Welt wirst, der sie nicht für das momentane, zufällige Glück steinigt, sondern . . . Nun, so kann sie . . . Aber man kann nicht wissen . . .“

Nowikow blickte nachdenklich vor sich hin. In ihm mischten sich Trübsal und Freude; beide bildeten in seiner Seele ein klares, wehmüthiges Glück, das einem absterbenden Sommerabend ähnlich war.

„Gehen wir zu ihr! Was auch sein mag: es wird ihr leichter sein, unter all den thierischen Thieren ein paar menschliche Gesichter um sich zu sehen . . . Du bist zur Genüge dumm, mein Freund. Aber selbst in Deiner Dummheit besitzest Du Etwas, das Andere nicht haben. Was soll man thun? Auf diese Dummheit hat die Welt lange genug ihr Glück und ihre Hoffnungen gebaut. Gehen wir!“

Nowikow lächelte ihm schüchtern zu: „Ich will gehen. Aber wird ihrs auch angenehm sein?“

„Daran brauchst Du nicht zu denken.“ Sfanin legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Glaubst Du, daß Du richtig handelst, dann wird schon Alles von selbst werden.“

„Gut, so gehen wir.“ In der Thür blieb Nowikow noch einmal stehen und blickte Sfanin gerade in die Augen. Mit einer Kraft, die ihm selbst unbekannt war, sagte er: „Weißt Du, wenn es möglich ist, werde ich sie glücklich machen. Natürlich, die Phrase ist banal. Aber ich kann nicht anders ausdrücken, was ich fühle.“

„Das thut nichts, Bruder. Wirklich: ich verstehe Dich.“

Moskau.

Artzibaschew.



Anzeigen.

Galgenlieder. Von Christian Morgenstern. Dritte, ums Doppelte vermehrte Auflage. Mit farbigem Umschlag von Karl Walser. Berlin, Bruno Cassirer.

Morgenstern geht von der Freude des Sprachvirtuosen am Parodieren von Tonmalereien aus. Sein künstlerisches Mitempfinden an den Stoffen läßt aber nicht zu, daß es bei den parodistischen Reimspielereien immer sein Bewenden habe. Dieses behagliche Nebeneinander des in der Absicht Parodistischen und des unfreiwilligen Ernstes der künstlerischen Durchführung der Verse bildet das große Interesse dieser Gedichte, die für literarische Feinschmecker besonders geeignet sind. Karl Walser hat dazu einen Umschlag gezeichnet. Eine Probe aus dem Text:

Ein Biesel
saß auf einem Kiesel
inmitten Bachgeriesel.
Wißt Ihr,
weshalb?

Das Mondkalb
verrieth es mir
im Stillen:
Das raffinierte Thier
thats um des Reimes willen.

Bruno Cassirer.

„Die rothe Flamme“, bei Georg Müller in München.

Ich habe in dem Band ein paar Geschichten vereinigt, die von „Verlorenen“ handeln, von Huren, Träumern und ähnlichem Gelichter, von Menschen ohne Grund- sätze und Ziele. Doch (Leuten, die etwa einen neuen Aufguß unserer so schönen Verlorenenliteratur befürchten, sei es gesagt) wird Keiner darin bemitleidet, verachtet oder gar gerettet. So hoffe ich, daß mein Buch genießbar ist.

Hermann Wagner.

Check, Checkverkehr, Checkgesetz. Karl Ernst Boeschel, Leipzig.

Seit dreißig Jahren wünscht man in Deutschland ein Checkgesetz. Am ersten April 1908 ist der Wunsch erfüllt worden. Ein Gesetz kann aber keinen Checkverkehr schaffen, kann uns nicht, wie Georg von Siemens es einmal ausdrückte, Einrichtungen geben, die zur Entwicklung des Checkverkehrs unerlässlich sind. Das muß der privaten Organisation überlassen bleiben. Unter diesen Umständen schien es mir angebracht, in einigen kurzen, gemeinverständlichen Sätzen die Technik des Depositen- und Checkverkehrs zu schildern, auf die Vortheile, die dieser Verkehr dem Einzelnen und der Allgemeinheit gewährt, hinzuweisen und den Text des Checkgesetzes mit Erläuterungen zu bringen.

Halensee.

Dr. Georg Obst.

Die Bazillenkutsche. Marquardt & Co. 2,50 Mark.

Mes enfants sont charmants, sagt die Gule bei La Fontaine. Die Gule, der Vogel der Weisheit. Auch die Weisesten sind von solch rührender Thorheit nicht frei: warum sollte ich, dessen Skizzen höchstens auf Majeweisheit Anspruch machen, mich vor dem Leser in einen Wrausendickicht verstecken?

Eduard Goldbed.

Münchener Geschäfte.

München hat in diesem Sommer eine sehr schöne Ausstellung. Kunst, Kunstgewerbe und Architektur vereinigen sich da zu einer höchst wirksamen Symphonie. Und wenn das allgemeine Urtheil lautet: „Das bringt keine andere Stadt fertig“, so ist damit den Schöpfern des gelungenen Werkes ein kaum zu überbietendes Lob gespendet. Man sollte meinen, daß eine Stadt, die solcher Kapazitäten Heimath ist, glücklich zu preisen sei. Aber der münchener Ausstellungspark ist keine Insel der Seligen. Er entstand auf einem Boden, der weithin von Fäulniß verseucht ist. Der Mikroorganismus, der in dem großen Körper nistet, heißt Spekulation und die Krankheit, die er hervorbringt, Grundstückkrisis. In der Ausstellung fehlt eine graphische Darstellung vom Glück und Ende der münchener Grundstückspeculation. Von Hoech müßte sie bis zu Klopfer reichen. Der Zusammenbruch der Bankommandite Gebrüder Klopfer, unter der tragischen Mitwirkung von Ujzol und Pistole, platzte mitten in den ersten Jubel über das wohlgelungene Werk der Ausstellung hinein. Die beiden Klopfer waren stark in münchener Terrains engagirt gewesen. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte und das Schlachtfeld besser zu übersehen war, stellte sich aber heraus, daß der münchener Immobilienmarkt durch die neue Katastrophe nicht allzu heftig berührt werde. Einige Terraingesellschaften legten Werth darauf, ausdrücklich zu erklären, daß sie mit den Klopfers nichts zu thun gehabt haben. Dann kam die (wider Erwarten sehr ruhig verlaufende) Gläubigerversammlung mit der unverbindlichen Ansage einer Dividende von 80 bis 85 Prozent. Später ist diese Quote als übertrieben hoch bezeichnet worden. Klarheit wird erst kommen, wenn der Status der zu liquidirenden Firma von der Treuhandgesellschaft genau geprüft ist. Ob und in welchem Umfang etwa Veruntreuungen vorgekommen sind? Darüber wird man wohl kaum je Sicheres erfahren, da die Geschädigten, aus anzuerkennenden Gründen, ihre Verluste nicht vor der Oeffentlichkeit ausbreiten. Und schon wächst leise das erste Gras auf dem Grabe der Bankommandite Gebrüder Klopfer. Das ist gut. Die Toten sollen ruhen; und der Lebende braucht seine Kraft zu produktiveren Zwecken als zum Grübeln über Vergangenes.

Ueber die Beschaffenheit des münchener Grundstückmarktes redet man nicht gern. Sie wurde neulich aber wieder einmal grell beleuchtet, als die Grundstücke der ehemaligen Bergbrauerei an Heilmanns Immobiliengesellschaft verkauft wurden. Was die Rindlbrauerei der Bayerischen Vereinsbank war, Das war die Bergbrauerei der Bayerischen Handelsbank: ein Engagement von höchst zweifelhaftem Werth und mindestens ein Schönheitsfehler in der Bilanz. Im vorigen Jahr beschloß die Vereinigung Münchener Brauereien die Erhöhung des Bierpreises, an der die Bergbrauerei sich nicht betheiligte. Das war ein geschickter Schachzug; denn die Vereinigung erwarb schnell den Brauereibetrieb der Bergbrauerei und verfügte dann die Auflassung. Die auf dem Restkomplex ruhenden Hypotheken der Bayerischen Handelsbank wurden aus den Mitteln der Bankabtheilung des Institutes heimbezahlt (es handelte sich also lediglich um eine Umbuchung) und auf das Engagement, bei der Bergbrauerei ungefähr 470 000 Mark abgeschrieben. Das war der offizielle Verlust, den die Bayerische Handelsbank erlitten hatte; und im letzten Geschäftsbericht wurde die Erwartung ausgesprochen, daß „bei der nun ermöglichten langsamen und allmählichen Liquidation über die genannte Abschreibung hinaus sich:

keine weiteren Verluste mehr ergeben würden.“ Hat sich diese Hoffnung erfüllt? Nach den Bedingungen, unter denen sich die Transaktion mit der Heilmann-Gesellschaft vollzogen hat, kann man die Frage kaum bejahen. Die Herren der Handelsbank mögen Das wohl auch gefühlt haben, denn die Verkaufsbedingungen sind erst ein paar Wochen nach der Mittheilung der Thatsache veröffentlicht worden. Der Kaufpreis für die Grundstücke wurde auf 1,26 Millionen festgesetzt und der Heilmann-Gesellschaft auf zehn Jahre gestundet; zinsfrei. Die Mietherträge der übernommenen Objekte fallen der Heilmann-Gesellschaft zu. Gelingt es ihr, die Grundstücke zu verkaufen, so bekommt die Bayerische Handelsbank ein Drittel des Reingewinnes. Fraglich bleibt, ob die Objekte mit einem nennenswerthen Nutzen verkauft werden können und ob die Abstoßung auch nur eines Theiles des Complexes innerhalb der nächsten zehn Jahre möglich wird. Jedenfalls muß die Bayerische Handelsbank zunächst einmal damit rechnen, daß sie auf die Dauer von zehn Jahren für ein Kapital von 1,26 Millionen (abgesehen von den ihr entgehenden Mietherträgen) die Zinsen verliert. Der Verlust an dem Bergbrauerei-Engagement ist also nicht auf die zuerst abgeschriebenen 470 000 Mark beschränkt geblieben. Daß die Bank sich zu solchen Konzessionen an den Käufer verstehen mußte, ist ein Beweis nicht nur für die schlechte Lage des Münchener Immobilienmarktes, sondern mehr noch für die pessimistische Beurtheilung der Situation durch die Verwalter der Bayerischen Handelsbank. Im Rechenschaftsbericht für 1907 las man anders. Da hieß es: „Die in unserem letzten Bericht konstatirten Zeichen einer beginnenden Besserung unserer lokalen Immobilienverhältnisse scheinen nicht getrogen zu haben“; auch war von einer „Besserung der allgemeinen Lage“ die Rede. Baron Beckmann, der sonst so vorsichtige und diplomatische Chiefmaster der Bayerischen Handelsbank, scheint in dem von ihm redigirten Bericht dem allgemeinen Wunsch, endlich einmal wieder etwas Ermuthigendes über den Münchener Terrainmarkt zu hören, ziemlich weit, vielleicht zu weit entgegengekommen zu sein.

In diesem Jahresbericht war aber noch eine Stelle, die für die zweite Seite des mit der Heilmann-Gesellschaft gemachten Geschäftes von Bedeutung ist. Die Bayerische Handelsbank hat die Grundstücke der Bergbrauerei abgestoßen, weil sie nicht erwartete, sie in absehbarer Zeit verkaufen zu können. Gilt nun diese Erwägung nicht für die Käuferin der Immobilien? Hat sie bessere Aussicht, die Objekte loszuwerden? Das ist kaum anzunehmen, da die Schwierigkeiten eines Verkaufes aus der allgemeinen Situation stammen und von der Terraingesellschaft nicht leichter zu überwinden sind als von der Bank. Die Heilmann-Gesellschaft muß also besondere Gründe für den Erwerb des Grundstückskomplexes gehabt haben. Das Motiv ist klar erkennbar. Die Heilmänner wollten neues Betriebskapital haben, um bauen zu können; und die Bayerische Handelsbank wollte ein Darlehen nur geben, wenn die Immobiliengesellschaft ihr die Anwesen der Bergbrauerei abnahm. Ein glattes Gegengeschäft, bei dem allerdings die Bank nicht den Löwenantheil davongetragen hat. Eine *societas leonina* zu Gunsten der Terraingesellschaft. Und eine Illustration zu einer (als Fußnote gebrachten) Darlegung im Geschäftsbericht der Handelsbank, die sich mit den Klagen über die Zurückhaltung der Hypothekenbanken bei Münchener Beleihungen beschäftigt. Das Institut verwahrt sich gegen die Behauptung, die Hypothekenbanken seien die „natürlichen Feinde jeder gemeinnützigen Bauthätigkeit“. Die Bayerische Handelsbank wollte durch die Hingabe eines zu 4½ Prozent verzins-

lichen Darlehens von 1,20 Millionen an die Heilmann-Gesellschaft den Beweis liefern, daß sie die Bauhätigkeit zu fördern wünscht; denn das während der nächsten zwei Jahre in Raten zu zahlende Kapital soll dazu dienen, Terrains zu bebauen, um sie verkaufsfähig zu machen. Nehmen wir also an, daß die Aversseite des Geschäftes so „gemeinnützig“ aussieht und daß die Heilmann-Gesellschaft bei der Aufnahme des Darlehens nicht an die bevorstehende Nothwendigkeit der Heimzahlung älterer Hypotheken gedacht hat, so bleibt zur Charakteristik der münchener Grundstücksverhältnisse immer noch genug übrig. Seit langer Zeit wars die erste größere Beleihung, die zwischen einer bayerischen Pfandbriefbank und einer münchener Terraingesellschaft abgeschlossen wurde; und aus dieser Transaktion kann man günstige Schlüsse auf die allgemeine Situation nicht ziehen. Ob die Handelsbank der Heilmann-Gesellschaft das Darlehen auch gegeben hätte, wenn sie durch die Bergbrauerei nicht in Verlegenheit gebracht worden wäre? Hypotheken auf Baupläze und noch nicht rentable Neubauten meidet man, wenns geht; und die Handelsbank hätte gewiß nicht ohne Noth die 10 Millionen, die ihre Bilanz von 1907 an solchen Beleihungen aufwies, um weitere $1\frac{1}{2}$ Million vermehrt. Heilmanns Immobiliengesellschaft hat kein schlechtes Geschäft gemacht. Vielleicht verwendet sie den größten Theil des neuen Geldes wirklich zum Bauen und vielleicht kann sie dann von ihren Grundstücken in Dogenhausen und Nymphenburg ein paar verkaufen. Während der sieben Jahre war ihr Terrainabsatz nicht sehr groß und der Gewinnvortrag von 3,10 Millionen (Dividenden werden nicht mehr vertheilt, die jeweiligen Ueberschüsse vielmehr auf neue Rechnung vorgetragen) kommt zum Haupttheil aus älteren Erträgen. Die „Sterilität“ ist an den Aktien dieser Gesellschaft nicht spurlos vorübergegangen. Von ihrem höchsten Kurs haben sie bis heute 200 Prozent eingebüßt (sie werden jetzt zu 121 notirt). Weh Dem, der sich durch die einst eifrig genährten Hoffnungen (einzelne Bankiers haben darin wirklich Großes geleistet) verleiten ließ, Heilmannaktien zu 300 oder noch mehr zu kaufen! An die berliner Börse wurde das Papier vor etwa drei Jahren zu 183 Prozent gebracht. Den Trauernben, deren Zahl auch hier nicht gering war, blieb ein Trost: der größte Theil des nach Berlin gebrachten Aktienmaterials ist wieder über die blaue weiße Grenze zurückgeströmt. Wenn die Heilmann-Gesellschaft den buchmäßigen Werth ihrer Terrains auf rund 11 Millionen schätzt (die Aktiv- und Passivhypotheken kann man gegen einander aufrechnen), so weiß Niemand zu sagen, wie diese Schätzung sich zu den wirklichen Preisen von heute verhält. Ist sie höher oder niedriger? Das ist die Frage, von deren Beantwortung wiederum die richtige Bemessung des Aktienurses abhängt. Skeptiker sagen, das Papier sei kaum seinen heutigen Kurs werth; Andere schätzen es höher ein. So lange keine Grundstücke verkauft werden, hat die Terrainaktie überhaupt nur einen Liebhaberwerth. Diese Erfahrung machen aber meist erst die späteren Besitzer. Die Gründer und vielleicht auch noch die nächste Aktionärschicht bringen gewöhnlich Etwas mit nach Haus. So ist dem Kommerzienrath Heilmann gegangen, den man heute nur noch mit gemischten Gefühlen im Gremium der Verwaltung der nach ihm genannten Immobiliengesellschaft sieht. Der Privatbesitz Heilmanns ist viel zu groß, als daß man von ihm eine Zurücksetzung seiner persönlichen Interessen hinter das Wohl und Weh der Aktionäre erwarten könnte. Die Grundbesitzverwaltung, die den privaten Immobilienbesitz Jakobs Heilmann umfaßt, kostet sehr viel Geld. Und wenn auch einzelne Objekte

dabei sind, die Etwas tragen, so ist doch beträchtliches Kapital nöthig, um die Besitzungen (ein Schloß, mehrere Rittergüter, zwei Sanatorien, dazu Felder, Wiesen und Wald) nicht verfallen zu lassen. Als Heilmann vor Jahresfrist einen Theil seiner Isarthal-Terrains an die Immobilien- und Baugesellschaft in München verkaufte und sich dafür Vorzugsaktien dieser Gesellschaft geben ließ, konnte man sich eines gewissen Staunens über die Transaktion nicht erwehren. Cui bono? Schließlich war Heilmanns Absicht wohl nur, eine reformatio in melius vorzunehmen: schwer zu veräußernden Grundbesitz in leichter verkäufliche Aktien zu verwandeln. So darf man wenigstens vermuthen. Ob es ihm gelungen ist, auf diesem Wege Geld zu verdienen? Darüber liegt der Schleier des Geheimnisses.

In einer zunächst auf Kunst- und Sinnengenuss abgestimmten Atmosphäre, wie sie die liebenswerthe Isarresidenz durchdringt und umgiebt, sind Unternehmungen, die über den Alltag hinausragen, selten. Das Auge bleibt deshalb leicht an einzelnen Vorgängen haften, die sonst der Beachtung kaum werth gehalten würden. Da fällt der etwas veripätete Johann. strieb einzelner Bankinstitute auf, der sie in Beziehungen zu allen möglichen kleineren Firmen in der Provinz bringt. Seit drei Jahren ist in Bayern eine Zusammenschlußbewegung en miniature entstanden. Die Bayerische Handelsbank stürzt sich mit Todesverachtung in das Filialnetz. Im Jahr 1908 hat sie nicht weniger als fünf Privatbankfirmen und eine Aktienbank (die Kreditbank in Rosenheim) übernommen. Solche Expansion, die wohl in der Hauptsache aus Rücksicht auf den Absatz der Pfandbriefe zu erklären ist, kann natürlich nicht zur Erhöhung des Sicherheitkoeffizienten im Betrieb der Banken beitragen. Je mehr Personen die Unterschrift der Bank haben, desto mehr wächst das Risiko für das Institut; auch wenn die Leiter der Filialen lauter Engel sind. Arbeitet der Bankier für eigene Rechnung, als selbständiger Inhaber seines Geschäftes, so pflegt er vorsichtiger zu sein als ein angestellter Direktor oder Prokurist. Gewiß giebt es auch Leute, die auf einem bezahlten Posten ängstlicher sind als im eigenen Haus; aber die meisten machen sich wegen fremden Geldes nicht solche Kopfschmerzen wie wegen des eigenen. Deshalb sollte man die bayerischen Institute im Allgemeinen und die Bayerische Handelsbank im Besonderen recht laut zu Geduld mahnen. Einst wars anders. Da wollte keine Bank aus ihrem Bau heraus; und nun solls auf einmal im Schnellzugtempo vorwärts gehen. Die Furcht, daß die berliner Großbanken im Auffammeln der letzten Reste von Privatfirmen flinker sein könnten, scheint nicht begründet. Diese Banken sind saturirt und haben wohl keine allzu weit gehenden Ambitionen mehr; sicher streben sie nicht nach Niederlassungen in Gunzenhausen, Münchberg oder Mindelheim. Und schließlich ist ja nicht nöthig, auch auf diesem Gebiet jede berliner Mode mitzumachen. Wenn man jetzt auf das ganze Zusammenschlußtreiben zurückblickt: wem hats genügt? Wenn man die paar bekannten Fälle ausnimmt, nur den Vermittlern, die sich die fette Provision verdient haben. Die Herren von der großen, der riesengroßen und aus tausend Trompeten bejubelten Kombination Dresden-Schaaffhausen könnten darüber Einiges erzählen. Jedenfalls brauchen die Bajubaren sich jetzt mit dem Auffaugen nicht mehr zu beeilen. Wo Südbayern Erfolg einheimen kann, habe ich hier schon gesagt: in der Ausbeutung der Wasserkraft. Da liegen die Wurzeln einer neuen Großindustrie; nun kommts darauf an, sie bald zum Treiben zu bringen. **Da du.**

Berlin, den 26. September 1908.

Die Politisirung der Frau

Durch die Annahme des neuen Vereinsgesetzes ist die Politisirung der Frau in Deutschland legitimirt worden. Sie zu verurtheilen, hat keinen Zweck mehr; sie ist der Wille der Regierung, dem alle Parteien, von den Konservativen bis zu den Sozialisten, zugestimmt haben. Niemand scheint diesen Schritt anders denn als einen Anfang aufzufassen, als eine Aufforderung, sich auf die weiteren politischen „Rechte“ vorzubereiten. Und wenn es etwa nicht so gemeint war, wird man sehen, daß ein solches Provisorium auf die Dauer nicht haltbar ist. Halbe Maßregeln sterben daran, daß sie keine Freunde haben; und der Fortschritt ist auf der schiefen Ebene bequemer als der Rückschritt.

Eind ist nun wohl klar geworden: daß nicht die Frauen diese Bewegung fördern, sondern die Männer. Haben die Frauen das politische Vereinsrecht gefordert? Doch nur ein geringer Theil. Aber die Männer waren einig. So wird es weiter gehen. Selbst wenn die Frauen aufs Stimmrecht verzichten sollten, wird man es ihnen aufdrängen. Eines Tages werden wir es haben; und der weitaus größte Theil wird davon eben so überrascht werden, wie er es jetzt vom Vereinsrecht war, und nicht wissen, wie er zu diesem Recht gekommen ist. Die Einigkeit der Männer in dieser Angelegenheit ist auffallend. Mit der Ausdehnung des politischen Vereinsrechtes auf die Frauen wurde doch eine Maßregel von tiefgehender Wirkung beschlossen. Aber sie wurde mit einer Bemüthlichkeit erörtert, die befremdlich und beängstigend war. Keine bängliche und bekommene Stimmung umflorte die Berathungen, wie etwa die Enteignungsdebatte im Herrenhaus, sondern die Tagung war von einem Glanz heiterer und festlicher Zuversicht übergossen; man sprach aufgeräumt und trennte sich *re bene gesta*, erfreut, daß gerade die Frau es war, der die erste Segensucht der Bloßpolitik zufiel. Aber der Wille zum Bloß allein hätte vielleicht die Regierung günstige Abstimmung gezeitigt, nicht sonnige Zufriedenheit;

auch die schönen Augen radikaler Frauenführerinnen wird man aus der Berechnung lassen dürfen; es müssen stärkere Kräfte sein, die die Politisierung der Frau betreiben. Wer sind die Interessenten?

Drei Gruppen könnten ein Interesse an der Politisierung der Frau haben: die Regierung, die Parteien und die politische Industrie. Die Absichten der Regierung sind schwer zu enträthseln; man kann sie nicht berechnen, weil man nicht weiß, wie weit und was sie vorausieht. Bei den Parteien liegt es einfacher; für sie besteht eine Verbindlichkeit zur Voraussicht nicht; sie handeln nach ihrem nächsten Interesse; aber hier ist Spielraum für Mißverständnisse. Ganz eindeutig ist der Wille der politischen Industrie: sie will verdienen; ihr Handeln ist einseitig bestimmt, läßt sich leicht erklären, leicht voraussagen.

Die Regierung könnte die Politisierung der Frau zunächst aus politisch-technischen Erwägungen heraus wünschen: sie ist mit der parlamentarischen Situation, wie sie ist oder in nächster Zukunft bevorsteht, nicht zufrieden und glaubt, daß die Frau ihr zu einer annehmbaren Situation oder zu einem noch lenksameren Parlament verhelfen wird. Sie erhofft Schwächung lästiger und schädlicher Parteien oder hofft einfach nur, durch die Mitwirkung der Frau das parlamentarische Leben vielfältiger, an Kombinationsmöglichkeiten reicher und damit leichter beherrschbar zu machen. Außer diesen technischen Erwägungen können aber auch prinzipielle Gründe sie bestimmen. Solche sachlichen Gründe würden besagen: die Regierung ist mit der ökonomischen Entwicklung, welche die Frau aus dem Haus treibt, ihr die Kinder nimmt, die Familie auflöst und die Ehe zum Mindesten überflüssig macht, einverstanden. Sie lehne die Rolle der Vorsehung ab, halte die neue Gesellschaft für unabwendbar und den Augenblick für gekommen, sich mit ihr abzufinden, um sie sich nicht zu entfremden. Vielleicht sind die europäischen Regierungen überhaupt keine aktiven Regierungen mehr, sondern nur Mitläufer der Zeit und sind froh, sich demokratisch treiben lassen zu dürfen.

Die Parteien erhoffen relativen Stimmenzuwachs; jede einzelne. Nicht alle sind also vor Enttäuschungen sicher. Jede fühlt sich zu schwach, merkt entweder einen Rückgang oder fürchtet ihn. Darum ist es natürlich, daß sich alle nach Hilfskräften umsehen. Und jede ist ihrer Verführungskunst sicher, jede begierig, ihren Apparat auf die Frauen loszulassen und die politisch unbeschriebenen Blätter zu beschreiben, bevor der Gegner es thut. Die fortschrittlichen Parteien gründen ihre Hoffnung darauf, daß die Frauen, die jetzt am Lautesten äußern, fast alle fortschrittlich gesinnt sind. Die zurückhaltenden Parteien erhoffen die Wirksamkeit konservativer Instinkte, die sie den Frauen nach alter Gewohnheit vermuthen, und übersehen, daß dieser Instinkt ja nicht unverfehrt bleibt und daß die Ungebundenen und Unzufriedenen immer die größte Energie und auch die größte Unbesonnenheit zeigen werden. A

man kann zugestehen: im Ungeschehenen hat Jeder ein Recht, für sich zu hoffen. Und deshalb sind sie auch einig. Die Taktik der Frauenführerinnen ist, die Sache im Ungewissen zu lassen; man spielt eine Partei gegen die andere aus und versichert, die Frauenbewegung werde der zufallen, die das Meiste für sie leistet. Und die Zerrissenheit und Unklarheit, die innere Ziellosigkeit der Frauenbewegung macht das Argument wirksam.

Die politische Industrie ist mit dem größten Eifer bei der Sache. Und ihre Macht ist nicht gering; ist auch im Wachsen. Den Kern der politischen Industrie bildet die Presse. Wenn sie einst eine Unternehmung der Parteien war, so wird das Verhältnis allmählich umgekehrt; und dereinst mag wohl der Reichstag ein Kollektivunternehmen der Zeitungen werden. Dieser Industrie ist natürlich die Politisierung der Frau das Angenehmste, was ihr begegnen kann. Eine stärkere Beteiligung an der Politik bedeutet für sie Erhöhung des Umsatzes, Steigerung der Einnahmen, die aus politischer Information, Belehrung, Unterhaltung und Aufregung zu erzielen sind. Die politische Industrie riskiert nichts bei diesem Fortschritt, sondern kann mit Sicherheit auf einen Gewinn rechnen. Während die politische Parteien verlieren, wenn ihr Zuwachs nicht relativ größer ist als der des Gegners, muß in der politischen Industrie jede Richtung gewinnen. Deshalb ist hier auch die Einigkeit besonders schön, die Geschäftigkeit besonders ungeduldig. Wer es nötig hat, von dem Glauben geheilt zu werden, daß die konservativen Zeitungen hier eine Ausnahme machen und konservative Prinzipien in solchem Konflikt ein Opfer bringen, Der lese die Kreuzzeitung. „Ein normaler Zustand ist es nach konservativen Anschauungen nicht,“ stand da in den das Vereinsrecht entscheidenden Tagen, „daß die Frau politisch thätig ist. Aber dieser Zustand ist nun einmal durch die wirtschaftliche Entwicklung gegeben.“ Dann brachte sie tiefe Klagen, bittere Wehmuth und eine unrichtige Angabe vor („Nur die Hälfte der Frauen tritt in die Ehe“) und empfahl schließlich die Annahme der Politisierung, deren Gefahren sie durch soziales Nachsichten und „Ritterlichkeit“ zu mildern versprach: „Lieber tot als unhöflich gegen eine Frau.“ Solche Taktufferie ist natürlich im Kampf ums Dasein unvermeidlich. Andere Zeitungen haben es bequemer: sie befreien einfach die Frauen und verhelfen ihnen zu ihrem Recht. Als treibende Kräfte wird man aber weder Rechtsgefühl noch Ritterlichkeit anzusehen brauchen. Und die Presse ist ja auch nur das Skelet der politischen Industrie; es sitzt noch viel Fleisch und Fett herum, das wachsen möchte.

So sind an der Politisierung der Frau starke Mächte interessiert, von denen jede für ihre eigenen Interessen arbeitet, die getrennt marschieren und doch das selbe Ziel haben. Die parlamentarische Regierungstechnik und der Parteebetrieb sind auf einem toten Punkt angekommen, die politische Industrie ist

hungrig und auf der Jagd nach neuen Einnahmen. Es ist zu erwarten, daß die politische Gleichstellung der Frau mit Energie betrieben wird. Deshalb ist es auch nicht richtig, zu hoffen, daß die Berechtigung zu politischen Vereinen und Versammlungen nichts ändern werde und an der politischen Indolenz der Frau ein genügendes Gegengewicht habe. Vielleicht einige Jahre lang. Auf die Dauer steht es nicht frei, von einem Recht keinen Gebrauch zu machen. Und ein allgemeines Recht fordert allgemeine Benutzung schon, um einseitige Benutzung abzuwehren. Gerade die natürliche und gesunde Indolenz der Frauen ist in diesem Fall das Gefährliche. Denn sie zwingt die Interessenten an der politischen Erweckung, starke Mittel zu gebrauchen. Man wird also keine Bersprechungen sparen und die schönsten Prospekte malen; man wird die Frau durch die Schaustellung neuer, aufregender Ziele erwecken. Was liegt an den wahren Interessen? Die sind nicht brauchbar zur Erweckung. So ist es bei der Politisierung immer zugegangen. Was hatte wohl der kleine Mann nöthiger zum Glück als ein kleines Eigenthum mit etwas Spielraum, es zu verbessern? Und wohin hat ihn die Politik getrieben? Daß er Privatbesitz verwerfe und einen Lohnarbeiterstaat fordere. Die Zeiten der Selbständigkeit seien dahin, es habe keinen Zweck, sich gegen die heilige Entwicklung aufzulehnen, oder das Glück werde sich nach einem großen Zusammenbruch einstellen. Daran ist nichts Zufälliges; Alles folgte aus der Erlaubnis, den politisch Trägen zu erwecken. So wird man sich auch jetzt nicht die geringste Mühe geben, die wahren Interessen der Frauen zu erkennen oder gar zu fördern, sondern nur Das begünstigen, was Leben in das politische Trachten bringt. Man ist also, um die Frauen zu einträglichen Kunden zu machen, durchaus darauf angewiesen, sie aus ruhigen, zufriedenen Zuständen, aus dem „Schlaf“ herauszureißen und jede Maßregel zu unterstützen, die sie „selbständig“ macht und die alte Gesellschaft auflöst. Was aber an der neuen Lebensform der Frau wirklich ist, Das ist nicht Bildung, nicht Freiheit, nicht Zuwachs an Recht, auch nicht Arbeit (denn Arbeit hat sie immer geleistet, so weit es ihre Hauptbestimmung erlaubte), sondern: daß sie prinzipiell, systematisch und in weitestem Umfang zu Berufsarbeit erzogen, dressirt und in ihr festgehalten wird. Und Das ist nur möglich auf Kosten der Generation. Von welchen Absichten auch immer die Frauen selbst in ihren Bestrebungen ausgingen: die Wirkung ist immer die selbe. Die Politisierung ist in dieser Kette von „Erfolgen“ nur ein Glied und nur besonders gefährlich, weil die Beschäftigung mit Politik den Organismus jeder Ansteckung zugänglich macht.

Daß die Reformbestrebungen an der Frau einen ökonomischen Fortschritt bedeuten, die nationale Leistungsfähigkeit im Anfang erhöhen, ist leider un- zweifelhaft. Sie haben eine Temperaturerhöhung im ganzen Volkstörper zur Folge; was auch später daraus kommen mag: zunächst kommt ein Aufschwung;

der Kreis des Ueberflüssig-Unentbehrlichen wird erweitert, der Wagen rollt, die Volkswirtschaft bekommt eine Morphiuminjektion. Und die ist nöthig; sie ist daran gewöhnt. Der Fortschritt hat seine Nothwendigkeiten. Die Kurve der Wirthschaft steigt und fällt und hat aufsteigende Tendenz: Das lehrt der Augenschein, die *la rage du nombre* und die Plausibilität des Diagrammes. Man kann es aber auch anders ansehen: daß nämlich die Wirthschaft der Civilisation die beständige Tendenz habe, zu sinken, und nur durch immer neue Auffrischungen, erst harmlose, dann bedenkliche, schließlich gefährliche, zum Aufsteigen gebracht werden kann. In Zeiten der Stockung treten automatisch Methoden der Ersparniß ein, und wenn die dauerhaften erschöpft sind, entschließt sich das augenblickliche Bedürfniß zu solchen, die wenigstens für eine Weile helfen. In diesem Zusammenhang erscheint die moderne Frau als ein Opfer der sinkenden Tendenz der europäischen Konjunktur. Und zwar als ein nutzloses Opfer; denn aus dieser Ausnutzung einer Möglichkeit muß später nothwendig der Anstoß zum Niedergang werden.

Wenn also die Frauen dem Schicksal entgehen wollten, das ihnen (und der Allgemeinheit) die ökonomische Nothwendigkeit bereitet, so müßten sie zuerst den Gründen nachgehen, durch die unsere europäische Wirthschaft gezwungen ist, ihre Chancen so unvernünftig aufzubrauchen. Einer dieser Gründe ist die Konkurrenz der Völker, die jedes zwingt, nicht nur seine Arbeit zu steigern, sondern auch die Schutzmaßregeln und Aufwendungen für die Sicherung der Arbeitsmöglichkeiten, die um so dringender wird, je entwickelter und also empfindlicher die Wirthschaft ist. Ein zweiter Grund ist Das, was man die „Erhöhung der Lebenshaltung“ nennt; diese gepriesene Rechtfertigung des Fortschrittes. Sie bedeutet vor Allem, daß der Schwerpunkt des Lebens von dem Nothwendigen auf das Ueberflüssige verschoben wird. Reichthum erweckt, wenn er ein Bedürfniß befriedigt, zwei neue. Je reicher wir werden, desto ärmer werden wir für das Nothwendige, das Natürliche. Dieses Gleiten des Schwerpunktes nach oben, das psychologische Ursachen hat, ist von unheimlicher Beständigkeit. Die Pyramide unserer Wirthschaft wird oben breiter und unten schmaler. Schließlich kann sie einmal umkippen.

Eine Reorganisation der Wirthschaft wäre also nöthig, eine Festigung der Civilisation (einst Kultur genannt); dazu Beseitigung internationaler Störungsmöglichkeiten. Ein Wischen viel, aber nicht mehr als nöthig. Jede Gegenbewegung, die Das nicht wollte, wäre zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Die Mittel zur Durchführung solcher Aufgaben könnten aber zum Theil von einer Art sein, daß unsere Natur das Recht vermissen würde, sie zu empfehlen. Tiefe instinctive Liebe zum Soliden und Mißtrauen gegen den ökonomischen Optimismus wären erst die Voraussetzungen der Einsicht. Mächte, auf die sich eine solche Gegenbewegung stützen könnte, sind überhaupt nicht mehr vorhanden, seit

(Das ist das Schlimmste) die Regierung ihren Standpunkt gewechselt hat. Und woraus rekrutiren? Die Frauenbewegung selbst freut sich ihrer Erfolge. Die entsprechen zwar nicht ganz Dem, was man sich unter seinen Forderungen vorgestellt hatte. Statt Bildung wird Berufsdressur erreicht, statt Heilung Betäubung, statt Freiheit eine Treitmühle, statt zu Einfluß und Macht kommt man in eine Organisation, wo Niemand Macht hat. Aber als Erfolg wird das Alles doch noch gerechnet; und man fährt fort, Linien zu entwickeln, bevor man rekonoszirt hat.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.



Die Natur hat die Frauenzimmer so geschaffen, daß sie nicht nach Prinzipien, sondern nach Empfindung handeln sollen . . . Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen könnte, überhaupt die Verschiedenheit des Geschlechtes errathen müßte, so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente, in einem Roman mit Weisheit und Kenntniß der Welt behandelt zu werden . . . Gott schuf den Weibern die Haare lang und um die Schultern hängend; aber ein Perrückenmacher fand für gut, Dieses zu ändern und sie hinaufzukämmen . . . Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben . . . Wenn eine Welschwester einen Wetbruder heirathet, so giebt Das nicht immer ein betendes Ehepaar . . . Wenn man manche Hiftöichen genau untersucht, so wird man immer finden, daß etwas Wahres darunter steckt, und zuweilen etwas ganz Anderes, als man sich anfangs vorstellte. So sind, zum Beispiel, die Hexen, die man ehemals so sehr mit Feuer und Wasser verfolgt hat, gar die Geschöpfe nicht gewesen, die man sich gemeiniglich vorstellt; auch hat man das Verbrennen ein Wenig zu früh eingestellt. Ich habe an die hundertfünfzig Stellen gesammelt, woraus ich beweisen kann, daß die Hexen der vorigen Welt eigentlich die Kaffeeschwestern der jezigen sind. Unter dem Namen Kaffeeschwestern verstehe ich alle alten Frauen, die in ihrer Jugend so viel gelernt haben, daß sie die Bibel, bis auf einige nomina propria im Alten Testament, ziemlich fertig weglesen und alle Zahlen aussprechen können, wenn sie mit Worten geschrieben sind; und die, nächst den biblischen Geschichten, sich hauptsächlich auf die Privatgeschichte aller Familien in ihrem Städtchen gelegt haben und über Schwangerschaften, Eheverlöbniße, Hochzeitstage und Kopfszeuge Register halten; die in jeder Krankheit eines jungen Mädchens den Bastard reifen sehen und den Mann und den Ball errathen, der die Ursache und die Gelegenheit dazu war; die hypothetische Ehen zwischen ledigen Personen und nicht selten reelle Ehescheidungen mit ihrem Geschwätz stiften, — kurz: alle unverständigen, plappernden, besuchen gehenden alten Weiber, so sehr die Pest und das Verderben der guten Gesellschaft, wie die verständige Matrone und ehrwürdige Mutter deren Zierde ist. Die Hexen schwammen auf dem Wasser: Das ist ein bloß figurlicher Ausdruck und soll nur heißen, daß eigentlich Thee und Kaffee il Element sei. Und ich glaube im Ernst, daß unsere neuen Hexen im Kaffee nicht ersäu werden können; denn ich habe selbst einmal Eine vierundzwanzig Tassen trinken sehen da die frischesten westfälischen Viehmägde an viereen sterben . . . Die Griechen, nicht alle das weiseste und tapferste, sondern auch das wollüstigste Volk auf der Welt, hielten wahr

lich die Mädchen nicht für Göttinnen oder den Umgang mit ihnen für Paradies oder ihre Liebe für unwiderstehlich. Sie erzeugten ihnen nicht einmal die Achtung, die man wenigstens von einem freien Volk (ich will nicht sagen: von einem gefühlvollen) gegen ein schwaches Geschlecht hätte erwarten sollen. Sie brauchten sie, die organisirten Fleischmassen zu erzeugen, aus denen sie selbst nachher Helden, Weise und Dichter formten, und ließen sie übrigens gehen. Die Weiber wohnten im Innersten des Hauses, kamen nicht in Männergesellschaften, wodurch ihnen denn freilich aller Weg abgeschnitten ward, sich für so kluge Köpfe gehörig auszubilden; daher sie immer schlechter und verächtlicher werden mußten. Daß ihnen wahrhaftig große Männer den Hof machten: diese Achtung mußten sie sich erst durch besondere auszeichnende Geistesgaben erwerben; und diese Besuche waren nicht von der verliebten Art . . . Herz verschenken, Gunst verschenken: diese Ausdrücke sind poetische Blümchen. Kein Mädchen schenkt ihr Herz weg; sie verkauft es entweder für Geld oder Ehre oder vertauscht es gegen ein anderes, wobei sie Vortheil hat oder doch zu haben glaubt . . . Viele Männer halten das weibliche Geschlecht für so schwach, eitel, leichtgläubig und eingebildet, daß es Alles glaubt, was man ihm sagt, sobald es die Macht seiner Reize angeht. Diese Männer (wenn man sie so nennen kann) irren sich aber gar sehr. Nicht wahr, Madame? . . . In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Die Perser sagen: Wenn die Henne krähen will, muß man ihr die Kehle abschneiden . . . Diese Frau war mit einer Zunge schon eine Fama; was würde sie erst gethan haben, wenn sie tausendzünftig gewesen wäre! . . . Es ist sehr reizend, ein ausländisches Frauenzimmer unsere Sprache sprechen und mit schönen Lippen Fehler machen zu hören. Bei Männern ist es nicht so . . . Das System des Helvetius, daß die Menschen an Anlagen alle einander gleich seien, stößt alle Physiognomik über den Haufen. Woher kommt es doch, daß man bei ähnlichen Gesichtern so oft ähnliche Gesinnungen findet? . . . Laß Dich nicht anstecken! Lieb keines Anderen Meinung, ehe Du sie Dir anpassend gefunden hast, für Deine aus; meine lieber selbst . . . Der Vater: „Mein Töchterchen, Du weißt, Salomon sagt: Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.“ Die Tochter: „Aber, Papa, was muß ich dann thun, wenn mich die guten Buben locken?“ . . . Ein Mädchen, hundertfünfzig Bücher, ein paar Freunde und ein Prospekt von etwa einer deutschen Meile im Durchmesser: Das war die Welt für ihn. . . Vom Wahrjagen läßt sich in der Welt wohl leben, aber nicht vom Wahrheit sagen . . . Ein junger starker Kerl, der schon als Reitknecht gedient, vertreibt Vapeurs und Mutterzufälle in kurzer Zeit . . . Sie kennen nur zwei Gattungen vom anderen Geschlecht, die in der Welt Liebfosungen der Männer mit den ihrigen erwidern: Ehefrauen und Kommissnidel . . . Die Bauernmädchen gehen barfuß und die vornehmen barbrüst . . . Ihr Unterrock war roth und blau sehr breit gestreift und sah aus, als wenn er aus einem Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben; aber es wurde nicht gespielt . . . Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser. Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der am Hof die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat und die Männer, die dem Hof die Unterthanen zureiten, hungern müssen . . . Einer, der eine katholische Aufwärterin hatte, sagte einmal ganz bona fide zu mir: „Die Person ist zwar katholisch, aber ich kann Dich versichern, es ist eine ehrliche, gute Haut; sie hat neulich mir zu Liebe sogar einen falschen Eid geschworen.“ (Georg Christoph Vichtenberg.)

Glücksspiel im Mittelalter. *)

Es ist eine eigene Sache um den Fortschritt; die Menschennatur mit ihren Bedürfnissen und Leidenschaften bleibt die alte, und was fortschreitet, ist eigentlich nur die technische Vollendung der Befriedigungsmittel. Selbst in den Auswüchsen des Kulturlebens: welche Aehnlichkeit der Zeitalter! Mit der Spielsucht, zum Beispiel, finden wir die Tugend und die Obrigkeit seit Jahrhunderten im Streit, ohne daß sich ein namhafter Fortschritt der hohen Verbündeten nachweisen ließe.

Im Jahrgang 1887 des Archivio Storico Italiano veröffentlichte Ludwig Zdekauer Urkunden, die er in den Staatsarchiven von Siena und Florenz gefunden hatte. Die älteste der mitgetheilten senensischen provvisioni (so nannten die toskanischen Republiken ihre obrigkeitlichen Verordnungen) ist vom vierzehnten Januar 1249. Darin heißt es: Wenn ein Bürger von Siena in einem Versteck innerhalb der Stadt oder im Umkreis von zwei Miglien beim Spiel betroffen wird, so strafen wir ihn um zehn Pfund**), den Verleiher (des Spielgeräthes) um fünfundzwanzig Pfund und den Hauswirth um hundert Solidi; straffrei bleibt das öffentlich betriebene Brettspiel und das Spiel der Personen unter vierzehn Jahren. Im Jahr 1262 wird bestimmt, daß die Bummler, Spieler und anderes Gefindel (ullus poltronus vel biscaçerius vel alius male) das Würfel- und sonstige Spiel nur sechzig Ellen von jeder Kirche entfernt und in oder bei der Schänke, nicht aber in Privathäusern betreiben dürfen. Außer der Geldstrafe droht der Verflügende (Namen und Würde sind nicht angegeben), daß er das Spielgeräth zerbrechen werde. Auch wird der gestrenge Herr nicht dulden, daß die Bürger in Häusern, Weingärten und anderen Kulturen bei Nacht einem sonst erlaubten Spiel obliegen; nur auf öffentlicher Straße und an anderen allgemein zugänglichen und sichtbaren

*) Im März wurde in Brügge gegen den Pächter der Spielbank des Bades Ostende verhandelt. Das erinnerte mich an dieses Aussätzchen, das ich vor zwanzig Jahren geschrieben, aber nicht veröffentlicht hatte und das mir ein paar Tage vorher zufällig in die Hände gefallen war

**) Die hier vorkommenden Geldsummen in heutige Münze umzurechnen, ist aus zwei Gründen unmöglich. Erstens läßt sich der damalige Werth (die Kaufkraft) der Edelmetalle im Verhältniß zum heutigen nicht leicht angeben. Zweitens war die Geltung des Pfundes (libra, livre, lira) großen Schwankungen unterworfen. Eine feststehende Größe ist der florentiner Goldflorin, dessen Werth von Sachautoritäten auf 11 Francs 70 Centimes, also nicht ganz 10 Mark, berechnet wird; 1291 hatte er 30 solidi (sous). Das Pfund galt im Allgemeinen weniger als ein Goldflorin; in Pisa, zum Beispiel, am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nur etwa ein Drittel davon; in Florenz wurden später beide Ausdrücke gleichbedeutend.

Orten ist das Spiel gestattet. Wer im Uebertretungsfall die Strafe von fünf- undzwanzig Pfund nicht zahlen kann, erhält einen Monat Gefängniß. Von der Straffsumme fließt eine Hälfte dem Denunzianten, die andere dem Fiskus zu. Was Einer aus heimlichem Spiel gewinnt, hat er dem Verlierer wiederzuerstatten. Die doppelte Straffsumme wird dem Hauswirth auferlegt, sei er nun Besitzer oder Pächter. Auch dem Geldverleiher, versichert die Obrigkeit, „werde ich fünf und zwanzig Pfund abpfänden und nicht mehr wiedergeben“. Die öfter wiederkehrende Drohung: *et postea non reddam*, erweckt die uns Heutigen unsagbare Vorstellung, daß der Fiskus damals unter Umständen so gutmüthig war, wieder herauszugeben, was er verschluckt hatte. Hat der Geldverleiher ein Pfand oder einen Schuldschein empfangen oder einen Bürgen in Pflicht genommen, „so werde ich ihn zwingen, das Pfand wiederzugeben, und werde den Schuldschein zerreißen und den Bürgen der übernommenen Verpflichtung entbinden. Schwört einer der Angeklagten, daß er die That nicht begangen, so werde ich ihn zwar nicht strafen; wird er aber später durch zwei oder mehr Zeugen von gutem Leumund überführt, daß er falsch geschworen, so werde ich ihm die doppelte Straffsumme abnehmen.“ (Welche Milde in der Behandlung von Meineidigen!) „Diese Verordnung werde ich jeden Monat einmal öffentlich verkünden lassen. Ausgenommen bleiben die Personen unter vierzehn Jahren, die ungestraft spielen dürfen; das Brettspiel aber ist Allen ohne Ausnahme gestattet, bei Tag wie bei Nacht; nachts jedoch nur ohne Pfand, Darleiher und Kredit.“

Spielern beim Spiel zu leihen, wird noch besonders verboten; die *prestatores famosi*, also solche Leute, von denen notorisch ist, daß sie aus dem Geldverleihen an Spieler ein Gewerbe machen, müssen schwören und Bürgen stellen, daß sie dieses Geschäft nicht mehr betreiben wollen. Wer eine heimliche Spielhölle unterhält, die von Personen unter fünf und zwanzig und über vierzehn Jahren (über fünf und zwanzig Jahren, wie die Urkunde sagt, ist offenbar ein Schreibfehler) frequentirt wird, Der soll jedesmal um fünf und zwanzig Pfund, der Spieler um zehn Pfund gestraft werden. „Und da“, heißt es weiter, „durch das Spiel viele Uebel verursacht und reiche Leute arm werden, so ist Jeder, der um eine Uebertretung weiß, zur Anzeige beim Podestà verpflichtet, und wer die Anzeige unterläßt, hat hundert Solidi zu zahlen.“ In der Oster- und Weihnacht soll Jedem erlaubt sein, auf der Straße wie in den Häusern zu spielen. Welcher Gegensatz der italienischen Auffassung des Kirchenfestes zur schottisch-puritanischen! Dem Italiener ist der Feiertag ein die Bußzeit unterbrechender oder schließender Festtag, an dem sich Leib und Seele, frei von jedem knechtischen Joch, erfreuen und erquicken; dem Schotten ist er ein Bußtag. Doch muß es wohl mit der Lustigkeit in den heiligen Nächten zu arg geworden sein, denn 1287 wird das Spielen am Christtag und

in der Weihnacht verboten. Um die selbe Zeit, 1287 und 88, findet sich die Regierung bewogen, den Amtskreis des Herrn Polizeipräsidenten von Siena von zwei auf drei Miglien Umkreis zu erweitern; die Spiellustigen und anderes Gefindel scheinen sich also die unkontrollirten Vororte zu Nutzen gemacht zu haben, wie in Berlin, wenn es erlaubt ist, ein mittelalterliches Krähwinkel unserer Weltstadt zu vergleichen. Schließlich ergeht die draconische Vorschrift, es solle Niemand mehr stehen bleiben, um einem Spiel zuzusehen. 1292 wird verfügt, daß die Wegelagerer und professionmäßigen Spieler auch auf dem gewöhnlichen Spielplatz, dem campus fori, nicht mehr spielen dürfen. Wird ein Solcher dabei betroffen, so soll er von den Häschern des Podestà ins Gefängniß abgeführt und dort einen Monat festgehalten werden. Und 1295 heißt es: da aus den Spielbuden nichts als Unheil hervorgehe, tägliche Lästerungen Gottes und der Jungfrau Maria und aller Heiligen, dazu Raub und Diebstahl, so sollen Spielhäuser an keinem Ort mehr geduldet werden, weder in der Stadt noch in deren Bezirk. Der Zuwiderhandelnde hat für jedes Mal zehn Pfund zu erlegen. Wer nicht zahlen kann, soll „aufs nackte Fleisch“ geprügelt werden. Man sieht doch, wie die Kultur fortschreitet.

Leider scheint die tugendhafte Strenge nichts genützt zu haben. Schon im nächsten Jahr besinnt sich die hohe Obrigkeit anders. Als praktische Leute sagten sich die Toskaner: Das Geld wird nun einmal hinausgeworfen; hindern können wirs nicht; liegt also das Geld auf der Straße, dann soll auch das Comune*) sich am Einsacken betheiligen. Am dreizehnten März hält der Syndikus des Comune von Siena — Duccius Robba-Willani schreibt er sich — in Gegenwart des Kämmerers und dreier Steuereinnehmer als Zeugen einen Termin ab, in dem er die Spielgerechtigkeit auf ein Jahr an zwei Bürger verpachtet (vobis Cioni Niccoli de populo Sancti Martini de contrada Spallaforte et Pagno Guidi, de populo abatie nove); diese Bürger haben nach vorhergegangener Ausrufung das Meistgebot von dreißig Pfund Groschen abgegeben; zehn Pfund werden sie im April, den Rest bei Ablauf der Pachtzeit erlegen. Dafür werden ihnen alle Einnahmen aus der Spielhaltung überlassen. Auch wird ihnen das Recht eingeräumt, in den drei Straßen des campus fori, wo das Spiel betrieben zu werden pflegt, Zelte aufzuschlagen und darunter Tische und Bänke mit Spielgeräth aufzustellen; jedoch ist nur das Brettspiel gestattet. Der Syndikus verspricht im Namen des Comune, sie in den erworbenen Rechten gegen jeden Dritten zu schützen, und verpflichtet sich in Nichtbeachtungsfall (welche Coullance!), eine Konventionalstrafe von der doppelten

*) Il Comune ist der amtliche Ausdruck in den Urkunden und Geschichtswerken jener Zeit; unsere heutigen Bezeichnungen: die Kommune, die Gemeinde, das Gemeinwesen, decken sich in der Bedeutung nicht ganz mit „das Comune“.

Höhe der Pachtsumme zu zahlen. Demnach darf außer den Beiden Niemand auf dem gemietheten Plage Spielzelte errichten: in ihren Häusern jedoch dürfen die anwohnenden Haus- und Ladenbesitzer oder Pächter je zwei Spielbretter aufstellen. Zu Alledem verpflichtet sich der Syndikus ihnen und ihren Erben gegenüber. Verträge dieses Inhalts lehren nun Jahr um Jahr wieder; nur aus zwei Jahren sind sie verloren.

Was nützt aber der Fortschritt, wenn er nicht gründlich gemacht wird? So dachten die Stadtväter von Siena. Am fünften September 1313 wird den Pächtern erlaubt, auf dem genannten Platz und in einem Feldzug, der im Dienste des Comune unternommen werden könnte (wo also die Pächter Marktender mitschicken würden), nicht allein Zelte zu errichten und Brettspiele aufzulegen, sondern auch das Paschen, „sowie jedes verbotene und nicht verbotene Würfelspiel zu betreiben, ungeachtet aller früheren Staatsgesetze“. Den Widerspruch in der Gesetzgebung offen einzugestehen und resolut zu beseitigen, genirten sich die Herren durchaus nicht. In den Riforme von 1324 hoben sie alle früheren Verbote auf und verfügten ganz kurz: „Da heutzutage die Spielgerechtigkeit als steuerbarer Gegenstand fürs Comune verlaugt zu werden pflegt, so untersagen wir den Wegelagern und Spielern, das Würfelspiel wie jedes andere in unseren Kapiteln verbotene Spiel anderswo zu betreiben als auf dem campus fori; dort können sie ungestraft spielen.“

Die Pachtsumme stieg unter kleinen Schwankungen von dreißig Pfund im Jahr 1296 bis auf dreihundert Pfund im Jahr 1315. Später schwankt der Ertrag; die Spielpacht aus den Ortschaften des Distriktes kam noch dazu, namentlich aus dem kleinen Hafen Talamone und den Bädern von Petriuolo und Macereto. Die höchste Summe wird im Jahre 1363 mit 16 843 Pfund erzielt; dann geht es allmählich abwärts bis auf 146 Pfund (im Jahr 1392).

Unter den Aktenstücken aus dem florentiner Archiv ist eine Verurtheilung wegen verbotenen Spiels in einem Privathaus. Den Schuldigen wird eine Geldstrafe von fünfundsanzig Pfund oder, falls sie nicht zahlen, von sechs Monaten Gefängniß auferlegt, „sofern sie in die Gewalt des Comune kommen“, wie die Urtheile damaliger Zeit vorzüglich beizufügen pflegen. Denn bei der Kleinheit jener Staaten (die Auslieferungverträge waren noch nicht erfunden) zogen die Verurtheilten es meist vor, einige Meilen weit zu verreisen, bis Gras über die Geschichte gewachsen war. Lange dauerte Das nicht; denn man lebte in Italien damals schnell und liebte die Veränderung. Sehr löblich ist es, daß in Florenz die demoralisirenden Privatdenunziationen nicht einmal gestattet, geschweige denn belohnt wurden; nur wer von Einem aus der Familie des Podestà oder des Capitano ertappt wurde, durfte angeklagt werden. (Die Bediensteten der zwei höchsten Staatsbeamten wurden deren Familien genannt). In der Bekämpfung der Spielhöllen gehen die Florentiner mit der ihnen

eigenen Gründlichkeit vor: Häuser und Loggien, wo sich das Glücksspiel eingenistet hat, sollen von Grund aus zerstört werden. Das Häuseranzünden war nämlich in den politischen Kämpfen der Florentiner wie in ihrer Justiz eine alltägliche Praxis, bei der die erstaunlichste Fixigkeit gezeigt wurde, ohne daß die übrigen Häuser gefährdet worden wären; die ganze Bürgerschaft scheint als vortrefflich geschulte Feuerwehr organisiert gewesen zu sein. Die Zumuthung, einem ganz Zahlungsunfähigen nach Maßgabe der verhängten Geldstrafe auf Staatskosten Wohnung und Nahrung im Gefängniß zu gewähren, hätte der Florentiner, der ein geborener Finanzmann war, gewiß abgelehnt. Man sperrte einen solchen Schächer nicht länger als fünfzehn Tage ein; vermochte er bis zum Ablauf dieser Zeit die Strassumme nicht aufzubringen, so mußte man ihn auf andere Weise fürs Gemeinwohl nutzbar zu machen: man verschaffte auf seine Kosten der Strassenjugend ein erheiterndes Schauspiel; man peitschte den armen Kerl nach dem Gefängniß aus durch mehrere Straßen bis zum Palast der Herren Prioren und ließ ihn dann laufen.

Besonders oft findet man in den Statuten von Florenz das Verbot des Spiels auf gewissen Plätzen und in der Nähe von Kirchen und Klöstern, wo der wilde Lärm streitender Spieler oft Aergerniß gegeben haben mag. Wurde doch sogar, wie eine provvisione vom Mai 1380 beweist, die Ringhiera des Palazzo, der erhöhte Platz vor dem Regierungspalast, auf dem die großen Staatsaktionen sich vollzogen, durch Hazardspiele entweiht. Dagegen wird das Ballspiel auf dieser Stätte ausdrücklich erlaubt, wie man denn überall darauf Bedacht nahm, das fröhliche Treiben der Jugend nicht einzuzengen. Auch die hochmögenden Herren in den Loggien des Mercato, die sich dort von ihren Staats- und Geschäftsverhandlungen bei einer Partie Brettspiel erholten, nahmen es nicht übel, wenn ihnen hier und da ein muthwilliger Ball an das würdige Haupt flog.

Es wäre grundfalsch, aus dem Mitgetheilten den Schluß zu ziehen, daß die damaligen Toskaner ein verlottertes Gefindel gewesen seien. Vielmehr waren gerade sie es, die mit Bienenemsigkeit die Elemente unserer heutigen Kultur bereiteten: Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Literatur. Die moderne Geldwirthschaft, die Führung eines geordneten Stadt- und Staatshaushaltes, die Ausbildung der Politik zu einer Kunst: Das sind ihre besonderen Schöpfungen. Wo Großes geschaffen wird, nicht von Sklavenheerden unter der Peitsche, sondern von einem freien Volk in der ungezwungenen Thätigkeit wetteifernder Individuen, da geht es stets lustig zu.

Reiffe.

Karl Zentisch.



Die Verachtung der Masse.

„Welch ein Gedanke für Dich: daß jeder Einzelne von diesen Massen, gerade wie Du selbst, ein wunderbarer Mensch ist, der sehend oder blind um sein unendliches Königreich (dieses Leben, das er in aller Ewigkeit nur einmal empfing) kämpft; ein Mensch mit einem Funken der Gottheit (was Du unsterbliche Seele nennst) in sich.“

Carlyle.

Die Verachtung der Masse ist eine politische Zeitkrankheit, die die Beachtung des Soziologen verdient. Sie beschränkt sich ihrem Verbreitungsgebiet nach natürlich auf die höheren Stände. Der Normalmensch der preussischen Gesellschaft ist Reserveoffizier, gehört zum V. D. St., „geht los“ und trägt ein Monocle.

Die Verachtung der Masse leimt entweder aus einem individuellen oder aus einem sozialen Ueberlegenheitsgefühl hervor. Das Gefühl der individuellen Ueberlegenheit finden wir bei dem Künstler (das Wort im weitesten Sinn genommen). Der schätzt nur die seltene, erlesene Persönlichkeit und die Masse erscheint ihm als der Inbegriff der „Vielzuvielen“. Er wendet sich von diesen niederen, unästhetischen Lebewesen schaudernd ab. In Deutschland ist Nietzsche, in Frankreich Flaubert ein besonders ausgeprägter Typus dieses Romantikerhasses gegen den Bourgeois, den Philister, das Heerdenthier. Von dem Franzosen erzählt Georg Brandes einen charakteristischen, meinem Gefühl nach freilich subalternen Zug. „Dummheit zog ihn in all ihren Formen, als Ubernheit, Aberglaube, Einbildung und Spießbürgerlichkeit magnetisch an, überwältigte und inspirierte ihn. Er mußte sie Zug vor Zug ausmalen, fand sie an und für sich belustigend, selbst wo Andere sie weder unterhaltend noch komisch finden konnten. Er legte sich Sammlungen von Dummheiten an, von sinnlosen Prozeßeingaben und schwächlichen Illustrationen. Auch sammelte er schlechte Verse. Jedes Zeugniß für die menschliche Dummheit war ihm als solches von Werth. Er hat in seinen Schriften eigentlich nur mit Meisterhand der menschlichen Beschränktheit und Verblendung, unserem Unglück, so weit es auf unserer Dummheit beruht, Denkmale gesetzt. Ich fürchte fast, daß ihm die Weltgeschichte als Geschichte der menschlichen Dummheit galt. Sein Glaube an den historischen Fortschritt war sehr schwach. Der Haufe, sogar das lesende Publikum, war ihm ‚der ewige Dummkopf‘. Wollte man absolut eine Bezeichnung für diese Seite seines Wesens finden und ihn mit einem der beliebten, ihm so verhassten Worte auf ‚ist‘ bezeichnen, so dürfte man ihn kaum einen Pessimisten, auch nicht einen Nihilisten nennen, sondern einen Imbezillisten.“

Der Haß gegen die Masse ist in gewissem Sinn eine List der Natur, ein Mittel der Selbsterhaltung. Wie hätten Männer vom Schlag der Niezsche und Flaubert, denen die Mitwelt beinahe jede Anerkennung versagte, ohne diesen Haß leben sollen? Sie bedurften, um nicht zu verzweifeln, nicht innerlich zu veröden, einer heftigen Reaktion gegen den Widerstand der stumpfen Welt. Und angesichts ihrer Leiden und ihrer Leistungen begreifen und verzeihen wir den krankhaften Dünkel, der manchmal ihre Züge verzerrt.

Die Verachtung der Masse entsteht aber auch aus einem sozialen Gefühl der Ueberlegenheit. Die Menschen der besitzenden Klassen halten sich für die geborenen Führer und erneuern für ihre Zwecke das Wort vom beschränkten Unterthanenverstand. Dabei vergessen sie meist, daß sie selbst erst seit kurzer Zeit der sozialen Oberschicht angehören und eigentlich mit der Massenverachtung, die sie zur Schau tragen, ihren toten Großpapa insultieren. Doch ein Fläschchen Vethe hat jeder Mensch in der Westentasche. Wenn man ihnen zuhört, so fragt man sich verwundert, was die Herren denn eigentlich schon so Großes verrichtet haben. Das klingt, als habe Jeder von ihnen mindestens „Madame Bovary“ oder den „Zarathustra“ geschrieben. Weil sie sich nicht so sicher fühlen wie der Junker, der es gar nicht für nöthig hält, seinen Anspruch irgendwie zu begründen, geben sie sich das Ansehen geistiger Ueberlegenheit.

Ich möchte nun diese Zeitkrankheit ein Wenig prüfen. Zunächst wollen wir von dem Begriff der Masse sprechen. Das ist natürlich nur ein Hilfsausdruck. Es gibt gar keine Masse als ständiges, festumschriebenes, unwandelbares Vorstellungsgebilde. Es gibt nur Individuen. Diese Individuen bilden für eine Weile Ansammlungen oder für die Dauer Berufs- und Interessengruppen, einerlei, ob sie den höheren oder den niederen Ständen angehören; eine Masse im Sinn eines einigermaßen festen menschlichen Komplexes mit qualifizirbaren Tugenden und Lastern giebt es nicht. Die politischen Snobs meinen schlechtweg das Volk, dem sie durch den Ausdruck „die Massen“ einen psychischen Makel anheften wollen. Die Masse (jede Menschenansammlung) hat nämlich die schlechte Eigenschaft, daß sie der Suggestion leichter unterliegt als der Einzelne, daß sie ihren Leidenschaften nachgiebt und wandelmüthig von einem Extrem ins andere schwankt. Das ist aber eine Eigenschaft jeder Masse, mag sie aus Gebildeten oder aus Ungebildeten bestehen. Ein Blick auf die Parlamente zeigt, daß diese menschliche Schwäche zwar durch Erziehung und Tradition gebessert, aber nirgends völlig beseitigt werden kann. Durch das Taschenspielerkunststück, mit dem das pseudowissenschaftliche Wort „Masse“ für die arbeitenden Schichten eingesetzt wird, werden diese Schichten als politisch unfähig gebrandmarkt.

Die Individuen, aus denen die Masse besteht, sind gewiß zum größten Theil politisch unreif. Wer ist daran schuld? Doch nur wir, die „höhere

Stände". Jeder wird zugeben, daß der deutsche Arbeiter politisch urtheilfähiger ist als der russische. Warum? Weil wir seit hundert Jahren eine leidliche Volksschule haben. Jeder muß also zugeben, daß ein Fortschritt möglich ist. Und warum soll dieser Fortschritt nicht noch viel weiter führen? Er kann und wird es; deshalb soll der praktische Politiker die Masse nicht verachten, sondern individualisieren.

Die Herren, die Nietzsche mißverstanden haben, werden sagen, Das sei unmöglich. Möglich, daß es unmöglich ist. Aber ein zwingender Beweis dieser Unmöglichkeit ist bisher noch nicht erbracht worden. Vor fünfzig Jahren sagte Bismarck, jeder englische Arbeiter sei ein Gentleman. Als John Stuart Mill für das Parlament kandidierte, wurde er in einer Wahlversammlung vor Tausenden von Arbeitern gefragt, ob er wirklich einmal geschrieben habe, der englische Arbeiter habe noch immer einen Gang zur Lüge. Nach kurzem Zögern antwortete er ruhig und einfach: „Ja!“ Beifall durchbrauste den Raum. War die „Masse“, die da applaudierte, verächtlich?

Die Frage, ob die Masse sich erziehen läßt oder nicht, ist die wichtigste aller politischen Fragen. Wer sie verneint, kann nicht Demokrat sein. Wer sie verneint, spricht aber auch dem deutschen Volk jede große Zukunft ab. Andere Nationen sind reicher, ihr Boden strotzt von Rohprodukten, ihre Länder liegen günstiger, ihre Geschichte giebt ihnen einen Vorsprung, ihre Verfassung erleichtert ein einheitliches Wirken. Wir müssen alle diese Vorzüge durch die Qualität unserer Arbeit ersetzen. Diesem Ziel können wir uns nähern, wenn wir an die Individualisierung der Masse glauben. Wir können es nur, wenn wir an den Einfluß der Erziehung glauben. Wir können es nur, wenn wir allen Dünkel abstreifen. Und wir müssen es, denn wir brauchen im Frieden und im Krieg Persönlichkeiten, Persönlichkeiten, Persönlichkeiten.

Das klingt vielleicht ideologisch, ist es aber nicht. Denn Jeder von uns kann aus dem öffentlichen Leben oder aus seinem Bekanntenkreis ein Duzend Männer nennen, die aus den unteren Klassen stammen und feine oder starke Persönlichkeiten geworden sind. In jedem Volk sind ungeheure Schätze von Talent und Charakter aufgespeichert, die nicht ans Licht gehoben werden. Das Genie bricht sich durchaus nicht immer Bahn. Die Behauptung ist eine Redensart der Saturirten. Auch das Genie bedarf der Gelegenheit, der Anregung, der Hilfe, der Liebe, des Wiederhalles.

Wir können nicht mit der Masse regieren, sagen unsere Coriolane. Wir können nur noch mit der Masse regieren, sage ich. Wir bedürfen ihrer heute, wo die kleinen Staaten verdorren und die großen sich zu Riesenkomplexen zusammenballen. Der Sieg winkt Dem, der über die größten und am Besten ausgebildeten Bataillone verfügt. Die Verachtung der Masse ist also eine Zeiterscheinung, die schon aus rein praktischen Gründen belämpft werden muß.

Die Masse (das Volk, also jedes einzelne Schulkind) muß aber auch wieder zur Ehrfurcht vor der großen Persönlichkeit erzogen werden. Zum Respekt vor der bedeutenden Leistung, zur willigen Anerkennung jeder höheren geistigen Potenz. Ich behaupte, daß schon jetzt nicht immer Der siegt, der, wie es von der Disputation zwischen Luther und Eck heißt, „am Mehrsten schrie“, sondern daß die unteren Stände einen sehr gesunden, feinen Instinkt für wirkliches Können haben. Oder will man behaupten, daß die Führer der Sozialdemokratie lauter Nullen und Pfuscher gewesen seien?

Die Masse ist für die Politik nicht reif, sagen die politischen Gecken. Darauf muß erwidert werden, daß es sich für Alle, die nicht unmittelbar in der praktischen Politik thätig sind, immer nur um Das handeln kann, was man im Jargon des Examinirten „allgemeine Bildung“ nennt. Auch der im besten Sinn Gebildete hat nur in wenigen fundamentalen Fragen eine leidlich begründete Ansicht. Die politische Kleinarbeit kann auch ein tüchtiger Arzt, ein trefflicher Anwalt, ein rühriger Kaufmann nicht überwachen; er muß sich auf die Männer verlassen, die sich das Vertrauen ihrer Landsleute erworben haben. Ueber solche Grundfragen kann aber auch der „man on the street“ sich eine motivirte Meinung schaffen. Er kann die Vorzüge der konstitutionellen Monarchie gegenüber dem patriarchalischen System erkennen; er kann, von seinem eigenen Interesse geleitet, zwischen den Wirthschaftsprinzipien des Schutzzolles und des Freihandels wählen; er kann die unerbittliche Nothwendigkeit einer starken Rüstung zugeben und doch die Sozialisirung des Heeres fordern; er kann sich gegen die Unterjochung der Schule durch die Kirche, gegen die Bevormundung des Bürgers durch den Beamten auflehnen. Das Alles ist für die Aristokratie unserer Arbeiter schon heute möglich und der Kreis der zu diesem politischen Mitschaffen Befähigten läßt sich gewiß noch erheblich erweitern. Die Demokratifirung unseres Volkes soll ja nicht eine Nivellirung nach unten, sondern eine Nivellirung nach oben bedeuten. Nur im Zeichen der Persönlichkeit kann das Durchschnittsniveau erhöht werden. Nicht die Verachtung: nur die Individualisirung der Masse kann vorwärts helfen.

Eduard Goldbeck.



Es ist gar wunderbar, wie leicht man zu der Oeffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth. Ich wüßte nicht, daß ich je Etwas gegen das Volk gesündigt habe; aber ich soll nun einmal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Böbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet wie gewonnen wird. Ich hasse Die, welche ihn ausführen, wie Die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn ein rechtlich gesinnter Mann etwa anders? (Goethe.)



Sully Prudhomme.

Hat Sully Prudhomme je gelebt? Oder ist dieser melodisch sich ins Ohr schmeichelnde Name nur die Zierde jener schmucken, goldigen Bändchen, die so viel gelaufen und so wenig gelesen werden? Er hat gelebt. Er studirte viel, schrieb sehr viel und war Akademiker. Ja, er war noch mehr: der letzte Romantiker unter uns; wenn auch kein Kind, doch ein Enkel der Romantik.

Um's Jahr 1830 bedeutete für einen Franzosen das Wort Romantik Jugend, Krieg, Brechen mit aller Tradition; bedeutete die stürmischen Bremerien Victor Hugo, die rothen Westen Theophils Gautier, die galanten Abenteuer Muffet's und die von Empörung glühenden, von Emanzipationswünschen qualmenden, in Frauenmund noch nie erblickten Cigarren der George Sand. Romantisch hieß, was lebt, was bebt, was lacht und weint, was reizt und lockt, was mit frohem, herausforderndem Lärm Europa erfüllte, was sprudelnd in hohem Strahl empor schoß, in sprühenden Tropfen zerstob und die ganze Atmosphäre durchtränkte, um sie zu befruchten.

Wie veränderte sich der Sinn dieses Wortes! Was ist uns Romantik? Großmütterlein's nach Lavendel duftender Kleiderschrank, eine Burgruine, vom geisterhaft fahlen Mond beschienen, ein Flötenlaut, in weiter Ferne klagend, ein müder Wellenschlag, der in seine eigene Bläue rieselnd zusammenfällt; und der im Schloß Chateaux dahinsiehende, feine, ruhige Greis Sully Prudhomme.

Doch der Nekrologiker darf sein Urtheil über das jüngst Vergangene nicht auf Bewußtseinswerthe der Gegenwart stützen; er muß sich im Gegentheil zur Milde stimmen, den Mann, dem er den Nachruf spricht, sich am hellen Tag seiner wirkenden Blüthe vorstellen. Nicht den überwundenen Feind: den guten Vater soll er in ihm erblicken, dem wir nicht allein das Leben, sondern Alles verdanken, was ein Leben lebenswerth machen kann. Dieser gute Vater war uns Sully Prudhomme; er verdient einen ehrfürchtigen, liebevollen Nachruf.

Die großen Romantiker hatten keine Nachfolger. Wer kennt die Schüler von Lamartine oder Victor Hugo? Wer entsinnt sich noch der Nachahmer Muffet's? Was den Größten nicht gelang, ist dem feinen, seltenen, distinguirten Talent Gautier's gelungen: er wurde der Pfadfinder einer neuen Richtung. Er, der begeistertste Jünger der Romantik, war, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, ein Widersacher Hugos. Um ihn her ward die Fuge des Alexandriner's gesprengt, die von der Stelle gerückte Caesur schwankte, wie von der Freiheit betäubt, unruhig hin und her, der Heim brauste und schwelgte im romantischen Orchester in noch nie erhörten Harmonien und Disharmonien. Nur dieser gelösten und wandelbaren Form konnte gelingen, die Begriffe, Gedanken, Stimmungen, denen plötzlich ausnahmslos literarische Daseinsberechtigung zuerkannt ward, wie mit breiten, ausgespannten Armen zu umfassen. Gautier

aber schnürte das Regelwammß noch enger, schliff den Vers gleißender, durchsiebte seine Gefühle und Gedanken und ließ nur das Seltene, das Besondere durch, um es in seltenen, besonderen Formen aufzubewahren. Und als die Welt des Ich-Spektakels der Romantik allmählich müde wurde, knüpfte die Lyrik der Folgezeit ihre Fäden unmittelbar wieder an ihn. Leconte de Lisle erscheint und führt die Kunst des objektiven Sanges, der unpersönlichen Lyrik zum Sieg. Aus den Errungenschaften der Romantik wurde nur die Ausbreitung des geschichtlichen Horizontes beibehalten; nicht die Inspiration soll die Vorstellung von Zeiten und Völkern aufflackern lassen, sondern Geographie, Geschichte, Psychologie, die ganze Wissenschaft soll den Poeten zu fremden Seelen, Gestalten, Völkern und Ländern führen; nicht die geringste Spur des Modernen, des Franzosen darf im Gedicht erscheinen. Der Dichter soll vom Kleinlichen Treiben seines Lebens schweigen, sein Herz zum Herzen des Universums weiten. Und ruhig pulsiere dann dies mächtige Herz, kaum fühlbar durch den Panzer der Form. Massiv und doch zierlich baue sich das Gedicht in glitzernder Pracht in die Höhe.

Unter die Barnassier, wie sich die Gruppe um Leconte de Lisle nannte, verirrte sich merkwürdiger Weise ein frauenhaft empfindsamer Dichter: Sully Prudhomme. Einige Jahrzehnte früher wäre er der reinste Romantiker geworden; schwermüthig, zartfühlend, die verschiedensten Erscheinungen im leichten Gewebe der Analogie ineinanderwirkend, hätte er die Rolle eines für Paris gedämpften, für Franzosen beschwichtigten und gewizigten, seines Ungefühmes beraubten Venauß gespielt. Einige Jahrzehnte später wäre er Impressionist geworden. Wie ein Flor, der sich überall anschmiegt, hätte der von ihm so sehr verpönte vers libre den zarten Schwingungen seiner Seele nachgezittert. Der ihm verhaßte, absichtlich verhüllte Ausdruck hätte sich seinen kaum greifbaren, leicht ent schlüpfenden Gedanken und Stimmungen mit der größten Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit angepaßt. Doch im Kreis der Barnassier mußte der warme, weiche, allzu weiche Dichter hart und kalt sein; dieser Blumenkelch mußte sich in einen Kelch aus geschnitztem Elphenbein verwandeln, um den leicht niederfallenden Thau der glitzernden Ideen aufzufangen. Die Wissenschaft, der seine Inspiration nur folgen sollte, ersticke sie allmählich und der Mann, der schöne Lieder zu singen berufen war, schrieb nur noch schöne Verse.

Die Anthologien, die Schulbücher bringen alle ein Gedicht von Sully Prudhomme: Le vase brisé. Das Lied vom kaum sichtbaren Sprung in der Vase, der durch das leise Streifen eines Fächerschlages entstand und sich nun langsam weiterfrißt, bis Wasser herausfördert und die Blumen in der Vase welken. Keiner ahnt noch die Verderbniß, doch: N'y touchez pas, il est brisé. Man erräth schon die Fortsetzung vom Herzen, daß von der liebenden Hand gestreift und geschädigt wird, springt und die Blume der Liebe darin verkümmern läßt:

Toujours intact aux yeux du monde
 Il sent croître et pleurer tout bas
 Sa blessure fine et profonde, —
 Il est brisé, n'y touchez pas.

Der Poet schrieb gar manche gleichwerthige Lieder, worin er einen subtilen Gedanken in der selben Art ganz deutlich sich ausdrücken läßt, bis in seine innersten, dunkelsten Winkel beleuchtet und ein Gefühl mit dem Gedanken in eine vielleicht etwas zu straff gezogene Parallele zwingt, in ein irritirend genaues Gleichniß faßt. Ich nenne nur den schönen Vers an die Stalaktite, diese Thränensäulen, die an traurige Seele gemahnen, in denen alte Liebe schlummert, alle Thränen wie angefroren sind und aus denen immer Etwas zu weinen scheint. Doch die Menge wählt sich als typisches Beispiel der Poesie Brudhommess das Vase brisé. Das ist kein Zufall. Brudhomme kommt in diesen Versen der französischen Neigung, ein tiefes Herzeleid gar manierlich, fast geistreich auszudrücken, wie sonst Keiner entgegen. Hätte das achtzehnte Jahrhundert nicht nur Prosaisier, sondern auch echte Poeten gehabt, solche Dichtung wäre am Hof Ludwigs des Fünfzehnten entstanden. Diderot beschreibt das Bild von Greuse: La cruche cassée; das überschöne, unmöglich ovale Mägdelein, das am Brunnen seine Schöpflanne zerbrach und nun weint. Diderot vermuthet, diese Traurigkeit, dieses tiefe Herzeleid gelte nicht der zerbrochenen Kanne, sondern deute eher auf einen geheimen Herzenskummer. Ist diese Vermuthung richtig, so könnte man der kleinen Dame, dieser Trianon-Idyllhirtin, dieser personifizirten Pastorale kaum ein Liedlein in den Mund legen, das zu ihrem Wesen und zur Gelegenheit besser paßte als Brudhommess Vase brisé.

Die Manierlichkeit Brudhommess war jedoch keine erkünstelte Kokostimmung, keine Popsmanier. Er war von Natur aus viel zu scheu, um Leidenschaften auszuschreien, zu züchtig, um Alles brutal beim Namen zu nennen, zu verträumt, um große Realitäten nicht in eine reinere Sphäre der Verklärung hinüberzutragen. Man erkennt ihn sofort, in dem Gedicht *Première solitude*, in der Beschreibung des Schulknaben, der immer weint, so lange die Anderen lustig herumtollen, den die Starken ein Weib, die Verderbten ein Unschuldslamm schelten und von dem das Gerücht geht, er sei reich, weil seine Hände immer rein gewaschen sind. Mit dieser reingewaschenen, blanken Aristokratenhand schrieb Sully Brudhomme seine reinen, blanken Lieder an reine, blanke Frauen. Lichte, etwas blutlose Erscheinungen sind diese Ideale, deren Züge kaum zu unterscheiden sind. Durch sein ganzes Leben begleitet ihn diese Vorstellung einer fast körperlosen Traumgestalt, einer für ihn bestimmten und nie erblickten Braut, die irgendwo in der treuen Obhut der Mutter lebt, die vielleicht an ihm vorüberging, ohne daß er's ahnte, die vielleicht gar schon ge-

storben ist, ohne daß er sie je sah. Er zeigt das Idealbild dieser Jungfrau, die eine Männerhand nur leise, wie ein Lusthauch, berühren darf. Das Temperament eines lebhaften Mädchens floh er; schien zu fürchten, der in einer so schönen Hülle verborgene Leichtsinns müsse Unheil stiften. Er bittet deshalb eine lustige Schöne, sich mit ihrer Grazie von leichtgläubigen Schwärmern wegzuwenden, sie zu verschonen, denn solche Menschen:

Il leur faut une amie à s'attendrir facile
 Souple à leurs vains soupirs comme aux vents le roseau
 Dont le coeur leur soit un asile
 Et les bras un berceau.

Douce, infiniment douce, indulgente aux chimères,
 Inépuisable en soins calmants et réchauffants,
 Soins muets comme en ont les mères,
 Car ce sont des enfants.

Il leur faut pour témoin dans les heures d'étude
 Une âme qu'autour d'eux ils sentent se baisser,
 Il leur faut une solitude
 Où voltige un baiser.

Wenn sich diese azurne Dichtung verdunkelt, so giebt es keinen jähen Uebergang; eher ein zartes Zusammenspiel von Licht und Schatten, wie bei der Wolke, die sich mit silbern schimmerndem Rand vom Himmel abhebt. Seine Trauer ist die würdevolle Trauer eines Weltmannes; kein schriller Laut weist auf die Blutspur der Schmerzen. In ihm war Etwas von Dem, was Marguerite von Navarre *ennui commun à toute âme bien née* nennt, eine angeborene Neigung zu einer nicht aufdringlichen Melancholie. Vom Trauerkleid seiner Mutter fliegt etwas Dunkles in sein Kinderherz und erfüllt es mit dem Bewußtsein eines unendlich langen Fernseins: „*Me révéla quelque absence d'une interminable longueur.*“ Dieses „*quelque*“ ist charakteristisch. Brudhommers Trauer ist eben so unpersönlich wie seine Liebe.

Nicht nur der Leser: auch der Poet selbst fühlte sich verweichlichen in diesem engen Kreis von kaum unterscheidlichen Gefühlschattirungen. Er suchte einen Ausweg in die freie, weite Welt. In seiner Jugend studirte er Naturwissenschaften und Philosophie. Der blieb er treu. Sein Streben war, diese zwei Gebiete für die Poesie zu erschließen. Wo seine Absicht verstedt bleibt, wo das Auge des Naturforschers und das Auge des Poeten auf dem selben Gegenstand ruhen, da gelingen ihm Gedichte, in denen die Beobachtung in ein Gefühl oder ein Gefühl auf die originellste Weise in eine Beobachtung übergeht, mit ihr organisch verbunden wird. Der perlende Morgenthau zwingt ihn zu der Frage: Woher kommen diese zitternden Tropfen? „*C'est qu'avant de se former, elles étaient toutes déjà dans l'air.*“ Und woher denn.

die Thränen? Die Seele barg sie alle, bevor sie ins Auge flossen. Die beiden nüchternen Zeilen, die ich im Original citirte, schmecken nach einem Lehrbuch; erdrücken mit ihrer Positivität die Empfindung. Dem ganz auszuweichen, gelingt ihm nicht, wenn er sich rein an die Wahrheit hält; er muß hinüber in das Gebiet der von der Phantasie ergänzten Beobachtung, der leise der Natur nachhelfenden Träumerei. Die ganze Last der Wahrheit kann er nicht tragen. Deshalb gelingen ihm am Besten die Lieder, worin er seine Probleme ganz ohne Naturkunde löst. Physik und Poesie sind nicht etwa unvereinbare Gegensätze; Prudhomme war nur nicht der Mann, Beides zu vereinen. Ihm fehlte, was Lukrez und Goethe so reichlich, was selbst Alfred de Vigny und Leconte de Lisle besaßen, was Plutarch in der Beredsamkeit des Perikles fand: die Gabe, die schönsten Charaktereigenschaften mit Hilfe der Naturkunde zu dem hohen Sinn, zu der Alles bezwingenden Kraft zu erheben, die dem Stil Mark sichert. Seine naturwissenschaftlichen Studien hoben seine Talente nicht, sondern erdrückten sie. In einem der ersten Sonette seines langen Gedichts „Justice“ klagt er bitter über diesen Widerstreit. „Dies nicht!“ mahnt ihn eine innere Stimme; „das Buch, das Wissen gefährdet die Poesie.“ Prudhomme mußte an sich erfahren, daß man mit den angestrengtesten Studien sich nicht über sich selbst hinausheben kann und daß der Fülle des Wissens die Fülle des Erlebens gleichen muß. Seine Rippen-Natur formt sich ein Rippen-Weltall; er dringt mit seinem Kokolowesen in die Naturkunde und verschönert sie, pußt sie auf und verkleinert sie. Will er über sich selbst hinaus, so bleibt ihm nur Rhetorik, Geschicklichkeit im Versmachen und, leider, ein Schicklichkeitgefühl, das ihn drängte, die Unbarmherzigkeit, die skandalöse Roheit der Elemente mildern zu wollen, um „die Würde zu bewahren.“ Seine drei großen Lehrgedichte sind auf die Perlschnur der Sonette oder anderer Versformen gereiht, aber ganz eindrucklose Weltanschauungshypothesen, metaphysische Theorien, die sich darüber zu wundern scheinen, daß sie in den Strophenbereich gerathen sind. Nirgend ein Naturlaut, nirgend eine Gestalt. In dem Gebiet des Verschwommenen, Unendlichen, Unsichtbaren, Neblichen fühlt seine Poesie sich heimisch. Le roseau pensant nannte Pascal den Menschen. Das Säuseln dieses denkenden Rohres sind Prudhomme's Verse. Er ließ sich anziehen, so heißt es im Gedichte „Les chaînes“, vom Schimmer des Wahrnehmbaren, vom Dämmer des Unbekannten. Unzählbare, zarte und schmerzende Fäden zogen von seinem Innern zu den Dingen hinüber; sein Leben hing an diesen leichten Schlingen und die geringste Erschütterung, die ein Hauch in der Außenwelt verursacht, riß Etwas aus seinem Innern heraus. Männlicher Klingts aus dem schönen platonischen Vers über den Wechsel der Generationen und der ewigen Materie:

C'est par les formes de vingt ans
Que rit la matière éternelle.

Auch die Sprache und die Kunst stellte sich Sully Prudhomme als gleichgiltige, ewige Dinge vor, die, wie die Wogen des Ozeans, durch ein gleiches Rauschen abweichende Eindrücke bewirken. Er bedachte nicht, daß man, um unterschiedene Wirkungen hervorzubringen, einer unterscheidenden Kunst bedarf, und widersprach jedem Versuch, Syntax und Metrik zu erneuen. Sein Kulturtalent verstand den genialen Wirbel Verlaines gar nicht. Seine *Réflexion sur l'art des vers* ist der Ausdruck des Mißtrauens vor Neuerern, — vor der Jugend.

Budapest.

Ludwig von Hatvany.



Des Unmoralischen Morgengangs.

Am vier Uhr früh schrieb Oskar an die Freundin, die er um Drei verlassen hatte: (Während ich eben nach Hause ging, erzählte ich Dir einen entzündenden Brief über all Das, was ich unterwegs erlebte. Das meiste Hübsche habe ich schon wieder vergessen. Der Rest soll dir noch gesagt werden.) Weißt Du, daß es Morgen war, als ich Dich verließ? Das weißt Du nicht. Du weißt nur, daß es auf dem Treppenflur schon hell wurde; was ganz etwas Anderes ist; etwas Räucherndes und Graues; und ein Maimorgen ist . . . Doch Das will ich Dir ja gerade erzählen, was ein Maimorgen ist. In der Berliner Straße ging mit einem plötzlichen Entschluß das elektrische Licht aus. Was sehr verständig von ihm war. Rechts hing eine große, an der rechten Seite etwas eingebaulte, leuchtende Apfelsine. Links war der Himmel ein Tellerrand, von dem ein ziemlich fattes kleines Mädchen Blaubeeren gegessen hatte: dunkles Blau und leuchtendes Roth-Violett. Es war also reichlich hell genug. Das hatten die Lampen auf der Brücke im Zuge der Charlottenburger Chaussee auch längst eingesehen. Kofelt suchte sich die leuchtende Apfelsine im Kanal zu spiegeln. Aber das Wasser war nicht ganz damit einverstanden; es floß schnell vorüber, so daß an der Stelle der vergeblichen Spiegelungsversuche nur ein gelber Streifen blieb. Tagede gegen wurde die bizarre Häßlichkeit der Baugerüste an der Brücke mit einer gewissen liebevollen Sorgfalt wiedergegeben. Ich weiß nicht: ich hätte doch lieber die Apfelsine gespiegelt. Aber wer weiß, weshalb sich das Kanalwasser darauf nicht einlassen wollte? . . . Die Lampen auf der Chaussee bis zum Thiergartenbahnhof waren noch zu keinem ernstern Entschluß gekommen. Und deshalb trabte ein Mann mit einer, wie sich erwies, Vertrauen erweckend sanftrothen Nase von einer zur anderen und drehte jede einzelne mit etwas unwilligem Gemurmel aus. Auch der Thiergartenbahnhof murmelte unwillig Etwas; er war aber noch zu drei Vierteln im Schlaf und ich verstand erst sehr spät, was er wollte: „Ich schlafe noch, ich schlafe noch. Ich lasse noch keine Büge fahren.“ Das interessirte mich wenig. Ja, ich fand es sogar etwas aufdringlich von ihm,

mir Das immer wieder zu erzählen. Ich wollte ja gar nicht fahren. Ein Bißchen ärgerlich unterschritt ich den Bahnhof und war dann mitten im Grünen.

Den Weg schlug ich ein, dessen zahllose Windungen immer so rasend schnell vom Auto getroffen werden, wenn ich Dich am Morgen nach Deiner Wohnung bringe. Eine Wegequälerei, die dem berliner Magistrat tief ins milde Herz gedrungen ist. Er will verbieten lassen, daß der Weg von Autos befahren wird. Er sagt sich: Wer Auto fahren will, Der soll um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen auch durch den Denkmalhain fahren müssen. Schnelligkeit der Fortbewegung und Schönheit des Weges zugleich kann kein Bürger fordern, so lange wir nur hundert Prozent Steuerzuschlag nehmen. Doch ich verliere mich ins Kommunal-Politische. Lieber möchte ich Dir noch die dringende Warnung ans Herz legen: Erzähle keinem Menschen, daß es noch denkmallose Theile im Thiergarten giebt. Würde Das an zuständiger Stelle gemeldet, so möchten fürchterliche Dinge geschehen.

Die Vögel begrüßten mich in etwas aufgeregter Weise, als ich in den Thiergarten eintrat. Sie wollten von mir ein Urtheil über ihr Frühkonzert haben. Ich erklärte mich, als unmusikalisches, für inkompetent und beobachtete mit Interesse, wie rechts aus der Apfelsine eine etwas süßliche Citrone geworden war, während der Blaubeertellerand sich hinter den Bäumen versteckte und nur noch ein etwas verblaßtes Orangeband über ihnen sichtbar blieb. Ueber dem Neuen See hingen leicht lila grau getönte Dunstschleier. Das junge Baumgrün war noch nicht abgestaubt und sah unverständig solid in seiner Stumpfsheit aus. Es suchte mir zu imponiren und den Eindruck gereiften Augustlaubes zu machen. Das war so'n richtiger Jungmädelstreich; der ihm aber gut stand. Das wußte es auch genau und spiegelte sich mit eigentlich zu eingehendem Interesse im See, der all dieses Grün's ganz voll war und eifersüchtig so viel, wie irgend ging, mit dem dünnen Musselin, den er eben zur Hand hatte, zu verbergen suchte. Links die Elfenwiese hatte von dem matten Orangezeug einen Halbbaldachin über sich gespannt und sah gar nicht elfenhaft aus. Eher so zahlungsfähig hübsch wie eine Wiese in einem englischen Landpark, der bei der ganzen Gentry als beautiful bekannt ist. Sah man aber genau hin und beschattete man die Augen gegen den Baldachin, dann sah man noch feine, blaßblaue Schleier wehen, die die Elfen an die Bäume gehängt hatten, als sie den Tanz begannen, und dann leichtsinnig, wie solch Volk ist, vergaßen.

Jenseits von der Liechtenstein-Allee wurden rechts lauter verzauberte Villen sichtbar, die von außen ganz wie schlafende Thiergartenviertelhäuser ausfahen. Das war aber nur Schein. Auf ihren Treppentritten wuchs Gras; und ich bin überzeugt: den meisten war das Dach längst eingesunken. Eins von diesen Häusern hute man gerade abzureißen begonnen, als sie verzaubert wurden; eine Leiter schaute fest darüber hinweg; durch die Ochsenaugen und die Fenster des Oberstocks blau-graue der Himmel; unten hatten wüthende Restauratoren (es sah nach Bodo aus) nüchterne, große, weiße Zettel an den Bauzaun geklebt, auf denen „Israel Schmidt Söhne“ stand. Das konnte aber natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Bau schon seit vielen hundert Jahren genau so dastand, wie er heute aussah. Links war Alles grün; grün Bäume und Wasser. Eine junge, noch ziemlich unerfahrene Blutbuche wußte nicht recht, ob sie gegen diese Spinatsymphonie auftrumpfen oder sie nur stärker betonen sollte. Das Wasser gab es allmählich auf, Musselingaze über die Bäume zu breiten. Es hatte erkannt, daß es mit dem dün-

nen, farblosen Zeug doch nicht gegen die Grünorgie aufkam. Im Gras zankten sich zwei Enten um eine ziemlich apathische Entenmadame. Ein Kaninchen lief ungeschickt über den Weg. Und auf einer Bank saß ein Mann mit einem roten Schnurrbart und einem Künstlerhut, der ob seiner Schädigkeit an einen Stromer verschenkt sein mochte, aber auch, trotz seiner Schädigkeit, noch von dem Kunstbesitzenen selbst getragen werden konnte.

Durch die Friedrich-Wilhelm-Straße rollten zwei höchst unwahrscheinliche Milchwagen. In der Kaiserin-Augusta-Straße dehnte sich links ein oberitalischer Park, hinter dem sicher ein etwas verwahrlostes Renaissancechloßchen versteckt war, während rechts mir ein Haus einzureden suchte, in ihm wohne Geheimrath Martius. Der grüne Fleck vor der früheren Chinesischen Botschaft mit seinen Kastanien und Trauerweiden erzählte mir lange vergessene Kindererinnerungen, so daß sich die allegorische Marmordame ganz neugierig nach mir umjah und mir lange nachblidte. Die Hohenzollernbrücke fragte: „Weißt Du noch, daß ich früher einen ganz anderen Ausgang hatte, den man im Winter im Schlitten herunterfahren konnte? Man mußte sich dabei aber vorsehen.“ Die Kastanien markirten Balbesdunkel und hoben ganz langsam ihre Aeste wieder vom Wasserspiegel, zu dem sie sie während der Nacht den Nigen zum Bespritzen niedergereicht hatten. Nun hatte sie der Morgen überrascht und die würdigen alten Herren schämten sich ein Wenig des nächtlichen Geständels. Sie standen da, als ob Das mit ihren Aesten immer so wäre. Wer sie aber genau kannte, entdeckte wohl, was hier vorgegangen war. Doch ich habe die alten Herren von Kindertagen her in viel zu guter Erinnerung, als daß ich mir Etwas merken ließe und sie dadurch beschämte. Ich nickte ihnen harmlos freundlich zu; sie erwiderten den Gruß sehr von oben herab, was ich ihnen weiter nicht übel nahm: man kann leicht nervös werden, wenn man ein alter, würdiger Herr ist und vor Einem, den man noch im Hängelleidchen kannte, einen Fehltritt verbergen soll.

Dann kam ich in die Genthinerstraße. Geschäftswagen rasselten. Ein Autoführer führte Nachtschwärmer (denke!) nach Haus. Der Zauber zerstob. Die Häuser gaben sich zwar Mühe, verzaubert auszusehen. Ein Bau that, als stünde er seit mehreren Hundert Jahren schon unberührt da. Aber man sah gleich, daß Alles nur Betrug war. Der Mond begriff, daß er überflüssig geworden sei, und versteckte sich hinter eine unglaublich nichtsagende graublaue Wolke. Straßenarbeiter hatten den Asphalt auf. Vor der Markthalle standen die Gemüsegewagen eine anspruchlose Parade. Straßenlehrer betrachteten mich mißbilligend. Und als ich mich ihm näherte, redete sich der Thurm der Zwölf-Apostel-Kirche auf seinen spiritualistisch dünnen Vorderbeinen (hast Du schon bemerkt, daß die Strebepfeiler rechts und links spiritualistisch dünne Thurmbeine sind?) nüchtern aus dem Grün zu seinen Füßen empor und hielt mir eine protestantische Backsteinpredigt: „Das Thema, das wir unserer heutigen Frühbetrachtung zu Grunde legen wollen, geliebte und verirrte Brüder in Christo, sei die Verderblichkeit des Nachtschwärmens für den irdischen Leib und für die unsterbliche Seele. Und zwar wollen wir ersehen: daß, zum Ersten, es Gottes heiligen Geboten zuwider ist; daß uns, zum Anderen, der Aerzte Rath mahnt . . .“ Ich hörte nicht mehr hin. Denn dahinter wurde für einen Augenblick der Thurm der katholischen Kirche auf dem Winterfeldplatz sichtbar, der spitz und frech in den Himmel stach und über seinen nüchternen Bäckchen-Kollegen halb abbémäßig vergnügt, halb jesuitisch verschmizt sicherte.

Die Feuerwache, in die die Sehnsucht des Kindes so oft den Mann geträumt hat; denn Feuerwehrmann: Das kam unmittelbar hinter Lotse; wenn man aufrichtig sein will, sogar noch vor Lotse, weil Etwas mit Pferden dabei war; freilich war wiederum nicht zu verkennen, daß Lotse noch edler war; schon, weil man da so allein auf einem Leuchtturm hauste. (Du siehst, die nautischen Kenntnisse waren ganz landrattenmäßig. Allerdings ist mir zweifelhaft, ob Deine selbst heutzutage weitergehen.) Ein neues, gutes Eckhaus, das man sich mal bei Tage ansehen sollte. Frobenstraße. Bülowstraße. In ihr brachten einige Vegetarierwesen eine in jedem Sinn etwas verspätete Mandarabeste zu der Backsteinpredigt bei, indem sie vernehmlich darauf hinwiesen, daß die Sünde häßlich sei. . . Vom Thurm der Lutherkirche schlugs vier Uhr; an der Ecke der Potsdamerstraße warteten ein paar Autos darauf, daß sie Dich nach Hause bringen durften; eine Verkennung der Sachlage, die mich mit stiller Heiterkeit erfüllte. Und ich merkte plötzlich, daß ich müde war.

Aus dieser Erkenntniß will ich nun endlich die Konsequenz ziehen. Und darum schließe ich schnell mit einem Gedichtlein, das mir auch auf diesem ungehener produktiven Morgenwege kam. (Ich stelle dabei anheim, ob Du es als Gedicht auffassen oder in die Klasse der Prosa einreihen willst. Ich las nämlich jüngst in einem sehr ernsthaften und gründlichen Aufsatz, daß solche Sachen keine Gedichte sind; deshalb beunruhigt die Ankündigung mein Gewissen.) Jedenfalls heißt's also =

So, jetzt mußt Du ganz ruhig sitzen

Und still halten.

Alle meine Finger wollen Dich küssen.

Wollen Deine weiche warme Wange küssen.

Zuerst der Daumen —

ein Wenig plump und ziemlich ungeschlacht —

Dann der Zeigefinger —

ein erfahrener Herr —

der Mittelfinger —

ziemlich indolent —

der Ringfinger —

etwas asthmatisch —

und nun der Kleine.

Er ist ganz besonders verliebt in Dich,

Schmiegt sich ganz eng an Deine Wange

Und küßt Dich

Mit dem Munde und dem ganzen Körperlein . . .

So.

Und nun mußt Du mich küssen, Liebste.

Mußt mit Deinen Lippen meine Lippen küssen.

Sonst bekommen die unartigen Finger das Krabbeln,

Fangen an, zu kratzen,

Und lassen eine lange rothe Schramme

Auf Deiner weichen warmen Wange.

Guten Morgen, Du!

Johannes W. Harnisch.



Das Buch der Liebe.*)

Sakrosankt.

Es ist nutzlos, über eine getäuschte Liebe sich mit Steppis hinwegsetzen zu wollen, und es scheint ein Verbrechen zu sein. Der Mann hat jedoch mehr Ehrfurcht vor diesem heiligen Gefühl; er spricht nicht einmal von seiner Braut, am Allertwenigsten von ihren Fehlern; das Weib geht sofort zu Schwestern oder Freundinnen, um über den Fall zu sprechen.

Ich kannte einen zerrissenen Mann, der eben seine Ehe aufgelöst hatte und nun wieder von der mächtigen Liebe befallen wurde. Diesmal wollte er sich nicht binden; und um nicht verlockt zu werden, ging er jeden Abend von seiner Braut ins Café, wo er den Freunden gegenüber den Gegenstand seiner Liebe „objektivirte“: die Gespräche und kleinen Ereignisse des Abends wiedergab. Da sie aus der selben Wolle war, ging auch sie von ihm zu ihren Freundinnen und gab sich skeptisch. Man muß sich schwimmend erhalten, sagte sie.

Als aber Beide den Betrug entdeckten, gingen sie auseinander. Doch es war zu spät. Sie hatten sich zusammengewebt; und sie litten Qualen, die sie wieder zusammetrieb. Schließlich mußten sie sich verheirathen.

Um aber wieder von einander los zu kommen, erniedrigte Einer den Andern, damit sie durch gegenseitigen Abscheu frei würden. Aber es gelang ihnen nicht. Sie gingen hin und verleumdeten einander, entehrten einander: nichts half. Sechsmal, zehnmal trennten sie sich, aber sie kamen immer wieder zurück . . .

Das Subjektivste kann und darf nicht objektivirt werden. Es ist sakrosankt und darf nicht mit Worten ausgesprochen werden, wie der Name J. H. V. H. Es ist Lästerung, wenn man es doch thut, und wird mit dem Tode bestraft.

Der Lustgarten des Paradieses.

Ich fand einmal auf dem Lande, oben auf einem Boden, die Liebesbriefe, die ein Dienstmädchen an seinen Bräutigam gerichtet hatte. Es waren ja große, zu große Krähensüße; aber da waren Worte, lauter wohlklingende, sanfte Worte; Bärtlichkeit, Fürsorge, Hoffnung, Glaube; nicht ein zweifelndes Wort, nicht eine Besorgniß über die Zukunft und die Dauerhaftigkeit der Gefühle beider Menschen. Sie sah nur die Hütte vor sich und das Kindlein.

Ueberall im Leben civilisirter Menschen tritt die Liebe veredelnd auf. Man weiß ja, daß die Mutter in der ersten Zeit einen Widerwillen gegen die Nahrung hat; sie fastet aus reinem Instinkt und ihre Organe weigern sich, rohe Stoffe aufzunehmen und sie zu verarbeiten. Das gleicht dem Vorgang beim Manne, der liebt: er „ißt nicht“ und magert ab. Das Geheimniß liegt wohl darin, daß seine überflüssige Materie verbrannt, das Unreine verzehrt werden soll, ehe das schöne Seelchen einziehen und Hochzeit halten kann. Verlobte werden, wenn das Verhältniß

*) Von Strindbergs „Blaubuch“ ist hier gesprochen worden. Jetzt wird (wieder bei Georg Müller in München) der zweite Band (unter dem Titel „Ein neues Blaubuch“) erscheinen, aus dem hier einstweilen einige Fragmente veröffentlicht werden. Was von Strindberg kommt, ist stets lesenswerth. Und das „Neue Blaubuch“ ist besonders auch deshalb, weil es die ganz persönliche Frömmigkeit des genialischen Magus erkennen lehrt.

richtig ist, schön, ohne es zu sehen; es leuchtet aus ihnen; sie machen sich besser, als sie sind, und dadurch werden sie besser; sie veredeln ihre Sprache und damit ihre Gedanken; mit einem Wort: sie wenden sich von dem Niedrigen, bessern sich und werden von Neuem geboren. Das gleicht ja materiell auch der Einleitung zu einer Geburt, der Schwangerschaft, wie ich eben andeutete.

Aber Kampf ist auch vorhanden, geistiger, da die Rückstände an Bösem in Beiden kämpfen; da werden Thränen vergossen von der Art, die innen und außen wäscht und reinigt. Dann kommen Hindernisse und Widerstand in den Formalitäten, welche die Geduld prüfen: Das ist Sorge mit Kraftanstrengung.

Nach dieser Wiedergeburt, die einzig schöne Erinnerungen hinterläßt (die einzigen, denn die Kindheit ist unschön und die Jugend auch), nach dieser Wanderung im Vorhof öffnen sich schließlich die Pforten zum Lustgarten; der Diener des Herrn steht da mit dem Schwert und warnt; er kennt alle Gefahren und er nennt sie bei Namen . . . Von den Früchten der Bäume dürft Ihr essen; aber von eines Baumes nicht: sonst müßt Ihr wieder hinaus aus dem Paradies und wandern. Auf die einsame Bodenkammer, Du Mann, und heim zu Deinen Schwestern, Du Weib, wo Du nicht mehr willkommen bist! Und sitzet dort und erinnert Euch an die lieblichen, lichten Tage im Lustgarten des Paradieses, die nie wiederkehren.

Blutsbrüderschaft.

Die Brüderschaft wurde mit einer heiligen Handlung besiegelt: dem Mischen des Blutes. „Die Seele sitzt im Blut“, steht im Alten Testament (man vergleiche Molitors Philosophie der Geschichte); und es ist wahrscheinlich, daß ein Mysterium dort geschah, das wir nicht verstehen und das bei allen Sakramenten geschieht, die wir eben so wenig verstehen. Torger und Tormod hatten ihr Blut vermischt und sie schritten untrennbar durch Kämpfe und Siege. Eines Tages aber, als Torger von den Erfolgen berauscht war, wirft er dem Bruder das unvorsichtige Wort hin: „Wer von uns Beiden, glaubst Du, würde herrschen, wenn wir einen Strauß wagten?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete der Bruder; „weiß aber, daß diese Frage unserem Zusammenleben ein Ende macht. Ich will nicht länger bei Dir bleiben.“

„Es war nicht mein Ernst, daß wir unsere Kräfte an einander erproben sollten.“

„Es ist Dir doch in den Sinn gekommen, da Du es gesagt hast.“ Er ging; und die Brüderschaft war zu Ende.

„Ihr Freundschaftsverhältniß war so zerbrechlich, daß es nicht einmal die Berührung eines voreiligen Gedankens vertrug“, fügt der Erzähler hinzu (Booth).

Die Ehe ist eine Brüderschaft; mehr: sie ist eine heilige Handlung. Sie ist so zart und so zerbrechlich, daß ein voreiliges Wort (man nennt es oft Scherz) fürs ganze Leben töten kann. Es hilft nicht, hinterdrein zu sagen: Es war nur Scherz; denn dann antwortet Tormod, der Skalde aus dem Mittelalter: „Es ist Dir doch in den Sinn gekommen!“ „Lange Jahre müssen bezahlen, was die Sekunde verbrochen!“

Und dann noch Dies: „Wer von uns Beiden, glaubst Du, würde herrschen?“ Sobald die Gatten ihr Verhältniß als einen Kampf um die Macht auffassen, während es das gerade Gegenheil ist, kommt die Hölle ins Haus. Das Weib hat eine Neigung, herrschen zu wollen. Wenn ich nun aber zu ihrer Entschuldigung

sage, diese Neigung sei ihre Art, gegen den bedrückenden Mann (nicht „unterdrückenden“: Den sah ich nie) zu reagiren, so bitte ich, es nicht bereuen zu müssen.

„Wenn wir einen Strauß wagten!“ Ja, dann ist es ganz so, als führe man die Waffen gegen sich selbst; oder als sondere sich ein Reich. Und jeder Schlag, den man führt, trifft Einen selbst ins Herz.

Cicero sagt: Freundschaft ist nur zwischen freundlichen und gleichgestellten Menschen möglich. Swedenborg sagt: Ehe ist unmöglich zwischen gottlosen Menschen. Ich bin überzeugt, daß er Recht hat; denn ohne Kontakt mit Gott, der die Quelle der Liebe ist, kann kein Strom von dem Ewigen bis zur Beleuchtung geführt werden. Ich habe die Ehe Gottloser geschildert, ich habe dafür gelitten, aber ich bereue es nicht und nehme nicht ein Wort zurück. So ist es gewesen! Die Gottseligen schildern ihre Ehen nicht und sie schreiben weder Dramen noch Romane. Das müßte in der Literaturgeschichte bemerkt werden, die meist von gottlosen Büchern handelt.

Leslasche Ströme.

Wenn man dazu verurtheilt ist, ein schönes, aber böses Weib zu lieben, kann man sie zur selben Zeit hassen. Die Gefühle schwingen; das eine löst das andere ab; da entsteht Etwas, das Dem gleicht, was man in der drahtlosen Telegraphie einen Oszillator nennt; der ruft Wechselströme von hoher Frequenz oder Leslasche Ströme hervor, die so stark sind, daß sie keiner Leitung bedürfen. Das ist nur ein Gleichniß, aber es mündet in die selbe Erscheinung auf psychischem Gebiet aus. Haß und Liebe sind polarisirt; und durch Influenz kann die Bosheit des bösen Weibes bei dem nicht bösen Mann entgegengesetzte Ströme wecken. Uebersetzt: er kann dadurch, daß er das Urböse beständig sieht und ihm ausgesetzt ist, von einem solchen Abscheu davor erfaßt werden, daß er sich im Guten abmüht. Er kann von dem tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn er sieht, wie die zwecklose Bosheit einen sonst schönen Menschen mit guten Eigenschaften verberbt. Du bist so böse, daß es schade um Dich ist!

Das Böse kann mit unendlicher Güte überwunden werden. Aber das Urböse, das seinen Stromerregter in der Hölle hat, kann schwerlich überwunden werden. Doch kann es einen mäßig guten Menschen sehr gut machen. Die bösen Ströme sind allerdings stark, aber, wie die Leslaschen Ströme, allzu stark, um zu töten; darum sind sie eigentlich unschädlich. Sie erschlagen nicht: sie gehen mitten durch.

Gefährliche Dinge.

Goethe sprach 1809 in seinen „Wahlverwandtschaften“ über ein höchst empfindliches Verhältniß; es war jedoch eine große Entdeckung; und obwohl er das Thema mit äußerster Feinsüßigkeit behandelte, hätte er doch beinahe seinen Ruf vernichtet.

Eduard und Charlotte leben in einer glücklichen Ehe. Da kommt ein Major ins Haus, aber auch eine Freundin. Nun entsteht Sympathie zwischen dem Major und Charlotte (der Frau), zwischen Eduard (dem Mann) und Ottilie (der Freundin). Aber das Verhältniß zwischen den Parteien ist unschuldig, wie sie aus guten Gründen meinen; und Alle glauben, die gefährliche Leidenschaft bekämpfen zu haben. Ein Kind wird jetzt in Eduards Ehe geboren und an seiner ehelichen Geburt ist nicht zu zweifeln: es war das Kind der Gatten. Doch da kommt das Verhängnißvoll das Kind wird dem Major ähnlich und auch Ottilie. Die Ursache wird von Goe

leicht angedeutet: die Eltern hatten das Bild der Anderen im Herzen getragen; ein seelischer Ehebruch war begangen worden. Dann beginnt ein Trauerspiel, das nicht zu meinem Thema gehört.

Ich weiß von einem Weib, das einen Mann unschuldig liebte oder für ihn schwärmte. Sie verheirathete sich mit einem anderen Mann und Beider Kind wurde dem Freund ähnlich, den sie geliebt hatte. Damit ist also nicht zu spielen; und obgleich Gedankenstunde vom Gesetz nicht bestraft wird, hat sie doch Folgen, die schlimmer sind als alle Strafen des Gesetzes.

Das Schöne und das Gute.

In einem Drama darf man ja nicht rasche Umschläge in der Entwicklung des Charakters vornehmen, ohne sie ordentlich zu motiviren. So wird der gute, fromme, geduldige Albanien in „Bear“ ein Löwe, als er das Urböse ganz cynisch bei seiner Frau und seiner Schwägerin hervorblicken sieht. Dieser Ausbruch von Haß gegen die Bosheit befriedigt und bildet nur die Rehrseite der Güte, die gleich dem Semaphor die andere Seite zeigt, wenn Gefahr im Anzug ist.

Im Leben kann man einen böien Menschen gut werden und einen guten schnell oder langsam verfallen sehen. Das Letzte ist das schmerzhafteste Schauspiel, das man sehen kann; ich erinnere mich kaum eines Dramas, in dem man das Publikum mit diesem aufregenden Anblick zu quälen gewagt hat. Daudet hat in „Zad“ geschildert, wie ein feines, schönes Kind so allmählich entartet. Das ist das qualvollste Buch, an das ich mich erinnere: weil es der natürlichen Ordnung widerspricht, direkt gegen den Sinn des Lebens geht, der Erziehung und Aufstreben ist, also Entwicklung und Fortschritt.

Oft sieht man ja, daß Kinder, auch aus geringem Stand, von den Eltern besser gehalten werden, als sie sich selbst halten. Der Typus des Kindes ist fein, überirdisch, engelhaft. Dann kommt der Zahnwechsel; die Züge des Antlitzes wachsen ungleich; die Oberlippe ist etwas zu groß, die Nase etwas zu klein; die kleinen, runden Wangen werfen sich; das herrliche, große, klare Auge wird unrein und ist jetzt etwas zu klein. Die hübschen Milchzähne fallen aus und die Lücken erinnern an Greise und Greisinnen. Das ist ein Verfall; den sehen die Eltern, unter dem leiden sie, übersehen ihn aber, wenn das Kind nett ist.

Dann kommt die Jungfrau und der Jüngling. Die können schön sein, wenn nämlich noch Spuren vom Kind vorhanden sind. Oft tritt dagegen eine Charakterveränderung ein, die dann die Eltern erschreckt; besonders, wenn sie ihre eigenen Fehler vergrößert umgehen sehen; damit beginnt die zweite Erziehung der Eltern. Das ist ein Kursus, so unbarmherzig streng, daß auch der Stärkste um Gnade und Schonung bittet. Das ist zu viel!

Aber es ist doch so glücklich eingerichtet, daß die Kinder gleichsam ein Refleg der Eltern sind: wenn sich also Vater und Mutter beobachten, so ändert sich das Kind auch, beinahe immer. Ich habe eine junge, schöne und grausame Mutter gesehen, die mit den Schicksalen der Menschen spielte, sich an fremden Leiden weidete, besonders am Leiden des Vatten, der nicht böse war. Sie trieb das unverständige Spiel, daß sie das Kind reizte; aus Scherz natürlich. Das Kind aber antwortete. Gegen den Vater war das kleine Mädchen immer weich und gut, wie er gegen sie, aber gegen die Mutter wurde es dämonisch boshaft. Es war, als habe die Kleine die Rolle der Mutter gespielt, um ihr zu zeigen, wie bodenlos ihre Bosheit

sei. Und seltsam: die Mutter war so von dem Kind eingenommen, daß sie es nicht zu züchtigen vermochte; oder vielleicht schloßte es eine unbekante Hand.

Die Mutter weinte bitterlich über die Bosheit des Kindes und beklagte sich beim Vater. Da Der aber nur die schöne Seite des Kindes zu sehen bekam, begriff er nicht die merkwürdige Charakterveränderung bei der Kleinen. Er hatte sein artiges Kind, die Mutter ihr boshaftes, in der selben Kleinen Person.

Schließlich wurde das schöne grausame Weib gebeugt, als es sah, wie ihre Bosheit von dem Kind in Szene gesetzt wurde. Sofort änderte sich die Tochter, tröstete und liebte ihre Mutter, wurde mit sechs Jahren ihre intime Freundin und ihr guter Engel.

Sobald aber die Mutter einen Rückfall hatte, kam der Rinderdämon wieder und karikierte, nun jedoch mit mildem Vorwurf: „Du bist so schön, Mama, wenn Du artig bist!“ Das wirkte besser. Du bist so schön!

Wenn das von Gott mit Schönheit beschenkte Weib wüßte, wie häßlich es ist, wenn es zornig wird oder treulos!

Wirkliche Schönheit kann ohne Güte nicht existiren, denn es sind nicht die Züge allein, sondern der Ausdruck ist's, der den Zügen ihren übernatürlichen Reiz giebt. Wie entstellt ein plötzliches Gefühl von Hochmuth ein schönes Frauengesicht! Die sonst schöne Nase wird dünn und strebt nach oben; die Lippen, vorher in einer angenehmen, feuchten Ruhe, werden trocken und scharf; der liebliche Glanz des Auges wird sunkelnd; das Augenlid wird herabgelassen, als schäme es sich der Verhäßlichung, wolle die Verwüstung verbergen.

Oder in dem unbegründeten Zorn (es giebt auch einen begründeten und erbaulichen Zorn): da schrumpft das Gesicht zusammen, aber so ungleich, daß die Züge nicht passen; der eine wird zu groß für den anderen; die Nasenwinkel bewegen sich, wie bei einem bösen Pferd; die Lippen werden in die Höhe gezogen und zeigen die Zähne, die man sonst verbirgt; das Kinn tritt vor, die Backen legen sich an Jochbein und Kieferknochen. Halte dann der Schönen einen Spiegel vor: und sie wird sich über sich selbst entsetzen.

Wenn Du so gut wärest, wie Du schön bist!

Den Gebetsseufzer kennen wir, nicht wahr?

Die Griechen besaßen drei Worte für den Begriff Tugend: *Kalokagatia*: schöne Güte. Sonst heißt Tugend nur *Kalon*: das Schöne; oder nur *Agaton*: das Gute. Gut und schön scheinen ihnen Eins gewesen zu sein; sind es wohl auch.

Ich sehe manchmal eine siebenzigjährige Alte bei mir, die auf dem Markt gefessen hat. Sie sieht eigentlich aus wie ein Troll, ist von Jahren und Unbilden der Witterung entstellt, hat kaum noch einen menschlichen Zug. Sie trägt Spuren davon, daß sie gepreßt und gebummelt hat; aber in dem Augenblick, in dem ich das Gefühl Dankbarkeit hervorrufe, ordnen sich die verworrenen Züge, das halberlöschene, bittere Auge bekommt einen schönen Ausdruck und die Stimme klingt wie das Echo eines wahrscheinlich von Natur guten Herzens.

Unsere Vorgäter, die Romantiker, schrieben viel von schönen Seelen; wir haben nur schöne Körper gesehen; aber der Körper ist ja an sich tot. „Wir sind nicht Körper, sondern wir haben Körper.“

Wer seinen Körper zerschunden hat, kann Seelen sehen, durch einen fettigen Gehrock, eine geänderte Jacke hindurch. Wenn er aber durch das schöne Kleid

unter der kleinen runden Wange, dem stolzen Busen ein häßliches Herz sieht, dann schaudert ihn und er denkt an einen toten Körper, der einmal in einer Grube sich in etwas Häßliches verwandeln und einen Bösen Geist loslassen wird, dessen Beschäftigung ist, schlafende Menschen zu quälen oder Verdammten Gesellschaft zu leisten. Es ist zum Weinen, das Schöne vergehen zu sehen. Die ganze Schöpfung schaudert, die Menschen wenden sich ab, verbergen ihr Gesicht und weinen.

Züngst geschah es in einer Oper, als die Bühne mit Künstlern gefüllt war, daß die Schönste der Schönen, die kleine Königin, die Sängerin, ihrer Laune nachgab; und da wurde eine Szene aufgeführt: zwischen ihr und ihrem Bräutigam. In einem Augenblick war die Bühne leer. Niemand wollte Das sehen; Alle flohen entsetzt, als habe sich der Boden geöffnet und das Eingeweide der Erde sich entblößt; der Theatermeister verlor den Verstand und löschte alle Lichter, als könne allein die Dunkelheit Hintergrund zu dieser Szene sein; das Orchester, das nichts gesehen hatte, fuhr einen Augenblick im Spielen fort, aber die Töne wurden zu einem Geheul verzerrt . . .

Nachher wagte Niemand, davon zu sprechen; Niemand gestand ein, daß es geschehen sei. Die es aber gesehen hatten, sahen einander nicht in die Augen, wenn sie sich trafen, als wollten sie diesen Anblick ewig verbergen und vergessen; und mit den Blicken sagten sie zu einander: „Still! Das darf nicht wahr sein!“

Der Kummer.

Ein großer Kummer ist etwas Erbauliches; das Leben wird zum Feiertag; man hat Etwas verloren, aber man hat auch Etwas gewonnen, etwas Kostbares, Theures, das man hütet. Man sucht die Einsamkeit auf, um sich nicht gemein machen zu müssen; man bekommt Widerwillen gegen Speise und Trank, denn was man empfängt, will das Haus gekehrt und rein finden; die Augen werden von Thränen rein gewaschen; der ganze Körper weint im Innersten, löst sich auf; man weint sich in den Schlaf, der eine Gnadengabe ist, die den Thränen folgt.

Aber jeden Tag ist Feiertag, ist Versöhnungstag und Ruhetag; der Schlag kam von oben und man erhebt den Blick, um nachzuschauen, ob nicht die Hand in einem Wolkenriß zu sehen ist. Man hätschelt seinen Kummer wie einen lieben Gast, hütet ihn, möchte allerdings frei von ihm sein, aber nicht unbedingt. Er ist vornehm und verträgt nicht die Beschäftigung mit dem Alltagsleben. Der Trauernde wird auch verfeinert, er verschönert seine Sprache, seine Sitten. Wer aber glaubt, man könne seinen Kummer in Wein ertränken, Der irrt; nur mit einsamen warmen Thränen kann er, wie eine köstliche Blume, begossen werden.

Sie verblüht allerdings, hat aber erst Samen angelegt.

Im Gesetz Mose wird dem Unreinen und Dem, „der Kummer hat, verboten, dem Herrn zu opfern. „Denn das Opfer des Herrn soll lustig sein“.

Das kann doch nur bedeuten, daß man in der Nähe eines Toten gewesen ist; was Unreinheit mit sich bringt. Es sei jedoch zugestanden, daß es unzeitiger, unreinen Kummer giebt. Bauchjorge, zum Beispiel; oder übertriebenen Schmerz nach Verlust irdischen Gutes; Gram über das Glück eines Anderen, das allerdings in meins eingreift, das ich ihm aber gönnen muß; und so weiter.

Daß die Leute des Alten Bundes trauerten, indem sie ihre Person vernachlässigten, sich nicht rasirten, schlechte Kleider anlegten, kann ich nicht erklären, da ich die Menschen des Neuen Bundes auf ganz andere Art habe handeln sehen.

Ich habe einen Vater gekannt, der sein einziges Kind, eine Tochter, betrauerte. Er sah selbst aus wie ein Toter, hatte die Farbe der Leiche in seinem Gesicht; es war, als sterbe er oder als sterbe sie ganz allmählich in ihm. Sie schien sich von seiner Seele zu lösen, wie sie sich unten im Grabe aus ihrem Körper löste. Er wurde immer bleicher und gelber, das Haar ward weiß, der Körper verfiel; seine Stimme ward zu einem Flüstern und seine Gesprächsstoffe wählte er mit Vorsicht. Schließlich war er befreit, aber auch sie; denn nach einiger Zeit glaubte er, in Rapport mit ihr zu stehen, Worte des Trostes zu empfangen; und in einem Traum hat sie ihn, nicht länger zu trauern, denn es thue ihr so weh, wenn er weine.

Aber es giebt eine Trauer, die noch über die um Tote geht: der Verlust von Lebenden. Das ist der große, grenzenlose Kummer der Scheidung, da das Weib das Kind nimmt und geht, wenn die Ursache nur die Lust am Wechsel oder der Verdruß über ein mißlungenes Geschenk gewesen ist. Da ist keine Erbauung, kein Ende wie beim Tod, keine Hoffnung, keine Versöhnung. Er fühlt, wie sie umher geht und seine Seele entweicht; den Bund entheiligt, der doch einen Funken vom Lichte der Ewigkeit besaß. Und er lebt in der beständigen Furcht, sie würde seine Seele an einen anderen Mann verschenken, einem anderen Mann ihre Person hingeben, in der er noch zu finden ist. Und seine Sehnsucht nach dem Kinde ist doppelt, denn er fühlt, wenn das Kind nach ihm verlangt und aus der Entfernung seine Seele aus ihrem Körper zieht; dann will er vor Schmerz den Geist aufgeben und zum Kinde fliegen.

Lebendige betrauern: dagegen ist der Tod ein beglückendes Geschenk.

Aber man hat Beispiele gesehen, daß der Verlassene, indem er seine Trauer hütet, aus der Entfernung die Verlorenen bewachen und schließlich zurückgewinnen kann. Wenn er nur das heilige Feuer unterhält, den Abwesenden mit seiner Liebe folgt und sie mit wohlwollenden Gedanken umgiebt, ohne selbstsüchtig zu sein, verzeihend, dann fließt sein guter Kummer auf sie über und wird in einen stillen Ernst verwandelt, der alle fremden Einflüsse fernhält. Er kann sie mit seinen „Gedankenformen“ schützen, sie mit seiner Liebe umgeben, daß sie wie unsichtbar wird; seine Trauer wird zu einem Zeichen an ihrer Stirn; sie wird gezeichnet, daß Niemand mehr Lust hat, sich ihr zu nähern. Die Freier sehen, daß sie einem Anderen angehört, und verlieren den Muth; und wenn sie spricht, vernehmen sie seine Stimme und dann fliehen sie: „Hier ist nichts zu gewinnen!“ Aber dazu ist nöthig, daß er keinen Fremden ins Heiligthum einläßt, nicht seine Freunde aussucht, um die Sehnsucht mit Spleiß zu verscheuchen; denn sie merkt, wenn er den Griff losläßt: und im selben Augenblick ist sie fort! Der Staub des Weibes scheint aus einer feineren Materie zu sein als der des Mannes; und eine von ihren Seelenhüllen auch. Wenn der Mann sie daher in seine Seele einführen und sie wirklich unter der Haut besetzen will, muß er sein grobes Fleisch durch Entsaugungen und Pflege reinigen; er muß das selbstsüchtig Böse ausrodern, seinen Geist mit all den schönen Eigenschaften schmücken, die er besitzen möchte, aber vielleicht nicht hat. Dann erst kann seine Braut Einzug in sein Herz halten; und ist sie dort, so braucht er die Klappen nicht zu schließen, so lange er rein und fein hält in den beiden Kammern und in der Vorkammer.

Das, meine Freunde, junge und alte, ist das Geheimniß, wie man sich die Liebe eines Weibes erhalten kann. Ich habe gesprochen. Möge ich es nicht bereuen!

Die Alten bildeten Eros mit einem traurigen Ausdruck ab. Die Liebe, die große, gleicht der Trauer; und in gleicher Weise äußert sie sich. Ein Gebären erst von Etwas, das sterben soll; und ein Gebären von Etwas, das Leben haben will; eine Neugeburt nach einem Tod. Und der höchste Augenblick gleicht dem des Todes: die geschlossenen Augen, die Blässe des Todes, das Aufhören des Bewußtseins. Wenn der Mann das ersehnte Jawort von Der bekommen hat, die seine Seele liebt, so weint er, — aus Freude. Und sein Blick gleicht einer stillen Trauer.

Seine bessere Hälfte.

Wenn der Mann während der ersten Tage der Liebe das Beste und Schönste seiner Seele bei dem geliebten Weib niederlegt, hat er bei ihr einen Schatz verborgen. Sinkt er dann unter den schweren Lasten des Alltags nieder und verliert einen Schmuck, so pflegt er ihn bei ihr wiederzufinden; sie hat ihn bei sich verwahrt und gehütet (doch nicht immer).

In solchen Augenblicken nennt er sie seine bessere Hälfte. Das ist sie. Sie kann ihm in der rechten Stunde einen schönen Gedanken, ein schönes Wort geben, das er einmal ihr gegeben hat; dann schämt er sich, betrauert sich selbst wie einen Gefallenen. Und wenn er sein Früheres in ihr sieht, fühlt er, wie tief er gesunken ist, während sie noch auf der reinen Meeresklippe steht. Dann sieht er zu ihr auf, ruft um Hilfe, und wenn sie ihm die Hand reicht, erhebt er sich; und er dankt ihr, die ihn gerettet hat.

Paulus erklärt dieses so oft mißverständene und wirklich schwer zu verstehende Verhältniß zwischen Gatten: „Doch ist im Herrn weder Mann ohne Weib noch Weib ohne Mann; denn wie das Weib vom Mann ist, so ist auch der Mann durch das Weib, aber Alles ist von Gott.“

Darum erscheint in einer rechten Ehe weder der Mann für sich, noch das Weib für sich, sondern Beide sehen sich wie ein Wesen und werden von Anderen als ein Wesen wahrgenommen. Wenn der Eine etwas Schönes von dem Anderen bekommt, so soll er danken; und der Andere soll danken, weil er geben durfte. Sie danken einander, denn sie sind das selbe Wesen; und der Austausch von Gaben und Gegengaben ist beständig, unablässig, so daß sie Geben und Nehmen nicht unterscheiden können.

Darum ist eine rechte Ehe unauflöslich; sie kann nicht getheilt werden; denn was sie besitzt, ist nicht veräußerlich, ist gemeinsam; das Eigenthum kann nicht verkauft werden, denn es ist ein geistiges, das man nicht kauft oder verkauft.

Aber der Mann verliert draußen in den Roheiten des Lebens seinen Schmuck eher als das Weib, das am warmen Herd des wohlverschlossenen Heims geschützt ist. Dort kann sie den Schrein hüten, und thut sie es treu, so wird der Mann immer zu ihr aufsehen, wie zu seinem besseren Ich.

Der Bildhauer.

Auch wenn der Mann ein Meisterwerk der Schöpfung in seinem Weib gefunden hat, bemüht er sich doch, kleine Fehler in Zeichnung und Farbe fortzuretouchiren, um sein Kunstwerk so fehlerfrei wie nur möglich zu machen. Das versteht sein Weiblein nicht immer und es wird oft reizbar: „Du siehst nur Fehler an mir.“

„Im Gegentheil; Du bist für mich die Schönste, aber ich will Dich voll-

kommen haben. Du sollst, zum Beispiel, niemals zornig sein; dann werden Deine schönen Augen häßlich und darunter leide ich. Du mußt Dich nicht in Grünspan kleiden, denn Das ist nicht Deine Farbe; und Du siehst giftig aus, daß ich meine Blicke von Dir wende.“ Und so weiter.

Essen ist nicht schön; und zusehen, wie die Geliebte Spitze in den schönen Mund schiebt, der schöne Worte aussprechen, liebliches Lächeln lächeln, die weichen Lippen zu einer Art Blumenknospe bilden soll, die man im Ruß einathmet: Das kann geradezu häßlich sein. Darum pflegt man die unschöne Berrichtung unter leichtem Gespräch zu verbergen; dann vergißt man, was der schöne Mund thut.

„Immer mußt Du mich tadeln! Sage doch auch einmal etwas Schönes!“

„Kannst Du nicht in meinen Augen lesen, daß ich Dich bewundere? Mit den Lippen brauche ich es nicht erst zu sagen. Aber ich will, Du sollest vollkommen sein. Das ist die ganze Sache.“

Auf der Schwelle.

Ein Doktor Ogle theilt in seiner Statistik mit, daß in sechsundzwanzig Jahren vier Fälle von Selbstmord unter Kindern zwischen fünf und zehn Jahren vorgekommen sind. Als ich Das las, zwischen fünf und zehn Jahren, dachte ich: Nein! Mit fünf Jahren! Ist Das möglich? Und die Ursache! Ich konnte nicht weiter denken, aber ich sah eine Szene, zwei Szenen, drei . . .

Fünf Jahre alt war das kleine Mädchen; es spielte im Zimmer bei der Mutter. Kinder müssen Etwas zu thun haben; aber die Mutter war nervös, weil sie über die Maßen gefeiert und geflirtet hatte.

„Schauete das Pferd nicht, Mama kriegt Kopfschmerzen davon!“

Die Kleine nahm die Katze und kniff sie, daß sie schrie.

„Thu Das nicht, Kind; Mama ist krank.“

Das Kind war artig und wollte nicht wider das Gebot handeln. Was sollte es thun? Es setzte sich an den Tisch und schwieg, um die Mama nicht böse zu machen. Aber ein Kinderkörperchen kann nicht still sein, darf es auch nicht; es bewegt sich von selbst; wahrscheinlich muß es in sich ein Lied gesungen haben, denn die kleinen ungehorsamen Füße schlugen den Takt gegen die Stuhlbeine.

Die Mutter fährt auf. „Geh hinaus zu Ellen in die Küche, ungehorsames Kind!“

Das Kind war nicht ungehorsam; doppelt getränkt in seinem kleinen Herzen, ging es in die Küche, artig und gehorsam. Gleich darauf aber zeigte es sich wieder auf der Schwelle: Ellen wusch auf! Da stand das Kind, auf der Schwelle, von zwei Seiten ausgewiesen, zurückgestoßen, durste nirgendwo sein. Das Mädchen sah aus wie ein verzweifelndes Kind, ohne Thränen, aber mit dem ganzen Entsetzen des Einsamen in seinem Gesicht. Stumm, versteinert, als gebe es in der ganzen Welt keinen Platz für sie, als wolle Niemand sie haben, ohne daß sie wußte, warum nicht. Sie stand in diesem Augenblick wahrhaftig auf der Schwelle des Lebens; dann, plötzlich, leuchtete sie auf und näherte sich dem offenen Fenster, das hoch über der Erde war.

Zur Ehre der Mutter muß ich gestehen, daß sie mir mit der größten Reue diese Szene geschildert hat; und daß sie aussprang, das Kind in die Arme nahm und mit ihm spielte, bis die Sonne unterging.

„Wenn dem Kind Etwas geschehen wäre, hätte ich immer in der Hölle der Vorwürfe gelebt. Und jetzt denke ich: für jeden Augenblick, den ich meinem Kind nicht geschenkt; für jede kleine Freude, die ich ihm nicht bereitet, würde ich, wenn sie dahin ginge, meine Seele aus dem Körper weinen; ich würde in den Weltraum hinausgehen und das Kind unter den Sternen suchen, um Verzeihung von ihm zu erbitten; wenn mir verziehen werden könnte . . .

Jedenfalls: mit fünf Jahren auf der Schwelle des Lebens!

Geheime Gesetze.

Neulich erzählte ein Bekannter diese kleine Geschichte, die in ihrer Einfachheit so furchtbar war, daß ich längere Zeit über den Fall nachgrübelte.

Ein Mann kommt wegen eines Vergehens ins Gefängniß. Als er dort saß, erhielt er Nachricht aus seinem Haus. Ob der Direktor selbst oder der Geistliche den Muth hatte, die Neuigkeit auszusprechen, weiß ich nicht mehr; jedenfalls wurden die Worte von einer menschlichen Zunge ausgesprochen und erreichten das Ohr des Unglücklichen, konnten in sein Herz eindringen und ihre Wirkung thun. Die Frau des Gefangenen hatte sich einen Liebhaber genommen; und eines Tages, als sie allein sein wollten, hatten sie das Kind entfernt, das Kind des Mannes. Das Kind war aus dem Fenster gegangen und lebte nicht mehr. Das war Alles.

Als ich diese Geschichte hörte, dachte ich an Klein Gnyolf, der zum Krüppel wurde, weil die Gatten allein sein wollten. Und ich erinnerte mich in diesem Zusammenhang an einen Fall, der sich 1893 im Ausland zutrug. Da „fiel“ ein Kind unter ähnlichen Umständen zum Fenster hinaus. Ob es hinaus „ging“, weiß ich nicht; aber in solchen Fällen pflegt die Rhetorik einen Schleier über die Trauer zu ziehen.

Das ließ mich an eine weit, zurückliegende Szene denken, die ich damals nicht verstand. Dem Kind war die Küche zum Aufenthaltsort angewiesen. Die Köchin liebte Kinder nicht . . . Ich kam hinaus, um die Kleine zu suchen, aber sie war nicht in der Küche. Sie stand im Treppenhaus, an einem offenen Fenster, vier Treppen hoch, lehnte sich über das Geländer . . . Ich glaube, ein Dämon hatte das Fenster geöffnet.

Ich bat Gott, uns diese Sünde, die wir aus Unverstand begangen hatten, zu verzeihen. Und wir haben es nie wieder gethan.

Was ist Das? Gibt es geheime, ewige Strafgesetze? Oder sind Verstand und Gefühl beim Kind so entwickelt, daß es aus Entsetzen vor dem Geheimnißvollen, das die Eltern verbergen zu können glauben, von einem Schrecken vor dem Leben ergriffen wird, wenn mit der Schöpferkraft zu ungehöriger Zeit gespielt wird? Das wissen wir nicht, verstehen wir nicht, haben es nicht verstanden; aber so ist es.

Werde nicht böse auf mich, Du Mutter, Du Vater, weil ich dieses Unpassende erzählt habe! Vielleicht dankst Du es mir einmal, wenn Du dem grausamsten Leiden entgangen bist, das Du Dir aus lauter Unverstand und Unwissenheit hättest zuziehen können.

Stockholm.

August Strindberg.



